This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IES
90 6

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
550975
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Erster Theil. 1766	1
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. 1771	56
Hamburgische Dramaturgie. Erster Band	88
Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Band	162
Ueber Meusels Apollodor. 1768	233
Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter. 1774	234
Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel	248
Theologische Streitschriften	266
Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer	334
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tausend Ducaten, oder Judas Ischariot dem Zweiten	346
Die Erziehung des Menschengeschlechts	348
Briefe von Lessing	355
Einige Worte über Gotthold Ephraim Lessing und seine Schriften	431

G. E. Lessing's

gesammelte Werke

in zwei Bänden.

Zweiter Band.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1855.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
550975
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Erster Theil. 1766	1
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. 1771	56
Hamburgische Dramaturgie. Erster Band	88
Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Band	162
Ueber Meusels Apollodor. 1768	233
Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter. 1774	234
Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel	248
Theologische Streitschriften	266
Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer	334
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tausend Ducaten, oder Judas Ischariot dem Zweiten	346
Die Erziehung des Menschengeschlechts	348
Briefe von Lessing	355
Einige Worte über Gotthold Ephraim Lessing und seine Schriften	431

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Laokoon

oder

über die Gränzen der Malerei und Poesie.

Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Puncte der alten Kunstgeschichte.

Erster Theil.

1766.

Υλῃ και τροποις μιμησεως διαφερουσι.
Πλουτ. ποτ. Αθ. κατα Π. ἠ κατα Σ. ἐνδ.

Vorrede.

Der erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruht das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Waage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes in ihren verlorenen Schriften von der Malerei, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredtsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sicherern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte, dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, (*Υλῃ και τροποις μιμησεως*) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten

Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectaneen zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten seyn werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist als das Baumgartensche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte, tragen weniger zu meiner Absicht bei, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei, die bildenden Künste überhaupt begreife; so wie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie, auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst, setzt Herr Winkelmann in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. „So wie die Tiefe des Meeres, „sagt er,[1] allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch „so wüthen, eben so zeigt der Ausdruck in den Figuren der „Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele."

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, „und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. „Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des „Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und „andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen „Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, „sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte „und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Ge„schrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des „Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und „beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz „des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen „Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam „abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles „Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir „wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu „können."

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die „Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die Stärke „des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor ein„prägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer „Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte „der Kunst die Hand, und blies den Figuren derselben mehr „als gemeine Seelen ein, u. s. w."

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu seyn, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu seyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächst dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet." Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen störte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland; und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieses Stückes ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter,[1] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich deßfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen ἀ, ἀ, φεν, ἀταταται, ὠ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπα, παπα, aus welchen dieser Aufzug besteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen declamirt werden mußten, als bei einer zusammenhängenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben so lange dauern lassen, als die andern. Er scheint dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen seyn.

Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die geritzte Venus schreit laut;[2] nicht um sie durch dieses Geschrei als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schrieen zehntausend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.[3]

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen,

[1] Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. S. 21. 22.

[1] Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.

[2] Iliad. E. v. 343. *Η δε μεγα ἰαχουσα* —

[3] Iliad. E. v. 859.

oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt, wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Urältern waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, unter den den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuthes.[1] Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer: er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen so lange keine äußere Gewalt sie weckt, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben.[2] Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Todten beschäftigt, welches auf beiden Theilen nicht ohne Thränen abgeht; δακρυα θερμα χεοντες. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen; οὐδ' εια κλαιειν Πριαμος μεγας. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt die Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum ertheilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. Νειεσσομαι γε μεν οὐδεν κλαιειν, läßt er an einem andern Ort[3] den verständigen Sohn des weisen Nestors sagen.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet, der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sey unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules, die lächerlichsten unerträglichsten Personen auf der Bühne seyn würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter[1] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlorenen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules, wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht seyn, warum dem ungeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen, sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrückt.

II.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Gränzen gesetzt und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will," sagt ein alter Epigrammatist[2] über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sey so „ungestalten wie möglich; ich will dich doch malen. Mag dich „schon niemand gern sehen: so soll man doch mein Gemälde „gern sehen; nicht in so fern es dich vorstellt, sondern in so fern

[1] Th. Bartholinus de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.

[2] Iliad. H. v. 421.

[3] Odyss. Δ. 195.

[1] Chataubrun.

[2] Antiochus. (Antholog. libr. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieses Epigramm einem Piso bei. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

„es ein Beweis meiner Kunſt iſt, die ein ſolches Scheuſal ſo „ähnlich nachzubilden weiß.“

Freilich iſt der Hang zu dieſer üppigen Prahlerei mit leidigen Geſchicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenſtände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreicus ſollten gehabt haben. Sie hatten ſie; aber ſie ließen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauſon, der ſich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, deſſen niedriger Geſchmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menſchlichen Bildung am liebſten ausdrückte,[1] lebte in der verächtlichſten Armuth.[2] Und Pyreicus, der Barbierſtuben, ſchmutzige Werkſtätte, Eſel und Küchenkräuter, mit allem dem Fleiße eines niederländiſchen Künſtlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur ſo viel Reiz hätten und ſo ſelten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen,[3] des Kothmalers; obgleich der wollüſtige Reiche ſeine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch dieſen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit ſelbſt hielt es ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und ſelbſt vom Junius,[4] gehalten wird. Es verdammte die griechiſchen Ghezzi; den unwürdigen Kunſtgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiſte des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken gefloſſen. Jeder Olympiſche Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine Ikoniſche geſetzt.[5] Der mittelmäßigen Portraits ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu viel werden. Denn obſchon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, ſo muß doch die Aehnlichkeit darüber herrſchen; es iſt das Ideal eines gewiſſen Menſchen, nicht das Ideal eines Menſchen überhaupt.

[1] Jungen Leuten, befiehlt daher Ariſtoteles, muß man ſeine Gemälde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, ſo viel wie möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. libr. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieſer Stelle anſtatt Pauſon, Pauſanias geleſen wiſſen, weil von dieſem bekannt ſey, daß er unzüchtige Figuren gemalt habe (de Umbra poetica, comment I. p. XIII.). Als ob man es erſt von einem philoſophiſchen Geſetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reizungen der Wolluſt zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunſt (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um ſeine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.), welche den Unterſchied, den Ariſtoteles daſelbſt zwiſchen dem Polygnotus, Dionyſius und Pauſon angiebt, darin ſetzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionyſius Menſchen und Pauſon Thiere gemalt habe. Sie malten alleſammt menſchliche Figuren, und daß Pauſon einmal ein Pferd malte, beweiſt noch nicht, daß er ein Thiermaler geweſen, wofür ihn Herr Boden hält. Ihren Rang beſtimmten die Grade des Schönen, die ſie ihren menſchlichen Figuren gaben, und Dionyſius konnte nur deßwegen nichts als Menſchen malen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu ſklaviſch folgte, und ſich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu malen, ein Religionsverbrechen geweſen wäre.

[2] Ariſtophanes Plut. v. 602. et Acharnens. v. 854.

[3] Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.

[4] De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

[5] Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworfen geweſen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele nothwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen, und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaße er jede Art deſſelben verſtatten will.

Die bildenden Künſte insbeſondere, außer dem unfehlbaren Einfluſſe, den ſie auf den Charakter der Nation haben, ſind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufſicht des Geſetzes heiſcht. Erzeugten ſchöne Menſchen ſchöne Bildſäulen, ſo wirkten dieſe hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte ſchönen Bildſäulen ſchöne Menſchen mit zu verdanken. Bei uns ſcheint ſich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.

Aus dieſem Geſichtspunkte glaube ich in gewiſſen alten Erzählungen, die man geradezu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Ariſtomenes, des Ariſtodamas, Alexanders des Großen, des Scipio, des Auguſtus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerſchaft allen, als ob ſie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit;[1] und die ſchönen Bildſäulen und Gemälde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren ſelten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverſchämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Urſache mußte es wohl haben, warum die ehebrecheriſche Phantaſie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß feſtſetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſey.

Und dieſes feſtgeſetzt, folgt nothwendig, daß alles andere, worauf ſich die bildenden Künſte zugleich mit erſtrecken können, wenn es ſich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es ſich mit ihr verträgt, ihr wenigſtens untergeordnet ſeyn müſſen.

Ich will bei dem Ausdrucke ſtehen bleiben. Es giebt Leidenſchaften und Grade von Leidenſchaften, die ſich in dem Geſichte durch die häßlichſten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen, daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umſchreiben, verloren gehen. Dieſer enthielten ſich alſo die alten Künſtler entweder ganz und gar, oder ſetzten ſie auf geringere Grade herunter, in welchen ſie eines Maaßes von Schönheit fähig ſind.

[1] Man irrt ſich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer mediciniſchen Gottheit hält. Juſtinus Martyr (Apolog. II pag. 55. Edit. Sylburg.) ſagt ausdrücklich: παρα παντι των νομιζομενων παρ' ὑμιν θεων, ὀφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringſte Beziehung auf die Geſundheit haben.

Wuth und Verzweiflung ſchändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.[1]

Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz ſchleuderte; bei dem Künſtler nur der ernſte.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo dieſe Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben ſo verkleinernd als entſtellend geweſen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umſtehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit erheilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllte, iſt bekannt, und es ſind viel artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagte dieſer,[1] in den traurigen Phyſiognomien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener,[2] daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ſey. Ich für mein Theil ſehe hier weder die Unvermögenheit des Künſtlers, noch die Unvermögenheit der Kunſt. Mit dem Grade des Affects verſtärken ſich auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts; der höchſte Grad hat die allerentſchiedenſten Züge, und nichts iſt der Kunſt leichter, als dieſe auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Gränzen, welche die Grazien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wußte, daß ſich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich ſind. So weit ſich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm ſeine Compoſition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, ließ er errathen. Kurz, dieſe Verhüllung iſt ein Opfer, das der Künſtler der Schönheit brachte. Sie iſt ein Beiſpiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunſt treiben, ſondern wie man ihm dem erſten Geſetze der Kunſt, dem Geſetze der Schönheit, unterwerfen ſoll.

Und dieſes nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache klar, die ich ſuche. Der Meiſter arbeitete auf die höchſte Schönheit, unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes. Dieſer, in aller ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn alſo herabſetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, ſondern weil es das Geſicht auf eine eckelhafte Weiſe verſtellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man laſſe ihn ſchreien, und ſehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil ſie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun iſt es eine häßliche, eine abſcheuliche Bildung geworden, von der man gern ſein Geſicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unluſt erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenſtandes dieſe Unluſt in das ſüße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oeffnung des Mundes, — bei Seite geſetzt, wie gewaltſam und eckel auch die übrigen Theile des Geſichts dadurch verzerrt und verſchoben werden, — iſt in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigſte Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewies wenig Geſchmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgeriſſenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.[3] Muß ein Gott ſchreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes ſeine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur

[1] Man gehe alle die Kunſtwerke durch, deren Plinius und Pauſanias und andere gedenken, man überſehe die noch jetzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde, und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildertracht, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, ſie noch lieber von den Münzen erborgen ſollen, (Seguini Numis pag. 178. Spanhem. de Praest. Numism. Dissert XIII. p. 639. Les Césars de Julien, par Spanheim p. 48.) als daß er ſie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem ſie ganz gewiß nicht ſind. Er ſagt in ſeinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.). „Obſchon die Furien in den Werken der alten Künſtler etwas ſehr ſeltenes ſind, ſo findet ſich doch eine Geſchichte, in der ſie durchgängig von ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des Meleager, als in deſſen Vorſtellung auf Basreliefs ſie öfters die Althäa aufmuntern und anreiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache ſo weit nicht gegangen ſeyn, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeſchürt. In einem von dieſen Basreliefs, bei dem Bellori (in den Admirandis) ſieht man zwei Weiber, die mit der Althäa am Altare ſtehen, und allem Anſehen nach Furien ſeyn ſollen. Denn wer ſonſt als Furien hätte einer ſolchen Handlung beiwohnen wollen? Daß ſie für dieſen Charakter nicht ſchrecklich genug ſind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigſte aber auf dieſem Werke iſt die runde Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher ſich offenbar der Kopf einer Furie zeigt. Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, ſo oft ſie eine üble That vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich jetzt zu richten, alle Urſache hatte ꝛc." — Durch ſolche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer ſonſt, fragt Spence, als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beiwohnen wollen? Ich antworte: die Mägde der Althäa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid ſagt: Metamorph. VIII. v. 460. 461.)

Protulit hunc (stipitem) genitrix, taedasque in fragmina poni
Imperat, et positis inimicos admovet ignes.

Dergleichen taedas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beide Perſonen in den Händen, und die eine hat eben ein ſolches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben ſo wenig. Es iſt ein Geſicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel ſoll es der Kopf des Meleagers ſelbſt ſeyn (Metamorph. I. c. v. 515.).

Inscius atque absens flamma Meleagros in illa
Uritur: et caecis torreri viscera sentit
Ignibus: et magnos superat virtute dolores.

Der Künſtler brauchte ihn gleichſam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nämlichen Geſchichte, welcher den ſterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori ſelbſt (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentſchieden, ob es Parzen oder Furien ſind. Ein Oder, welches genugſam zeigt, daß ſie weder das eine noch das andere ſind. Auch Montfaucons übrige Auslegung ſollte genauer ſeyn. Die Weibsperſon, welche neben dem Bette ſich auf den Ellenbogen ſtützt, hätte er Caſſandra und nicht Atalanta nennen ſollen. Atalanta iſt die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehrt, in einer traurigen Stellung ſitzt. Der Künſtler hat ſie mit vielem Verſtande von der Familie abgewendet, weil ſie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das ſie ſelbſt unſchuldiger Weiſe veranlaßt hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

[1] Plinius lib. XXXV. sect. 35. Cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, et tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

[2] Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

[3] Antiquit. expl. T. I. p. 50.

Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, ſondern in dem Weſen unſerer Empfindungen ſelbſt gegründeten Anſtand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules ſo winſeln und weinen, ſo ſchreien und brüllen läßt. Die Umſtehenden können unmöglich ſo viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als dieſe ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern ſcheinen. Sie werden uns Zuſchauern vergleichungsweiſe kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders als wie das Maaß des unſrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauſpieler die Vorſtellung des körperlichen Schmerzes ſchwerlich oder gar nicht bis zur Illuſion treiben kann; und wer weiß, ob die neuern dramatiſchen Dichter nicht eher zu loben als zu tadeln ſind, daß ſie dieſe Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwiderſprechlich ſcheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerſpiel durch die That zu erweiſen. Alle dieſe Betrachtungen ſind nicht ungegründet, und doch bleibt Philoktet eines von den Meiſterſtücken der Bühne. Denn ein Theil derſelben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er ſich über den andern Theil hinwegſetzt, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtſamen Kunſtrichter ohne dieſes Beiſpiel nie träumen würde. Folgende Anwerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verſtärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umſtände der Geſchichte kann man betrachten, als ob ſie von ſeiner Wahl abgehangen hätten, in ſo fern er nämlich die ganze Geſchichte, eben dieſer ihm vortheilhaften Umſtände wegen, wählte) — er wählte, ſage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil ſich von jener eine lebhaftere Vorſtellung machen läßt, als von dieſer, wenn ſie auch noch ſo ſchmerzlich iſt. Die innere ſympathetiſche Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn ſeine Mutter in dem fatalen Brande ihrer ſchweſterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatraliſch ſeyn, als eine Wunde. Und dieſe Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein ſtärkerer Anfall von Schmerzen hatte ſeine geſetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem ſich ſeine erſchöpfte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet ſeyn. Was kann man ſich von einem ſo gewöhnlichen Zufalle außerordentliches verſprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgeſetzt; wie kam es, daß er nur bei dem Philoktet ſo ſchreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt ohne zu tödten, iſt noch dazu weit unwahrſcheinlicher, als alles das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüſtet hat.

2. So groß und ſchrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen ſeines Helden machte, ſo fühlte er es doch ſehr wohl, daß ſie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband ſie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für ſich betrachtet nicht beſonders rühren konnten, die aber durch dieſe Verbindung einen eben ſo melancholiſchen Anſtrich erhielten, als ſie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Dieſe Uebel waren völlige Beraubung der menſchlichen Geſellſchaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgeſetzt iſt. [1] Man denke ſich einen Menſchen in dieſen Umſtänden,

[1] Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieſer Verbindung betrachtet, ſo ſcheint ihn die hülfloſe Einſamkeit deſſelben ganz beſonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geſelligen Griechen. Ueber eine von den hierher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie iſt die: (v. 201—205.)

Ἰν᾽ αὐτος ἦν πρόσουρος, οὐκ ἐχων βασιν,
Οὐδε τιν᾽ ἐγχωρων,
Κακογειτονα παρ᾽ ᾧ ζονον ἀντιτυπον
Βαρυβρωτ᾽ ἀποκλαυ-
σειεν αἱματηρον.

Die gemeine Winsheim'ſche Ueberſetzung giebt dieſes ſo:

Ventis expositus et pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Ueberſetzung des Th. Johnſon nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man ſollte glauben, er habe dieſe veränderten Worte aus der gebundenen Ueberſetzung des Thomas Naogeorgus entlehnt. Denn dieſer (ſein Werk iſt ſehr ſelten, und Fabricius ſelbſt hat es nur aus dem Oporinſchen Bücherverzeichniſſe gekannt) drückt ſich ſo aus:

— ubi expositus fuit
Ventis ipse, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum
Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn dieſe Ueberſetzungen ihre Richtigkeit haben, ſo ſagt der Chor das Stärkſte, was man nur immer zum Lobe der menſchlichen Geſellſchaft ſagen kann: Der Elende hat keinen Menſchen um ſich, er weiß von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen böſen Nachbar hätte! Thomſon würde ſodann dieſe Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüſte Inſel von Böſewichtern ausgeſetzten Meliſander ſagen läßt:

Cast on the wildest of the Cyclad isles
Where never human foot had marked the shore
These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A sound so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein großer vortrefflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bei ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eigenen ſehen wollte, welcher die Worte des Dichters ſo umſchreibt: *Οὐ μονον ὁπου καλον οὐκ εἰχε τινα των ἐγχωριων γειτονα, ἀλλα οὐδε κακον, παρ᾽ οὐ ἀμοιβαιον λογον ζεναζων ἀκουσειε.* Wie dieſer Auslegung die angeführten Ueberſetzer gefolgt ſind, ſo hat ſich auch eben ſowohl Brumoy, als unſer neuer deutſcher Ueberſetzer daran gehalten. Jener ſagt, sans société, même importune; und dieſer „jeder Geſellſchaft, auch der beſchwerlichſten beraubt." Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, ſind dieſe: Erſtlich iſt es offenbar, daß wenn *κακογειτονα* von *τιν᾽ ἐγχωριων* getrennt werden, und ein beſonderes Glied ausmachen ſollte, die Partikel *οὐδε* vor *κακογειτονα* nothwendig wiederholt ſeyn müßte. Da ſie es aber nicht iſt, ſo iſt es eben ſo offenbar, daß *κακογειδονα* zu *τινα* gehört, und das Komma nach *ἐγχωριων* wegfallen muß. Dieſes Komma hat ſich aus der Ueberſetzung eingeſchlichen, wie ich denn wirklich finde,

man gebe ihm aber Gesundheit, und Kräfte, und Industrie, und es ist ein Robinson Crusoe, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht gleichgültig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir außer derselben genießen, nicht sehr reizend dünken sollte, besonders unter der Vorstellung, welches jedes Individuum schmeichelt, daß es fremden Beistandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften steht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Fälle zusammen kommen, wenn der Einsame auch seines Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken eben so wenig jemand anders hilft, als er sich selbst helfen kann, und seine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammenschlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischt. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubt sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Gesellschaft. Er läßt eine Prinzessin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bei sich;

daß es einige ganz griechische Ausgaben (z. E. die Wittenbergische von 1585 in 8., welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erst, wie gehörig, nach κακογειτονα setzen. Zweitens, ist das wohl ein böser Nachbar, von dem wir uns ϛονον ἀντιτυπον, ἀπροιβαιον wie es der Scholiast erklärt, versprechen können? Wechselsweise mit uns seufzen, ist die Eigenschaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz also, man hat das Wort κακογειτονα unrecht verstanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectiv κακος zusammengesetzt sey, und es ist aus dem Substantiv το κακον zusammengesetzt: man hat es durch einen bösen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Bösen erklären sollen. So wie κακομαντις nicht einen bösen, das ist, falschen, unwahren Propheten, sondern einen Propheten des Bösen, κακοτεχνος nicht einen bösen, ungeschickten Künstler, sondern einen Künstler im Bösen bedeuten. Unter einem Nachbar des Bösen, versteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen als wir behaftet ist, oder aus Freundschaft an unseren Unfällen Antheil nimmt, so daß die ganzen Worte οὐδ' ἐχον τιν' ἐγχωριων κακογειτονα bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu übersetzen sind. Der neue englische Uebersetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meinung gewesen seyn, indem er den bösen Nachbar in κακογειτων auch nicht findet, sondern es bloß durch fellow-mourner übersetzt:

Expos'd to the inclement skies,
Deserted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
So sooth his sorrow and divide his care.

ein Ding, von dem ich nicht weiß, ob es die Prinzessin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür läßt er schöne Augen spielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen seyn. Nichts hingegen ist ernsthafter als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weiß einen gewissern Weg zu unsern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzessin abziehen müssen. Dieses hießen denn auch die Pariser Kunstrichter über die Alten triumphiren, und einer schlug vor, das Chataubrunsche Stück la Difficulté vaincue zu benennen.[1]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzelnen Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist; wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einöde zu verlassen und wieder in sein Reich zu gelangen; wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreit, er bekommt die gräßlichsten Zuckungen. Hierwider geht eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes. Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht; ein Mann also, bei welchem man nicht eine falsche Delicatesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so giebt er ihm auch einen sehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenschaften, sagt er, mit welchen andere nur sehr wenig sympathisiren können, werden anstößig, wenn man sie zu heftig ausdrückt.[2] „Aus diesem Grunde „ist nichts unanständiger und einem Manne unwürdiger, als „wenn er den Schmerz, auch den allerheftigsten, nicht mit Ge„duld ertragen kann, sondern weint und schreit. Zwar giebt es „eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir „sehen, daß jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schien„bein bekommen soll, so fahren wir natürlicherweise zusammen, „und ziehen unsern eigenen Arm oder Schienbein zurück; und „wenn der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn ge„wissermaßen eben so wohl, als der, den er getroffen. Gleich„wohl aber ist es gewiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, „gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene daher ein hef„tiges Geschrei erregt, so ermangeln wir nicht, ihn zu verachten, „weil wir in der Verfassung nicht sind, eben so heftig schreien „zu können, als er." — Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Spekulation kaum möglich ist, einen einzelnen Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreien hören. Aber nicht immer, nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn selbst

[1] Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

[2] The Theory of Moral Sentimens, by Adam Smith. Part. I. sect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

unter den Leiden Proben seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bei dem Philoktet. Die moralische Größe bestand bei den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Größe behält Philoktet bei allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde! am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramt. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheint er allein die Ungeduld zu finden; ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil „sie die tapfersten Männer klagend einführen.“ Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern, und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Seneca'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles seinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebaut, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen schreit, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrei zu erfordern scheint. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreienden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu seyn pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebaut. Dadurch nämlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftigt, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrei, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sey so schwach oder so stark es will, entsteht oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn i h r Betrug stürzen werde; nun bekommt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherei nicht häufen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheint, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich, und um so viel rührender, da sie von der bloßen Menschlichkeit bewirkt wird. Bei dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran. [1] Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nämlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrei über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserei, in der er nach nichts als nach Rache schnaubt. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine

[1] Act. II. Sc. III. De mes déguisemens que penserait Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zuſammenhaltung der Orakel entſchieden iſt, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über ſeinen letzten Entſchluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergeſſen, daß jener ein Halbgott und dieſer nur ein Menſch iſt. Der Menſch ſchämt ſich ſeiner Klagen nie; aber der Halbgott ſchämt ſich, daß ſein ſterblicher Theil über den unſterblichen ſo viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winſeln müſſen.[1] Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringſte Held ſoll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauſpieler das Geſchrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illuſion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejahen wagen. Wenn ich fände, daß es unſere Schauſpieler nicht könnten, ſo müßte ich erſt wiſſen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre; und wenn es auch dieſem nicht gelänge, ſo würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Deklamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechiſcher Meiſter, aber aus der Zeit der Kaiſer halten, weil ſie glauben, daß der Virgiliſche Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieſer Meinung geweſen ſind, nur den Bartholomäus Marliani,[2] und von den neuern den Montfaucon[3] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters eine ſo beſondere Uebereinſtimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umſtände ſollten gefallen ſeyn, die ſich nichts weniger, als von ſelbſt darbieten. Dabei ſetzten ſie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des erſten Gedankens ankomme, die Wahrſcheinlichkeit für den Dichter ungleich größer ſey, als für den Künſtler.

Nur ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß ein dritter Fall möglich ſey. Denn vielleicht hat der Dichter eben ſo wenig den Künſtler, als der Künſtler den Dichter nachgeahmt, ſondern beide haben aus einerlei älteren Quellen geſchöpft. Nach dem Macrobius würde Piſander dieſe ältere Quelle ſeyn können.[4] Denn als die Werke dieſes griechiſchen Dichters noch vorhanden waren, war es ſchulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerſtörung Iliums, ſein ganzes zweites Buch, aus ihm nicht ſowohl nachgeahmt, als treulich überſetzt habe. Wäre nun alſo Piſander auch in der Geſchichte des Laokoon Virgils Vorgänger geweſen, ſo brauchten die griechiſchen Künſtler ihre Anleitung nicht aus einem lateiniſchen Dichter zu holen, und die Muthmaßung von ihrem Zeitalter gründet ſich auf nichts.

Indeß, wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, ſo würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Piſanders Gedichte ſind verloren; wie die Geſchichte des Laokoon von ihm erzählt worden, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen; es iſt aber wahrſcheinlich, daß es mit eben den Umſtänden geſchehen ſey, von welchen wir noch jetzt bei griechiſchen Schriftſtellern Spuren finden. Nun kommen aber dieſe mit der Erzählung des Virgils im geringſten nicht überein, ſondern der römiſche Dichter muß die griechiſche Tradition völlig nach ſeinem Gutdünken umgeſchmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzählt, ſo iſt es ſeine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künſtler in ihrer Vorſtellung mit ihm harmoniren, ſo können ſie nicht wohl anders als nach ſeiner Zeit gelebt und nach ſeinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen ſich dieſer dadurch zuzieht, äußert ſich bei ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angſt überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobt in ſeinen Augen; ſein Gehirn leidet; er raſt; er erblindet. Erſt, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, ſendet Minerva zwei ſchreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreifen. Umſonſt ſtrecken dieſe die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helfen; ſie werden zerfleiſcht und die Schlangen ſchlupfen in die Erde. Dem Laokoon ſelbſt geſchieht von ihnen nichts; und daß dieſer Umſtand dem Quintus[1] nicht eigen, ſondern vielmehr allgemein angenommen müſſe geweſen ſeyn, bezeugt eine Stelle des Lykophron, wo dieſe Schlangen[2] das Beiwort der Kinderfreſſer führen.

War er aber, dieſer Umſtand, bei den Griechen allgemein angenommen, ſo würden ſich griechiſche Künſtler ſchwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und ſchwerlich würde es ſich getroffen haben, daß ſie auf eben die Art wie ein römiſcher Dichter abgewichen wären, wenn ſie dieſen Dichter nicht gekannt hätten, wenn ſie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf dieſem Puncte, meine ich, müßte man beſtehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil iſt der erſte und einzige,[3]

[1] Trach. v. 1088. 89.

— — ὅσις ὥσε παρθενος
Βεβρυχα κλαιων — —

[2] Topographiae Urbis Romae libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii) ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur etc.

[3] Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il semble qu'Agesandre, Polydore et Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayant travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui répondait à l'incomparable déscription qu'a fait Virgile de Laocoon etc.

[4] Saturnal. lib. V. cap. 2. Quae Virgilius traxit a Graecis, dicturumne me putatis quae vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis Georgicis, tempestatis serenitasque signa de Arati Phaenomenis traxerit? vel quod eversionem Trojae, cum Sinone suo, et equo ligneo, caeterisque omnibus, quae librum secundum faciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui inter Graecos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis et Junonis incipiens universas historias, quae mediis omnibus saeculis usque ad aetatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit, et unum ex diversis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias caeteras interitus quoque Trojae in hunc modum relatus est. Quae fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacae urbis ruinam. Sed et haec et talia ut pueris decantata praetereo.

[1] Paralip. lib. XII. v. 398—408. et v. 439—474.

[2] Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron ſcheint nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

[3] Ich erinnere mich, daß man das Gemälde hierwider anführen könnte, welches Eumolp bei dem Petron auslegt. Es ſtellte die Zerſtörung von Troja, und beſonders die Geſchichte des Laokoon, vollkommen ſo vor, als ſie Virgil erzählt; und da in der nämlichen Gallerie zu Neapel, in der es ſtand, andere alte Gemälde vom Zeuris

welcher ſowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieſes gleichfalls, da ſie es doch als Griechen nicht hätten thun ſollen: alſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie es auf Veranlaſſung des Virgils gethan haben.

Ich empfinde ſehr wohl, wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit zur hiſtoriſchen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts hiſtoriſches weiter daraus ſchließen will, ſo glaube ich wenigſtens, daß man ſie als eine Hypotheſe kann gelten laſſen, nach welcher der Kritiker ſeine Betrachtungen anſtellen darf. Bewieſen oder nicht bewieſen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu ſehen, wie ſie ihm ſodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geſchrei habe ich mich ſchon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit ſeinen beiden Söhnen durch die mörderiſchen Schlangen in einen Knoten zu ſchürzen, iſt unſtreitig ein ſehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein maleriſchen Phantaſie zeugt. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Künſtlern? Montfaucon will ihn bei dem Dichter nicht finden. [1] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerkſam genug geleſen.

Protogenes, Apelles waren, ſo ließe ſich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechiſches Gemälde geweſen ſey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Hiſtoricus halten zu dürfen. Dieſe Gallerie, und dieſes Gemälde, und dieſer Eumolp haben, allem Anſehen nach, nirgends als in der Phantaſie des Petrons exiſtirt. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer beinahe ſchülermäßigen Nachahmung der Virgiliſchen Beſchreibung. Es wird ſich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzuſtellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199—224.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat
Laocoon, ductus Neptuno sorte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
Sanguineae exsuperant undas: pars cetera pontum
Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffecti sanguine et igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, et miseros morsu depasçitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: et jam
Bis medium amplexi, bis collo scamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus et incertam excussit cervice securim.

Und ſo Eumolp: (von dem man ſagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen ſey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Verſen eben ſo viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta,
Undaque resultat scissa tranquillo minor.
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit.
Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altae, lateribus spumas agunt:
Dat cauda sonitum; liberae ponto jubae
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit aequor, sibilisque undae tremunt.
Stupuere mentes. Infulis stabant sacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues corusci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberûm funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Jam morte pasti, membraque ad terram trahunt.
Jacet sacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge ſind in beiden Stellen eben dieſelben, und verſchiedenes iſt mit den nämlichen Worten ausgedrückt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die von ſelbſt in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung, die feiner, aber nicht weniger ſicher ſind. Iſt der Nachahmer ein Mann, der ſich etwas zutraut, ſo ahmt er ſelten nach, ohne verſchönern zu wollen; und wenn ihm dieſes Verſchönern, nach ſeiner Meinung geglückt iſt, ſo iſt er Fuchs genug, ſeine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben dieſe eitle Begierde zu verſchönern, und dieſe Behutſamkeit Original zu ſcheinen, entdeckt ihn. Denn ſein Verſchönern iſt nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil ſagt: sanguineae jubae; Petron: liberae jubae luminibus coruscant. Virgil: ardentes oculos suffecti sanguine et igni; Petron: fulmineum jubar incendit aequor. Virgil: fit sonitus spumante salo; Petron: sibilis undae tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Großen ins Ungeheuere, aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundenen Knaben ſind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinſetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennt. Petron malt dieſes Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio sibi
Uterque fratri transtulit pias vices
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menſchen, von Kindern, dieſe Selbſtverläugnung? Wie viel beſſer kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459—461.) welcher bei Erſcheinung der ſchrecklichen Schlangen, ſogar die Mütter ihrer Kinder vergeſſen läßt, ſo ſehr war jedes nur auf ſeine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἐνθα γυναικες
Ὀιμωζον, και που τις εών ἐπελησατο τεκνων,
Ἀυτη ἀλευομενη ςυγερον μορον — —

Zu verbergen ſucht ſich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenſtänden eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt ſich Mühe, die Größe der Schlangen recht ſichtbar zu machen, weil von dieſer Größe die Wahrſcheinlichkeit der folgenden Erſcheinung abhängt; das Geräuſch, welches ſie verurſachen, iſt nur eine Nebenidee, und beſtimmt, den Begriff der Größe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht dieſe Nebenidee zur Hauptſache, beſchreibt das Geräuſch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Größe ſo ſehr, daß wir ſie nur faſt aus dem Geräuſche ſchließen müſſen. Es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er in dieſe Unſchicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus ſeiner Einbildung geſchildert, und kein Muſter vor ſich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläſſig jedes poetiſche Gemälde, das in kleinen Zügen überladen, und in den großen fehlerhaft iſt, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag ſonſt ſo viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag ſich laſſen angeben können oder nicht.

[1] Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite différence entre ce que dit Virgile, et ce que le marbre représente. Il semble, selon ce que dit le poète, que les serpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le père, au lieu que dans ce marbre ils lient en même tems les enfans et leur père.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen ſie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Augenblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſattſam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheint eine Stelle des Donatus [1] zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er ſehr ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierin mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte beſonders, iſt das ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſo wohl als den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftigt, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts als dieſe Freiheit der Arme fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und doch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſes Bild füllt unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Geſichte. Dem ungeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Hauptheile ſo frei ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf ſie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und ſchwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene ſchmerzliche Einziehung des Unterleibs, welche ſo ſehr ausdrückend iſt, würde unſichtbar geblieben ſeyn. Was man über, oder unter, oder zwiſchen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Preſſungen und Aufſchwellungen erſchienen ſeyn, die nicht von dem innern Schmerze, ſondern von der äußern Laſt gewirkt worden. Der eben ſo oft umſchlungene Hals würde die pyramidaliſche Zuſpitzung der Gruppe, welche dem Auge ſo angenehm iſt, gänzlich verdorben haben; und die aus dieſer Wulſt ins Freie hinausragenden ſpitzen Schlangenköpfe hätten einen ſo plötzlichen Abfall von Menſur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerſt anſtößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverſtändig genug geweſen ſind, ſich dem ungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt ſich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn [1] mit Abſcheu erkennen. Die alten Bildhauer überſahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunſt hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halſe um die Schenkel und Füße. Hier konnten dieſe Windungen, dem Ausdrucke unbeſchadet, ſo viel decken und preſſen, als nöthig war. Hier erregten ſie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künſtlichen Fortdauer des nämlichen Zuſtandes ſehr vortheilhaft iſt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunſtrichter dieſe Verſchiedenheit, welche ſich in den Windungen der Schlangen zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters ſo deutlich zeigt, gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Sie erhebt die Weisheit der Künſtler eben ſo ſehr als die andere, auf die ſie alle fallen, die ſie aber nicht ſowohl anzupreiſen wagen, als vielmehr nur zu entſchuldigen ſuchen. Ich meine die Verſchiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon iſt in ſeinem prieſterlichen Ornate, und in der Gruppe erſcheint er mit beiden ſeinen Söhnen völlig nackend. Man ſagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königsſohn, ein Prieſter, bei einem Opfer, nackend vorgeſtellt werde. Und dieſen Leuten antworten Kenner der Kunſt in allem Ernſte, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche ſey, daß aber die Künſtler dazu gezwungen worden, weil ſie ihren Figuren keine anſtändige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, ſagen ſie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man alſo die geringſte wählen, und lieber gegen die Wahrheit ſelbſt verſtoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müſſen. [2] Wenn die

[1] Donatus ad. v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo et simulacbri vestigiis tegi potuisse, quos supra et longos et validos dixit, et multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac liberorum, et fuisse superfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieſer Stelle aus den Worten mirandum non est, entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachſatz mangelt. Denn da die Schlangen ſo außerordentlich groß waren, ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß ſie ſich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieſes Schild nicht ſelbſt ſehr groß war, und zu einer koloſſaliſchen Figur gehörte. Und die Verſicherung hievon mußte der mangelnde Nachſatz ſeyn, oder das non hat keinen Sinn.

[2] In der prächtigen Ausgabe von Drydens engliſchem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieſer die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals faſt gar nicht geführt. Wenn ein ſo mittelmäßiger Künſtler anders eine Entſchuldigung verdient, ſo könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloße Erläuterungen, nicht aber als für ſich beſtehende Kunſtwerke zu betrachten ſind.

[3] So urtheilt ſelbſt De Piles in ſeinen Anmerkungen über den Du Freſnoy v. 210. Remarquez, s'il vous plaît, que le Draperies tendres et légères n'étant données qu'au sexe féminin, les anciens Sculpteurs ont évité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes; parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons déjà dit, qu'en Sculpture on ne pouvait imiter les étoffes et que les gros plis faisaient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette vérité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon lequel selon la vraisemblance devrait être vêtu. En effet, quelle

alten Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja, sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdrucks. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdruck auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern, zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmt haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheint vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinübertragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit selbst zu denken. Und diese ihre eigene Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst eben so groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: Der Dichter soll den Künstlern nachgeahmt haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten.[1] Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit seyn sollte. Es mußte aus der Zeit seyn, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu seyn verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde des Virgils ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; bloß aus Erwägung der weitern Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten seyn. Ich will sagen: wenn nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedient, in dem Werke des Dichters von eben so guter Wirkung seyn können? Unstreitig; denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft durch das Auge, schön. Das nämliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkürliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nämliche Wohlgefallen, obschon nicht in dem nämlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir die Voraussetzung, Virgil habe die Künstler nachgeahmt, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerspiel derselben geworden ist. Wenn die Künstler dem Dichter gefolgt sind, so kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nämlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verursacht haben würden, die sich bei ihm nicht äußern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wenn er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein

apparence y-a-t'il qu'un fils de Roi, qu'un Prêtre d'Apollon se trouvât tout nud dans la cérémonie actuelle d'un sacrifice; car les serpens passerent de l'Isle de Ténédos au rivage de Troye, et suprirent Laocoon et ses fils dans le tems même qu'il sacrifiait à Neptune sur le bord de la mer comme le marque Virgile dans le second livre de son Eneide. Cependant les Artistes, qui sont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvaient pas leur dônner de vêtemens convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressemblerait à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été et qui sont toujours l'admiration des siècles. C'est pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus fâcheux, que celui d'aller contre la vérité même.

[1] Maffei, Richardson, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Malerei S. 37. Richardson, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beifüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgils gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

vortreffliches Gemälde geliefert haben? [1] Ich begreife wohl, wie seine für ſich ſelbſt arbeitende Phantaſie ihn auf dieſen und jenen Zug bringen können; aber die Urſachen, warum ſeine Beurtheilungskraft ſchöne Züge, die er vor Augen gehabt, in dieſe andere Züge verwandeln zu müſſen glaubte, dieſe wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünkt ſogar, wenn Virgil die Gruppe zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte, daß er ſich ſchwerlich würde haben mäßigen können, die Verſtrickung aller drei Körper in einen Knoten, gleichſam nur errathen zu laſſen. Sie würde ſein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß ſie nicht auch in ſeiner Beſchreibung mehr vorſtechen ſollte. Ich habe geſagt: es war jetzt die Zeit nicht, dieſe Verſtrickung auszumalen. Nein; aber ein einziges Wort mehr würde ihr in dem Schatten, worin ſie der Dichter laſſen mußte, einen ſehr entſcheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artiſt ohne dieſes Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bei dem Artiſten geſehen hätte, nicht ohne daſſelbe gelaſſen haben.

Der Artiſt hatte die dringendſten Urſachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geſchrei ausbrechen zu laſſen. Wenn aber der Dichter die ſo rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunſtwerke vor ſich gehabt hätte, was hätte ihn eben ſo unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anſtande und großmüthiger Geduld, welche aus dieſer Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entſpringt, ſo völlig unangedeutet zu laſſen und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geſchrei ſeines Laokoons zu ſchrecken? Richardſon ſagt: Virgils Laokoon muß ſchreien, weil der Dichter nicht ſowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entſetzen bei den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardſon nicht erwogen zu haben ſcheint, daß der Dichter die Beſchreibung nicht in ſeiner eigenen Perſon macht, ſondern ſie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug beſtürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geſchrei, ſondern der Mangel aller Gradation bis zu dieſem Geſchrei, auf welche das Kunſtwerk den Dichter natürlicher Weiſe hätte bringen müſſen, wenn er es, wie wir vorausſetzen, zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte. Richardſon fügt hinzu: [1] die Geſchichte des Laokoon ſolle bloß zu der pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten; der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzelnen Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem maleriſchen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem ſie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerſtörung ſind bei dem Dichter keine Gemälde neben einander; ſie machen beide kein Ganzes aus, das unſer Auge auf einmal überſehen könnte oder ſollte; und nur in dieſem Falle wäre es zu beſorgen, daß unſere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beider Beſchreibungen folgen auf einander, und ich ſehe nicht, welchen

[1] Ich kann mich deſſfalls auf nichts entſcheidenderes berufen, als auf das Gedicht des Sadolet. Es iſt eines alten Dichters würdig, und da es ſehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, ſo glaube ich es hier ganz einrücken zu dürfen.

DE LAOCOONTIS STATUA
IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terrae e cumulo, ingentisque ruinae
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit
Laocoonta dies; aulis regalibus olim
Qui stetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinae simulacrum artis. nec docta vetustas
Nobilius spectabat opus, nunc celsa revisit
Exemptum tenebris redivivae moenia Romae.
Quid primum summumve loquar? miserumne parentem
Et prolem geminam? an sinuatos flexibus angues
Terribili aspectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque et veros, saxo moriente, dolores?
Horret ad haec animus, mutaque ab imagine pulsat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini spiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, et sinuosis orbibus errant,
Ternaque multiplici constringunt corpora nexu.
Vix oculi sufferre valent, crudele tuendo
Exitium, casusque feros: micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu.
Connexum refugit corpus, torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, et laniatu impulsus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, laevam impatiens ad terga Chelydri
Obiicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis frustra summis conatibus instat.
Ferre nequit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est.
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Absistunt surae, spirisque prementibus arctum
Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu,
Liventesque atro distendunt sanguine venas.
Nec minus in natos eadem vis effera saevit
Implexuque angit rapido, miserandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis,
Circumiectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter adhuc nullo violatus corpora morsu,
Dum parat adducta caudam divellere planta,
Horret ad adspectum miseri patris, haeret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum statuistis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam et melioribus actis
Quaeritur aeternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturae tradere famae)
Attamen ad laudem quaecunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, et summa ad fastigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, et vivos spiranti in marmore sensus
Inserere, aspicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, vestrae jacuerunt artis honores
Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti
Gratia parta recens. Quanto praestantius ergo est
Ingenio, aut quovis extendere fata labore.
Quam fastus et opes et inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieſes Gedicht, nebſt andern des Sadolets, ſeiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibt; allein ſehr fehlerhaft. Für bini (v. 14.) lieſt er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. ſ. w.

[1] De la Peinture, Tome III. p. 516. C'est l'horreur que les Troïens ont conçue contre Laocoon, qui était nécessaire à Virgile pour la conduite de son Poëme; et cela le mêne à cette Déscription pathétique de la déstruction de la patrie de son Héros. Aussi Virgile n'avait garde de diviser l'attention sur la dernière nuit, pour une grande ville entière, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch so sehr gerührt hätte. Es sey denn, daß die folgende an sich selbst nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Ursache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beschäftigen in dem Kunstwerke die Hände und verstricken die Füße. So sehr dem Auge diese Vertheilung gefällt, so lebhaft ist das Bild, welches in der Einbildung davon zurückbleibt. Es ist so deutlich und rein, daß es sich durch Worte nicht viel schwächer darstellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu
— — — — — — —
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das sind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch malerischer gekommen wären, wenn ein sichtbares Vorbild seine Phantasie befeuert hätte, und die alsdann gewiß besser gewesen wären, als was er uns jetzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Diese Züge füllen unsere Einbildungskraft allerdings; aber sie muß nicht dabei verweilen, sie muß sie nicht aufs reine zu bringen suchen, sie muß jetzt nur die Schlangen, jetzt nur den Laokoon sehen, sie muß sich nicht vorstellen wollen, welche Figur beide zusammen machen. Sobald sie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgilische Bild an zu mißfallen, und sie findet es höchst unmalerisch.

Wären aber auch schon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, so wären sie doch bloß willkürlich. Man ahmt nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieses thut, ist der Vorsatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man also nicht nachgeahmt habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl diesen und jenen Theil. Gut; doch welches sind denn diese einzelnen Theile, die in der Beschreibung und in dem Kunstwerke so genau übereinstimmen, daß sie der Dichter aus diesem entlehnt zu haben scheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter sowohl als dem Artisten die Geschichte. Außer dem Historischen kommen sie in nichts überein, als darin, daß sie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verstricken. Allein der Einfall hierzu entsprang aus dem veränderten Umstande, daß den Vater eben dasselbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Diese Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, scheint Virgil gemacht zu haben; denn die griechische Tradition sagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Ansehung jener gemeinschaftlichen Verstrickung auf einer oder der andern Seite Nachahmung seyn soll, so ist sie wahrscheinlicher auf der Seite der Künstler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterschiede, daß, wenn es der Künstler ist, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorsatz den Dichter nachzuahmen noch dabei bestehen kann, indem ihn die Bestimmung und die Schranken seiner Kunst dazu nöthigten; ist es hingegen der Dichter, welcher dem Künstler nachgeahmt haben soll, so sind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider diese vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche sie demungeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunstwerk älter sey, als die poetische Beschreibung.

VII.

Wenn man sagt, der Künstler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künstler nach, so kann dieses zweierlei bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenstande seiner Nachahmung, oder sie haben beide einerlei Gegenstände der Nachahmung, und der eine entlehnt von dem andern die Art und Weise es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beschreibt, so ahmt er dem Künstler, welcher dieses Schild gemacht hat, in der ersten Bedeutung nach. Das Kunstwerk, nicht das, was auf dem Kunstwerke vorgestellt worden, ist der Gegenstand seiner Nachahmung, und wenn er auch schon das mit beschreibt, was man darauf vorgestellt sieht, so beschreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes und nicht als die Sache selbst. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmt hätte, so würde dieses eine Nachahmung von der zweiten Gattung seyn. Denn er würde nicht diese Gruppe, sondern das, was diese Gruppe vorstellt, nachgeahmt, und nur die Züge seiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bei der ersten Nachahmung ist der Dichter Original, bei der andern ist er Copist. Jene ist ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, und er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein Werk anderer Künste, oder der Natur seyn. Diese hingegen setzt ihn gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der Dinge selbst ahmt er ihre Nachahmungen nach und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies für ursprüngliche Züge seines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künstler diejenigen Gegenstände, die sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachten müssen: so kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Diese Uebereinstimmungen können bei zeitverwandten Künstlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden sind, zu wechselsweisen Erläuterungen führen! allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzustutzen suchen, daß man aus dem Zufalle Vorsatz macht, und besonders dem Poeten bei jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue oder auf jenes Gemälde andichtet, heißt ihm einen sehr zweideutigen Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern auch dem Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn Gott will, sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht.

Dieses ist die Absicht und der Fehler eines berühmten englischen Werks. Spence schrieb seinen Polymetis[1] mit vieler classischen Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen

[1] Die erste Ausgabe ist von 1747; die zweite von 1755 und führt den Titel: Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artists, being on Attempt to illustrate them mutually from one another In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London, printed for Dodsley fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus diesem Werke gemacht hat, ist bereits mehr als einmal gedruckt worden.

Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte alte Kunstwerke herzuholen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ungeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch seyn muß.

Es ist natürlich, daß, wenn Valerius Flaccus den geflügelten Blitz auf den römischen Schilden beschreibt,

(Nec primus radios, miles Romane, corusci
Fulminis et rutilas scutis diffuderis alas)

mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmal erblicke.[1] Es kann seyn, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn Addison über der Rhea auf einer Münze zu sehen glaubte,[2] auch von den alten Waffenschmieden auf den Helmen und Schilden vorgestellt wurde, und daß Juvenal einen solchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er

[1] Val. Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

[2] Ich sage es kann seyn. Doch wollte ich zehn gegen eins wetten, daß es nicht ist. — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf seine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100—107.)

Tunc rudis et Grajas mirari nescius artes
Urbibus eversis praedarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles.
Ut phaleris gauderet equus, caelataque cassis
Romuleae simulacra ferae mansuescere jussae
Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et hasta,
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke großer Künstler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwei Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars seyn soll; aber was soll das Beiwort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meint, das Bild sey auf dem Schilde gewesen, und da das Schild an dem Arme hinge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Construction; denn das zu ostenderet gehörige Subject ist nicht miles sondern cassis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft stehe, könne hangend heißen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar perdentis dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bei dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese. (S. dessen Reisen deut. Uebers. Seite 249.) „Da die römischen Soldaten sich nicht wenig auf den Stifter und kriegerischen Geist ihrer Republik einbildeten, so waren sie gewohnt, auf ihren Helmen die erste Geschichte des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt und von einer Wölfin gesäugt worden. Die Figur des Gottes war vorgestellt, wie er sich auf die Priesterin Ilia, oder wie sie andere nennen, Rhea Sylvia, herabläßt, und in diesem Herablassen schien sie über der Jungfrau in der Luft zu schweben, welches denn durch das Wort pedentis sehr eigentlich und poetisch ausgedrückt wird. Außer dem alten Basrelief beim Bellori, welches mich zuerst auf diese Auslegung brachte, habe ich seitdem die nämliche Figur auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius geschlagen worden." — Da Spence diese Entdeckung des Addison so außerordentlich glücklich findet, daß er sie als ein Muster in ihrer Art und als das stärkste Beispiel anführt, wie nützlich die Werke der alten Artisten zur Erklärung der classischen römischen Dichter gebraucht werden können: so kann ich mich nicht enthalten, sie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Fürs erste muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addison wohl schwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er sich nicht zugleich erinnert hätte, bei dem alten Scholiasten, der in der letzten ohn einen Zeile anstatt fulgentis, venientis gefunden, die Glosse gelesen zu haben: Martis ad iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber diese Lesart des Scholiasten nicht an, sondern man nehme die an, welche Addison selbst annimmt, und sage, ob man sodann die geringste Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man sage, ob es nicht ein wahres Hysteronproteron von ihm seyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und sodann erst von dem Abenteuer, dem sie ihr Daseyn zu danken haben? Die Rhea ist noch nicht Mutter, und die Kinder liegen schon unter dem Felsen. Man sage, ob eine Schäferstunde wohl ein schickliches Emblema auf dem Helme eines römischen Soldaten gewesen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Ursprung seines Stifters stolz, das zeigten die Wölfin und die Kinder genugsam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraschung der Rhea mag auf noch so viel alten Marmorn und Münzen zu finden seyn, paßt sie darum auf das Stück einer Rüstung? Und welches sind denn die Marmor und Münzen, auf welchen sie Addison fand, und wo er den Mars in dieser schwebenden Stellung sah? Das alte Basrelief, worauf er sich beruft, soll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches seine Sammlung der schönsten alten Basreliefs ist, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch sonst wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Alles kommt also auf die Münze an. Nun betrachte man diese bei dem Addison selbst. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelschneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu stellen, so steht er ein wenig höher. Das ist es alles; schwebendes hat sie außer diesem nicht das geringste. Es ist wahr, in der Abbildung, die Spene davon giebt, ist das Schweben sehr stark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor, und man sieht deutlich, daß es kein stehender Körper ist, sondern daß, wenn es kein fallender Körper seyn soll, es nothwendig ein schwebender seyn muß. Spence sagt, er besitze diese Münze selbst. Es wäre hart, obschon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unsere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Besten seiner Leser für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu sehen glaubte, durch seinen Künstler so verstärken zu lassen, daß uns eben so wenig Zweifel deßfalls übrig bliebe, als ihm selbst. So viel ist gewiß, daß Spence und Addison eben dieselbe Münze meinen, und daß sie sonach entweder bei diesem sehr verstellt, oder bei jenem sehr verschönert seyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieses vermeintliche Schweben des Mars. Diese nämlich: daß ein schwebender Körper, ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit ist, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Auch die neue Malerei erlaubt sich dieselben nie, sondern wenn ein Körper in der Luft hangen soll, so müssen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen scheinen, und sollte es auch nur eine bloße Wolke seyn. Wenn Homer die Thetis von dem Gestade sich zu Fuß in den Olymp erheben läßt, *Την μεν αρ' Ουλυμπονδε ποδας φερον* (Iliad. Σ v. 148.) so versteht der Graf Caylus die Bedürfnisse der Kunst zu wohl, als daß er dem Maler rathen sollte, die Göttin so frei die Luft durchschreiten zu lassen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91), so wie er sie ein andermal auf einen Wagen setzt (p. 131), obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr sagt. Wie kann es auch wohl anders seyn? Ob uns schon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menschlichen Figur denken läßt, so hat er doch alle Begriffe eines groben und schweren Stoffes davon entfernt, und ihren menschenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Gesetzen unserer Bewegung ausnimmt. Wodurch aber könnte die Malerei die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menschen so vorzüglich unterscheiden, daß unser Auge nicht beleidigt würde, wenn es bei der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bei der andern? Wodurch anders, als durch verabredete Zeichen? In der That sind ein paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen.

mit einem Worte darauf anspielte, welches bis auf den Addison ein Räthsel für alle Ausleger gewesen. Mich dünkt selbst, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque sinus, grattissima, nostros!

und seine Procris diese Aura für den Namen einer Nebenbuhlerin hält, daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lüfte personifirt und eine Art weiblicher Sylphen unter dem Namen Aurae verehrt haben. [1] Ich gebe es zu, daß,

Doch von diesem ein mehreres an einem andern Orte. Hier ist es genug, von den Vertheidigern der Addison'schen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die so frei und bloß in der Luft hange. Sollte dieser Mars die einzige in ihrer Art seyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umstand überliefert, der ein dergleichen Schweben in diesem Falle nothwendig macht? Beim Ovid (Fast. lib. 1) läßt sich nicht die geringste Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen solchen Umstand könne gegeben haben. Denn es finden sich andere alte Kunstwerke, welche die nämliche Geschichte vorstellen, und wo Mars offenbar nicht schwebt, sondern geht. Man betrachte das Basrelief beim Montfaucon (Suppl. T. I. p. 183), das sich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Palaste der Mellini befindet. Die schlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert sich ihr mit leisen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückstreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns entweder zurückzubleiben oder sachte zu folgen befehlen. Es ist vollkommen die nämliche Stellung, in der er auf der Münze erscheint, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führt. Man findet öfter berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copirt, als daß es auch nicht hier könnte geschehen seyn, wo der Stempelschneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und sie daher besser mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieses nun zusammen genommen, wie viel Wahrscheinlichkeit bleibt dem Addison noch übrig? Schwerlich mehr, als so viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine bessere Erklärung, wenn diese nichts taugt? Es kann seyn, daß sich schon eine bessere unter den vom Addison verworfenen Erklärungen findet. Findet sich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters ist verdorben: sie mag es bleiben. Und sie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte z. E. diese seyn, daß pendentis in seiner figürlichen Bedeutung genommen werden müsse, nach welcher es so viel als ungewiß, unentschlossen, unentschieden heißt. Mars pendens wäre alsdann so viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes sunt, sagt Servius, v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere posunt. Und die ganze Zeile,

Pedentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,

würde diesen Sinn haben, daß der alte römische Soldat das Bildniß des gemeinschaftlichen Gottes seinem demungeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt gewesen sey. Ein sehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eigenen Tapferkeit, als zur Frucht des parteiischen Beistandes ihres Stammvaters macht. Dem ungeachtet: non liquet.

[1] „Ehe ich, sagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208), mit „diesen Aurae, Luftnymphen, bekannt ward, mußte ich mich in die „Geschichte von Cephalus und Procris beim Ovid gar nicht zu finden. „Ich konnte auf keine Weise begreifen, wie Cephalus durch seine Aus„rufung Aura venias, sie mochte auch in einem noch so zärtlichen „schmachtenden Tone erschollen seyn, jemanden auf den Argwohn brin„gen können, daß er seiner Procris untreu sey. Da ich gewohnt war, „unter dem Worte Aura nichts als die Luft überhaupt oder einen „sanften Wind insbesondere zu verstehen, so kam mir die Eifersucht „der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller aus„schweifendste gemeiniglich zu seyn pflegt. Als ich aber einmal gefun„den hatte, daß Aura eben sowohl ein schönes junges Mädchen, als „die Luft bedeuten könnte, so bekam die Sache ein ganz anderes Anwenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermessäule vergleicht, man das Aehnliche in dieser Vergleichung schwerlich finden dürfte, ohne eine solche Säule zu sehen, ohne zu wissen, daß es ein schlechter Pfeiler ist, der bloß das Haupt, höchstens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erweckt. [1] — Erläuterungen von dieser Art sind nicht

„sehen, und die Geschichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige Wen„dung zu bekommen." Ich will den Beifall, den ich dieser Entdeckung, mit der sich Spence so sehr schmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt lassen, daß auch ohne sie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich ist. Man darf nämlich nur wissen, daß Aura bei den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beim Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil sie sich einer männlichern Schönheit rühmte, als selbst der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermessenheit schlafend den Umarmungen des Bachus preis gegeben ward.

[1] Juvenalis Saty. VIII. v. 52–55.

— — — — At du
Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermae:
Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechischen Schriftsteller mit in seinen Plan gezogen gehabt hätte, so würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte äsopische Fabel beigefallen seyn, die aus der Bildung einer solchen Hermessäule ein noch weit schöneres und zu ihrem Verständnisse weit unentbehrlicheres Licht erhält, als diese Stelle des Juvenals. „Merkur," erzählt Aesopus, „wollte gern erfahren, in welchem „Ansehen er bei den Menschen stünde. Er verbarg seine Gottheit und „kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Statue des Jupiters, „und fragte den Künstler, wie theuer er sie halte? Eine Drachme: „war die Antwort. Merkur lächelte; und diese Juno? fragte er wei„ter. Ungefähr eben so viel. Indem ward er sein eigenes Bild ge„wahr, und dachte bei sich selbst: ich bin der Bote der Götter; von „mir kommt aller Gewinn; mich müssen die Menschen nothwendig „weit höher schätzen. Aber hier dieser Gott? (Er wies auf sein Bild.) „Wie theuer möchte wohl der seyn? Dieser? antwortete der Künstler. „O, wenn ihr mir jene beide abkauft, so sollt ihr diesen oben drein „haben." Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte also auch nicht die Absicht haben, seine Eigenliebe zu kränken, sondern es mußte in der Beschaffenheit der Statuen selbst gegründet seyn, warum er die letztere so geringschätzig hielt, daß er sie zur Zugabe bestimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen sie vorstellte, konnte dabei nichts thun, denn der Künstler schätzt seine Werke nach der Geschicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche sie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Wesen, welche sie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn sie weniger kosten sollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und so war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Person dieser Götter; die Statue des Merkurs hingegen war ein schlechter viereckiger Pfeiler, mit dem bloßen Brustbilde desselben. Was Wunder also, daß sie oben drein gehen konnte? Merkur übersah diesen Umstand, weil er sein vermeintliches überwiegendes Verdienst nur allein vor Augen hatte, und so war seine Demüthigung eben so natürlich, als verdient. Man wird sich vergebens bei den Auslegern und Uebersetzern und Nachahmern der Fabeln des Aesopus nach der geringsten Spur von dieser Erklärung umsehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, die das Mährchen geradezu verstanden, das ist, ganz und gar nicht verstanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darin liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerlei Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was sonst in dieser Fabel anstößig seyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künstler seinem Jupiter setzt. Für eine Drachme kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachme muß also hier überhaupt für etwas sehr geringes stehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich seyn sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding und nicht als Nachahmung vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, dem zu folge sich auch Uebereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn Tibull die Gestalt des Apollo malt, wie er ihm im Traum erschienen: — Der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmt; glänzendes Weiß und Purpurröthe mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die jetzt ihrem Geliebten zurückgeführt wird: — warum müssen diese Züge von alten berühmten Gemälden erborgt seyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen seyn, mag tausend und tausendmal seyn copirt worden, war darum die brünstliche Schaam selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Maler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen, als in der Nachahmung des Malers? [1] Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Esse erhitztes Gesicht roth, brennend nennt: mußte er es erst aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet? [2] Oder wenn Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibt, und sie mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führt: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Procession schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstracta zu wirklichen Wesen zu machen? [3] Oder Virgils pontem

[1] Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.
[2] Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.
[3] Lucretius de R. N. lib. V. v. 736—747.

It Ver, et Venus, et Veneris praenuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, et comes una
Pulverulenta Ceres: et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur simul Evius Evan:
Inde aliae tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Volturnus et Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems sequitur, crepitans ac dentibus Algus.

Spence erkennt diese Stelle für eine von den schönsten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigstens ist sie eine von denen, auf welche sich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm diese Ehre schmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man sagt: Diese ganze Beschreibung scheint nach einer alten Procession der vergötterten Jahreszeiten nebst ihrem Gefolge gemacht zu seyn. Und warum das? „Darum," sagt der Engländer, „weil bei den „Römern ehedem dergleichen Processionen mit ihren Göttern über„haupt eben so gewöhnlich waren, als noch jetzt in gewissen Ländern „die Processionen sind, die man den Heiligen zu Ehren anstellt; und „weil hiernächst alle Ausdrücke, welche der Dichter hier braucht, auf „eine Procession recht sehr wohl passen." (come in very aptly, if applied to a procession.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beiwörter, welche der Dichter den personificirten Abstrakten giebt. Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß sie das Wesen von ihm und nicht inpignatus Araxes, dieses vortreffliche poetische Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flusses, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielt hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellt wird? [1] — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen?

Ich bedaure, daß ein so nützliches Buch, als Polymetis sonst seyn könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigenthümlicher Phantasie Bekanntschaft mit fremder unterzuschieben, so eckel, und den classischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wässerigen Auslegungen der schalsten Wortforscher nimmermehr seyn können. Noch mehr bedaure ich, daß Spencen selbst Addison hierin vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben so wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist. [2]

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Malerei mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubt, daß beide Künste bei den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebote stehen, welche die Malerei nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmalerischen Schönheiten den malerischen vorzuziehen: daran scheint er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bei dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistentheils Hörner. Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. [3] Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est: — —

von dem Künstler haben, der sie ganz anders hätte charakterisiren müssen. Spence scheint übrigens auf diesen Einfall von einer Procession durch Abraham Preigern gekommen zu seyn, welcher in seinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters sagt: Ordo est quasi Pompae cujusdam, Ver et Venus, Zephyrus et Flora etc. Allein dabei hätte es auch Spence nur sollen bewenden lassen. Der Dichter führt die Jahreszeiten gleichsam in einer Procession auf; das ist gut. Aber er hat es von einer Procession gelernt, sie so aufzuführen; das ist sehr abgeschmackt.

[1] Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.
[2] In verschiedenen Stellen seiner Reisen und seines Gespräches über die alten Münzen.
[3] Polymetis Dial. IX. p. 129.

heißt es in der feierlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid. [1] Er konnte ſich alſo auch ohne Hörner zeigen, und zeigte ſich ohne Hörner, wenn er in ſeiner jungfräulichen Schönheit erſcheinen wollte. In dieſer wollten ihn nun auch die Künſtler darſtellen, und mußten daher alle Zuſätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein ſolcher Zuſatz wären die Hörner geweſen, die an dem Diadem befeſtigt waren, wie man an einem Kopfe in dem königl. Kabinet zu Berlin ſehen kann. [2] Ein ſolcher Zuſatz war das Diadem ſelbſt, welches die ſchöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben ſo ſelten vorkommt, als die Hörner, ob es ihm ſchon, als ſeinem Erfinder, von den Dichtern eben ſo oft beigelegt wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem ſeine Anſpielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes; dem Künſtler hingegen wurden ſie Hinderungen, größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube eben darum den Beinamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er ſich ſowohl ſchön als ſchrecklich zeigen konnte, ſo war es wohl natürlich, daß die Künſtler diejenige von ſeiner Geſtalt am liebſten wählten, die der Beſtimmung ihrer Kunſt am meiſten entſprach.

Minerva und Juno ſchlendern bei den römiſchen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence. [3] Er antwortet: es war ein beſonderes Vorrecht dieſer zwei Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erſt in den Samothraciſchen Geheimniſſen erfuhr; weil aber die Artiſten bei den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu dieſen Geheimniſſen ſelten zugelaſſen wurden, ſo wußten ſie ohne Zweifel nichts davon, und was ſie nicht wußten, konnten ſie nicht vorſtellen? Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten dieſe gemeinen Leute für ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimniſſen unterrichtet ſeyn konnten? Stunden die Artiſten auch bei den Griechen in dieſer Verachtung? Waren die römiſchen Artiſten nicht mehrentheils geborene Griechen? Und ſo weiter.

Statius und Valerius Flaccus ſchildern eine erzürnte Venus, und mit ſo ſchrecklichen Zügen, daß man ſie in dieſem Augenblicke eher eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten ſollte. Spence ſieht ſich in den alten Kunſtwerken vergebens nach einer ſolchen Venus um. Was ſchließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt iſt, als dem Bildhauer und Maler? Das hätte er daraus ſchließen ſollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundſatz angenommen, daß in einer poetiſchen Beſchreibung nichts gut ſey, was unſchicklich ſeyn würde, wenn man es in einem Gemälde oder an einer Statue vorſtellte. [4] Folglich müſſen die Dichter gefehlt haben. „Statius „und Valerius ſind aus einer Zeit, da die römiſche Poſie ſchon „in ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren verderbten „Geſchmack, und ihre ſchlechte Beurtheilungskraft. Bei den „Dichtern aus einer beſſern Zeit wird man dergleichen Ver„ſtoßungen wider den maleriſchen Ausdruck nicht finden.“ [5]

So etwas zu ſagen, braucht es wahrlich wenig Unterſcheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in dieſem Fall annehmen, ſondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geiſtigen Weſen wie ſie der Künſtler vorſtellt, ſind nicht völlig ebendieſelben, welche der Dichter braucht. Bei dem Künſtler ſind ſie perſonifirte Abſtracta, die beſtändig die ähnliche Charakteriſirung behalten müſſen, wenn ſie erkenntlich ſeyn ſollen. Bei dem Dichter hingegen ſind ſie wirkliche handelnde Weſen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenſchaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umſtände vor jenen vorſtechen können. Venus iſt dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr alſo die ſittſame verſchämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenſtänden entzücken, und die wir daher mit in den abgeſonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringſte Abweichung von dieſem Ideal läßt uns ſein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majeſtät als Schaam iſt ſchon keine Venus, ſondern eine Juno. Reize, aber mehr gebieteriſche, männliche, als holde Reize, geben eine Minerva ſtatt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus, von Rache und Wuth getrieben, iſt dem Bildhauer ein wahrer Widerſpruch; denn die Liebe als Liebe zürnet nie, rächet ſich nie. Bei dem Dichter hingegen iſt Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer dieſem Charakter, ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abſcheues eben ſo fähig ſeyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder alſo, daß ſie bei ihm in Zorn und Wuth entbrennt, beſonders wenn es die beleidigte Liebe ſelbſt iſt, die ſie darein verſetzt?

Es iſt zwar wahr, daß auch der Künſtler in zuſammengeſetzten Werken, die Venus oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Weſen, ſo gut wie der Dichter einführen kann. Aber alsdann müſſen wenigſtens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widerſprechen, wenn ſie ſchon keine unmittelbare Folgen deſſelben ſind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen; dieſe Handlung kann der Künſtler ſowohl als der Dichter vorſtellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen, vielmehr wird ſie eben dadurch in ſeinem Werke um ſo viel kenntlicher. Allein wenn ſich Venus an ihren Verächtern, den Männern zum Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Geſtalt mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein ſchwarzes Gewand um ſich wirft, und auf einer finſtern Wolke ſtürmiſch herabfährt: ſo iſt das kein Augenblick für den Künſtler, weil er ſie durch nichts in dieſem Augenblicke kenntlich machen kann. Es iſt nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieſer das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus iſt, ſo nahe, ſo genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieſes thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
Virginibus Stygiis, nigramque simillima pallam. [1]

Eben dieſes thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, solvisse iugalem
Ceston, et Idalias procul ablegasse volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra

[1] Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.

[2] Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242

[3] Polymetis Dial. VI. p. 63.

[4] Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scaree any thing can he good in a poetical description, which would appear absurd, if represented in a statue or picture.

[5] Polymetis Dial. VII. p. 74.

[1] Argonaut. Lib. II. v. 102—106.

Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitasse sorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, et saeva formidine cuncta replerit
Limina. — [1]

Oder man kann ſagen: der Dichter allein beſitzt das Kunſtſtück, mit negativen Zügen zu ſchildern, und durch Vermiſchung dieſer negativen mit poſitiven Zügen zwei Erſcheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus, nicht mehr das Haar mit goldnen Spangen geheftet, von keinem azurnen Gewande umflattert, ohne ihren Gürtel, mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewaffnet, in Geſellſchaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artiſt dieſes Kunſtſtückes entbehren muß, ſoll ſich ſeiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerei die Schweſter der Dichtkunſt ſeyn will, ſo ſey ſie wenigſtens keine eiferſüchtige Schweſter, und die jüngere unterſage der ältereu nicht alle den Putz, der ſie ſelbſt nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter mit einander vergleichen will, ſo muß man vor allen Dingen wohl zuſehen, ob ſie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob ſie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchſte Wirkung ihrer Kunſt haben arbeiten können.

Ein ſolcher äußerlicher Zwang war dem alten Künſtler öfters die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und Anbetung beſtimmt, konnte nicht allezeit ſo vollkommen ſeyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Abſicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die ſchönſten von ihnen wurden nicht überall als die ſchönſten verehrt.

Bacchus ſtand in ſeinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypſipile ihren Vater unter der Geſtalt des Gottes rettete, [2] mit Hörnern, und ſo erſchien er ohne Zweifel in allen ſeinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches ſein Weſen mit bezeichnete. Nur der freie Künſtler, der ſeinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieſes Sinnbild weg; und wenn wir unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden, [3] ſo iſt dieſes vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten ſind, in welchen er wirklich verehrt worden. Es iſt ohnedem höchſt wahrſcheinlich, daß auf dieſe letzteren die Wuth der frommen Zerſtörer in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums vornehmlich gefallen iſt, die nur hier und da ein Kunſtwerk ſchonte, welches durch keine Anbetung verunreinigt war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken ſich Stücke ſowohl von der einen als von der andern Art finden, ſo wünſchte ich, daß man den Namen der Kunſtwerke nur denjenigen beilegen möchte, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bei welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. Alles andere, woran ſich zu merkliche Spuren gottesdienſtlicher Verabredungen zeigen, verdient dieſen Namen nicht, weil die Kunſt hier nicht um ihrer ſelbſt willen gearbeitet, ſondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bei den ſinnlichen Vorſtellungen, die ſie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne ſah; ob ich ſchon dadurch nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne geſetzt, oder aus Nachſicht für die Kunſt und den feinern Geſchmack des Jahrhunderts von jenem ſo viel nachgelaſſen habe, daß dieſes allein zu herrſchen ſcheinen können.

Macht man keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streite liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener, nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nämlich als Künſtler nicht, freiwillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler nämlich als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieſer ohne Bedenken, aber zu großem Aergerniſſe der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammt, woraus ſie gezogeu worden. [1]

[1] Thebaid Lib. V. v. 61—64.

[2] Valerius Flaccus Lib. II. Argonant. v. 265—273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyaei
Induit, et medium curru locat; aeraque circum
Tympanaque et plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, et nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant in der letzten ohn einen Zeile ſcheint übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht ſo klein gemacht, als ſich Spence einbildet.

[3] Der ſo genannte Bacchus in dem mediceiſchen Garten zu Rom (beim Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254) hat kleine, aus der Stirne hervorſproſſende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der That ſind ſolche natürliche Hörner eine Schändung der menſchlichen Geſtalt, und können nur Weſen geziemen, denen man eine Art von Mittelgeſtalt zwiſchen Menſchen und Thier ertheilte. Auch iſt die Stellung, der lüſterne Blick nach der über ſich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anſtändiger, als dem Gotte ſelbſt. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen ſagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) *Εβουλετο δε και Αλεξανδρος Αμμωνος υιος ειναι δοκειν, και κερασφορος αναπλαττεσθαι προς των αγαλματοποιων, το καλον ανθρωπου ὑβρισαι σπευδων κερατι.* Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorſtellen ſollte: er war es gern zufrieden, daß die menſchliche Schönheit in ihm mit Hörnern beſchimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Urſprungs zu ſeyn glaubte.

[1] Als ich oben behauptete, daß die alten Künſtler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht geweſen ſind. In dem zu Cerynea fand Pauſanias dergleichen von Holz; ſie waren weder groß, noch ſonſt beſonders merkwürdig; es ſchien, daß die Kunſt, die ſich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildſäulen ihrer Prieſterinnen, die in der Halle des Tempels ſtanden, einbringen wollen, als welche von Stein, und von ſehr ſchöner Arbeit waren (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.). Ich hatte eben ſo wenig vergeſſen, daß man Köpfe von ihnen auf einen Abraxas, den Chifflectius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beim Licetus zu ſehen glaube (Dissertat. sur les Furies par Bannier, Mémoires de l'Académie des Inscript. T. V. p. 48.). Auch ſogar die Urne von hetruriſcher Arbeit beim Gorius (Tabl. 151. Musei. Etrusci.), auf welcher Oreſtes und Pylades erſcheinen, wie ihnen zwei Furien mit Fackeln zuſetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunſtwerken, von welchen ich alle dieſe Stücke ausſchließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht ſowohl als die übrigen davon auszuſchließen, ſo dient es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu beſtärken, als zu widerlegen. Denn ſo wenig auch die hetruriſchen Künſtler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, ſo ſcheinen ſie doch auch die Furien nicht ſowohl durch ſchreckliche Geſichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attribute ausgedrückt zu haben.

Gegentheils kann man ſich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunſt zu groß vorſtellen. Spence giebt hiervon ein ſonderbares Beiſpiel. Er fand beim Ovid, daß Veſta in ihrem Tempel unter keinem perſönlichen Bilde verehrt worden, und dieſes dünkte ihm genug, daraus zu ſchließen, daß es überhaupt keine Bildſäulen von dieſer Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Veſta, ſondern eine Veſtalin vorſtelle. [1] Eine ſeltſame Folge! Verlor der Künſtler darum ſein Recht, ein Weſen, dem die Dichter eine beſtimmte Perſönlichkeit geben, das ſie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, daß ſie in Gefahr kommen laſſen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was ſie ſonſt von ihr erzählen, verlor er, ſage ich, darum ſein Recht, dieſes Weſen auch nach ſeiner Art zu perſonifiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehrt ward? Denn Spence begeht dabei noch dieſen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewiſſen Tempel der Veſta, nämlich von dem zu Rom ſagt, [2] auf alle Tempel dieſer Göttin ohne Unterſchied, und auf ihre Verehrung überhaupt ausdehnt. Wie ſie in dieſem Tempel zu Rom verehrt ward, ſo ward ſie nicht überall verehrt, ſo war ſie ſelbſt nicht in Italien verehrt worden, ehe ihn Numa baute. Numa wollte keine Gottheit in menſchlicher oder thieriſcher Geſtalt vorgeſtellt wiſſen, und darin beſtand ohne Zweifel die Verbeſſerung, die er in dem Dienſte der Veſta machte, daß er alle perſönliche Vorſtellung von ihr daraus verbannte. Ovid ſelbſt lehrt uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildſäulen der Veſta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Prieſterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben. [1] Daß ſogar in den Tempeln, welche die Göttin außer der Stadt in den römiſchen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art geweſen, als ſie Numa verordnet, ſcheinen verſchiedene alte Inſchriften zu beweiſen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird. [2] Auch zu Korinth war ein Tempel der Veſta ohne alle Bildſäule mit einem bloßen Altare, worauf der Göttin geopfert ward. [3] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Veſta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens. [4] Die Jaſſeer rühmten von einer, die bei ihnen unter freiem Himmel ſtand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf ſie falle. [5] Plinius gedenkt einer ſitzenden von der Hand des Scopas, die ſich zu ſeiner Zeit in den Servilianiſchen Gärten zu Rom befand. [6] Zugegeben, daß es uns jetzt ſchwer wird, eine bloße Veſtalin von einer Veſta ſelbſt zu unterſcheiden, beweiſt dieſes, daß ſie auch die Alten nicht unterſcheiden können, oder wohl gar nicht unterſcheiden wollen? Gewiſſe Kennzeichen ſprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium laſſen ſich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beilegt, kommt ihr vielleicht nur als der Erde zu, oder Codinus wußte ſelbſt nicht recht, was er ſahe. [7]

Dieſe ſtoßen mit ſo ruhigem Geſichte dem Oreſtes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß ſie faſt ſcheinen, ſie nur im Scherze erſchrecken zu wollen. Wie fürchterlich ſie dem Oreſtes und Pylades vorgekommen, läßt ſich nur aus ihrer Furcht, keineswegs aber aus der Bildung der Furien ſelbſt abnehmen. Es ſind alſo Furien, und ſind auch keine; ſie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verſtellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt ſind; nicht mit der Stirne, die wie Catull. ſagt, expirantis praeportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoſiſchen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben (Bibliothek der ſch. Wiſſ. V. Band S. 30.). Der Herr von Hagedorn rieth hierauf auch den Künſtlern ſchon an, ſich dieſe Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemälden ſo vorzuſtellen (Betrachtungen über die Malerei S. 222.). Allein Herr Winkelmann hat hernach dieſe ſeine Entdeckung ſelbſt wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anſtatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden (Descript. des Pierres gravées p. 84.). Ohne Zweifel erkennt er alſo die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maßaura, die Spannheim für Furien ausgiebt (Les Césars de Julien p. 44.) nicht dafür, ſondern für eine Hecate triformis; denn ſonſt fände ſich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führt, und es iſt ſonderbar, daß eben dieſe auch in bloßen ungebundenen Haaren erſcheint, die an den andern mit einem Schleier bedeckt ſind. Doch geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wie es dem Herrn Winkelmann zuerſt vorgekommen, ſo würde es auch mit dieſem geſchnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der hetruriſchen Urne hat, es wäre denn, daß ſich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Geſichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geſchnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, ſchon mit zur Bilderſprache, und ihre Figuren mögen öfter eigenſinnige Symbole der Beſitzer, als freiwillige Werke der Künſtler ſeyn.

[1] Polymetis Dial. VII. p. 81.

[2] Fast. lib. VI. v. 295—98.

Esse diu stultus Vestae simulacra putavi:
Mox didici curvo nulla subesse tholo.
Ignis inexstinctus templo celatur in illo.
Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienſte der Veſta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daſelbſt erbaut hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60.) ſagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

[1] Fast libr. III. v. 45 46.

Sylvia fit mater: Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus.

Auf dieſe Weiſe hätte Spence den Ovid mit ſich ſelbſt vergleichen ſollen. Der Dichter redet von verſchiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward ſie in Italien unter perſönlichen Vorſtellungen verehrt, ſo wie ſie in Troja war verehrt worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienſt mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Vestamque potentem
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

ſagt Virgil von dem Geiſte des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Veſta ſelbſt, oder ihrer Bildſäule ausdrücklich unterſchieden. Spence muß die römiſchen Dichter zu ſeinem Behufe doch noch nicht aufmerkſam genug durchgeleſen haben, weil ihm dieſe Stelle entwiſcht iſt.

[2] Lipsius de Vesta et Vestalibus cap. 13.

[3] Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

[4] Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

[5] Polyb. Hist. libr. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

[6] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Dieſe Stelle muß Lipſius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) ſchrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzelnen Stücke des Scopas ſagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben ſollen. Er merkt ſelbſt an, daß auf den Münzen die Veſta eben ſo oft ſtehend als ſitzend erſcheine. Allein er verbeſſert dadurch nicht den Plinius, ſondern ſeine eigene falſche Einbildung.

[7] Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12. *Την γην λεγουσιν Εζιαν, και πλαττουσι αὐτην γυναικα, τυμπανον βαζαζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ' ἑαυτην συγκλειει.* Suidas: aus ihm, oder beide aus einem ältern, ſagt unter dem Worte *Εζια* eben dieſes. „Die Erde wird unter dem „Namen Veſta als eine Frau gebildet, welche ein Tympanon trägt.

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeigt, wie wenig er über die Gränzen der Poesie und Malerei muß nachgedacht haben.

„Was die Musen überhaupt betrifft, sagt er, so ist es doch „sonderbar, daß die Dichter in Beschreibung derselben so spar„sam sind, weit sparsamer, als man es bei Göttinnen, denen „sie so große Verbindlichkeit haben, erwarten sollte.“ [1]

Was heißt das anders, als sich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, sie es nicht in der stummen Sprache der Maler thun? Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen; dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: Urania hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehen;

> Ipsa diu positis lethum praedixerat astris
> Uranie —[2]

warum soll er, in Rücksicht auf den Maler, dazu setzen: Urania, den Rabius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter sich erfunden haben?

Ebendieselbe Befremdung äußert Spence nochmals bei den moralischen Wesen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menschlichen Lebens vorsetzten. [3] „Es verdient angemerkt zu werden, sagt er, daß die „römischen Dichter von den besten dieser moralischen Wesen weit „weniger sagen, als man erwarten sollte. Die Artisten sind in „diesem Stücke viel reicher, und wer wissen will, was jedes „derselben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen der „römischen Kaiser zu Rathe ziehen. —[4] Die Dichter sprechen „von diesen Wesen zwar öfters, als von Personen; überhaupt „aber sagen sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übri„gem Ansehen sehr wenig.“ —

Wenn der Dichter Abstracta personifirt, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisirt.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifirten Abstractis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder weil sie etwas anders sind, und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnt, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bei dem Dichter sind keine allegorische Wesen, sondern bloß personifirte Abstracta.

Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler, hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibt, warum soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Noth nichts weiß?

Was Spencen so sehr befremdet, verdient den Dichtern als eine Regel vorgeschrieben zu werden. Sie müssen die Bedürfnisse der Malerei nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müssen die Mittel, welche die Kunst erfunden hat, um der Poesie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die sie neidisch zu seyn Ursache hätten. Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern ausziert, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedient sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.

So wie diese Regel durch die Befolgung der Alten bewährt ist, so ist die geflissentliche Uebertretung derselben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Wesen der Einbildung gehen in Maske, und die sich auf diese Maskeraden am besten verstehen, verstehen sich meistentheils auf das Hauptwerk am wenigsten: nämlich, ihre Wesen handeln zu lassen, und sie durch die Handlungen derselben zu charakterisiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künstler ihre Abstracta bezeichnen, eine Art, die des poetischen Gebrauchs fähiger und würdiger ist. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegorisches haben, sondern als Werkzeuge zu betrachten sind, deren sich die Wesen, welchen sie beigelegt werden, falls sie als wirkliche Personen handeln sollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule, an welche sich die Standhaftigkeit lehnt, sind lediglich allegorisch, für den Dichter also von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, ist es schon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit ist. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulkans, sind ganz und gar keine Sinnbilder, sind bloße Instrumente, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, die wir ihnen zuschreiben, nicht hervorbringen können. Von dieser Art sind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beschreibungen etwa noch einflechten, und die ich deßwegen zum Unterschiede jener allegorischen, die poetischen nennen möchte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas ähnliches. [1]

„weil sie die Winde in sich verschlossen hält.“ Die Ursache ist ein wenig abgeschmackt. Es würde sich eher haben hören lassen, wenn er gesagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beigegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; σχημα αὐτης τυμπανοειδες εἰναι. (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. id. de facie in orbe Lunae.) Wo sich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beiden geirrt hat. Er wußte vielleicht, was er die Vesta tragen sah, nicht besser zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte sich nicht anders dabei gedenken, als das Instrument, welches wir eine Heerpauke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

> Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
> Agricolae —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444.) Und einem solchen Rade scheint mir das, was sich an der Vesta des Fabretti zeigt (Ad Tabulam Iliadis p. 334.), und dieser Gelehrte für eine Handmühle hält, sehr ähnlich zu seyn.

[1] Polymetis Dial. VIII. p. 91,
[2] Statius Theb. VIII. v. 554.
[3] Polym. Dial. X. p. 137.
[4] Ibid. p. 134.

[1] Man mag in dem Gemälde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichste Gemälde bei allen alten Dichtern ist: (Lib. I. Od. 35.)

> Te semper anteit saeva Necessitas
> Clavos trabales et cuneos manu
> Gestans abenea; nec severus
> Uncus abest liquidumque plumbum —

XI.

Auch der Graf Caylus ſcheint zu verlangen, daß der Dichter ſeine Weſen der Einbildung mit allegoriſchen Attributen ausſchmücken ſolle.[1] Der Graf verſtand ſich beſſer auf die Malerei als auf die Poeſie.

man mag, ſage ich, in dieſem Gemälde die Nägel, die Klammern, das fließende Blei, für Mittel der Befeſtigung oder für Werkzeuge der Beſtrafung annehmen, ſo gehören ſie doch immer mehr zu den poetiſchen, als allegoriſchen Attributen. Aber auch als ſolche ſind ſie zu ſehr gehäuft, und die Stelle iſt eine von den froſtigſten des Horaz. Sanadon ſagt: J'ose dire que ce tableau pris dans le détail serait plus beau sur la toile que dans une ode heroïque. Je ne puis soufrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, et de plomb fondu. J'ai cru en devoir décharger la traduction, en substituant les idées générales aux idées singulières. C'est dommage que le Poëte ait eu besoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, iſt nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attribute ein attirail patibulaire ſind; denn es ſtand nur bei ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die feſteſten Bindemittel der Baukunſt zu verwandeln; ſondern, weil alle Attribute eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht ſind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten ſollten, wenn man ſie uns durch das Gehör beibringen will, eine größere Anſtrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig ſind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein paar Verſehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhafteſten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorſtellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer," ſagt er, „nannten ſie Fides; und wenn ſie „ſie Sola Fides nannten, ſo ſcheinen ſie den hohen Grad dieſer Eigen„ſchaft, den wir durch grundehrlich (im Engliſchen downright honesty) „ausdrücken, darunter verſtanden zu haben. Sie wird mit einer freien „offenen Geſichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vor„geſtellt, welches ſo fein iſt, daß es für durchſichtig gelten kann. Horaz „nennt ſie daher, in einer von ſeinen Oden, dünnbekleidet, und in „einer andern, durchſichtig." In dieſer kleinen Stelle ſind nicht mehr als drei ziemlich grobe Fehler. Erſtlich iſt es falſch, daß Sola ein beſonderes Beiwort ſey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beiden Stellen des Livius, die er desfalls zum Beweiſe anführt (Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausſchließung alles übrigen. In der einen Stelle ſcheint den Kritikern das soli ſogar verdächtig und durch einen Schreibfehler, der durch das gleich darneben ſtehende solenne veranlaßt worden, in den Text gekommen zu ſeyn. In der andern aber iſt nicht von der Treue, ſondern von der Unſchuld, der Unſträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweitens: Horaz ſoll in einer ſeiner Oden, der Treue das Beiwort dünnbekleidet geben, nämlich in der oben angezogenen fünfunddreißigſten des erſten Buchs:

Te spes, et albo rara fides colit
Velata panno.

Es iſt wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß ſelten, was wenig vorkommt, und iſt das Beiwort der Treue ſelbſt, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter geſagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte ſoll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchſichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unſern gewöhnlichen Freundſchaftsverſicherungen zu ſagen pflegen: ich wünſchte, Sie könnten mein Herz ſehen. Und dieſer Ort ſoll die Zeile der achtzehnten Ode des erſten Buchs ſeyn:

Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man ſich aber von einem bloßen Worte ſo verführen laſſen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treuloſigkeit? Von dieſer ſagt Horaz, und nicht von der Treue, daß ſie durchſichtig wie Glas ſey, weil ſie die ihr anvertrauten Geheimniſſe eines jeden Blicke bloßſtellt.

[1] Apollo übergiebt den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach ſeinem Vaterlande zu bringen. (Il. π. v. 681. 82.)

Doch ich habe in ſeinem Werke, in welchem er dieſes Verlangen äußert, Anlaß zu erheblicheren Betrachtungen gefunden, wovon ich das Weſentlichſte, zu beſſerer Erwägung, hier anmerke.

Der Künſtler, iſt des Grafen Abſicht, ſoll ſich mit dem größten maleriſchen Dichter, mit dem Homer, mit dieſer zweiten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichſten Schildereien die von dem Griechen behandelte Geſchichte darbiete, und wie ſo viel vollkommener ihm die Ausführung gelingen müſſe, je genauer er ſich an die kleinſten von dem Dichter bemerkten Umſtände halten könne.

In dieſem Vorſchlage vermiſcht ſich alſo die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Maler ſoll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmt hat, ſondern er ſoll es auch mit den nämlichen Zügen nachahmen; er ſoll den Dichter nicht bloß als Erzähler, er ſoll ihn als Dichter nutzen.

Dieſe zweite Art der Nachahmung aber, die für den Dichter

Πεμπε δε μιν πομποισιν ἁμα κραιπνοισι φερεσθαι
Ὑπνῳ και Θανατῳ διδυμαοσιν.

Caylus empfiehlt dieſe Erdichtung dem Maler, fügt aber hinzu: il est facheux, qu'Homère ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnait de son tems au sommeil; nous ne connaissons, pour caractériser ce Dieu, que son action même, et nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la première est d'un médiocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas présent, ou même les fleurs me paraissent déplacées, surtout pour une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Eneide de Virgile, avec des observations générales sur le Costume, à Paris 1757. 8.). Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meiſten mit ſeiner großen Manier ſtreiten. Die ſinnreichſten Attribute, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bei weitem nicht ſo vollkommen charakteriſirt, bei weitem kein ſo lebhaftes Bild bei uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Dieſen Zug ſuche der Künſtler auszudrücken, und er wird alle Attribute entbehren können. Die alten Künſtler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter ſich vorgeſtellt, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit übereinander geſchlagenen Füßen. Denn ſo wollte ich die Worte des Pauſanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) *ἀμφοτερους διεσταμενους τους ποδας*, lieber überſetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoin in ſeiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was ſollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geſchlagene Füße hingegen ſind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beim Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artiſten ſind von dieſer Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bei den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch iſt allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchſtens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzuſtellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künſtler alſo hier rathen müſſen, ob er in Vorſtellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen ſolle. Doch er ſcheint ſich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönt, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbei auch bedacht, wie unſchicklich dieſe moderne Idee in einem homeriſchen Gemälde ſeyn dürfte? Und wie hat ihm das Eckelhafte derſelben nicht anſtößig ſeyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorſtellt, das mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruht (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike ſey. Den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten. Selbſt ihre Dichter haben ihn unter dieſem widerlichen Bilde nie gedacht.

so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem Homer eine solche Folge von Gemälden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden gewesen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus diesen Gemälden sein Werk genommen hätte: würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kommt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrückt?

Die Ursache scheint diese zu seyn. Bei dem Artisten dünkt uns die Ausführung schwerer, als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünkt uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verstrickung des Laokoon und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm aas Verdienst, welches wir bei diesem seinem Bilde für das schwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnt, so würde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgeht. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegen einander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmt zu haben, als ohne dasselbe. Der Maler, der nach der Beschreibung eines Thomsons eine schöne Landschaft darstellt, hat mehr gethan, als der sie gerade von der Natur kopirt. Dieser sieht sein Urbild vor sich; jener muß erst seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubt. Dieser macht aus lebhaften sinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus schwanken und schwachen Vorstellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit ist, dem Künstler das Verdienst der Erfindung zu erlassen, eben so natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen dasselbe bei ihm entspringen müssen. Denn da er sahe, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, daß sein größtes Lob von der Ausführung abhange, so ward es ihm gleichviel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht sey, ob sie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publicum geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische eintheilen, so geht doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[1] Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile und ihrer Lage unter einander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth:

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 159 u. f.

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.[1]

Anrieth, sage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als besser und edler an sich selbst.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich seyn würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren. Diesen Vortheil hat auch der Maler, wenn uns sein Vorwurf nicht fremd ist, wenn wir mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Composition erkennen, wenn wir auf eins, seine Personen nicht bloß sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hangt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamem Nachsinnen und Rathen nöthigt, so erkaltet unsere Begierde gerührt zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wenn er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man beides zusammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmste bei weitem nicht ist, was wir von dem Maler verlangen; zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen entschließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche allen seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordere, suchen dürfen; sondern man wird sie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmerung unseres Vergnügens, zu seyn scheint, als eine weise und uns selbst nützliche Enthaltsamkeit an dem Artisten zu loben geneigt seyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nutzen, als er es erwartet. Geschähe es jedoch, so würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig seyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum so gelehrt seyn soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? Daß ihm alle Scenen der Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemälde geben können, bekannt und geläufig seyn sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler besser gethan hätten, wenn sie seit Raphaels Zeiten, anstatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so lasse man das Publicum in seinem Gleise, und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu seyn, was es seyn soll.

Protogenes hatte die Mutter des Aristoteles gemalt. Ich weiß nicht wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung,

[1] Ad Pisones v. 128—130.

ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rath eine bloße Schmeichelei gewesen sey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunst erwog, allen verständlich zu seyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu malen; Thaten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraussehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich seyn würden. Doch Protogenes war nicht gesetzt genug, diesem Rathe zu folgen; impetus animi, sagt Plinius, et quaedam artis libido,[1] ein gewisser Uebermuth der Kunst, eine gewisse Lüsternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er malte lieber die Geschichte eines Jalysus,[2] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man jetzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was sie vorgestellt haben.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen: sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben; bei ihr ist alles sichtbar, und auf einerlei Art sichtbar.

Wenn also der Graf Caylus die Gemälde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemälden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen Theil nehmen, nicht angiebt und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemälde betrachten, darin entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemäldes sie nicht sehen, wenigstens sie nicht nothwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß nothwendig sowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das schlimmste dabei ist nur dieses, daß durch die malerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebt.

Z. E Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Götter unter sich selbst handgemein werden: so geht bei dem Dichter[1] dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubt der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freies Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlungen so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Malerei aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene nothwendige Theile der Maaßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maaßstab, den das Auge gleich darneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff wagt, tritt zurück und faßt mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, großen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Gränzsteine hingewälzt hatten.

Η δ' ἀναχασσαμενη λιθον εἱλετο χειρι παχειη,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον ἀρουρης.

Um die Größe dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Gränzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleudert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Größe des Steines proportionirt seyn, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreimal größer ist als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreimal größern Stein schleudern können. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steins nicht angemessen seyn, so entsteht eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemälde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworfen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte sieben Hufen. Unmöglich kann der Maler dem Gotte diese außerordentliche Größe geben. Giebt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger.[2]

Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine

[1] Lib. XXXV. sect. 36. p. 700. Edit. Hard.

[2] Richardson nennt dieses Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemälde die Aufmerksamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortrefflich seyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müsse „Protogenes, sagt er, hatte in seinem berühmten Gemälde Jalysus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit „so vieler Kunst ausgemalt, daß es zu leben schien, und von ganz „Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu sehr an sich zog, so löschte er es gänzlich „wieder aus." (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardson hat sich geirrt. Dieses Rebhuhn war nicht in dem Jalysus, sondern in einem andern Gemälde des Protogenes gewesen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des Plinius entsprungen ist, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beim Meursius fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula sc. in qua Ialysus, Satyrus erat, quem dicebant Anapauomenon, tibias tenens. Deßgleichen bei dem Herrn Winkelmann selbst. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mal. und Bildh. S. 56.) Strabo ist der eigentliche Währmann dieses Histörchens mit dem Rebhuhne, und dieser unterscheidet den Jalysus, und den an eine Säule sich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn saß, ausdrücklich. Lib. XIV. p. 750. Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699.) haben Meursius und Richardson und Winkelmann deßwegen falsch verstanden, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwei verschiedenen Gemälden daselbst die Rede ist: dem einen, dessenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es stand; und dem andern, welches Protogenes während dieser Belagerung malte. Jenes war der Jalysus, und dieses der Satyr.

[1] Iliad. Φ. v. 385.

[2] Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 158—185) nachgeahmt, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheint nämlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, die sie von dem Ida abreißen, gegeneinander schleudern; aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter, und stieben wie Sand um sie her.

Menschen zu Göttern erheben und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Malerei vollführt diese Herabsetzung. In ihr verschwindet vollends alles, was bei dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzt. Größe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für seine Götter in Vorrath hat, als er seinen vorzüglichsten Helden beilegt,[1] müssen in dem Gemälde auf das gemeine Maaß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden

— — — *Οι δε κολωνας*
Χερσιν απορρηξαντες απ' ουδεος Ιδαιοιο
Βαλλον επ' αλληλους· αι δε ψαμαθοισι ομοιαι
Ρεια διεπκιδνατο θεων περι δ' ασχετα γυια
Ρηγνυμενα δια τυπα — — —

eine Künstelei, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöht unsern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche sie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu sehen, die sich mit Erdklößen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunstrichter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in ihr bestes Licht zu setzen. Indeß will ich nicht läugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind. Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Größe des Homers geziemen, als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrei der Götter, welches hoch bis in den Himmel, und tief bis in den Abgrund ertönt, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschüttert, von den Menschen nicht gehört wird, dünkt mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu seyn. Das Geschrei war größer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehörs fassen konnten.

[1] In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlaufen hat, diese Assertion in Abrede seyn. Nur dürfte er sich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellt, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürliche Maaße weit übersteigt. Ich verweise ihn also, außer der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworfenen Mars, der sieben Hufen bedeckt, auf den Helm der Minerva (*Κυνεην εκατον πολεων πρυλεεσσ' αραεσιαν.* Iliad. E. v. 744.), unter welchen sich so viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus (Iliad. N. v. 20.); vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beschreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. Σ. v. 516—19.)

— — *Ηρχε δ' αρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη*
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε ειματα εσθην
Καλω και μεγαλω συν τευχεσιν, ως τε θεω περ,
Αμφις αριζηλω· λαοι δ' υπολιζονες ησαν.

Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die sie über den großen Helm der Minerva geben zu müssen glauben. (S. die Clarkisch-Erneſtiſche Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die Homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Größe denkt, in welcher man sie, in Gesellschaft der Sterblichen, auf der Leinwand zu sehen verwöhnt wird. Ist es indeß schon nicht der Malerei vergönnt, sich in diesen übersteigenden Dimensionen darzustellen, so darf es doch die Bildhauerei gewissermaßen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meister, so wie die Bildung der Götter überhaupt, also auch das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnt haben. (Herod. lib. II. p. 130. Edit. Wessel.) Verschiedene Anmerkungen über dieses Kolossalische insbesondere, und warum es in der Bildhauerei von so großer, in der Malerei aber von gar keiner Wirkung ist, verspare ich auf einen andern Ort.

vollkommen einerlei Wesen, die weiter an nichts als an äußerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Malerei bedient, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllt. Diese Wolke scheint aus dem Homer selbst entlehnt zu seyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kommt, aus der ihn keine andere als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel oder in Nacht verhüllen, und so davon führen; als den Paris von der Venus,[1] den Idäus vom Neptun,[2] den Hektor vom Apollo.[3] Und diesen Nebel, diese Wolke wird Caylus nie vergessen, dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemälde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart für unsichtbar machen seyn soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisirt und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen steht. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Gränzen der Malerei herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes, symbolisches Zeichen, das den befreiten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen. Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrückt, noch dreimal nach dem dicken Nebel mit der Lanze stoßen: *τρις δ' ηερα τυψε βαθειαν.*[4] Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Einen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllt ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anstatt das Object unsichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt.[5] In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllt; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äußerste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

[1] Iliad. Γ. v. 381.
[2] Iliad. Ε. v. 23.
[3] Iliad. Υ. v. 444.
[4] Ibid. v. 446.
[5] Iliad. Υ. v. 321.

Den Homerischen Nebel aber haben sich die Maler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat oder gebraucht haben würde: bei Unsichtbarwerdungen, bei Verschwindungen; sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemälde erkennen soll, was die Personen des Gemäldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weiß ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathsversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden;[1] sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkürliches und kein natürliches Zeichen bei den Malern ist; dieses willkürliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben könnte, denn sie brauchen es eben sowohl, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen: würden wir wohl aus diesen Gemälden, — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters seyn, — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem malerischen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sey das Gemälde der Pest.[2] Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wieder herstellen: was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmte Apollo, „und schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele „Griechen starben und ihre Leichname wurden verbrannt." Nun lese man den Homer selbst:

Βη δε κατ' οὐλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ.
Τοξ' ὠμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
Ἐκλαγξαν δ' ἀρ' ὀϊζοι ἐπ' ὠμων χωομενοιο,
Αὐτου κινηθεντος· ὁ δ' ἠϊε νυκτι ἐοικως·
Ἑζετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυρεοιο βιοιο.
Οὐρηας μεν πρωτον ἐπωχετο, και κυνας ἀργους.
Αὐταρ ἐπειτ' αὐτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt mit Bogen und Köcher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellt — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist eben so unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob sie schon nur der allerkleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Gallerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[1] Ein goldener offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Contraste, welche Mannichfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγορωωντο
Χρυσειῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐοινοχοει· τοι δε χρυσειοις δεπασσι
Δειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσορωωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemälde, als nur eben in diesen vier Zeilen. So sehr sich, sagt er, das vierte Buch durch die mannichfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere, und durch die

[1] Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdann, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282, wo Juno und der Schlaf ἑερα ἑσσαμενω sich nach dem Ida verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wollusttrunkenen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen.

Πως κ' ἐοι, εἰτις νωϊ θεων αἰειγενεταων
Ευδοντ' ἀθρησειε; — — —

Sie furchte sich nicht von den Menschen gesehen zu werden, sondern von den Göttern. Und wenn schon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf sagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν' ἀνδρων
Οψεσθαι· τοιον τοι ἐγω νεφος ἀμφικαλυψω
Χρυσεον.

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben, sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sey. So auch, wenn Minerva sich den Helm des Pluto aufsetzt, (Iliad. E. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerlei Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht, oder unter der Gestalt des Sthenelus erblicken, sondern lediglich, damit sie Mars nicht erkennen möge.

[2] Iliad. A. v. 44—53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

[1] Iliad. Δ. v. 1—4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

Kunst ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt: so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu setzen können: so reich es auch sonst an dem ist, was man poetische Gemälde nennt. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das von dem Anrücken des griechischen Heeres? Als das von dem beiderseitigen Angriffe? Als das von der That des Ulysses, durch die er den Tod seines Leucus rächt?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemälde des Homers keine Gemälde für die Artisten geben? daß der Artist Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemälde zeigen würden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeigt? Was sonst, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wenn ihrer auch noch so viele, wenn sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das malerische Talent des Dichters nichts schließen läßt.

XIV.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler seyn: so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierstein der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen.[1]

Fern sey es, diesem Einfalle auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit seyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges seyn, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorene Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deßwegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzt die mannichfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten eben so unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter einen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälden am ersten und leichtesten abstrahiren lassen.[1]

XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Classen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilientag ist voller musikalischen Gemälde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernt, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte.[2] Pandarus zieht seinen Bogen her-

[1] Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poëme fournissait d'images et d'actions, plus il avait de supériorité en Poésie. Cette réflexion m'avait conduit à penser que le calcul des différens Tableaux, qu'offrent les Poëmes, pouvait servir à comparer le mérite respectif des Poémes et des Poëtes. Le nombre et le genre des Tableaux que présentent ces grands ouvrages, auraient été une espèce de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du mérite de ces Poëmes et du génie de leurs Auteurs.

[1] Was wir poetische Gemälde nennen, nannten die Alten Phantasien, wie man sich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illusion, das Täuschende dieser Gemälde heißen, hieß bei ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351.) gesagt: die poetischen Phantasien wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden; *Αι ποιητικαι φαντασιαι δια την ἐναργειαν ἐγρηγοροτων ἐνυπνια εἰσιν.* Ich wünschte sehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunst hätten sich dieser Benennung bedienen, und des Worts Gemälde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erspart haben, deren vornehmster Grund die Uebereinstimmung eines willkürlichen Namens ist. Poetische Phantasien würde kein Mensch so leicht den Schranken eines materiellen Gemäldes unterworfen haben: aber sobald man die Phantasien poetische Gemälde nannte, so war der Grund zur Verführung gelegt.

[2] Iliad. Δ. v. 105.

Αυτικ' ἐσυλα τοξον ἐϋξοον — — — —
Και το μεν εὐ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιη
Αγκλινας — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ' ἑλετ' ὠκα

vor, legt die Senne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mit ſammt dem Pfeile unten an dem Einſchnitte zurück, die Senne naht ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Senne ſchwirrt, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

Ueberſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er alſo darin, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieſer ſeyn. Obſchon beide Vorwürfe, als ſichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig ſind: ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare fortſchreitende Handlung iſt, deren verſchiedene Theile ſich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieſer hingegen eine ſichtbare ſtehende Handlung, deren verſchiedene Theile ſich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß: ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

XVI.

Doch ich will verſuchen die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchließe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poeſie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: ſo können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heißen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen Gegenſtände der Malerei.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſonach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der maleriſchen Beiwörter und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen beſtätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die große Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſo wie der entgegengeſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Maler, da wo Homer malt, wenig oder nichts für ſich zu thun ſieht, und daß ſeine Ernte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Malers zum Probierſtein des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, ſechs beſondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weiß durch unzählige

Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ' ὀ δυναων,
Λἰψα δ' ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀἰζον — —
Ελκε δ' ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ' ἰαχεν, ἀλτο δ' ὀἰζος
Οξυβελης, καθ' ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

Kunſtgriffe dieſen einzelnen Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entſtehen ſehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammenſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beiſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſt uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen, da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte.[1]

Ἥβη δ' ἀμφ' ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἄξονι ἀμφις·
Των ἡτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, αὐταρ ὑπερθεν
Χαλκεὴ ἐπισωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Λιφρος δε χρυσειοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ρυμος πελεν· αὐταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' ἐβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefel, den Degen; und ſo iſt er fertig und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franſe gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen.[2]

— — — Μαλακον δ' ενδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αὐ μελα βαλλετο φαρος.
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Ειλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen, was thut ſodann Homer? Malt er uns außer den goldnen Nägeln nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigsbeſchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Maler hinter ſich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Scepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun iſt es der Commandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus, u. ſ. w.

[1] Iliad. E. v. 722—31.
[2] Iliad. B. v. 43—47.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιςος καμε τευχων·
Ηφαιςος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ.
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ.
Αυταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεστῃ.
Αυταρ ὁ αὐτε Θυες' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλησι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν.[1]

So kenne ich endlich dieſes Scepter beſſer, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers dieſe Stelle als die vollkommenſte Allegorie von dem Urſprunge, dem Fortgange, der Befeſtigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menſchen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läſe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung das unentbehrlichſte iſt, die Abſtellung der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte König ein Sohn der Zeit ,(*Ζευς Κρονιων*), ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur (*Διακτορῳ Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (*Πελοπι πληξιππῳ*) überlaſſen habe: daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker (*ποιμην λαων*), ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (*πολυαρνι Θυεστῃ*) der Weg gebahnt worden, das was bisher das Vertrauen ertheilt, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ungeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärkt werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bei ſeinem Scepter ſchwört, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.[2]

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν οὐποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
Ουδ' ἀναθηλησει· περι γαρ δα ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αὐτε μιν υἱες Ἀχαιων
Ἐν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιςας
Προς Διος εἱρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stäbe waren,

[1] Iliad. B. v. 101—108.
[2] Iliad. A. v. 234—239.

ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen; jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinem blinden Zorne, einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deßwegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können. [1]

— — — *Τοξον ἐΰξοον, ἰξαλου αἰγος*
Αγριου, ὀν ῥα ποτ' αὐτος, ὑπο στερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκησι
Βεβληκει προς στηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε πετρη.
Του κερα ἐκ κεφαλης ἐκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀυκησας κεραοξοος ἡραρε τεκτων,
Παν δ' ἐν λειηνας, χρυσειην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht blos auf einander folgend, sie sind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst finden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beispiel zu haben, wie weitläufig und doch poetisch man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und gegentheils das Exempel des Homers bei mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es ist wahr, da die Zeichen der Rede willkürlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers eben so wohl auf einander folgen lassen kann, als sie in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in so ferne sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich seyn; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu seyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter soll immer malen; und nun wollen wir sehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Malerei schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu seyn bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig, es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück, welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beispiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann. [1]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enzian
Weit über niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz vom feuchten Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

[1] Iliad. Σ. v. 105—111.

[1] S. des Herrn v. Hallers Alpen.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunſt nach der Natur malt. Malt, aber ohne alle Täuſchung malt. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie geſehen, ſich auch aus ſeinem Gemälde ſo gut als gar keine Vorſtellung davon machen könne. Es mag ſeyn, daß alle poetiſche Gemälde eine vorläufige Bekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine ſolche Bekanntſchaft hier zu ſtatten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darin vorſtechen, ſondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt ſcheinen, unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlaufen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können, „daß die ähnlichſte Zeichnung eines Malers gegen „dieſe poetiſche Schilderung ganz matt und blaſſer ſeyn würde?“ [1] Sie bleibt unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilt, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspuncte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schaale dient, als auf dieſe Schönheit ſelbſt und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloßen Zeilen,

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß dieſe Zeilen in Anſehung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines Huyſum wetteifern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verläugnen wollen. Sie mögen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren laſſen; nur für ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernt zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkürliche Zeichen ſind; ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich geht, und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabei in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöst wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe geht, können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da, wo er dogmatiſirt, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbau eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvae
Forma covis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtae sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut juga detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro propior: quaeque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus etc. [1]

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Außer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu malen:

— — — — Lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. [2]

Der männliche Pope ſah auf die maleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit großer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen. [3] Von dem Herrn von Kleiſt kann

[1] Georg. lib. III. v. 51 et 79.

[2] De A. P. v. 16.

[3] Prologue to the Satires. v. 340.

That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.

Ibid. v. 148.

— — — — who could take offence,
While pure Description held the Place of Sence?

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uses Pure equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a picturesque imagination is to brigten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in

[1] Breitingers kritiſche Dichtkunſt Th. II. S. 807.

ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Eklogen, mehreren deutſchen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.[1]

XVIII.

Und dennoch ſollte ſelbſt Homer in dieſe froſtigen Ausmalungen körperlicher Gegenſtände verfallen ſeyn? —

Ich will hoffen, daß es nur ſehr wenige Stellen ſind, auf die man ſich deßfalls berufen kann; und ich bin verſichert, daß auch dieſe wenige Stellen von der Art ſind, daß ſie die Regel, von der ſie eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen, vielmehr beſtätigen.

Es bleibt dabei: die Zeitfolge iſt das Gebiet des Dichters, ſo wie der Raum das Gebiet des Malers.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpuncte in ein und eben dasſelbe Gemälde bringen, ſo wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabiniſchen Jungfrauen, und derſelben Ausſöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geſchichte des verlorenen Sohnes, ſein liederliches Leben und ſein Elend und ſeine Reue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters, den der gute Geſchmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal überſehen muß, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, dem Leſer nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet des Malers, wobei der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verſchwendet.

Doch, ſo wie zwei billige freundſchaftliche Nachbarn zwar nicht verſtatten, daß ſich einer in des andern innerſtem Reiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wohl aber auf den äußerſten Gränzen eine wechſelſeitige Nachſicht herrſchen laſſen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtſame in der Geſchwindigkeit ſich durch ſeine Umſtände zu thun genöthigt ſieht, friedlich von beiden Theilen compenſirt: ſo auch die Malerei und Poeſie.

Ich will in dieſer Abſicht nicht anführen, daß in großen hiſtoriſchen Gemälden der einzige Augenblick faſt immer um etwas erweitert iſt, und daß ſich vielleicht kein einziges an Figuren ſehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur voll die Bewegung und Stellung hat, die ſie in dem Au der Haupthandlung haben ſollte; die eine hat eine etwas die andere eine etwas ſpätere. Es iſt dieſes eine Freil der Meiſter durch gewiſſe Feinheiten in der Anordnu fertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernun Perſonen, die ihnen an dem was vorgeht, einen mehr niger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubt. Ich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs Drapperie des Raphaels macht.[1] „Alle Falten, ſagt e „bei ihm ihre Urſachen, es ſey durch ihr eigen Gewic „durch die Ziehung der Glieder. Manchmal ſieht man „wie ſie vorher geweſen; Raphael hat auch ſogar in die „deutung geſucht. Man ſieht an den Falten, ob ein B „Arm vor dieſer Regung vor oder hinten geſtanden, „Glied von Krümme zur Ausſtreckung gegangen oder ge „ob es ausgeſtreckt geweſen, und ſich krümmt.“ Es iſt tig, daß der Künſtler in dieſem Falle zwei verſchiedene blicke in einen einzigen zuſammen bringt. Denn da de welcher hinten geſtanden und ſich vor bewegt, der Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folgt, wand wäre denn von ſehr ſteifem Zeuge, der aber eb zur Malerei ganz unbequem iſt: ſo giebt es keinen Au in welchem das Gewand im geringſten eine andere Falte als es der jetzige Stand des Gliedes erfordert; ſondern es eine andere Falte machen, ſo iſt es der vorige Augen Gewandes und der jetzige des Gliedes. Dem ungeach wird es mit dem Artiſten ſo genau nehmen, der ſeinen dabei findet, uns dieſe beiden Augenblicke zugleich zu Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verſt das Herz gehabt hat, einen ſolchen geringen Fehler zu um eine größere Vollkommenheit des Ausdruckes zu err

Gleiche Nachſicht verdient der Dichter. Seine fortſch Nachahmung erlaubt ihm eigentlich, auf einmal nur ein Seite, eine einzige Eigenſchaft ſeiner körperlichen Geg zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung ſeiner ihm dieſes mit einem einzigen Worte zu thun verſtattet; ſollte er nicht auch dann und wann ein zweites ſolches B zufügen dürfen? Warum nicht auch, wenn es die M lohnt, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich ſ ſagt, dem Homer ſey z. E. ein Schiff, entweder nur das Schiff, oder das hohle Schiff, oder das ſchnelle Schiff, das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Zu verſtehen wo Manier überhaupt. Hier und da findet ſich eine Stelle das dritte malende Epitheton hinzuſetzt: *καμπυλα χαλκεα, ὀκτακνημα*,[2] runde, eherne, achtſpeichigte Auch das vierte: *ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλην, χ ἐξηλατον*,[3] ein überall glattes, ſchönes, ehernes, get Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ih kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wiſſen, wenn er ein welche gute Wirkung ſie an wenigen ſchicklichen Stelle kann?

Des Dichters ſowohl als des Malers eigentliche R gung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorang

a prism for the sake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artfully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commentator ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo nichtig als von der andern erſcheint.

[1] Poétique Française. T. II. p. 501. J'écrivais ces réflexions avant que les éssais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont executé ce que j'avais conçu; et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au détail des peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champêtre.

[1] Gedanken über die Schönheit und über den Geſchma Malerei. S. 69.

[2] Iliad. E. v. 722.

[3] Iliad. M. v. 296.

Gleichnisse von zwei freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein bloßes Gleichniß beweist und rechtfertigt nichts. Sondern dieses muß sie rechtfertigen: so wie dort bei dem Maler die zwei verschiedenen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander gränzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können; so folgen auch hier bei dem Dichter die mehreren Züge für die verschiedenen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrängten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kommt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zusammensetzung der Beiwörter, sondern sie hat auch für diese gehäufte Beiwörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die französische, welche z. E. jenes *Καυσνλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα* umschreiben müssen: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen „hatten," drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemälde. Gleichwohl ist der Sinn hier nichts, und das Gemälde alles; und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwätzer. Ein Schicksal, das den guten Homer unter der Feder der gewissenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die Homerischen Beiwörter meistens in eben so kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derselben kann sie der Griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar „die runden, ehernen, achtspeichigten" — — aber „Räder" schleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädikate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein schwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem ersten Prädikate, und läßt die andern nachfolgen; er sagt: „runde Räder, eherne, achtspeichigte." So wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vortheil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn, und kann ihn nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides ist eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennach setzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen; wir müssen sagen: runde Räder, ehern und achtspeichigt. Allein in diesem statu kommen unsere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädicirt wird, zieht, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Doch ich halte mich bei Kleinigkeiten auf, und scheine das Schild vergessen zu wollen, das Schild des Achilles, dieses berühmte Gemälde, in dessen Rücksicht vornehmlich Homer vor Alters als ein Lehrer der Malerei[1] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man sagen, ist doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander dem Dichter nicht vergönnt seyn soll? Und dieses Schild hat Homer in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer malt nämlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedient, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertigt. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmt, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen.

Dieses läßt sich von dem Schilde des Aeneas beim Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Musters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu seyn, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeihungen, von welchen es freilich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart eben so deutlich geäußert hätte, als sie der Dichter hernach auslegt. Prophezeihungen, als Prophezeihungen, verlangen eine dunklere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste.[1] Wenn ihn aber dieses entschuldigt, so hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche

[1] Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

[1] Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entschuldigung leiht. Denn auch Servius hat den Unterschied, der zwischen beiden Schilden ist, bemerkt: Sane interest inter hunc et Homeri Clypeum: illic enim singula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noscuntur: nam et hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret; ibi postquam omnia narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieses? Darum, meint Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführt, sondern

— — — — genus omne futurae
Stirpis ab Ascanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es also möglich gewesen, daß mit eben der Geschwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte namhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieses ist der Verstand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul et narrationis celeritas potuisse connecti, et opus tam velociter expediri, ut ad verbum posset occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarabile texto Clypei beibringen konnte, so konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus selbst thun; sondern er mußte es versparen, bis alles fertig war. Ich wünschte für den Virgil sehr, dieses Raisonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entschuldigung würde ihm weit rühmlicher seyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römische Geschichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemälden machte Homer sein Schild zu einem Inbegriffe von allem was in der Welt vorgeht. Scheint es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemälde übertreffen können, ihn wenigstens in der Anzahl derselben übertreffen wollen? Und was wäre kindischer gewesen?

ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bei dem Virgil ungefähr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt daß wir bei dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeigt,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam.[1]

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bei dem Aeneas anlangt. Sie lehnt ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begafft, und beſtaunt, und betaſtet, und verſucht, hebt ſich die Beſchreibung oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, und Da iſt, Nahe dabei ſteht, und Nicht weit davon ſteht man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemälde hiernächſt nicht Aeneas macht, als welcher ſich an den bloßen Figuren ergötzt, und von der Bedeutung derſelben nichts weiß,

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kommt, ſo bleibt die Handlung offenbar während demſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimmt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes oder etwas anderes vorgeſtellt iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerlei ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzt, aber nicht das große Genie, das ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verläßt, und alle äußere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Römer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kommt, ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bei Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheint ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

[1] Aeneid. lib. VIII. 447—454.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perra raſſon und andere gegen das Schild des Homers mac bekannt. Eben ſo bekannt iſt das, was Dacier, B Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß dieſe l manchmal zu weit einlaſſen, und, in Zuverſicht auf Sache, Dinge behaupten, die eben ſo unrichtig ſind, ſie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß H Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem deſſelben unmöglich Raum haben könnten, unternahn es mit Bemerkung der erforderlichen Maaße zeichnen Sein Einfall mit den verſchiedenen concentriſchen Zirk ſinnreich, obſchon die Worte des Dichters nicht den Anlaß dazu geben, auch ſich ſonſt keine Spur findet, Alten auf dieſe Art abgetheilte Schilder gehabt haben Homer ſelbſt σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein Seiten künſtlich ausgearbeitetes Schild nennt, ſo wür ber, um mehr Raum auszuſparen, die concave Flä Hülfe genommen haben; denn es iſt bekannt, daß Künſtler dieſe nicht leer ließen, wie das Schild der vom Phidias beweiſt.[1] Doch nicht genug, daß ſich B ſes Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch o die Vorſtellungen ſelbſt, denen er auf dem ſonach um verringerten Raume Platz verſchaffen mußte, inden was bei dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild iſt bis drei beſondere Bilder zertheilte. Ich weiß wohl, dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen ſollen, anſtatt daß er ſich bemühte, den Forderungen ſeine eine Genüge zu leiſten, hätte er ihnen zeigen ſollen, Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beiſpiele faßlicher erkläre Wenn Homer von der einen Stadt ſagt:[2]

Λαοι δ' εἰν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι ἐνθα δε νεικος
Ὠρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον εἱνεκα ποινης
Ἀνδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν εὐχετο, παντ' ἀποδο
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
Ἀμφο δ' ἰεσθην ἐπι ἱστορι πειραρ ἑλεσθαι.
Λαοι δ' ἀμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·
Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Ἑιατ' ἐπι ξεστοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀρ' ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Ge geben wollen: das Gemälde eines öffentlichen Rechtsha die ſtreitige Erlegung einer anſehnlichen Geldbuße für e übten Todtſchlag. Der Künſtler, der dieſen Vorwurf a ſoll, kann ſich auf einmal nicht mehr als einen einzige blick deſſelben zu Nutze machen; entweder den Auge Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des U ches, oder welchen er ſonſt, vor oder nach, oder zwiſch Augenblicken, für den bequemſten hält. Dieſen einzige blick macht er ſo prägnant wie möglich, und führt ihn

[1] — Scuto ejus, in quo Amazonum praelium caela mescente ambitu parmae; ejusdem concava parte D Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4 Edit. Hard.

[2] Iliad. Σ. v. 497—508.

den Täuſchungen aus, welche die Kunſt in Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände vor der Poeſie voraus hat. Von dieſer Seite aber unendlich zurückgelaſſen, was kann der Dichter, der eben dieſen Vorwurf mit Worten malen ſoll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er ſich gleichfalls ſeiner eigenthümlichen Vortheile bedient? Und welches ſind dieſe? Die Freiheit, ſich ſowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunſtwerke auszubreiten, und das Vermögen, ſonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künſtler zeigt, ſondern auch das, was uns dieſer nur kann errathen laſſen. Durch dieſe Freiheit, durch dieſes Vermögen allein kommt der Dichter dem Künſtler wieder bei, und ihre Werke werden einander alsdann am ähnlichſten, wenn die Wirkung derſelben gleich lebhaft iſt; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beibringt, als das andere dem Auge darſtellen kann. Nach dieſem Grundſatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen ſollen, und er würde nicht ſo viel beſondere Gemälde daraus gemacht haben, als verſchiedene Zeitpuncte er darin zu bemerken glaubte. Es iſt wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer ſagt, in einem einzigen Gemälde verbunden ſeyn; die Beſchuldigung und Abläugnung, die Darſtellung der Zeugen und der Zuruf des getheilten Volkes, das Beſtreben der Herolde, den Tumult zu ſtillen, und die Aeußerungen der Schiedsrichter, ſind Dinge, die auf einander folgen und nicht neben einander beſtehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemälde enthalten war, das lag virtute darin, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemälde mit Worten nachzuſchildern, iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemälde herzählen, aber nimmermehr ein Gemälde ſelbſt hervorbringen kann.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemälde der belagerten Stadt [1] in drei verſchiedene Gemälde. Er hätte es eben ſo wohl in zwölfe theilen können, als in drei. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemäldes ſich unterwerfen müſſe: ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemälde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem ἐν μεν ἑτευξε, oder ἐν δε ποιησε, oder ἐν δ' ἐτιθει, oder ἐν δε ποικιλλε Αμφιγυηεις anfängt. [2] Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemälde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkürliche Concentration in einen einzigen Zeitpunct mangelt, als welche der Dichter anzugeben keineswegs gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einfließen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſo würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, ſondern glaubte noch etwas ganz beſonderes zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemälde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Malerei angegeben ſey. Contraſt, Perſpectiv, die drei Einheiten; alles fand er darin auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß zu Folge guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Malerei zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Malerei damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt mußten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr als die bloßen Data der Hiſtorienſchreiber weiß. Denn daß die Malerei zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht bloß deßwegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilt, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemälde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemälde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubt. Die zwei großen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen, [1] waren offenbar ohne alle Perſpective. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope beibringt, um zu beweiſen, daß Homer ſchon einen Begriff davon gehabt habe, beweiſt weiter nichts, als daß ihm ſelbſt nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff davon beigewohnt. [2] „Homer, ſagt er, kann kein Fremdling in der Perſpectiv geweſen ſeyn, weil er die Entfernung eines Gegenſtandes von „dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt z. E., daß die „Kundſchafter ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, „und daß die Eiche, unter welchen den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bei Seite geſtanden. Was er von dem mit „Heerden und Hütten und Ställen überſäeten Thale ſagt, iſt „augenſcheinlich die Beſchreibung einer großen perſpectiviſchen

[1] v. 509—540.

[2] Das erſte fängt an mit der 483ſten Zeile, und geht bis zur 489ſten; das zweite von 490—509; das dritte von 510—540; das vierte von 541—549; das fünfte von 550—560; das ſechste von 561—572; das ſiebente von 573—586; das achte von 587—589; das neunte von 590—605, und das zehnte von 606—608. Bloß das dritte Gemälde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bei dem zweiten, ἐν δε δυω ποιησε πολεις, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt deutlich genug, daß es ein beſonderes Gemälde ſeyn muß.

[1] Phocic. cap. XXV—XXXI.

[2] Um zu zeigen, daß dieſes nicht zu viel von Popen geſagt iſt, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obs. p. 61) in der Grundſprache anführen: That he was no stranger to aerial Perspective, appears in his expresly marking the distance of object from object: he tells us etc. Ich ſage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perspective, die Luftperſpectiv, (Perspective aérienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maaßgebung der Entfernung verminderten Größen gar nichts zu thun hat, ſondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beſchaffenheit der Luft oder des Mediі, durch welches wir ſie ſehen, verſteht. Wer dieſen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wiſſen.

„Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch schon „aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, „die nicht alle in ihrer vollen Größe ausgedrückt werden konn„ten; woraus es denn gewissermaaßen unstreitig, daß die Kunst, „sie nach der Perspective zu verkleinern, damaliger Zeit schon „bekannt gewesen." Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspectivisch. Die Perspective erfordert einen einzigen Augenpunct, einen bestimmten natürlichen Gesichtskreis, und dieses war es, was den alten Gemälden fehlte. Die Grundfläche in den Gemälden des Polygnotus war nicht horizontal, sondern nach hinten zu so gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu stehen scheinen sollten, über einander zu stehen schienen. Und wenn diese Stellung der verschiedenen Figuren und ihrer Gruppen allgemein gewesen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hintersten allezeit höher stehen als die vordersten, und über sie wegsehen, sich schließen läßt: so ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschreibung des Homers annimmt, und diejenigen von seinen Bildern, die sich nach selbiger in Ein Gemälde verbinden lassen, nicht unnöthigerweise trennt. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Straßen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeier ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entschieden ward, erfordert diesem zu Folge kein doppeltes Gemälde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er sich die ganze Stadt aus einem so hohen Augenpunkte vorstellte, daß er die freie Aussicht zugleich in die Straßen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspectivische in den Gemälden nur gelegentlich durch die Scenenmalerei gekommen ist; und auch als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen seyn, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemälden unter den Alterthümern des Herculanums so häufige und mannichfaltige Fehler gegen die Perspectiv finden, als man jetzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. [1]

Doch ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punct zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns versprochener Geschichte der Kunst die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf. [2]

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, da Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirku ben können, die sie, neben einander geordnet, haben; t concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstim Bild gewährt; daß es über die menschliche Einbildung ge vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Th innern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. H Nirens war schön; Achilles war noch schöner; Helena bes göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die un lichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. W würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Constantinus Manasses wollte seine kahl nik mit einem Gemälde der Helena auszieren. Ich m für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich ni ich sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem auge licher erhelle, wie thöricht es sey, etwas zu wagen, das so weislich unterlassen hat. Wenn ich bei ihm lese: [1]

[1] Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Die Fr. Dacier war mit diesem Portrait des Manasses, bis Tautologieen, sehr wohl zufrieden: De Helenae pulchritudi nium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautolog prehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) E nach dem Mezeriak (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und H von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kommt vor, der ein wenig seltsam klingt. Dares sagt nämlich von lena, sie habe ein Mal zwischen den Augenbraunen gehabt: inter duo supercilia habentem. Das war doch wohl nichts Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesa Meines Theils halte ich das Wort nota hier für verfälscht, und daß Dares von dem reden wollen, was bei den Griechen μεσ und bei den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der will er sagen, liefen nicht zusammen, sondern waren durch ei nen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten diesem Puncte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwisch andern nicht (Junius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p Anakreon hielt die Mittelstraße; die Augenbraunen seines Mädchens waren weder merklich getrennt, noch völlig in einan wachsen, sie verliefen sich sanft in einem einzigen Puncte. zu dem Künstler, welcher sie malen sollte (Od. 28.):

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Διακοπτε, μητε μιαγε,
Εχετω δ' ὁπως ἐκεινη
Τι λεληθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἐτυν κελαινην.

Nach der Lesart des Paun, obschon auch ohne sie der Vers nämliche ist, und von Henr. Stephano nicht verfehlt worden

Supercilii nigrantes
Discrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge sic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale esse cernis ipsi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was mü wohl sodann anstatt des Wortes notam lesen? Vielleicht r Denn so viel ist gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf e ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung, den Zwisch von einem zum andern, bedeutet.

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünscht sich der rasende Herkules beim Seneca (v. 1245), welch Gronovius sehr wohl erklärt: Optat se medium jacere int

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 185.
[2] Geschrieben im Jahr 1763.

Ην ἡ γυνη περικαλλης, εὐοφρυς, εὐχρουσατη,
Ευπαρειος, εὐπροσωπος, βωπις, χιονοχρους,
Κλικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἁλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,
Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἁβαπτιζον, αὐτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχρια πυρινη,
Ως εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρα πορφυρα.
Λειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την εὐοπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich ſehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze deſſelben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden ſoll, die aber alle auf der andern Seite von ſelbſt wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieſer Schwall von Worten? Wie ſah Helena nun aus? Werden nicht, wenn tauſend Menſchen dieſes leſen, ſich alle tauſend eine eigene Vorſtellung von ihr machen?

Doch es iſt wahr, politiſche Verſe eines Mönchs ſind keine Poeſie. Man höre alſo den Arioſt, wenn er ſeine bezaubernde Alcina ſchildert:[1]

Di persona era tanto ben formata,
Quanto mai finger san Pittori industri:
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non è, che piu risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spacio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
Pietosi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due valette,
La bocca sparsa di natio cinabro,
Quivi due filze son di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo:
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piarcevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben si può giudicar, che corrisponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Mostran le braccia sua misura giusta,
Et la candida man spesso si vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,
Doveè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la persona augusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo
Non si ponno celar sotto alcun velo.

Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi, aut rursus distrahi. So heißen auch bei eben demſelben Dichter lacertorum morae, ſoviel als juncturae (Schroederus ad. v. 762. Thyest.).

[1] Orlando Furioso, Canto VII. St. 11—15. „Die Bildung ihrer Geſtalt war ſo reizend, als nur künſtliche Maler ſie dichten können. Ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar iſt kein Gold, das nicht ſeinen Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete ſich die vermiſchte Farbe der Roſen und der Lilien. Ihre fröhliche Stirn, in die gehörigen Schranken geſchloſſen, war von glattem Helfenbein. Unter zwei ſchwarzen äußerſt feinen Bögen glänzen zwei ſchwarze Augen, oder vielmehr zwei leuchtende Sonnen, die mit Holdſeligkeit um ſich blickten und ſich langſam drehten. Rings um ſie her ſchien Amor zu ſpielen und zu fliegen; von da ſchien er ſeinen ganzen Köcher abzuſchießen, und die Herzen ſichtbar zu rauben. Weiter hinab ſteigt die Naſe mitten durch das Geſicht, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet. Unter ihr zeigt ſich der Mund, wie zwiſchen zwei kleinen Thälern, mit ſeinem eigenthümlichen Zinnober bedeckt; hier ſtehen zwei Reihen auserleſener Perlen, die eine ſchöne ſanfte Lippe verſchließt und öffnet. Hieraus kommen die holdſeligen Worte, die jedes rauhe ſchändliche Herz erweichen; hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für ſich ſchon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weißer Schnee iſt der ſchöne Hals, und Milch die Bruſt, der Hals rund, die Bruſt voll und breit. Zwei zarte, von Helfenbein gerundete Kugeln wallen ſanft auf und nieder, wie die Wellen am äußerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See bereitet." (Die übrigen Theile würde Argus ſelbſt nicht haben ſehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was verſteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß ſtand, übereinſtimme.) „Die Arme zeigen ſich in ihrer gehörigen Länge, die weiße Hand etwas länglich, und ſchmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte Fläche. Am Ende dieſer herrlichen Geſtalt ſieht man den kleinen, trocknen, gerundeten Fuß. Die engliſchen Mienen, die aus dem Himmel ſtammen, kann kein Schleier verbergen." — Nach der Ueberſetzung des Herrn Meinhardt in dem Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten ital. Dichter. B. II. S. 228.)

Milton ſagt bei Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meiſter des Werks. Das Lob des einen iſt alſo nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunſtwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß ſich zum Ruhme des Künſtlers viel beſonders ſagen läßt. Wiederum kann ein Künſtler mit Recht unſere Bewunderung verlangen, auch wenn ſein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieſes vergeſſe man nie, und es werden ſich öfters ganz widerſprechende Urtheile vergleichen laſſen. Eben wie hier. Dolce, in ſeinem Geſpräche von der Malerei, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Arioſt ein außerordentliches Aufheben machen;[1] ich hingegen wähle ſie als ein Exempel eines Gemäldes ohne Gemälde. Wir haben beide recht. Dolce bewundert darin die Kenntniſſe, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeigt; ich aber ſehe bloß auf die Wirkung, welche dieſe Kenntniſſe, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce ſchließt aus jenen Kenntniſſen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler ſind; und ich aus dieſer Wirkung, daß ſich das, was die Maler durch Linien und Farben am beſten ausdrücken können, durch Worte gerade am ſchlechteſten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlt die Schilderung des Arioſt allen Malern als das vollkommenſte Vorbild einer ſchönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichſte Warnung, was einem Arioſt mißlingen müſſen, nicht noch unglücklicher zu verſuchen. Es mag ſeyn, daß, wenn Arioſt ſagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san pittori industri,

[1] Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.) Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella Donna, legano quelle Stanze dell'Ariosto, nelle quali egli discrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

er die Lehre von den Proportionen, ſo wie ſie nur immer der fleißigſte Künſtler in der Natur und aus den Antiken ſtudirt, vollkommen verſtanden zu haben, dadurch beweist.[1] Er mag ſich immerhin in den bloßen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommenſten Coloriſten, als einen Titian zeigen.[2] Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennt, noch ſo deutlich ſchließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilligt.[3] Man mag ſogar in ſeiner herabſteigenden Naſe,

Quindi il naso per mezo il viso scende.

das Profil jener alten griechiſchen, und von griechiſchen Künſtlern auch Römern geliehenen Naſen finden.[4] Was nützt alle dieſe Gelehrſamkeit und Einſicht uns Leſern, die wir eine ſchöne Frau zu ſehen glauben wollen, die wir etwas von der ſanften Wallung des Geblüts dabei empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältniſſen eine ſchöne Geſtalt entſpringt, wiſſen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier dieſe Verhältniſſe ſehen? Oder erleichtert er uns auch nur im Geringſten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anſchauende Art zu erinnern? Eine Stirn in die gehörigen Schranken geſchloſſen, la fronte,

Che lo spacio finia con giusta meta;

eine Naſe, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und ſchmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta:

was für ein Bild geben dieſe allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeiſters, der ſeine Schüler auf die Schönheiten des akademiſchen Modells aufmerkſam machen will, möchten ſie noch etwas ſagen, denn ein Blick auf dieſes Modell, und ſie ſehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, ſie ſehen den ſchönſten Schnitt der Naſe, die ſchmale Breite der niedlichen Hand. Aber bei dem Dichter ſehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, etwas ſehen zu wollen.

In dieſem Puncte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, iſt auch Virgil ziemlich glücklich geweſen. Auch ſeine Dido iſt ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umſtändlicher etwas an ihr beſchreibt, es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — — —
Sidoniam picto chamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream subnectit fibula vestem.[1]

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Kü zu einem Lehrlinge ſagte, der eine ſehr geſchmückte Helen malt hatte, „da du ſie nicht ſchön malen können, haſt reich gemalt:“ ſo würde Virgil antworten, „es liegt nic „mir, daß ich ſie nicht ſchön malen können; der Tadel tri „Schranken meiner Kunſt; mein Lob ſey, mich innerhalb „Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beiden Lieder des Anakreons nicht v ſen, in welchen er uns die Schönheit ſeines Mädchens und Bathylls zergliedert.[2] Die Wendung, die er dabei nimmt, alles gut. Er glaubt einen Maler vor ſich zu haben, un ihn unter ſeinen Augen arbeiten. So, ſagt er, mache mi Haar, ſo die Stirne, ſo die Augen, ſo den Mund, ſo Hal Buſen, ſo Hüft und Hände! Was der Künſtler nur thei zuſammenſetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur thei vorſchreiben. Seine Abſicht iſt nicht, daß wir in dieſer n lichen Direction des Malers die ganze Schönheit der ge Gegenſtände erkennen und fühlen ſollen; er ſelbſt empfind Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimmt eben den Ausdruck der Kunſt zu Hülfe, deren Täuſchung er ſ erhebt, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die als auf ſein Mädchen zu ſeyn ſcheint. Er ſieht nicht das er ſieht ſie ſelbſt, und glaubt, daß es nun eben den Mund reden eröffnen werde:

Απεχει βλεπω γαρ αὐτην,
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls iſt die Anpreiſung des ſc Knabens mit der Anpreiſung der Kunſt und des Künſtle in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Anakreon das Lied eigentlich beſtimmt habe. Er ſamme ſchönſten Theile aus verſchiedenen Gemälden, an welchen die vorzügliche Schönheit dieſer Theile das Charakteriſtiſche den Hals nimmt er von einem Adonis, Bruſt und Händ einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauc einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollen Apollo des Künſtlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐζω,
Τον Αδωνιδος παρελθων,
Ελεφαντινος τραχηλος
Μεταμαζιον δε ποιει
Λιδυμας τε χειρας Ερμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weiß auch Lucian von der Schönheit der Panthea a keinen Begriff zu machen als durch Verweiſung auf die ſten weiblichen Bildſäulen alter Künſtler.[3] Was heißt abe ſes ſonſt, als bekennen, daß die Sprache für ſich ſelbſt ohne Kraft iſt; daß die Poeſie ſtammelt und die Beredtſa

[1] (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

[2] (Ibid. p. 182.) Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Titiano.

[3] (Ibid. p. 180.) Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha dettol chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse; che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che' Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano, come l'ore. Was Dolce in dem Nachfolgenden aus dem Athenäus anführt, iſt merkwürdig, nur daß es ſich nicht völlig ſo daſelbſt findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

[4] (Ibid. p. 182.) Il naso, che discente giù, havendo peraventura la consideratione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

[1] Aeneid. IV. v. 136.

[2] Od. XXVIII. XXIX.

[3] Εικονες §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.

verstummt, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin dient?

XXI.

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußstapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?

Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme [1] und ein schönes Haar [2] gehabt; eben der Dichter weiß dem ungeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteigt, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten im Stande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Aeltesten des trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sehen sie, und einer sprach zu den andern: [3]

Ου νεμεσις, Τρωας και ευκνημιδας Αχαιους
Τοιηδ' αμφι γυναικι πολυν χρονον αλγεα πασχειν
Αινως αθανατῃσι θεῃς εις ωπα εοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl werth erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet?

Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bei dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennt, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die schönste vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisirt, welches nur eine solche Gestalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den schönen Körper seiner Lesbia Theil vor Theil zeigt:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam castigato planus sub pectore venter!
Quantum et quale latus! quam juvenile femur!

sondern weil er es mit der wollüstigen Trunkenheit thut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblickes zu genießen, den er genoß.

Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur errathen lassen, in der That aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er, was er ist, ein transitorisches Schönes, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Es kommt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloßer Formen oder Farben, so muß der Reiz in dem nämlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken als die Schönheit. Alles, was noch in dem Gemälde der Alcina gefällt und rührt, ist Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kommt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdseligkeit um sich blicken, und sich langsam drehen; daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzückt nicht, weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserlesener Perlen verschließen; sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Busen bezaubert weniger, weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns seine Weiße und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr, weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengone e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reizes, in eine oder zwei Stanzen zusammengedrängt, weit mehr thun würden, als die fünf alle, in welche sie Ariost zerstreut und mit kalten Zügen der schönen Form, viel zu gelehrt für unsere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reiz beleben.

Τρυφερου δ'εσω γενειου,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr sanftes Kinn, befiehlt er dem Künstler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner malerischen Ausführung fähig. Der Maler konnte dem Kinn die schönste Rundung, das schönste Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das *δσω* scheint mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halse die schönste Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schönen Halses, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr, bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reiz war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge. Ein neues Beispiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunstwerken redet, dennoch nicht verbunden ist, sich mit seiner Beschreibung in den Schranken der Kunst zu halten.

XXII.

Zeuxis malte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindungen bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malerei und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden und beide verdienten gekrönt zu werden.

Denn, so wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, bloß in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Maler

[1] Iliad. Γ. v. 121.
[2] Ibid. v. 349.
[3] Ibid. v. 156—58.

uns die Schönheit nach nichts als ihren Beſtandtheilen, und hielt es in ſeiner Kunſt für unanſtändig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde beſtand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da ſtand. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß es eben die Helene war, welche er für die zu Crotona malte. [1]

Man vergleiche hiermit, Wunders halber, das Gemälde, welches Caylus dem neuern Künſtler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena mit einem weißen Schleier be„deckt, erſcheint mitten unter verſchiedenen alten Männern, in „deren Zahl ſich auch Priamus befindet, der an den Zeichen „ſeiner königlichen Würde zu erkennen iſt. Der Artiſt muß ſich „beſonders angelegen ſeyn laſſen, uns den Triumph der Schön„heit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen „einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern dieſer „kalten Greiſe empfinden zu laſſen. Die Scene iſt über einem „von den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes „kann ſich in den freien Himmel oder gegen höhere Gebäude „der Stadt verlieren; jenes würde kühner laſſen, eines aber iſt „ſo ſchicklich wie das andere."

Man denke ſich dieſes Gemälde von dem größten Meiſter unſerer Zeit ausgeführt, und ſtelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieſes, wo ich ihn ſelbſt fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimaſſen gerührter Graubärte ſchließen ſoll? Turpe senilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, iſt ſogar ein edler Gegenſtand. Den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen ſogleich hinzu:

Αλλα και ὡς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne dieſen Entſchluß wären es alte Gecke, wären ſie das, was ſie in dem Gemälde des Caylus erſcheinen. Und worauf richten ſie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verſchleierte Figur. Das iſt Helena? Es iſt mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier laſſen können. Zwar Homer giebt ihr denſelben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννησι καλυψαμενη ὀθονησιν
Ωρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straßen damit zu gehen; und wenn auch ſchon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe ſie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben ſcheint, ſo war es nicht das erſtemal, daß ſie die Alten ſahen; ihr Bekenntniß durfte alſo nicht aus dem jetzigen augenblicklichen Anſchauen entſtehen, ſondern ſie konnten ſchon oft empfunden haben, was ſie zu empfinden bei dieſer Gelegenheit nur zum erſtenmal bekannten. In dem Gemälde findet ſo etwas nicht ſtatt. Wenn ich hier entzückte Alte ſehe, ſo will ich auch zugleich ſehen, was ſie in Entzücken ſetzt; und ich werde äußerſt betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie geſagt, eine vermummte, verſchleierte Figur wahrnehme, die ſie brünſtig angaffen. Was hat dieſes Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier, und etwas von ihrem proportionirten Umriſſe, ſo weit Umriß unter Gewändern ſichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Geſicht verdeckt ſeyn ſollte, und er nennt den Schleier bloß als ein Stück ihres Anzuges. Iſt dieſes (ſeine Worte ſind einer ſolchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: Hélène couverte d'un voile blanc), ſo entſteht eine andere Verwunderung bei mir: er empfiehlt dem Artiſten ſo ſorgfältig den Ausdruck auf den Geſichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Geſichte der Helena verliert er kein Wort. Dieſe ſittſame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtſam ſich nährend — Wie? Iſt die höchſte Schönheit unſern Künſtlern ſo etwas geläufiges, daß ſie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder iſt Ausdruck mehr als Schönheit? Und ſind wir auch in Gemälden ſchon gewohnt, ſo wie auf der Bühne, die häßlichſte Schauſpielerin für eine entzückende Prinzeſſin gelten zu laſſen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen ſie zu empfinden äußert?

In Wahrheit, das Gemälde des Caylus würde ſich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten.

Homer ward vor Alters unſtreitig fleißiger geleſen, als jetzt. Dennoch findet man ſogar vieler Gemälde nicht erwähnt, welche die alten Künſtler aus ihm gezogen hätten. [1] Nur den Fingerzeig des Dichters auf beſondere körperliche Schönheiten ſcheinen ſie fleißig genutzt zu haben; dieſe malten ſie, und in dieſen Gegenſtänden, fühlten ſie wohl, war es ihnen allein vergönnt, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Außer der Helena hatte Zeuxis auch die Penelope gemalt, und des Apelles Diana war die Homeriſche in Begleitung ihrer Nymphen. Bei dieſer Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede iſt, einer Verbeſſerung bedarf. [2]

[1] Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionysius Halicarnass. Art. Rhet. cap. 12. *περι λογων ἐξετασεως.*

[1] Fabricii Biblioth. Grae. Lib. II. cap. 6. p. 345.

[2] Plinius ſagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit et Dianam sacrificantium virginum choro mixtam: quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieſer Lobſpruch geweſen ſeyn. Schöne Nymphen um eine ſchöne Göttin her, die mit der ganzen majeſtätiſchen Stirne über ſie hervorragt, ſind freilich ein Vorwurf, der der Malerei angemeſſener iſt, als der Poeſie. Das sacrificantium nur, iſt mir höchſt verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und iſt dieſes die Beſchäftigung, die Homer den Geſpielinnen der Diana giebt? Mit nichten; ſie durchſtreifen mit ihr Berge und Wälder, ſie jagen, ſie ſpielen, ſie tanzen: (Odyss. Z. v. 102—106.)

Οιη δ' Αρτεμις εἰσι κατ' οὐρεος ἰοχεαιρα
Η κατα Τηϋγετον περιμηκετον, ἠ Ερυμανθον
Τερπομενη καπροισι και ὠκειῃς ἐλαφοισι'
Τῃ δε θ' ἁμα Νυμφαι. κουραι Διος Αιγιοχοιο.
Αγρονομοι παιζουσι — — — —

Plinius wird alſo nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geſchrieben haben, vielleicht sylvis vagantium, welche Verbeſſerung die Anzahl der veränderten Buchſtaben ungefähr hätte. Dem *παιζουσι* beim Homer würde saltantium am nächſten kommen, und auch Virgil läßt in ſeiner Nachahmung dieſer Stelle die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 498.)

Qualis in Eurotae ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbei einen ſeltſamen Einfall. (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, ſagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances,

Handlungen aber aus dem Homer zu malen, bloß weil sie eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu seyn, und konnte es nicht seyn, so lange sich noch die Kunst in den engern Gränzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater, ähnlich, aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge in dem einen sowohl, als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedene, ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bei dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: [1]

Η, και κυανεῃσιν επ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων·
Αμβροσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπερρωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν Ολυμπον·

ihm bei seinem olympischen Jupiter zum Vorbilde gedient, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitum, gelungen sey. Wem dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Künstlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben so erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, über-

which of old were regarded as very solemn acts of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of παιζειν, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting: as that of, Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unless it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nämlich jene feierliche Tänze verstanden wissen, welche bei den Alten mit unter die gottesdienstlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meint er, brauche denn auch Plinius das Wort sacrificare: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, sacrificare, of them; which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bei dem Virgil die Diana selbst mit tanzt: exercet Diana choros. Sollte nun dieser Tanz ein gottesdienstlicher Tanz seyn, zu wessen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beides ist widersinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernsthaften Person nicht für sehr anständig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechischen Dichtern ganz anders festgesetzt waren? Wenn Horaz von der Venus sagt: (Od. IV. lib. I.)

Jam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Junctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieses auch heilige gottesdienstliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine solche Grille.

[1] Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

sieht das Wesentlichste, und begnügt sich mit etwas ganz allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas sehr specielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [1] sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennt. Denn es ist gewiß, daß die alten Künstler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden, und besonders das Haar sehr vernachlässigt hatten. Noch Myron war in beiden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, [2] und nach ebendemselben war Pythagoras Leontinus der erste, der sich durch ein zierliches Haar hervorthat. [3] Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künstler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogart über den Apollo zu Belvedere anmerkt. [4] „Dieser Apollo, sagt er, „und der Antinous sind beide in eben demselben Pallaste zu „Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Zuschauer mit Ver„wunderung erfüllt, so setzt ihn der Apollo in Erstaunen, und „zwar, wie sich die Reisenden ausdrücken, durch einen Anblick, „welcher etwas mehr als menschliches zeigt, welches sie gemeiniglich gar nicht zu beschreiben im Stande sind. Und diese „Wirkung ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, „wenn man es untersucht, das Unproportionirliche daran auch „einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten Bildhauer, „welche wir in England haben, der neulich dahin reiste, diese „Bildsäule zu sehen, bekräftigte mir das, was jetzt gesagt wor„den, besonders daß die Füße und Schenkel, in Ansehung der „obern Theile, zu lang und zu breit sind. Und Andreas Sacchi, „einer der größten italienischen Maler, scheint eben dieser Mei„nung gewesen zu seyn, sonst würde er schwerlich (in einem be„rühmten Gemälde, welches jetzt in England ist) seinem Apollo, „wie er den Tonkünstler Pasquilini krönt, das völlige Verhält„niß des Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine „Copie von dem Apollo zu seyn scheint. Ob wir gleich an sehr „großen Werken oft sehen, daß ein geringerer Theil aus der „Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier der Fall nicht „seyn. Denn an einer schönen Bildsäule ist ein richtiges Ver„hältniß eine von ihren wesentlichen Schönheiten. Daher ist zu „schließen, daß diese Glieder mit Fleiß müssen seyn verlängert „worden, sonst würde es leicht haben können vermieden werden. „Wenn wir also die Schönheiten dieser Figur durch und durch „untersuchen, so werden wir mit Grunde urtheilen, daß das, „was man bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem all„gemeinen Anblicke gehalten, von dem hergerührt hat, was ein „Fehler in einem Theile derselben zu seyn geschienen." — Alles dieses ist sehr einleuchtend, und schon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen

[1] Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard.

[2] Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

[3] Ibid. Hic primus nervos et venas expressit: capillumque diligentius.

[4] Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

giebt, welches bloß aus dieſem Zuſatze von Größe in den Abmeſſungen der Füße und Schenkel entſpringt. Denn wenn Antenor die Geſtalt des Ulyſſes mit der Geſtalt des Menelaus vergleichen will, ſo läßt er ihn ſagen:[1]

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν ευρεας ὠμους,
Αμφω δ' ἑζομενω, γεραρωτερος ἡεν Οδυσσευς.

„Wann beide ſtanden, ſo ragte Menelaus mit den breiten „Schultern hoch hervor; wann aber beide ſaßen, war Ulyſſes „der anſehnlichere.“ Da Ulyſſes alſo das Anſehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, ſo iſt das Verhältniß leicht zu beſtimmen, welches beider Oberleib zu den Füßen und Schenkeln gehabt. Ulyſſes hatte einen Zuſatz von Größe in den Proportionen des erſtern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unſchicklicher Theil kann die übereinſtimmende Wirkung vieler zur Schönheit ſtören. Doch wird der Gegenſtand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfordert mehrere unſchickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müſſen überſehen können, wenn wir dabei das Gegentheil von dem empfinden ſollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Weſen nach, kein Vorwurf der Poeſie ſeyn können; und dennoch hat Homer die äußerſte Häßlichkeit in dem Therſites geſchildert, und ſie nach ihren Theilen neben einander geſchildert. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit ſo einſichtsvoll ſich ſelbſt unterſagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente nicht eben ſowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird ſie das, aber hierin liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichſam von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu ſeyn, aufhört, wird ſie dem Dichter brauchbar; und was er für ſich ſelbſt nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewiſſe vermiſchte Empfindungen hervorzubringen und zu verſtärken, mit welchen er uns in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen unterhalten muß.

Dieſe vermiſchte Empfindungen ſind das Lächerliche und das Schreckliche.

Homer macht den Therſites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch ſeine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit iſt Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contraſt von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfordert.[2] Dieſes iſt die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzuſetzen möchte, daß dieſer Contraſt nicht zu krall und zu ſchneidend ſeyn muß, daß die Oppoſita, um in der Sprache der Maler fortzufahren, von der Art ſeyn müſſen, daß ſie ſich in einander verſchmelzen laſſen. Der weiſe und rechtſchaffene Aeſop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Therſites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das *Γελοιον* ſeiner lehrreichen Mährchen, vermittelſt der Ungeſtaltheit auch in ſeine Perſon verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine ſchöne Seele, ſind wie Oel und Eſſig, die, wenn man ſie ſchon in einander ſchlägt, für ſchmack doch immer getrennt bleiben. Sie gewähren kei tes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefalle das ſeine für ſich. Nur wenn der mißgebildete Körper gebrechlich und kränklich iſt, wenn er die Seele in ihr kungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vor gegen ſie wird: alsdann fließen Verdruß und Wohlgef einander, aber die neue daraus entſpringende Erſchein nicht Lachen, ſondern Mitleid, und der Gegenſtand, ohne dieſes nur hochgeachtet hätten, wird intereſſant. D gebildete gebrechliche Pope mußte ſeinen Freunden weit ſanter ſeyn, als der ſchöne und geſunde Wicherley den ſei So wenig aber Therſites durch die bloße Häßlichkeit wird, eben ſo wenig würde er es ohne dieſelbe ſeyn. D lichkeit; die Uebereinſtimmung dieſer Häßlichkeit mit ſeine rakter; der Widerſpruch, den beide mit der Idee machen von ſeiner eigenen Wichtigkeit hegt; die unſchädliche, ih demüthigende Wirkung ſeines boshaften Geſchwätzes: all zuſammen zu dieſem Zwecke wirken. Der letztere Umſ das *Ου φθαρτικον*, welches Ariſtoteles[1] unumgänglich Lächerlichen verlangt; ſo wie es auch mein Freund zu ein wendigen Bedingung macht, daß jener Contraſt von keine tigkeit ſeyn, und uns nicht ſehr intereſſiren müſſe. De nehme auch nur an, daß dem Therſites ſelbſt ſeine hämiſ kleinerung des Agamemnons theurer zu ſtehen gekomme daß er ſie, anſtatt mit ein paar blutigen Schwielen, Leben bezahlen müſſen: und wir würden aufhören übe lachen. Denn dieſes Scheuſal von einem Menſchen iſt Menſch, deſſen Vernichtung uns ſtets ein größeres Uebel als alle ſeine Gebrechen und Laſter. Um die Erfahrung zu machen, leſe man ſein Ende bei dem Quintus Ca Achilles bedauert die Pentheſilea getödtet zu haben: die heit in ihrem Blute, ſo tapfer vergoſſen, fordert die Hoch und das Mitleid des Helden, und Hochachtung und Mitl den Liebe. Aber der ſchmähſüchtige Therſites macht ih Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Woll auch den wackerſten Mann zu Unſinnigkeiten verleite,

— — — ἡτ' ἀφρονα φωτα τιθησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu verſetzen, ſo ihn ſo unſanft zwiſchen Back und Ohr, daß ihm Zähr Blut und Seele mit eins aus dem Halſe ſtürzen. Zu gr Der jachzornige mörderiſche Achilles wird mir verhaßt der tückiſche knurrende Therſites; das Freudengeſchrei, die Griechen über dieſe That erheben, beleidigt mich; auf die Seite des Diomedes, der ſchon das Schwert zu nen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich e es, daß Therſites auch mein Anverwandter iſt, ein Me

Geſetzt aber gar, die Verhetzungen des Therſites w Meuterei ausgebrochen, das aufrühreriſche Volk wäre zu Schiffe gegangen und hätte ſeine Heerführer verr zurückgelaſſen, die Heerführer wären hier einem rachſ Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein g Strafgericht über Flotte und Volk ein gänzliches Ve verhangen: wie würde uns alsdann die Häßlichkeit des T erſcheinen? Wenn unſchädliche Häßlichkeit lächerlich

[1] Iliad. *Γ.* v. 210. 211.

[2] Philoſ. Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn. Th. II. S. 23.

[1] De Poetica cap. V.

[2] Paralipom. lib. I. v. 720—778.

kann, ſo iſt ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich. Ich weiß dieſes nicht beſſer zu erläutern, als mit ein paar vortrefflichen Stellen des Shakeſpeare. Edmund, der Baſtard des Grafen von Gloſter im König Lear, iſt kein geringerer Böſewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen Richard der Dritte beſtieg. Aber wie kommt es, daß jener bei weitem nicht ſo viel Schaudern und Entſetzen erweckt, als dieſer? Wenn ich den Baſtard ſagen höre: [1]

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My Services are bound; wherefore should I
Stand in the Plage of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleap and wake?

ſo höre ich einen Teufel, aber ich ſehe ihn in der Geſtalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter ſagen: [2]

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glass,
I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty,
To strut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am curtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by dissembling nature,
Deform'd, unfinish'd, sent before my time
Into this breathing world, scarce half made up,
And that so lamely and unfashionably,
That dogs bark at me, as I halt by them
Why I (in this weak piping time of Peace)
Have no delight to pass away the time;
Unless to spy my shadow in the sun,
And descant on mine own deformity.
And therefore, since I cannot prove a Lover,
To entertain these fair well-spoken days,
I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel und ſehe einen Teufel, in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen; welchen Gebrauch iſt dem Maler davon zu machen vergönnt?

Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Malerei, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu; als dieſe ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen auch nicht die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter [3] hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorſtellungen „der Furcht," ſagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, des „Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, in ſo weit wir „das Uebel für wirklich halten. Dieſe können alſo durch die Er„innerung, daß es ein künſtlicher Betrug ſey, in angenehme „Empfindungen aufgelöst werden. Die widrige Empfindung „des Eckels aber erfolgt vermöge des Geſetzes der Einbildungs„kraft auf die bloße Vorſtellung in der Seele, der Gegenſtand „mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilft's dem „beleidigten Gemüthe alſo, wenn ſich die Kunſt der Nachahmung „noch ſo ſehr verräth? Ihre Unluſt entſprang nicht aus der „Vorausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey, ſondern aus der „bloßen Vorſtellung deſſelben, und dieſe iſt wirklich da. Die „Empfindungen des Eckels ſind alſo allezeit Natur, niemals „Nachahmung."

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe Häßlichkeit beleidigt unſer Geſicht, widerſteht unſerm Geſchmack an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erweckt Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deßwegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhört, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns bloß an der Kunſt des Malers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an, [4] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken: auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren, die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαστον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchließen können, ὁτι οὑτος ἐκεινος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folgt, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriedigt wird, nur zufällig; das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung bloß, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibt. Nach den Beiſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheint es, als habe er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beiſpiele ſind reißende Thiere und Leichname. Reißende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöst wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu

[1] King Lear. Act. I. Sc. VI.
[2] The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.
[3] Briefe, die neueſte Literatur betreffend. Th. V. S. 102.
[4] De Poetica cap. IV.

einem widrigen Gegenstande macht; in der Nachahmung aber verliert jenes Mitleid durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieser fatalen Erinnerung kann uns ein Zusatz von schmeichelhaften Umständen entweder gänzlich abziehen, oder sich so unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünschenswürdiges als schreckliches darin zu bemerken glauben.

Da also die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche sie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen ist, welche sich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und für sich selbst kein Vorwurf der Malerei, als schöner Kunst seyn kann: so käme es noch darauf an, ob sie ihr nicht eben so wohl wie der Poesie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verstärken, nützlich seyn könne.

Darf die Malerei zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen sich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, so geradezu mit Nein hierauf zu antworten. Es ist unläugbar, daß unschädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann, besonders wenn eine Affectation nach Reiz und Ansehen damit verbunden wird. Es ist eben so unstreitig, daß schädliche Häßlichkeit, so wie in der Natur, also auch im Gemälde Schrecken erweckt, und daß jenes Lächerliche und dieses Schreckliche, welches schon für sich vermischte Empfindungen sind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demungeachtet sich die Malerei hier nicht völlig mit der Poesie in gleichem Falle befindet. In der Poesie, wie ich angemerkt, verliert die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive, ihre widrige Wirkung fast gänzlich; sie hört von dieser Seite gleichsam auf, Häßlichkeit zu seyn, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue besondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beisammen, und wirkt nicht viel schwächer, als in der Natur selbst. Unschädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possirlich war, wird in der Folge bloß abscheulich. Nicht anders geht es mit der schädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert sich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieses überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Episode des Therſites aus der Reihe seiner Homerischen Gemälde wegzulassen. Aber hat man darum auch Recht, sie aus dem Homer selbst wegzuwünschen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke, dieser Meinung ist.[1] Ich verspare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweite Unterschied, welchen der angeführte Kunstrichter zwischen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äußert sich bei der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erweckt.

„Andere unangenehme Leidenschaften, sagt er,[2] können außer „der Nachahmung, in der Natur selbst, dem Gemüthe öfters „schmeicheln, indem sie niemals reine Unlust erregen, sondern „ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht „ist selten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken belebt „alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn ist mit „der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen „Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft, und das „Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und „Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, sich „bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Theile „einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermischung von „Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig Achtsamkeit auf „sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu haben; und woher „käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein Zorn, dem Traurigen sein Unmuth lieber ist, als alle freudige Vorstellungen, „dadurch man ihn zu beruhigen gedenkt? Ganz anders aber „verhält es sich mit dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennt in demselben keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder in der Natur noch in „der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht „von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurückweichen sollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst noch andere mit dem Eckel verwandte Empfindungen erkennt, die gleichfalls nichts als Unlust gewähren; welche kann ihm näher verwandt seyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust; und da sie deren eben so wenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, ist Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgesetzt zu seyn glaubt. „Jene beide, sagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und „dieses durch eine allzugroße Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, aber „bloß durch die Association der Begriffe, indem wir uns des „Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche „oder dem Gefühle verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt „es keine Gegenstände des Eckels für das Gesicht." Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermahl in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider seyn können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir etwas dabei empfinden, welches dem Eckel schon viel näher kommt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabei fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese

[1] Klotzii Epistolae Homericae, p. 33. et seq.
[2] Ebendaselbst. S. 103.

Bewegungen ſich ſehr bald wieder verlieren, und ſchwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Urſache darin zu ſuchen hat, daß es Gegenſtände des Geſichts ſind, welches in ihnen und mit ihnen zugleich eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorſtellungen jene unangenehme ſo geſchwächt und verdunkelt wird, daß ſie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geſchmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem ſie von etwas Widerwärtigem gerührt werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in ſeiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erſchütterung begleitet ſeyn.

Uebrigens verhält ſich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen ſo, wie das Häßliche. Ja, da ſeine unangenehme Wirkung die heftigere iſt, ſo kann es noch weniger als das Häßliche an und für ſich ſelbſt ein Gegenſtand weder der Poeſie, noch der Malerei werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck ſehr gemildert wird, getraute ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigſtens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nämlichen vermiſchten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit ſo gutem Erfolge verſtärkt.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorſtellungen der Würde, des Anſtandes, mit dem Eckelhaften in Kontraſt geſetzt, werden lächerlich. Exempel hiervon laſſen ſich bei dem Ariſtophanes in Menge finden. Das Wieſel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in ſeinen aſtronomiſchen Beſchauungen unterbrach. [1]

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφηρεθη
Υπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αὐτου της σεληνης ὁδους
Και τας περιφορας, εἰτ' ἀνω κεχηνοτος
Απο της ὀροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ηδυην γαλειωτη καταχεσαντι Σωκρατους.

Man laſſe es nicht eckelhaft ſeyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche iſt verſchwunden. Die drolligſten Züge von dieſer Art hat die Hottentottiſche Erzählung, Tquaſſouw und Knommquaiha, in dem Kenner, einer engliſchen Wochenſchrift voller Laune, die man dem Lord Cheſterfield zuſchreibt. Man weiß, wie ſchmutzig die Hottentotten ſind, und wie vieles ſie für ſchön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abſcheu erweckt. Ein gequetſchter Knorpel von Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüſte, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizt, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füße und Arme mit friſchem Gedärme umwunden: dieß denke man ſich an dem Gegenſtande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edeln Sprache des Ernſtes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte ſich des Lachens! [2]

[1] Nubes v. 170—174.

[2] The Connoisseur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knommquaiha heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunſt bei, ſo viel Reize in ihr vortheilhafteſtes Licht zu ſetzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, whit which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays of the sun: her locks were clotted with molted grease, and powdered with the yellow dust of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth, and appeared like the sable curtain of the night bespangled with stars, she sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbingsem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heiser: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zuſammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites tho the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the same time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy surge from the rocks of Chirigriqua.

Mit dem Schrecklichen ſcheint ſich das Eckelhafte noch inniger vermiſchen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin [1] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beim Heſiodus, [2] das *Της ἐκ μεν ρινων μυξαι ρεον*; doch mich dünkt, nicht ſowohl weil es ein eckler Zug iſt, als weil es ein bloß eckler Zug iſt, der zum Schrecklichen nichts beiträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel (*μακροι δ' ὀνυχες χειρεσσιν ὑπησαν*) ſcheint er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl ſind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fließende Naſe. Aber die langen Nägel ſind zugleich ſchrecklich; denn ſie ſind es, welche die Wangen zerfleiſchen, daß das Blut davon auf die Erde rinnt:

— — — — ἐκ δε παρειων
Αιμ' ἀπελειβετ' ἐραζε — — —

Hingegen eine fließende Naſe iſt weiter nichts als eine fließende Naſe; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man leſe bei dem Sophokles die Beſchreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da iſt nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu ſehen, außer eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlaſſenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieſes traurige fürchterliche Gemälde? Mit einem Zuſatze von Eckel. „Ha!“ fährt Neoptolem auf einmal zuſammen, „hier trockenen zerriſſene Lappen, „voll Blut und Eiter!“ [3]

ΝΕ. Ορω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Ουδ' ενδον οἰκοποιος ἐξι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γευλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κουδεν ἐσθ' ὑποσγον;
ΝΕ. Αυτοξυλον γ' εκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει' ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ιου, ἰου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ρακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beim Homer der geſchleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entſtellte Geſicht, und zuſammenverklebte Haar,

Squallentem barbam et concretos sanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt [4]) ein eckler Gegenſtand, aber eben dadurch um ſo viel ſchrecklicher, um ſo viel rührender. Wer kann

[1] *Περι Υψους, τμημα ἡ*, p. 15. edit. T. Fabri.

[2] Scut. Hercul. v. 266.

[3] Philoct. v. 31—39.

[4] Aeneid. lib. II. v. 277.

die Strafe des Marſyas, beim Ovid, ſich ohne Empfindung des Eckels denken?[1]

Clamanti cutis est summos derepta per artus:
Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidaeque sine ulla
Pelle micant venae: salientia viscera possis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an ſeiner Stelle iſt? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche iſt ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabei intereſſirt wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häufen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſteht. Es iſt das Schreckliche des Hungers. Selbſt im gemeinen Leben drucken wir die äußerſte Hungersnoth nicht anders als durch die Erzählungen aller der unnahrhaften, ungeſunden und beſonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriedigt werden müſſen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers ſelbſt in uns erregen kann, ſo nimmt ſie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichſten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieſes ſucht ſie zu erregen, um uns aus der Unluſt deſſelben ſchließen zu laſſen, wie ſtark jene Unluſt ſeyn müſſe, bei der wir die gegenwärtige gern aus der Acht ſchlagen würden. Ovid ſagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abſchickte:[2]

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deae; paulumque morata:
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger ſelbſt wäre, hat dieſe anſteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräuel, und Eckel, kann er empfinden laſſen, aber keinen Hunger. Dieſen Gräuel hat Ovid in dem Gemälde der Fames nicht geſpart, und in dem Hunger des Ereſichthons ſind ſowohl bei ihm als bei dem Kallimachus[3] die eckelhaften Züge die ſtärkſten. Nachdem Ereſichthon alles aufgezehrt und auch der Opferkuh nicht verſchont hatte, die ſeine Mutter der Veſta aufflütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straßen die Brocken und ſchmutzigen Ueberbleibſel von fremden Tiſchen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Ἐξια ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμιον ἱππον,
Και τὰν αἰλουρον, τὰν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ' ὁ τω βασιλης ἐνι τριοδοισι καθηςο
Αἰτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in ſeine eigene Glieder ſetzen, um ſeinen Leib mit ſeinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Coepit: et infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen ſo ſtinkend, ſo unflätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speiſen bewirken ſollte, deſto ſchrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beim Apollonius:[4]

Τυτθον δ' ἠν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Ου κε τις ουδε μινυνθα βροτων ἀνασχοιτο πελασσας,
Ουδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαςερι θεσθαι.

Ich möchte gern aus dieſem Geſichtspuncte die eckele Einführung der Harpyen beim Virgil entſchuldigen; aber es iſt kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den ſie verurſachen, ſondern nur ein inſtehender, den ſie prophezeihen; und noch dazu löst ſich die ganze Prophezeihung endlich in ein Wortſpiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geſchichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteſte, gräßlichſte Stellung, in die er ihn mit ſeinem ehemaligen Verfolger in der Hölle ſetzt; ſondern auch die Verhungerung ſelbſt iſt nicht ohne Züge des Eckels, der uns beſonders da ſehr merklich überfällt, wo ſich die Söhne dem Vater zur Speiſe anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauſpiele von Beaumont und Fletcher anführen, die ſtatt aller andern Beiſpiele hätte ſeyn können, wenn ich ſie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte.[2]

[1] Metamorph. VI. v. 397.
[2] Ibid. lib. VIII. v. 809.
[3] Hym. in Cererem v. 111–116.
[4] Argonaut. lib. II. v. 228–233.

[2] The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein franzöſiſcher Seeräuber wird mit ſeinem Schiffe an eine wüſte Inſel verſchlagen. Habſucht und Neid entzweien ſeine Leute, und ſchaffen ein paar Elenden, welche auf dieſer Inſel geraume Zeit der äußerſten Noth ausgeſetzt geweſen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu ſtechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln ſonach auf einmal beraubt, ſehen jene Nichtswürdige gar bald den ſchmähligſten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern ſeinen Hunger und ſeine Verzweiflung folgendergeſtalt aus:

Lamure. Oh, what a Tempest have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirst.
Franville. O Lamure, the Happiness my dogs had
When I kept house at home! They had a storehouse,
A storehouse of most blessed bones and crusts,
Happy crusts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —
Lamure. How now, what news?
Morillar. Hast any Meat yet?
Franville. Not a bit that I can see;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,
Very good thick mud: but it stinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor blossom in all the island.
Lamure. How it looks!
Morillar. It stinks too.
Lamure. It may be poison.
Franville. Let it be any thing;
So I can get i down. Why Man,
Poison's a princely dish.
Morillar. Hast thou no bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three small crumbs.
Franville. Not for three Kingdoms,
If I were Master of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint ot Mutton, we ha' scorn'd, Man.
Lamure. Thou speack'st of Paradise;
Or but the snuffs o those Healths,
We have lewdly at midnight flang away.
Morillar. Ah! but to lick the glasses.

ıe auf die eckelhaften Gegenstände in der Malerei.
) schon ganz unstreitig wäre, daß es eigentlich gar
ɛ Gegenstände für das Gesicht gäbe, von welchen
h selbst verstünde, daß die Malerei, als schöne
entsagen würde: so müßte sie dennoch die eckelhaf-
ıde überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der
ıch dem Gesichte eckel macht. Pordenone läßt in
de von dem Begräbnisse Christi einen von den An-
Nase sich zuhalten. Richardson mißbilligt dieses
weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, daß
in Fäulung übergehen können. Bei der Auser-
Lazarus hingegen, glaubt er, sey es dem Maler
den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die
sdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen
ünkt diese Vorstellung auch hier unerträglich; denn
wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Ge-
kt Eckel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir
)nupfen haben. Doch die Malerei will das Eckel-
s Eckelhaften wegen, sie will es, so wie die Poesie,
rliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf
Was ich aber von dem Häßlichen in diesem Falle
be, gilt von dem Eckelhaften um so viel mehr. Es
ıer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung un-
r, als in einer hörbaren; es kann sich also auch dort
andtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weni-
mischen, als hier; sobald die Ueberraschung vorbei,
ste gierige Blick gesättigt, trennt es sich wiederum
liegt in seiner eigenen cruden Gestalt da.

XXVI.

rn Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alter-
chienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne die-
lesen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen
ist vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man
er kurz zu seiner Beschämung in den Werken der
legt findet. Auch die Alten kannten die Bande,

welche die Malerei und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich ist. Was ihre Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen, und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pflegt in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernstlich zu lesen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfassers Meinung von dem Laokoon zu wissen; nicht zwar von der Kunst des Werkes, über welche er sich schon anderwärts erklärt hat, als nur von dem Alter desselben. Wem tritt er darüber bei? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben scheint? Oder denen, welche die Künstler dem Dichter nacharbeiten lassen?

Es ist sehr nach meinem Geschmacke, daß er von einer gegenseitigen Nachahmung gänzlich schweigt. Wo ist die absolute Nothwendigkeit derselben? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwischen dem poetischen Gemälde und dem Kunstwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorsätzliche Aehnlichkeiten sind; und daß das eine so wenig das Vorbild des andern gewesen, daß sie auch nicht einmal beide einerlei Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimmt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sey, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Großen.

„Das gütige Schicksal, sagt er,[1] welches auch über die „Künste bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum „Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst erhalten, zum „Beweise von der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit „so vieler vernichteten Meisterstücke. Laokoon, nebst seinen bei„den Söhnen, vom Agesander, Apollodorus[2] und Athenodorus „aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahrscheinlichkeit aus „dieser Zeit, ob man gleich dieselbe nicht bestimmen, und wie „einige gethan haben, die Olympias, in welcher diese Künstler „geblüht haben, angeben kann.

In einer Anmerkung setzt er hinzu: „Plinius meldet kein „Wort von der Zeit, in welcher Agesander und die Gehülfen „an seinem Werke gelebt haben; Maffei aber, in der Erklärung „alter Statuen, hat wissen wollen, daß diese Künstler in der „achtundachtzigsten Olympias geblüht haben, und auf dessen „Wort haben andere, als Richardson, nachgeschrieben. Jener „hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des Polycletus „Schülern für einen von unsern Künstlern genommen, und da „Polycletus in der siebenundachtzigsten Olympias geblüht, so „hat man seinen vermeinten Schüler eine Olympias später ge„setzt: andere Gründe kann Maffei nicht haben."

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabei bewenden, diesen vermeinten Grund des Maffei bloß anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen andern

[1] Geschichte der Kunst S. 347.

[2] Nicht Apollodorus, sondern Polydorus. Plinius ist der einzige, der diese Künstler nennt, und ich wüßte nicht, daß die Handschriften in diesem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß sonst angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben lesen alle Polydorus. Herr Winkelmann muß sich in dieser Kleinigkeit bloß verschrieben haben.

ɜ dieses ist noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo
urgus dazu kommt.

Here comes the Surgeon. What
ı discover'd? Smile, smile and comfort us.
am expiring,
ɜy that can. I can find nothing, Gentlemen,
ıothing can be meat, without a miracle.
I had my boxes and my lints now,
ɜs, my tents, and those sweet helps of Nature,
inty dishes could I make of 'em.
Hast ne'er an old suppository?
)h would I had, Sir.
but the paper where such a cordial
)r pills bath been entomb'd.
Or the best bladder where a cooling-glister.
Hast thou no searcloths left?
old pultesses?
We care not to what it hath been ministred.
ure I have none of these dainties, Gentlemen.
Where's the great wen
t'st from Hugh the sailor's shoulder?
ıld serve now for a most princely Banquet.
y if we had it, Gentlemen.
over-sord, Slave that I was.
most improvident Villain.

lson de la Peinture T. I. p. 74.

Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyclets Schüler, und Athenodorus, der Gehülfe des Agesander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieselbe Person können gewesen seyn. Zum Glücke läßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias,[1] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Absicht dabei gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beifügung dieses Umstandes, nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks, nach seiner unstreitigen Kenntniß, zieht, von solcher Wichtigkeit geschienen haben, daß er sich unbekümmert gelassen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrscheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennt ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den argutiis,[2] die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor derselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter seyn kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefähr aus seiner Zeit seyn müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk seyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers seyn können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kaiser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agesander und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes seyn? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzt? Und wenn noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und ließe sich aus nichts schließen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht eben sowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu seyn achtet?

Es ist wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhang der ganzen Stelle schließen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen: so bekenne ich, daß ich für das letztere eine größere Wahrscheinlichkeit darin zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher gesprochen, und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung namhaft gemacht, so fährt er folgender Gestalt fort:[3] Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Ex uno lapide cum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künstlern, welche in dieser Stelle genannt werden, ist Diogenes von Athen derjenige, dessen Zeitalter am unwidersprechlichsten bestimmt ist. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgeziert; er hat also unter dem Augustus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweiten Pythodorus und Artemons, so wie des Aphrodisius Trallianus, eben so unwidersprechlich bestimmt finden. Er sagt von ihnen: Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis. Ich frage: kann dieses wohl nur so viel heißen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Paläste der Kaiser angefüllt gewesen? In dem Verstande nämlich, daß die Kaiser sie überall zusammen suchen und nach Rom in ihre Wohnungen versetzen lassen? Gewiß nicht. Sondern sie müssen ihre Werke ausdrücklich für diese Paläste der Kaiser gearbeitet, sie müssen zu den Zeiten dieser Kaiser gelebt haben. Daß es späte Künstler gewesen, die nur in Italien gearbeitet, läßt sich auch schon daher schließen, weil man ihrer sonst nirgends gedacht findet. Hätten sie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, so würde Pausanias ein oder das andere Werk von ihnen gesehen und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kommt zwar bei ihm vor.[4] allein Harduin hat sehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pausanias nennt die Bildsäule der Juno, die er von der Arbeit des erstern zu Koronea in Böotien sah, ἄγαλμα ἀρχαιον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meister giebt, die in den allererſten und rauhesten Zeiten der Kunst, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken solcher Art werden die Kaiser gewiß nicht ihre Paläste ausgeziert haben. Noch weniger ist auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Maler gleiches Namens sey, dessen Plinius an einer andern Stelle gedenkt. Name und Name geben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt ist, der natürlichen Auslegung einer unverfälschten Stelle Gewalt anzuthun.

Ist es aber sonach außer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kaisern gelebt, deren Paläste sie mit ihren trefflichen Werken angefüllt: so dünkt mich, kann man auch denjenigen Künstlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergeht. Und dieses sind die Meister des Laokoon. Man überlege es nur: wären Agesander, Polydorus

[1] *Αθηνοδωρος δέ και Λαμιας — οὗτοι δε Αρκαδες εἰσιν ἐκ Κλειτορος.* Phoc. cap. 9. p. 819. Edit. Kuh.

[2] Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653. Edit. Hard.

[3] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[4] Bocotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

henodorus so alte Meister, als wofür sie Herr Winkel-
hält; wie unschicklich würde ein Schriftsteller, dem die
n des Ausdrucks keine Kleinigkeit ist, wenn er von ihnen
nal auf die allerneuesten Meister springen müßte, diesen
; mit einem gleicher Gestalt thun?
ch man wird einwenden, daß sich dieses Similiter nicht
Verwandtschaft in Ansehung des Zeitalters, sondern auf
ndern Umstand beziehe, welchen diese in Betrachtung der
unähnliche Meister, mit einander gemein gehabt hätten.
rede nämlich von solchen Künstlern, die in Gemeinschaft
et, und wegen dieser Gemeinschaft unbekannter geblieben
als sie verdienten. Denn da keiner sich die Ehre des ge-
aftlichen Werks allein anmaßen können, alle aber, die
Theil gehabt, jederzeit zu nennen zu weitläufig gewesen
(quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures
nuncupari possunt) so wären ihre sämmtliche Namen
r vernachlässigt worden. Dieses sey den Meistern des
es, dieses sey so manchen andern Meistern widerfahren,
die Kaiser für ihre Paläste beschäftigt hätten.
) gebe dieses zu. Aber auch so noch ist es höchst wahr-
h, daß Plinius nur von neuern Künstlern sprechen wol-
e in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hätte er auch von
reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister
okoons erwähnt? Warum nicht auch anderer? Eines
) und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder
hne dieses Timarchides, von welchen ein gemeinschaftlich
teter Jupiter in Rom war.[1] Herr Winkelmann sagt
daß man von dergleichen ältern Werken, die mehr als
ater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne.[2] Und
) sollte sich nur auf die einzigen Agesander, Polydorus
henodorus besonnen haben, wenn er sich nicht ausdrücklich
f die neuesten Zeiten hätte einschränken wollen?
rd übrigens eine Vermuthung um so viel wahrschein-
je mehrere und größere Unbegreiflichkeiten sich daraus
) lassen, so ist es die, daß die Meister des Laokoons unter
ten Kaisern geblüht haben, gewiß in einem sehr hohen

Denn hätten sie in Griechenland zu den Zeiten, in
sie Herr Winkelmann setzt, gearbeitet; hätte der Laokoon
) Griechenland ehedem gestanden: so müßte das tiefe
weigen, welches die Griechen von einem solchen Werke
omnibus et picturae et statuariae artis praepo-
) beobachtet hätten, äußerst befremden. Es müßte äußerst
ten, wenn so große Meister weiter gar nichts gearbeitet
oder wenn Pausanias von ihren übrigen Werken in ganz
nland, eben so wenig wie von dem Laokoon, zu sehen
ten hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meister-
nge im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch
unter dem Augustus wäre verfertigt worden, so dürfte
gar nicht sonderbar scheinen, daß erst Plinius seiner ge-
seiner zuerst und zuletzt gedacht. Denn man erinnere
r, was er von einer Venus des Scopas sagt,[3] die zu
) einem Tempel des Mars stand: quemcunque alium
nobilitatura. Romae quidem magnitudo operum
)literat, ac magni officiorum negotiorumque acervi
a contemplatione talium abducunt: quoniam

linius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.
eschichte der Kunst Th. II. S. 331.
linius l. c. p. 727.

otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon so gerne eine Nachahmung des Virgil'schen Laokoons sehen wollen, werden, was ich bisher gesagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiel mir eine Muthmaßung bei, die sie gleichfalls nicht sehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten sie denken, war es Asinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechische Künstler ausführen ließ. Pollio war ein besonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und scheint sogar ein eigenes Werk über die Aeneis geschrieben zu haben. Denn wo sonst, als in einem eigenen Werke über dieses Gedicht, können so leicht die einzelnen Anmerkungen gestanden haben, die Servius aus ihm anführt?[1] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen, und dem Geschmacke, den er in seiner Wahl zeigte, war ein so kühnes Stück als Laokoon vollkommen angemessen:[2] ut fuit acris vehementiae sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Palaste des Titus stand, noch ganz unzertrennt an einem besondern Orte beisammen gewesen zu seyn scheint: so möchte diese Muthmaßung von ihrer Wahrscheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus selbst gethan haben, was wir dem Pollio zuschreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaisern gearbeitet haben, wenigstens so alt gewiß nicht seyn können, als sie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht bestärkt, die er selbst zuerst bekannt macht. Sie ist diese:[3]

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal „Alexander Albani, im Jahre 1717, in einem großen Gewölbe, „welches im Meere versunken lag, eine Vase entdeckt, welche „von schwarz gräulichem Marmor ist, den man jetzt Bigio nennt, „in welche die Figur eingefügt war; auf derselben befindet sich „folgende Inschrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus, des Agesanders Sohn aus Rhodus, hat es ge-
„macht. Wir lernen aus dieser Inschrift, daß Vater und Sohn
„am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apol-
„lodorus (Polydorus) des Agesanders Sohn: denn dieser Atha-
„nodorus kann kein anderer seyn als der, welchen Plinius nennt.
„Es beweist ferner diese Inschrift, daß sich mehr Werke der
„Kunst, als nur allein drei, wie Plinius will, gefunden haben,
„auf welche die Künstler das Wort: Gemacht, in vollendeter
„und bestimmter Zeit gesetzt, nämlich ἐποιησε, fecit: er be-
„richtet, daß die übrigen Künstler aus Bescheidenheit sich in un-
„bestimmter Zeit ausgedrückt, ἐποιει, faciebat."

Darin wird Herr Winkelmann wenig Widerspruch finden, daß der Athanodorus in dieser Inschrift kein anderer, als der

[1] Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und besonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte also wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlorenen Schriften dieses Mannes mit einem solchen Werke vermehrte.
[2] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.
[3] Geschichte der Kunst Th. II. S. 347.

Athenodorus ſeyn könne, deſſen Plinius unter den Meiſtern des Laokoons gedenkt. Athanodorus und Athenodorus iſt auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten ſich des Doriſchen Dialekts. Allein über das, was er ſonſt daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erſte, daß Athenodorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſey, mag hingehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, nur nicht unwiderſprechlich. Denn es iſt bekannt, daß es alte Künſtler gegeben, die, anſtatt ſich nach ihrem Vater zu nennen, ſich lieber nach ihrem Lehrmeiſter nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus ſagt, leidet nicht wohl eine andere Auslegung.[1]

Aber wie? Dieſe Inſchrift ſoll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß ſich nicht mehr als drei Kunſtwerke gefunden, zu welchen ſich ihre Meiſter in der vollendeten Zeit, (anſtatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Dieſe Inſchrift? Warum ſollen wir erſt aus dieſer Inſchrift lernen, was wir längſt aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht ſchon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der ſogenannten Vergötterung des Homers, Αρχελαος ἐποιησε? Auf der bekannten Vaſe zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε? u. ſ. w.[2]

Herr Winkelmann kann ſagen: „Wer weiß dieſes beſſer als „ich? Aber, wird er hinzuſetzen, deſto ſchlimmer für den Pli„nius. Seinem Vorgeben iſt alſo um ſo öfter widerſprochen; „es iſt um ſo gewiſſer widerlegt."

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr ſagen ließe, als er wirklich ſagen wollen? Wenn alſo die angeführten Beiſpiele, nicht das Vorgeben des Plinius, ſondern bloß das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieſes Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und ſo iſt es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in ſeiner Zueignungsſchrift an den Titus von ſeinem Werke mit der Beſcheidenheit eines Mannes ſprechen, der es ſelbſt am beſten weiß, wie viel demſelben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer ſolchen Beſcheidenheit bei den Griechen, über deren prahlende, viel verſprechende Büchertitel (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er ſich ein wenig aufgehalten, und ſagt:[3] Et ne in totum videar Graecos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque quae mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte et imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiae illud est, quod omnia opera tanquam novissima inscripsere, et tamquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quae suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius: pingendi fingendique conditoribus, aufmerkſam zu ſeyn. Plinius ſagt nicht, daß die Gewohnheit, in der unvollendeten Zeit ſich zu ſeinem Werke zu bekennen, allgemein geweſen, daß ſie von allen Künſtlern, zu allen Zeiten beobachtet worden; er ſagt ausdrücklich, daß nur die erſten alten Meiſter, jene Schöpfer der bildenden Künſte pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet und ihre Zeitverwandte dieſe kluge Beſcheidenheit gehabt hätten und da er dieſe nur allein nennt, ſo giebt er ſtillſchweigend, aber deutlich genug zu verſtehen, daß ihre Nachfolger, beſonders in den ſpätern Zeiten, mehr Zuverſicht auf ſich ſelber geäußert.

Dieſes aber angenommen, wie man es annehmen muß, ſo kann die entdeckte Aufſchrift von dem einen der drei Künſtler des Laokoons ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demungeachtet wahr ſeyn, daß, wie Plinius ſagt, nur etwa drei Werke vorhanden geweſen, in deren Aufſchriften ſich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedient; nämlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lyſippus. Aber das kann ſodann ſeine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und ſeine Gehülfen Zeitverwandte des Apelles und Lyſippus geweſen ſind, zu welchen ſie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr ſo ſchließen: Wenn es wahr iſt, daß unter den Werken der ältern Künſtler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieſer Claſſe, nur etwa drei geweſen ſind, in deren Aufſchriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr iſt, daß Plinius dieſe drei Werke ſelbſt namhaft gemacht hat,[1] ſo kann Athenodorus, vor

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Man ſehe das Verzeichniß der Aufſchriften alter Kunſtwerke beim Mar. Gudius (ad Phaedri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung deſſelben vom Gronov (Praef. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Graec.) zu Rathe.

[3] *Libr. I. p. 5. Edit. Hard.*

[1] Er verſpricht wenigſtens ausdrücklich, es zu thun: quae suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergeſſen, ſo hat er es doch ſehr im Vorbeigehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem ſolchen Verſprechen erwartet. Wenn er z. E. ſchreibt: (Lib. XXXV. sect. 39) Lysippus quoque Aeginae picturae suae inscripsit, ἐνεκαυσεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: ſo iſt es offenbar, daß er dieſes ἐνεκαυσεν zum Beweiſe einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufſchrift in dem Aoriſto abgefaßt geweſen: ſo hätte es ſich wohl der Mühe verlohnt, ein Wort davon mit einfließen zu laſſen. Die andern zwei Werke dieſer Art findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigae dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulae admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva aetatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwei verſchiedene Gemälde beſchrieben, welche Auguſtus in dem neuerbauten Rathhauſe aufſtellen laſſen. Das zweite iſt vom Philochares, das erſte vom Nicias. Was von jenem geſagt wird, iſt klar und deutlich. Aber bei dieſem finden ſich Schwierigkeiten. Es ſtellte die Nemea vor, auf einem Löwen ſitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus supra caput tabula bigae dependet. Was heißt das? Ueber deſſen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweiſpänniger Wagen gemalt war? Das iſt noch der einzige Sinn, den man dieſen Worten geben kann. Alſo war auf das Hauptgemälde noch ein anderes kleineres Gemälde gehangen? Und beide waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier ſonſt zwei Gemälde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeſchrieben wird? Inscripsit Nicias igitur geminae huic tabulae suum nomen in hunc modum: *O NIKIAΣ ENEKAYΣEN*; atque adeo e tribus operibus, quae absolute fuisse inscripta, ILLE FECIT, indicavit Praefatio ad Titum, duo haec sunt Niciae. Ich möchte den

dieſer drei Werke iſt, und der ſich dem ungeachtet Werken der vollendeten Zeit bedient, zu jenen alten nicht gehören, er kann kein Zeitverwandter des Apelſippus ſeyn, ſondern er muß in ſpätere Zeiten geſetzt

h glaube, es ließe ſich als ein ſehr zuverläſſiges Krieben, daß alle Künſtler, die das ἐποιησε gebraucht, den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder Kaiſern geblüht haben. Von dem Cleomenes iſt es von dem Archelaus iſt es höchſt wahrſcheinlich; und Salpion kann wenigſtens das Gegentheil auf keine eſen werden. Und ſo von den übrigen, den Athenoausgeſchloſſen.

Winkelmann ſelbſt mag hierüber Richter ſeyn! Doch ch gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Künſtler, welche ἐποιησε gebraucht, unter die ſpäten o gehören darum nicht alle, die ſich des ἐποιει beer die ältern. Auch unter den ſpätern Künſtlern ige dieſe einem großen Manne ſo wohl anſtehende eit wirklich beſeſſen, und andere ſie zu beſitzen ſich en.

gen, wenn Nicias nicht den Aoriſtum, ſondern wirklich ctum gebraucht hätte, Plinius aber hätte bloß bemerken i der Meiſter, anſtatt des γραφειν, ἐγκαιειν gebraucht e er in ſeiner Sprache auch nicht noch alsdann haben ſa: Nicias scripsit se inussisse? Doch ich will hierauf n; es mag wirklich des Plinius Wille geweſen ſeyn, eines rken, wovon die Rede iſt, dadurch anzudeuten. Wer aber s doppelte Gemälde einreden laſſen, deren eines über dem ugen? Ich mir nimmermehr. Die Worte cujus supra la bigae dependet, können alſo nicht anders als verTabula bigae, ein Gemälde, worauf ein zweiſpänniger ialt, klingt nicht ſehr Plinianiſch, wenn auch Plinius en Singularem von bigae braucht. Und was für ein er Wagen? Etwa dergleichen zu den Wettrennen in den Spielen gebraucht wurden, ſo daß dieſes kleinere Geuſehung deſſen, was es vorſtellte, zu dem Hauptgemälde ? Das kann nicht ſeyn; denn in den Nemeäiſchen Spielen zweiſpännige, ſondern vierſpännige Wagen gewöhnlich. in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam ich anken, daß Plinius anſtatt des bigae vielleicht ein grieert geſchrieben, welches die Abſchreiber nicht verſtanden; τυχιον. Wir wiſſen nämlich aus einer Stelle des Anyſtius, beim Zenobius (conf. Gronovius T. IX. Anti-. Praef. p. 7), daß die alten Künſtler nicht immer ihre ihre Werke ſelbſt, ſondern auch wohl auf beſondere Täfelwelche dem Gemälde oder der Statue angehangen wurein ſolches Täfelchen hieß πτυχιον. Dieſes griechiſche ſich vielleicht in einer Handſchrift durch die Gloſſe, tabula, klärt; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus ard bigae, und ſo entſtand das tabula bigae. Nichts n Folgenden beſſer paſſen, als dieſes πτυχιον: denn das n iſt es, was darauf ſtand. Die ganze Stelle wäre alſo zu leſen: a caput πτυχιον dependet, quo Nicias scripsit se Doch dieſe Correctur, ich bekenne es, iſt ein wenig kühn. denn auch alles verbeſſern können, was man verfälſcht zu en kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleiſtet zu überlaſſe das erſtere einer geſchicktern Hand. Doch nunrum zur Sache zurück zu kommen; wenn Plinius alſo nur Gemälde des Nicias redet, deſſen Aufſchrift im Aoriſto weſen, und das zweite Gemälde dieſer Art das obige des , welches iſt denn nun das dritte? Das weiß ich nicht. bei einem andern alten Schriftſteller finden dürfte, als bei s, ſo würde ich nicht ſehr verlegen ſeyn. Aber es ſoll bei s gefunden werden; und noch einmal: bei dieſem weiß ich finden.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem ſogenannten Borgheſiſchen Fechter ſagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über dieſe Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man ſich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich beſorgte ſchon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen ſeyn. Aber ich finde nichts dergleichen bei ihm, und wenn nunmehr mich etwas mißtrauiſch in ihre Richtigkeit machen könnte, ſo würde es eben das ſeyn, daß meine Beſorgniß nicht eingetroffen.

„Einige, ſagte Herr Winkelmann,[1] machen aus dieſer Sta„tue einen Diſcobolus, das iſt, der mit dem Diſco, oder mit „einer Scheibe von Metall wirft, und dieſes war die Meinung „des berühmten Herrn von Stoſch in einem Schreiben an mich, „aber ohne genugſame Betrachtung des Standes, worin der„gleichen Figur will geſetzt ſeyn. Denn derjenige, welcher etwas „werfen will, muß ſich mit dem Leibe hinterwärts zurückziehen, „und indem der Wurf geſchehen ſoll, liegt die Kraft auf dem „nächſten Schenkel, und das linke Bein iſt müßig; hier aber iſt „das Gegentheil. Die ganze Figur iſt vorwärts geworfen, und „ruht auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein iſt hinter„wärts auf das äußerſte ausgeſtreckt. Der rechte Arm iſt neu, „und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer Lanze ge„geben; auf dem linken Arme ſieht man den Riem von dem „Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet man, daß der „Kopf und die Augen aufwärts gerichtet ſind, und daß die Figur „ſich mit dem Schilde vor etwas, das von oben herkommt, zu „verwahren ſcheint, ſo könnte man dieſe Statue mit mehrerem „Rechte für eine Vorſtellung eines Soldaten halten, welcher ſich „in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hat, „den Fechtern in Schauſpielen iſt die Ehre einer Statue unter „den Griechen vermuthlich niemals widerfahren, und dieſes „Werk ſcheint älter als die Einführung der Fechter unter den „Griechen zu ſeyn.“

Man kann nicht richtiger urtheilen. Dieſe Statue iſt eben ſo wenig ein Fechter, als ein Diſcobolus; es iſt wirklich die Vorſtellung eines Kriegers, der ſich in einer ſolchen Stellung bei einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieſes ſo glücklich errieth, wie konnte er hier ſtehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beifallen, der vollkommen in dieſer nämlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem ſein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nämlichen Stellung ſetzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue iſt Chabrias.

Der Beweis iſt folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieſes Feldherrn.[2] Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriae fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia

[1] Geſch. der Kunſt. Th. II. S. 394.

[2] Cap. I.

fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletae, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anſtehen, mir Beifall zu geben; aber ich hoffe auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias ſcheint nicht vollkommen die nämliche zu ſeyn, in welcher wir die Borgheſiſche Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze, projecta hasta, iſt beiden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wies ſeinen Soldaten, wie ſie ſich mit dem Knie gegen das Schild ſtemmen und hinter demſelben den Feind abwarten ſollten, die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger ſich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zuſammen gehörten, und man obnixo genu beſonders, und scuto beſonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zuſammen leſen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit iſt nunmehr ſo vollkommen, als möglich. Die Statue iſt ein Soldat, qui obnixo genu,[1] scuto projectaque hasta impetum hostis excipit; ſie zeigt was Chabrias that, und iſt die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiſt das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zuſammen gehörten, überflüſſig ſeyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglaſſen.

Mit dem hohen Alter, welches dieſer Statue ſonach zukäme, ſtimmt die Form der Buchſtaben in der darauf befindlichen Aufſchrift des Meiſters vollkommen überein, und Herr Winkelmann ſelbſt hat aus derſelben geſchloſſen, daß es die älteſte von den gegenwärtigen Statuen in Rom ſey, auf welchen ſich der Meiſter angegeben hat. Seinem ſcharfſichtigen Blicke überlaſſe ich es, ob er ſonſt in Anſehung der Kunſt etwas daran bemerkt, welches mit meiner Meinung ſtreiten könnte. Sollte er ſie ſeines Beifalles würdigen, ſo dürfte ich mich ſchmeicheln, ein beſſeres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich ſich die claſſiſchen Schriftſteller durch die alten Kunſtwerke, und dieſe hinwiederum aus jenen aufklären laſſen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden iſt.

XXIX.

Bei der unermeßlichen Beleſenheit, bei den ausgebreitetſten feinſten Kenntniſſen der Kunſt, mit welchen ſich Herr Winkelmann an ſein Werk machte, hat er mit der edeln Zuverſicht der alten Artiſten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptſache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichſam vorſätzlichen Nachläſſigkeit behandelten, oder gänzlich der erſten der beſten fremden Hand überließen.

Es iſt kein geringes Lob, nur ſolche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie ſtoßen bei der erſten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man ſie anmerken darf, ſo muß es nur in der Abſicht geſchehen, um gewiſſe Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß ſie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in ſeinen Schriften über die Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke iſt Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius iſt ein ſehr verfänglicher Autor; ſein ganzes Werk iſt ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, ſo wendet er nicht ſelten Stellen aus ihnen auf die Malerei an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Malerei handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß ſich durch die bloße Nachahmung der Natur das Höchſte in der Kunſt eben ſo wenig wie in der Poeſie erreichen laſſe, daß ſowohl Dichter als Maler lieber das Unmögliche, welches wahrſcheinlich iſt, als das bloß mögliche wählen müſſe, ſo ſetzt er hinzu: „die Möglichkeit und Wahrheit, „welche Longin von einem Maler im Gegenſatze des Unglaub„lichen bei dem Dichter fordert, kann hiermit ſehr wohl be„ſtehen.“ Allein dieſer Zuſatz wäre beſſer weggeblieben; denn er zeigt die zwei größten Kunſtrichter in einem Widerſpruche, der ganz ohne Grund iſt. Es iſt falſch, daß Longin ſo etwas jemals geſagt hat. Er ſagt etwas ähnliches von der Beredtſamkeit und Dichtkunſt, aber keineswegs von der Dichtkunſt und Malerei. Ως δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φανταϭια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι ϭε, ſchreibt er an ſeinen Terentian;[1] οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιηϭει τελος ἐϛιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια. Und wiederum: Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερβατωϭιν, και παντη το πιϭτον ὑπεραιρουϭαν· της δε ῥητορικης φανταϭιας, καλλιϛον ἀει το εμπρακτον και ἐναληθες. Nur Juſtinus ſchiebt, anſtatt der Beredtſamkeit, die Malerei hier unter, und bei ihm war es, nicht bei dem Longin, wo Herr Winkelmann geleſen hatte:[2] Praesertim cum Poeticae phantasiae finis sit ἐκπληξις, Pictoriae vero, ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις, ut loquitur idem Longinus, u. ſ. w. Sehr wohl, Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben ſo gegangen ſeyn: „Alle Handlungen, ſagt er,[3] und Stellungen der griechi„ſchen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht be„zeichnet, ſondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen „in einen Fehler, den die alten Künſtler Parenthyrſus nannten.“ Die alten Künſtler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweiſen ſeyn. Denn Parenthyrſus war ein rhetoriſches Kunſtwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verſtehen zu geben ſcheint, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[4] Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας ειδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρϭον ἐκαλει· ἐϛι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη δει παθους· ἡ ἀμετρον, ἐνθα μετριου δει. Ja ich zweifle ſogar, ob ſich überhaupt dieſes Wort in die Malerei übertragen läßt. Denn in der Beredtſamkeit und Poeſie giebt es ein Pathos, das ſo hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrſus zu werden, und nur das höchſte Pathos an der unrechten Stelle iſt Parenthyrſus. In der

[1] So ſagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863).

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

welches der alte Gloſſator des Barths durch summa vi contra nitentia erklärt. So ſagt Ovid (Halievt. v. 11.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramſe (Scaro) ſpricht, die ſich nicht mit dem Kopfe, ſondern mit dem Schwanze durch die Reifen zu arbeiten ſucht:

Non audet radiis obnixa occurrere fronte.

[1] Περι Υψους, τμημα ιϭ'. Edit. T. Fabri. p. 36. 39.
[2] De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.
[3] Von der Nachahmung der griech. Werke ꝛc. S. 23.
[4] Τμημα β.

ei aber würde das höchſte Pathos allezeit Parenthyrſus wenn es auch durch die Umſtände der Perſon, die es , noch ſowohl entſchuldigt werden könnte.

em Anſehen nach werden alſo auch verſchiedene Unrichtig- in der Geſchichte der Kunſt bloß daher entſtanden ſeyn, Herr Winkelmann in der Geſchwindigkeit nur den Junius nicht die Quellen ſelbſt zu Rathe ziehen wollen. Z. E. er durch Beiſpiele zeigen will, daß bei den Griechen alles gliche in allerlei Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzt wor- nd der beſte Arbeiter in der geringſten Sache zur Ver- ag ſeines Namens gelangen können: ſo führt er unter i auch dieſes an: [1] „Wir wiſſen den Namen eines Arbei- von ſehr richtigen Wagen, oder Wageſchaalen, er hieß henius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, e er ſich deßfalls beruft, Lances Parthenio factas, nur n Katalog des Junius geleſen haben. Denn hätte er den al ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zwei- leit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern) aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln

Juvenal rühmt nämlich den Catullus, daß er es bei gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, r ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen, : ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werfen laſſen, um nit ſammt dem Schiffe unterzugehen. Dieſe koſtbaren n beſchreibt er, und ſagt unter anderm:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnae cratera capacem
Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
Adde et bascaudas et mille escaria, multum
Caelati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

s, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? as will Juvenal anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes es Eßgeſchirr, unter welchem ſich auch Teller von getrie- Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen laſſen. nius, ſagt der alte Scholiaſt, caelatoris nomen. Wenn rangäus in ſeinen Anmerkungen zu dieſem Namen hin- sculptor, de quo Plinius, ſo muß er dieſes wohl nur es Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt kei- inſtlers dieſes Namens.

a, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich der Name Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den d des Ajax von Leder machte.“ Aber auch dieſes kann er aber genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſt, n Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier wer- ar die Zeilen aus der Iliade angeführt, in welchen der Dich- em Lederarbeiter den Namen Tychius beilegt; es wird aber gleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter Homers Bekanntſchaft ſo geheißen, dem er durch Einſchal- ines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit be- vollen; [2] *Αποδοσις δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὁς ο αὐτου ἐν τῳ Νεῳ τειχει, προσελθοντα προς το ον ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ Ιλιαδι τοιςδε.*

Αιας δ' ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ἠυτε πυργον,
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχιος καμε τευχων
Σκυτοτομων ὀχ' ἀριστος, Ὑλῃ ἐνι οἰκια ναιων.

eſchichte der Kunſt. Th. I. S. 136.
lerodotus de Vita Homeri, p. 756. Edit. Wessel.

Es iſt alſo gerade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homers Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freiheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler ſind bloße Fehler des Gedächtniſſes, oder betreffen Dinge, die er nur als beiläufige Erläuterungen anbringt. Z. E.

Es war Herkules und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemalt. [1]

Tauricus war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien. [2]

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles. [3]

[1] Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. sect. 36. Athenaeus lib. XII. p. 543.

[2] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. l. 17.

[3] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias auf.“ Die Zeit iſt ungefähr richtig, aber daß dieſes Trauerſpiel die Antigone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vierundachtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläſſig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters wahrſcheinlicher Weiſe Triptolemus geweſen. Plinius redet nämlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae, Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sophokles die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und der Scholiaſt und die Arundel'ſchen Denkmäler einſtimmig in die ſiebenundſiebzigſte Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundertundfünfundvierzig Jahre betragen ſechsundbreißig Olympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſiebenundſiebzig. In die ſiebenundſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich beweiſe, in das letzte Jahr derſelben auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eines ſind. Ich zeige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Hälfte des Capitels ſeiner Miscellaneorum (XVIII. lib. III. eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann anführt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daſelbſt verbeſſern will, den Archon Apheplſion in Demotion oder ἀνεψιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der ſiebenundſiebenzigſten Olympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Apheplſion, als Phädon genannt wird. Phädon nennt ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Apheplſion hingegen nennen ihn den Arundel'ſchen Marmor, Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennt ihn auf beide Weiſe; im Leben des Theſeus Phädon, und in dem Leben des Cimons Apheplſion. Es iſt alſo wahrſcheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem et Phaedonem Archontas (uisse

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelſucht könnte es zwar nicht ſcheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmar dürfte es für Krokylegmus halten.

eponymos; scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch ſchon in ſeiner erſten Schrift von der Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfließen laſſen. „Die ſchönſten jungen Leute tanzten unbekleidet auf „dem Theater, und Sophokles, der große Sophokles, war der erſte, „der in ſeiner Jugend dieſes Schauſpiel ſeinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt; ſondern um die Tro-

päen nach dem ſalaminiſchen Siege, und auch nur nach einige nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20). Soph nämlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sich bracht hatte; und hier auf dieſer Inſel war es, wo es d tragiſchen Muſe, alle ihre drei Lieblinge in einer vorbilden dation zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſi blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Inſel g

Zerſtreute Anmerkungen

über

das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.

1771.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verſchiedentlich überſetzt: durch Ueberſchrift, Aufſchrift, Inſchrift, Sinnſchrift, Sinngedicht u. ſ. w. Ueberſchrift und Sinngedicht ſind dieſes durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke das gewöhnlichſte geworden; aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberſchrift verdrängen.

Aufſchrift und Inſchrift müſſen ſich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in ſeinem Urſprunge war; das, woraus die ſogenannte Dichtungsart nach und nach entſtanden iſt.

Wenn Theſeus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten, und auf die eine Seite derſelben ſchreiben ließ: Hier iſt nicht Peloponneſus, ſondern Attika; ſo wie auf die entgegenſtehende: Hier iſt Peloponneſus, und nicht Attika: ſo waren dieſe Worte das Epigramm, die Aufſchrift der Säule. Aber wie weit ſcheint ein ſolches Epigramm von dem entfernt zu ſeyn, was wir bei dem Martial alſo nennen! Wie wenig ſcheint eine ſolche Aufſchrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Urſache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigſten Spielwerke, der ſinnreichſten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte ſich Vavaſſor.[1] Es däuchte ihm ſehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es jetzt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fährt unſtreitig auch fort, mit gen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſ eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Si eines Martial mit der trockenſten Aufſchrift eines alten S gemein, ſo daß beide bei einem Volke, deſſen Sprache wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſ einerlei Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nämliche, welche Skaliger fange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft liger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte „men genannt?“ — Das heißt annehmen, daß alle k dichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Ge kommt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darau Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie ka als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, wei die erſten kleinen Gedichte auf Denkmäler geſetzt wur alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, u allen Unterricht über das Epigramm überflüſſig. De es wahr iſt, daß bloß die Kürze das Epigramm m jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind: ſo gilt ſtiſche Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vor „wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein Epigramm mache „aber wer iſt ſo ein Narr, daß er ſich die Mühe nehm „deren zwei zu machen?“ —

Dieſes aber ſagt im Grunde nichts mehr, als w meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an erſten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler geſetzt Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund

[1] *De epigrammate cap. 5.* Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

[1] *Poetices lib. III. cap. 126.* — Quam ob causam matis vox brevibus tantum poematiis propria facta propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter i scriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, giis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epi sunt appellata?

jetzt auch ſolche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler geſetzt zu werden weder beſtimmt noch geſchickt ſind. Oder höchſtens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinſchaftliche Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunſt, bei ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rückſicht genommen hätten. Wenigſtens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine ſchulgerechte Definition an dem Orte [1] zu verlangen war, wo er ſagt, daß das Epigramm oft weiter nichts ſey, als ein guter Einfall mit ein paar Reimen verziert. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen intereſſanten Gedanken beſchreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort ſehe ich die geringſte Urſache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener intereſſanter Gedanke, eben eine Aufſchrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müſſen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug ſind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn ſie ſonſt anders Platz darauf finden können.

Gewiß iſt es, daß es nicht die Materie ſeyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtigt, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längſt aufgehört, in die engen Gränzen einer Nachricht von dem Urſprunge und der Beſtimmung irgend eines Denkmals eingeſchränkt zu ſeyn, und es fehlt nicht viel, ſo erſtreckt es ſich nun über alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form ſeyn, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu ſuchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieſer Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen ſolche und ſo geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in dieſen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberſchrift oder Aufſchrift heißen kann, ob ſie ſchon eigentlich nur ſelten dafür zu brauchen ſteht. —

Die eigentliche Aufſchrift iſt ohne das, worauf ſie ſteht, oder ſtehen könnte, nicht zu denken. Beides alſo zuſammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entſteht, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufſchrift allein zuſchreiben. Erſt irgend ein ſinnlicher Gegenſtand, welcher unſere Neugierde reizt: und dann die Nachricht auf dieſem Gegenſtande ſelbſt, welche unſere Neugierde befriedigt.

Wem nun aber, der auch einen noch ſo kleinen, oder noch ſo großen Vorrath von Sinngedichten in ſeinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht ſogleich ein, daß ähnliche zwei Theile ſich faſt in jedem derſelben, und gerade in denjenigen am deutlichſten unterſcheiden laſſen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächſten zu kommen ſcheinen werden? Dieſe zerlegen ſich alle von ſelbſt in zwei Stücke, in deren einem unſere Aufmerkſamkeit auf irgend einen beſondern Vorwurf rege gemacht, unſere Neugierde nach irgend einem einzelnen Gegenſtande gereizt wird, und in deren anderm unſere Aufmerkſamkeit ihr Ziel, unſere Neugierde einen Aufſchluß findet.

Auf dieſen einzigen Umſtand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen, und die Folge mag es zeigen, ob ſich nach meiner Erklärung ſowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterſcheiden, als auch aus ihr jede der Eigenſchaften herleiten läßt, welche Geſchmack und Kritik an ihm fordern.

Ich ſage nämlich: das Sinngedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich ſage: „nach Art der eigentlichen Aufſchrift," ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmal zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führt, und welches dem erſten Theile des Sinngedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwicklung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt ſind die zwei Stücke, die ich zu dem Weſen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben ſie, von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläſſigt, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ ſich bloß durch ſie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. [1] Da er ſie nämlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſahe: ſo hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewiſſen Vorausſchickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufſchrift zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausſchickungen nennt, dem beſchriebenen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchickungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Vavaſſor hat ein langes Capitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht. [2] Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: Das Epigramm hat nothwendi- „gerweiſe zwei Theile: der erſte iſt der Vortrag des Subjects, „der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlaßt „hat, und der andere der Gedanke ſelbſt, welchen man die Spitze

[1] *L'Art poëtiq. Chant. II. v. 105.*

L'Epigramme — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

[1] Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

[2] *Cap. 15, de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

„nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessirt.“ Gleichwohl läßt er unter seinen Exempel auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Theile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall, — denn ein solcher muß die Veranlassung seyn — bei welchem der Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser darauf führt? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der Eine Theil; und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger Weise zwei Theile haben muß, so können diese, wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellt, „nach welcher es ein interessanter Gedanke seyn „soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden.“ Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erklärt, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten seyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermengt sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen, und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann sie es anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erweckt? Es muß über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und dadurch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Classification unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelnen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben; aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet: [1]

Quod magni Thrasease, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindrucks fähig seyn, dessen es hier ist, wo wir ihn auf einen einzelnen Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilt, als er von ihm Glanz entlehnt?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen;

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb? [2]

Du liebst zwar Geld und Gut: doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein; und doch ist jenes, bei vollkommen eben derselben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernike, so wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzelnen Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entsteht: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem

[1] Lib. I. ep. 9.

[2] Erstes Buch S. 14 der Schweizerischen Ausgabe von 1763.

hen von ſolchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bü-
n ihnen hinter einander lieſt, oft nicht anders zu Muthe,
nem, der ſich mit einem feinen Weltmanne und einem
Pedanten zugleich in Geſellſchaft findet; wenn jener Er-
gen ſpricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, ſo
dieſer Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieſer
vohl gar noch erſt ſollen gemacht werden.

ei keinem Epigrammatiſten aber iſt mir wenigſtens die
e Abwechslung von Empfindungen läſtiger geworden, als
n Owen. Nur daß bei dieſem der Pedant ſich unzählig
ören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und daß
bant mit aller Gewalt noch oben drein witzig ſeyn will.
lte den in allem Ernſte für einen ſtarken Kopf, der ein
Buch des Owens in einem Zuge leſen kann, ohne drehend
ſchwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe
dieſes für die einzige Urſache gehalten, weil eine ſo große
: bloß allgemeiner Begriffe, die unter ſich keine Verbin-
haben, in ſo kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbil-
möchte jeden gern, in eben der Geſchwindigkeit, in ein
nelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der
enen Bemühung.

ngegen iſt das Moraliſiren gerade zu, des Martials Sache
ht. Obſchon die meiſten ſeiner Gegenſtände ſittliche Ge-
ıde ſind: ſo wüßte ich doch von allen lateiniſchen Dichtern
, aus dem ſich weniger Sittenſprüche wörtlich ausziehen
als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der
ie das angeführte an den Decianus, welche ſich mit einer
einen Moral ſchlößen; ſeine Moral iſt ganz in Handlung
t, und er moraliſirt mehr durch Beiſpiele, als durch
. Vollends von der Art, wie das dreizehnte ſeines zwölf-
ıchs iſt:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

s nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher
weigung des Vorfalls, von dem er ſie abgezogen, oder
) daraus erklären laſſen; von dieſer Art, ſage ich, wüßte
ier dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden.
uch bei den wenigen ſcheint es, daß er den veranlaſſenden
l mehr aus gewiſſen Bedenklichkeiten mit Fleiß verſchwei-
ollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt.
s möchte den Reichen wohl kennen, der ſo liſtig eine Ur-
om Zaune gebrochen, ſich über ihn, oder über den Dichter
rnen, um ſich irgend ein kleines Geſchenk zu erſparen,
ihnen ſonſt machen müſſen. Wenigſtens hat Martial
chen bloße ſittliche Bemerkungen doch immer an eine ge-
Perſon gerichtet, welche anſcheinende Kleinigkeit Logan
ernike nicht hätten überſehen oder vernachläſſigen ſollen.
es iſt gewiß, daß ſie die Rede um ein großes mehr belebt,
enn wir ſchon die angeredete Perſon, und die Urſache,
ı nur dieſe und keine andere angeredet worden, weder
noch wiſſen: ſo ſetzt uns doch die bloße Anrede geſchwin-
Bewegung, unter unſerm eigenen Zirkel umzuſchauen,
ſich nicht jemand findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen,
ſ der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

enn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen
it der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spitz-
eit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Ver-
nike vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte: wenn alſo ein Berinus und Pibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen; ſo werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des Batteux, dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von Salerno nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? Und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch Lucrez ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beiſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläufig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darin fehlt, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Factum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln: Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deßwegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlt, die nicht in der Einheit der nämlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nämlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Scävola in folgende vier Verſe zu faſſen: [1]

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva, pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht viel mehr als Geſchichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen, und das

[1] Lib. I. ep. 22.

Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, daß oft der Irrthum „uns geſchwinder und ſichrer unſere Abſicht erreichen hilft, als „der wohlüberlegte kühnſte Anſchlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewährt, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Unſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Hälfte dieſes Vergnügens bei einigen Stücken der griechiſchen Anthologie und bei noch mehreren verſchiedener neuern Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beiſpiel aus der Anthologie ſey dieſes: [1]

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντυς ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτερους ἐγενοντ' ἀκος· αἰς ὁ μεν αὐτων
Ἐρρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐρυψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beiſammen „auf einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in „der Wuth ſprang jener auf und prügelte dieſen, der im tiefſten „Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge „halfen beiden; dieſer erwachte und jener ſchlief vor Müdigkeit „ein." Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide curirt wurden. Denn der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander curirt worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geſchmacke der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der witzige Schluß, den ich vermiſſe, ſondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich iſt. Ich geſtehe, daß ich aus eben dieſem Grunde ein anderes ſehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das über das Schickſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid parerem, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Junoque neutrum.
Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait; occidet armis:
Mars cruce: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich, der Ausdruck ſo pünctlich und doch ſo elegant, daß noch jetzt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſey. Denn ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Skaliger und ſo viele andere gehalten haben, ſondern daß ein Vincentiner aus dem fünfzehnten Jahrhunderte damit gemeint ſey: ſo möchte Herr Burmann der jüngere doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne. [2] Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muſter eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden laſſen; es mag nun alt oder neu ſeyn. Einem ſo unfruchtbaren ſchielenden Mährchen fehlt zum Sinngedichte nichts geringeres, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiedenen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel ſinnreicher und lehrreicher iſt ſodann jenes Hiſtörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthſeln, auch in den ſchönſten Verſen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von ſolchen, zu aller moraliſchen Anwendung ungeſchickten, kleinen Erzählungen ſind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für ſich ſelbſt eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es nur Ueberfluß geweſen wäre, ſie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieſer Art iſt folgende bei dem Auſonius: [3]

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechiſche Original in der Anthologie zu finden; oder aus eben dieſer Anthologie, die von mehreren Dichtern daſelbſt vorgetragene Geſchichte vom Lahmen und Blinden: [3]

Ἀνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος·

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen dieſe Erzählungen Beiſpiele ſind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich ſchließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum ſollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit beſſeres heißen kann? Mit einem Worte: es iſt ein Apolog, eine wahre äſopiſche Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher ſie vorgetragen iſt, kann ihr Weſen nicht verändern, ſondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen ſolcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verſchiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äſopiſchen

[1] Lib. I. cap. 45.

[1] Anth. lat. lib. III. ep. 77.
[2] Epig. 21.
[3] Lib. I. cap. 4.

Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um ſo viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdient hätten. Alle ſind mit der äußerſten Präciſion erzählt, und die weitläuftigſte, welche aus zwölf Zeilen beſteht,[1] hat nichts von der Geſchwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter ſich ein ſo eigenes Verdienſt gemacht haben. Unſer Gellert that alſo ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter ſeine Fabeln aufnahm;[2] nur daß er ſie ſo ſehr wäſſerte, daß er ſo wenig beleſen war und nicht wußte, wo ſie ſich eigentlich herſchreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig beſſer thun können. —

Der weſentliche Unterſchied, der ſich zwiſchen dem Sinngedicht und der Fabel findet, beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zuſammenfallen, und daher nur in der Abſtraction Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt; ſie macht einen einzigen Eindruck, und iſt keiner Folge verſchiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen; oder läßt doch dieſe Wahrheit bei Seite liegen, und zieht unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſteht Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt, wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Wenn denn aber ſo nach weder Begebenheiten ohne allen Nachſatz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenſchaften des Sinngedichts haben: ſo folgt darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu ſeyn ſcheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben ſteht. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beiſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein ſchönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es ſchmerzt nicht“ noch einer Verſchönerung fähig ſey, und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigene Rechnung zu ſetzen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund:[3]

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchſchimmern laſſen.

[1] Lib. I. cap. 22. ep. 9.
[2] Die 16te des erſten Theils.
[3] Lib. I. ep. 14.

Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beiſpiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausſehen müſſen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Verſification fehlt, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſeyn kann, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläſſiger unterſcheiden läßt, als nach den ſonſt gewöhnlichen Erklärungen geſchehen kann: es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erſte Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führt: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkommener ſeyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmale entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſeyn; wir müſſen ihn mit einem Blicke überſehen können, unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſetzung ſeiner einzelnen Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennt. Er kann ihn eben ſowohl aus fünf ſechs Worten, als aus eben ſo vielen und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius[1]

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus religione, silet.

ſind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjects. Aber was hier ſechs Zeilen füllt, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt:[2]

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠδελε Πυθαγορης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde „ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte ſprechen wollen.“ Dieſes überſetzte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile überſetzen:

„Warum dieß Bild nicht ſpricht? Es iſt Pythagoras.“

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unſerer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheint indeß in dem gegenwärtigen Beiſpiele weder Naugerius noch dieſer Grieche getroffen zu haben, ſondern ein anderer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum,

[1] Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.
[2] Anthol. lib. IV. cap. 33.

nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechiſchen Originale nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo![1]

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἡθελεν ὁ πλαςης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ενθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὁπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen „erklärt, hat der Künſtler darſtellen wollen, ſondern den Py„thagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. Daher verbarg er „die Stimme, die er vernehmlich zu machen ſonſt gar wohl „verſtand."

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein paar Verſe mehr gemacht zu haben: ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe richte und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankommt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launiger und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächst unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.[2]

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumpto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublatą volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie m nach der darin herrſchenden Figur nennen könnte, ihre Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel h laufen: ſo wie dieſes griechiſche:[1]

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνηπατο, και δια λιμον
Ἐν δρυος ἀλλοτριας αὐτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνειωτι βαλειεν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθου προς τινα τῶν ὁμοριων.
Ει δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mu „ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde h „nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte „mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde „Hätte Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo er geſagt haben, daß alles voller Felder wäre: nicht volle men." Denn ein ſolches Sinngedicht beſteht offenbar aus als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das ä Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erw ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kl abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen b Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die mehr ſich hat. Man leſe das dreiunddreißigſte Sinngedicht achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.

[1] Anth. l. c.
[2] Lib. XI. ep. 19.

[1] Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellt, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da, ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel ſie beſſer thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freigebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſificator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.[1] Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt:

An zwei ſehr ſchöne, aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn."

und das lateiniſche des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen iſt:

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kann den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmal verſtändlich. Das ſchöne Sinngedicht iſt in der Ueberſetzung zur bloßen Aufſchrift geworden, und verhält ſich in ſeinem Eindrucke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufſchrift, die wir auf dem ſchönen Monumente ſelbſt leſen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle ſeine Titel beſtehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet iſt. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben ſollen, ſind nicht von ihm, ſondern ein Werk der ſpätern Abſchreiber, daher ſie auch in der einen Ausgabe ſo und in der andern anders lauten. Jeder Umſtand, auch der allerkleinſte, der zu dem Verſtande des Epigramms nothwendig gehört, iſt bei ihm in dem Epigramme ſelbſt enthalten: und wenn wir jetzt einen ſolchen ja darin zu vermiſſen glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſeyn, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufſchluß genannt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſeyn muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Sinngedichte werde ſeyn müſſen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedem ſchon genugſamen Bekanntheit und Berühmtheit ſind, oder ſeyn ſollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht ſehr viel von ihnen ſagen kann; zweitens, weil die Denkmäler ſelbſt, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht ſowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geſchäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher ſeine Belehrung gleichſam im Vorbeigehen muß mit ſich nehmen können. Eben ſo ſollte man bei einer Sammlung von Sinnſchriften vornehmlich auf ſolche Leſer ſehen, welchen es andere Geſchäfte nur ſelten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leſer wollen geſchwind, und doch nicht leer abgefertigt ſeyn; für das letzte aber halten ſie ſich allezeit, wenn man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß, bei allen Arten der Epigrammatiſten, wohl die ſeltenſten. Der ſchlechteſte nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt, ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröffnen kann, als eines.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfſinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er ſich vorgeſetzt hatte; oder daß er jenſeits dieſem noch einen andern erblickt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mich deucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:[1]

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann läugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm ſind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeit der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen konnte, einen neuen Aufſchluß voraus ſah: ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunct

[1] *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

»Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
»Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, nullam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

[1] Lib. III. ep. 44.

zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das iſt zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel andern kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigrammen in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungerkur vorgeſchrieben hat, und lautet ſo: [1]

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
  Si, ne aliquid flas, cogeris esse nihil.

Es iſt zu verwundern, wie ſehr ſich auch die gelehrteſten Leute verblenden können, ſobald ſie aus ihren eigenen Beiſpielen etwas abſtrahiren wollen. Dieſes Epigramm ſoll vier Epigramme enthalten, und es iſt zur höchſten Noth kaum eines: nur daß der ſchale Aufſchluß deſſelben in jeder Zeile wie eine Waſſerblaſe mehr und mehr aufſchwellt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerſtiebt.

Eher war unſer Wernike der Mann, der zu dieſer vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muſter hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leſer faſt in jeder „Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, und zu„weilen ehe er es verlangt, zu dem Schluſſe geführt wird," den andern weit vorzieht, „in welchen der Leſer nur durch weit„läufige und nichts bedeutende Umſtände von dem allein klingen„den Ende aufgehalten wird. Wernike hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verſtande, nichts bedeutende Umſtände ſind, durch die der Leſer endlich zu dem Aufſchluſſe gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umſtand, ob er ſchon für ſich ſelbſt nicht viel ſagen will, dennoch ſeine beſondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: ſo iſt es ſchon genug, und das Ganze, welches daraus entſteht, bekommt eine ſo gefällige Einheit, daß es unendlich ſchwer iſt, wegen des Mangels derſelben einen Leſer von richtigem Geſchmacke durch noch ſo häufig eingeſtreute Nebenzüge ſchadlos zu halten.

Das eigene Beiſpiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht ſeine Theorie nicht gut, ſondern beſtätigt viel mehr, was ich von dem Mangel der Einheit geſagt habe.

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch ſeine Tugend,
„So wie das Laſter für die Tugend
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erſt zur Erkenntniß kam,
„Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und, durch die Schande nicht verzagt,
„Das, was das Laſter ihm verſagt,
„Der Tugend ſelber abzubringen:
„Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwaffnete ſein und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzubringen" aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles, was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hieher gehört. Sie iſt nicht wahr: denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hieher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspuncte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen; hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunct aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpective.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufſchrift zugleich entſprechen ſollen: ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter ſich haben. Ich will ſagen: ſo wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben voraus ſehen laſſen, ſo daß mir am Ende kein widriger Contraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe ging. [1]

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,

[1] *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

[1] Lib. V. ep. 38.

Concha lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem.
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis scyrus, et frequens phoenix
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te venulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

ieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines chuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmt, daß ich mich nach ıg etwas anderem, als einem hämiſchen Zuge gegen einen ten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend, d boshafter Witz verſtummt ſonſt ſo leicht bei einem beklämmten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contraſte nicht jeden plötzen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von hwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein her Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens Mund in Falten ziehen, wenn nur unſere Empfindung nicht ondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beim Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Poſſe thut ſeine Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der rung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwarung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch wir unmerklich auf ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes Skar'ſchen Sinngedichts, oder Sonetts, das Epigramm eines en unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zut bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, n es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchſtoßenen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bei dem Barth ſelbſt nachſehen. [1] Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllt ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geſchweige, daß ich die verſchiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt, ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu verſagen, wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meint, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſteht, in welchen er ausgedrückt iſt, oder von dem wohl gar nichts Geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert oder verſetzt: ſo iſt die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müſſe? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer thue, ſeine Schulden in guter oder in falſcher Münze zu bezahlen?

Denn ſo wie es nur der Mangel an guter Münze iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet, eben ſo iſt es nur der Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem ſcharfſinnigen und doch ungekünſtelten Aufſchluſſe zu befriedigen, — nur dieſe Schwierigkeit, ſage ich, iſt es, welche nach Mitteln umzuſchauen verführt, durch die wir jene Befriedigung geleiſtet zu haben wenigſtens ſcheinen können.

Glücklich, wenn man unter dieſen Mitteln nur noch die erträglichſten zu wählen verſteht! Denn es giebt in der That auch hier pabuaniſche Münzen, die zwar falſche aber doch von ſo ſchönem und dem wahren ſo nahe kommendem Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt als der ächten, ſo daß der Münzer wenig mehr als den Schlagſchatz dabei gewinnen konnte.

Beſonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn ſie ſchon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer ſchöne Spielmarken

[1] Advers. Lib. XXXVI. c. II.

abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher auch unter Leuten von Geſchmack ihre Liebhaber gefunden haben, und ſo noch ferner finden werden. Unter der erſten Gattung verſtehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufſchluß in einer Zweideutigkeit beſteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue iſt, eben weil es neu iſt, dasjenige, was am meiſten überraſcht. Ob nun gleich dieſes Ueberraſchende nicht das einzige ſeyn muß, wodurch das Neue gefällt, ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Ueberraſchung angenehm iſt. Wenn es denn aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kann es ihm verdenken, wenn er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Ueberraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kann nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kann, was dieſer auf keine Weiſe voraus ſehen könnte, ſo verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu ſehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn: genug wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbei ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller. [1]

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos.
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes réliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque observata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaßen in dem Worte miserius des erſten Verſes ſteckte, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten, aller Zeiten und Völker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen: esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expec aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod si admixtum est etia biguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweid daß es ſo wenig als möglich vorher geſehen werde. W die Zweideutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu e eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beiſpiele davon anz Aber gut iſt es, gewiſſe allzu eckle Richter von Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſch ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zugegeben; die Zweideutigkeit iſt nicht bloß gut zum zum bloßen risu diducere rictum: ſie kann ſehr oft di des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anm theilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, ve tissima putantur, sed non semper in joco, saepe in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkei mehr als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem b Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der wenn er falſch iſt, diente bloß zum Uebergange auf jene was dient uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von de lichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — D läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt w

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen üb Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cic ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſta Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche der Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nich und ihnen kühnlich allen Nutzen abſprechen, weil ſie ein beſondere nicht haben können. [2] Ego in his praecepti vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut a riendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut es natura, quae studio, quae exercitatione conseq aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus quo referenda sint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull dings verſchiedene vor, welche den völligen Gang des dichts haben.

Allein darum alle ſeine kleinern Gedichte zu Epigr zu machen, da er ſelbſt dieſen Namen ihnen nicht gegeb ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epig zu abſtrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, catulliſche, wie man ſie nennt, feinere Gattung, der liſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſey: mir immer ſehr ſonderbar vorgekommen.

[1] Lib. VII. ep. 19.

[1] de Oratore lib. II. c. 63.

[2] L. c. cap. 57.

Die allermeiſten von den kürzern Gedichten des Catulls ha-
chlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die
e. Es ſind kleine giftige oder obſcöne Tiraden, die weder
rtung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr,
gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hinge-
en, als mit Abſicht auf eine beſondere Dichtungsart ausge-
tet ſind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso,[1]
Disertissime Romuli nepotum,[2] ein Caeli, Lesbia
ra, Lesbia illa,[3] für Sinngedichte halten kann: der muß
haben, ſelbſt auf die wohlfeilſte Art ein epigrammatiſcher
ter werden zu wollen. So gar ſind die nie genug geprie-
kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere
tuo Lesbiae und andere, die ſo unzähligmal nachgeahmt
überſetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte.
: ich gebe es zu, daß ſie etwas beſſeres ſind, und ich wüßte
nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling ſeiner
ia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Ueber-
ng und durch eine eben ſo glückliche Nachahmung in aller
nde iſt, ein Epigramm heißen müßte, da es die ſchönſte
nia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthume übrig ge-
en.

Wenn aber dem ungeachtet ſich Martial nach dem Catull gebildet haben; wenn er ſelbſt ihn für ſeinen einzigen Mei-erkennt:[4] ſo iſt dieſes entweder nur von dem naiven Aus-cke und andern allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder nur von der geringſten Anzahl der kleinern catulliſchen Ge-te zu verſtehen, von welchen es allein möglich war, daß rtial ſein Ideal des Sinngedichts abſtrahirt haben konnte. n ſolchen z. E.[5]

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

nn wer erkennt in dieſen nicht die völlige Einrichtung des rtials? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, thymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein ngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des luſſes, die bald mehr bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, wie ſie es auch wirklich bei dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern dichte des Catulls, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu rden.

[1] Carmen 44.
[2] Carmen 50.
[3] Carmen 59.
[4] Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

[5] Carmen 92. 96 et 106.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter,[1] obſchon nur an dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellt, weil er, nach dem Riccius,[2] die Priapeia allen andern Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſah lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, ſo geſchah es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, ſobald ſie nur einer altrömiſchen Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zweiundvierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammengepreßt, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweien würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catulls geweſen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich, in ſeinen Gedichten ſelbſt, auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catulls: er iſt bei weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des catulliſchen Pentameters

[1] Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.
[2] Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz eigene Ohren ſeyn kann. Zwar wenn Cotta dieſes in dem Geiſte that, in welchem es ſchon zu der Zeit des jüngern Plinius geſchah: ſo habe ich nichts dagegen. Denn ſchon damals bediente man ſich zu Rom der Schreibart des Catulls, ſo wie jetzt franzöſiſche Dichter ſich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob dieſe Schreibart noch jetzt die reinſte, und richtigſte, und beſte wäre: ſondern bloß weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger ſind, überhaupt aber Nachläſſigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weiſe wagen dürfte. Facit versus, ſchreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,[1] quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es iſt kein Wunder, daß uns von dieſen Verſen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer ſich nicht in der Sprache ſeines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern ſeine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn ſie auch nur die Muſter in jeder Gattung aufheben ſoll; und es iſt nichts mehr als Verdienſt, daß der originale Martial vor dem vollkommenſten Nachahmer des Catulls auf uns gekommen iſt, wenn es auch ſchon wahr wäre, daß Catull ſelbſt dem Martial unendlich vorzuziehen ſey.

(3.)

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einſt über den erſten Wiederaufſinder des Catulls gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht ſo völlig überzeugt bin, daß ich ſie nicht wenigſtens für geſchickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es iſt nicht eigentlich bekannt, wer es geweſen, der, bei allmähliger Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unſern Dichter wieder zuerſt an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbariſchem Lateine und eben ſo räthſelhaften Ausdrücken, das beſtimmt geweſen, uns das Andenken dieſes Mannes und die nähern Umſtände ſeines glücklichen Fundes aufzubehalten. Daſſelbe ſteht vor mehr als einer der neuern Handſchriften des Catulls, die von dem erſten wieder aufgefundenen Manuſcripte genommen zu ſeyn ſcheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange ſeines Commentars über den Dichter, bekannt, wo es ſo lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
Quotus sub modio clausa papyrus erat.

So viel verſteht man gleich, daß das Buch ſelbſt, oder vielmehr der Dichter ſelbſt redend eingeführt wird, um uns zu ſagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey. Auch dieſes ergiebt ſich ſogleich, daß ſolches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneſer alſo, und aus einer ſehr entfernten Gegend geſchehen ſey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß dieſe entfernte Gegend vielleicht Frankreich geweſen ſey, ſo n hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß ſie es wi weſen, und will damit nichts mehr behaupten, als au in dem Epigramme ſelbſt ſtehe. In Galliis se eum r ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est wohl iſt es offenbar, daß die erſten zwei Zeilen dieſes ſagen, und daß unter dem longis a finibus eben Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werd als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten dacht: aber im geringſten nicht, um damit das Land an wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders ſollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cu cia nomen können unmöglich etwas anderes heißen, der Name dieſes Finders, dieſes Compatrioten des dieſes Veroneſers alſo, auf welchen nur allein das cui ziehen kann, in der franzöſiſchen Sprache a calamis he men ſey. Folgt aber hieraus, daß er ſich darum not auch auf franzöſiſchem Grund und Boden müſſe befun den, als er ſeinen Fund that? Möglich kann es ſeyn: dieſen Worten fließt es nicht ſchlechterdings.

Es war ſonach dem Laurentius Pignorius, als er ſeine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man i reich behaupte, Italien ſey dieſem Lande bei Wiederhe der ſchönen Literatur ſehr vieles ſchuldig, nicht zu ve daß er unter andern auch dem Skaliger die in Frank ſchehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht ein wollte.[1] Er merkte an, daß das nämliche Epigramm ſich in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er ſagt nicht, Guarinus, und giebt auch dieſe alte Ausgabe ſelbſt nic an. Woher es alſo Herr Hamberger hat, daß Baptiſta nus zu verſtehen ſey, kann ich nicht wiſſen. Nur ſo v ich, daß ſich Herr Hamberger irrt, wenn er dieſen Guarinus ſelbſt zu dem Wiederauffinder des Catulls Dieſes hat Pignorius auch gar nicht ſagen wollen, als meldet, daß das Epigramm vom Guarinus ſey, nicht a es auch zugleich von ihm handle. Vielmehr unterſcheide Verfaſſer des Epigramms, den Guarinus, ausdrück dem Compatrioten und Erretter des Catulls; und der den er dabei begeht, iſt nur dieſer, daß in eben der Zeile, in welcher Skaliger zu viel ſah, er ſeines Theils z erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte a C tribuit cui Francia nomen weiter nichts ſagen ſollt daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Un augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Nam Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Name lamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterla Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die gan Zeile anders interpunctirt geleſen, als Skaliger. Näml

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.[3]

[1] Ep. 16. Lib. I.

[1] Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 16

[2] Zuverläſſige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch v „iſt (vom Catull nämlich) hat Baptiſta Guarinus, aus Ver „Frankreich zuerſt gefunden."

[3] Zwar ſteht bei ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; a nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit: cui Francia nomen,

t er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere na-
Beſtimmung des longis a finibus in der erſten Zeile
wonach die Worte tribuit cui Francia nomen, für
genommen, freilich nichts mehr ſagen können, als er
äßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis
nd, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen?
nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht
ben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und
ger auf einmal entſchieden wäre.

haupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pig-
der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit
rund zu gehen, denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl
r ſeyn können, die wahre Meinung zu erkennen und
chlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Franzöſi-
virklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen näm-
a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfe-
lches es unſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert,
ibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leich-
atürlicher, als auf den Namen Plumatius zu ver-
ber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen
namen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen
trauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catulls ge-
en? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe
iſt in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts,
nter Medicus, Namens Bernardinus Plumatius:
das ſonderbarſte iſt, dieſer Bernardinus Plumatius
wirklich ein geborener Veroneſer.

kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popado-
b habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher
Nachricht von ihm geſchöpft, ſelbſt nachzuſehen, eben
als es mir gelingen wollen, eines von ſeinen Büchern,
verſchiedene geſchrieben und bekannt gemacht, habhaft
. Ich kann alſo auch nicht ſagen, ob in dieſen oder in
is vorkommt, welches die Vermuthung, daß er es wohl
könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht,
beſtärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm
r er kein bloßer ſchlechter Medicus, ſondern er galt zu-
einen ſcharfſinnigen Philoſophen, und damals hatten
ophen in Italien ſchon ziemlich angefangen, ſich mit
n Wiſſenſchaften wieder auszuſöhnen. Wenn er es aber
ſelbſt war, der ſich um den erſten Dichter ſeiner Vater-
rdient zu machen Gelegenheit hatte: ſo könnte es doch
s einer von ſeinen Vorfahren oder Anverwandten ge-
n. Denn das, muß man geſtehen, iſt doch immer ſehr
ig, daß an einem von dieſem Geſchlechte beide Merk-
eich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein
s war des Catulls Compatriota; von einem Pluma-
man ſagen, daß ihm Francia a calamis den Namen
habe.

wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem-
eine ſo wahrſcheinliche Vermuthung gleich Eingangs
völligen Beifall verwahrt habe. Ich will es kurz ma-
Urſache iſt die: weil ich ſeit einiger Zeit ungewiß ge-
ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart

Denn in einem Manuſcripte des Catulls, in der fürſtlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgeſetzt worden, leſe ich anſtatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das iſt thalamis. Und da läge ſie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn dieſe Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern ſein Glück verſuchen laſſen; und nur noch anmerken, daß beſagtes Manuſcript auch ſonſt einiges nicht völlig ſo leſen läßt, als Skaliger geleſen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Skaliger keinen Verſtand hat, ſteht anſtatt cursum, *turbae:* und ſo ſcheint doch einigermaßen ein Verſtand von weitem herleuchten zu wollen. Doch dieſe beſſere Lesart giebt auch ſchon Fabricius,[1] ohne zu ſagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er ſie nicht, als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuſetzen für nöthig erachtete. Vielleicht alſo, daß Fabricius die alte Ausgabe ſelbſt vor ſich gehabt, auf die ſich Pignorius bezieht, wonach aber die Interpunctation der dritten Zeile, welche dieſer doch auch daher genommen zu haben ſcheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieſt die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich ſie auch in dem wolfenbüttelſchen Manuſcripte finde. — Endlich hat dieſes auch noch in der fünften Zeile anſtatt revocate, *celebrate*, und in der ſechsten anſtatt clausa, *causa*. Wenn denn nur aber in den Zeilen ſelbſt das geringſte dadurch mehr aufgeklärt würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Diſtichon mir völlig unverſtändlich iſt. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden, denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo ſind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts beſſeres zu ſagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen ſowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen, daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte claſſificiren können oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied beigelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frei, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte.[2]

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche,

erpretationem recipit, quam a Francisco quodam reicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.
oria Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

[1] Biblioth. lat. T. I. p. 53.

[2] *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle seyn mögen: so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Classe auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er, und niemand unter so vielen so viel gute, und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kommt, ist unser Wernike. Beider Reichthum ist fast gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen; Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anderes; seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläst er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn, und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Puncte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, — wer kennt es nicht? — ist dieses.[1]

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes evido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.“ Freilich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. E. Raderus,[1] dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnt hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.[2] Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martial unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereinigt, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sey Marcus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten und zugleich den nächsten Platz nach dem Martial zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken![3]

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt seyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht seyn muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil; und so:[4]

[1] *Lib. I. ep. 43.*

[1] Bei dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

[2] *Plinius ep. 16. lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

[3] Delitiae Poet. Ital. Par. I. p. 707.

[4] Delitiae Poet. Ital. P. II. p. 565.

uto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
›n aliter potui tantum compescere luctum:
ligne exsicantur, igne domantur aquae.

nicht glauben, Porcia habe ſich unter allen mög-
arten gerade dieſe mit vielem Bedachte ausgeſonnen?
iit allem Fleiße die Waſſer ihrer Betrübniß, nicht
:m Dolche abzapfen, ſondern lieber mit Feuer auf-
llen? Sie habe — Doch was iſt leichter, als über
›otten?

zu einem dritten, dem Nicolaus Grudius, dem
zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem
nder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber ſein
iſt ſo lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen
›on kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren
ahl in zwölf Verſen betheuren, wie gern und wie
e ihm unverzüglich folgen wolle, und ſetzt endlich

c simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
uae potius flagrans tela ministret amor?

ıs? Ich dächte lieber einen von ſeinen eigenen Pfei-
rs wenn ihm von jenen vertauſchten noch einer übrig
wenn es ja Feuer ſeyn mußte, warum nicht lieber
Fackel?
: endlich Wernike, und es thut mir leid, daß ich ihn
laſſen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia;
ich beſſer als die Sinngedichte des Caſanova, des
es Grudius; aber beide doch noch unendlich unter
: des Martials.[2]

1.

hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
ıß dieß edle Weib in Ohnmacht weibiſch ſinkt;
ın, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
:t Feu'r, weil er aus Lethe Waſſer trinkt.

2.

ı an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
t dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:
ßt' in ihrem Munde zeigt,
r ein Feu'r in ihrem Herzen.

roße Luſt, nach dem Beiſpiele des Plutarchs, elen-
iit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzuſetzen:
›enn unter allen dieſen froſtigen Einfällen die glü-
len nicht verloſchen wären, und Porcia anſtatt Feuer
Staub hinunter geſchluckt hätte! —
ınnte ich mir ein kleines Feſt mit dem Muretus
m Martial nichts als ein Scurra de trivio war.
ılle dem hat Muretus in ſeinen Epigrammen den
h ſehr oft nachgeahmt, und immer ſehr unglücklich.
:, worin er den alten Poſſenreißer übertrifft, ſind
ele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia:
itiſche Urtheil fällte er, wenn Gott will, in ſeinem

'e alſo den Mann ruhen, und ſage über den poeti-
) des Martials überhaupt nur noch das. Wenn
ıs, welcher den Martial ſeinen Virgil nannte, wei-
ımit ſagen wollen, als daß Martial in ſeiner kleinen
rt eben das ſey, wofür Virgil in ſeiner größern gelte,
ſchiedene Gelehrte dieſes eingebildet: ſo hat ſich nie-

ıta trium fratrum Belgarum, *p. 69.*
s Buch, *S. 43.*

mand zu ſchämen, ebenfalls von ſo vornehmem Geſchmacke zu ſeyn. Aber unſtreitig wollte dieſer Cäſar damit mehr ſagen; und es hat nie an Leuten ſeines Ranges gefehlt, die eine luſtige ſchmutzige Kleinigkeit in allem Ernſte dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anſtrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überſchätzen, was ihnen gefällt, ohne ſich zu bekümmern, was ihnen gefallen ſollte.

Höchſtens iſt eine dergleichen Ueberſchätzung nur dem Verfaſſer ſelbſt zu vergeben. Martial ſelbſt mochte immer glauben, daß ſeine Epigrammen eben ſo viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerſpiele:[1] denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man ſich dieſe Sache ſelbſt nicht geringfügig denkt. Man muß ſie vielmehr unabläſſig als eine der erſten in der Welt betrachten, oder es iſt kein Enthuſiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Beſonderes auszurichten ſteht. Nur wehe dem Leſer, der ſich von dieſem den Verfaſſern ſo nützlichen Selbſtbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man läugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennt.

Diejenigen meinten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger, und mit einer zartern Stirne begabter Leſer verbannt wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Naber wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Ein anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martials über den Punct der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts dawider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnt, als ſie ungefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bei ſo unreinen Gedichten beſtehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von jeher, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten

[1] Lib. IV. ep. 49.

über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert den Martial in dem Geſichtspuncte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Bavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das dreiundvierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor:
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Bavaſſor erkennt in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meint, ſo pralle doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.[1] — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freieſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu ſeyn geglaubt haben, und ich meine, er hätte dieſen abführen können, wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial ſagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher „Schuld? Ich, der ich nichts ſage, als was täglich um und „neben mir geſchieht; der ich es höchſtens nur eben ſo ohne „Scham ſage, als es geſchieht; der ich es aber auch ſo ohne „Scham ſagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden „ſoll, von dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein, der „du zu den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo gut zu be„ſtreiten ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das Lächerliche „beſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller möglichen „verführeriſchen Beredtſamkeit anreizeſt? Dieſes Anreizen, „dieſe Erweckung der Begierden iſt es, was ich eigentlich an dir „verdamme, und mich auf keine Weiſe trifft: nicht die nackten „ſchamloſen Worte, die ich freilich eben ſo gut brauche, als du; „aber zu einer andern Abſicht, als du. So gar räume ich es „ein, daß du im Gebrauche dieſer Worte weit mäßi „beſcheidener biſt, als ich. Aber, guter Freund, im G „das deſto ſchlimmer. Es zeigt, daß du dein Handw „wohl verſtehſt, welches eines von denen iſt, die einen „um ſo viel ſchlechter machen, je vollkommner er da „Du magſt es bald weggehabt haben, daß ſich die „bei dem Verfeinten, Verſteckten, welches mehr erra „als ausdrückt, weit beſſer befinden, als bei dem „Geradezu. Darum allein vermeideſt du dieſes, und v „beſt an jenes ſo viel Witz und Blumen. Bei Leibe n „du jemanden Röthe in das Geſicht jagen ſollteſt! „Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit iſt nie ohne „oder Furchtſamkeit. Wie taugten dieſe in deinen Kra „umgeheſt du dieſe Vorpoſten der Zucht ſo weit, ſo „nur möglich. Du ſchoneſt der Schamhaftigkeit dein „um ſie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich „ſie dann und wann; aber es geſchieht, um ſie thätig „merkſam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeſc „groben Spötter, einen eckeln Poſſenreißer, wenn „Wer wird nicht lieber ein Spötter ſeyn wollen, als „führer? Noch lieber ein Poſſenreißer, als eine liſtige, „maulſpitzende Hure! Frage bei dem Didymus nach „Gedichte ſeine Mädchen am liebſten leſen? ob mei „beine? Welche von beiden ſie ihren zaubernden oder „ten Buhlern vorſingen? Mit welchen von beiden er „in dem Geſchmacke ihres Berufs erhält? Dich allei „ſie; du allein liegſt auf ihren ſchmutzigen Nachttiſche „natürlich! Denn ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar, „ſoll es auch eine menſchliche Gattung von Waldeſel „deren dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel mac „wer fragt nach der? An der iſt nichts zu beſſern, u „zu verderben: und wenn es meine Schläge nicht fin „ihr juckendes Fell krauen, ſo iſt es der erſte der „ſtein" u. ſ. w.

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Red ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus wei ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinn ſcheint. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Mart den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der gern Wolluſt ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſ ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus müſſen. Es kommt unter beiden Theilen, wie geſagt, die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſt durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidigt ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als un aus der Natur des Menſchen herſchreibt: ſondern es k die anlockenden Sophiſtereien an, mit welchen man ſolch ſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu ohnedem ſchon ſo vieles in der Welt anreizt; auf die E ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern ern den müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Nu dahin abzielende Schriften noch haben können, der B eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtferti Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch noch einer ſehr großen, damit ihm auch nicht diejeni gramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht t

[1] *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis, scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

ſpottet, ſondern von ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſcht und fordert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will. Kürze und Rundung, welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz noch ſein Verſtand Theil nimmt. Daß dieſes auch dem Martial begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beiſpiel haben wir an dem ſechsten Epigramm des erſten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kaiſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend einführt, ohne uns weder in dem Gedichte, noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlaſſen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial ſelbſt, ſondern ein Freund und Bekannter deſſelben ſprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramm aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheidten Einfall zu haben.[1]

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaßen von dem moraliſchen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnt ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punct, durch einige Beiſpiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch *mit* dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meinen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darin nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bei den andern Beiſpielen zeigen, von welchen ſich das nämliche verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als auf eine Unterſuchung über — *die Frau des Martials*. Hat Martial, während ſeines vierundbreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren: ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm:[1]

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht,[2] wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet:[3]

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch, worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt:[4]

[1] Libr. XI. ep. 43.

[1] Lib. II. ep. 92.

[2] *Funccius de imminenti latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

[3] Lib. III. ep. 92.

[4] Lib. XI. ep. 105.

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheint ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte.[1] Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſteht, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheirathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bei ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilt?[2]

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heirathe, und warum er ſie dennoch wohl heirathen möchte?[3]

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern daß er ſich erſt in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in ſeinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erſt fand er eine liebenswürdige Perſon, die es ſich gefallen ließ, noch ſo ſpät ſein Glück zu machen. Dieſer erwähnt er daher auch erſt in dem zwölften Buche, welches er in Spanien ſchrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit ſo individuellen Umſtänden, daß man wohl ſieht, da allein ſey es ihm Ernſt geweſen, von ſeiner wirklichen Frau zu ſprechen.[4] Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ungeachtet mit ihr ſchon verheirathet geweſen, und die ganzen vierundbreißig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu läugnen.

[1] Lib. XI. ep. 44.
[2] Lib. VIII. epigr. 12.
[3] Lib. II. epig. 49.
[4] *Lib. XII. ep. 21. 31.*

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bei der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines Dichters, ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen jetzt führt, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nic. Antonio[1] zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buches.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben gemeint ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meinung äußert, ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunterſetzen, noch weniger das für unreife Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfenen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann, denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlorenen Jugendgedichte unſers Martials ſo gefliſſentlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache: weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz: aber darum auch ſeine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnt?[2] Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade nur dieſe davon übrig wäre, ſo wäre es freilich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an

[1] Bibl. Hisp. vetus, p. 65.
[2] Animad. in Spectac. p. 28.

n Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner
e vorkommen.[1] Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber
rtials, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen.
yeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus; und kaum,
hnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz
te, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es
uſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta
antissimo opere, ceu pannum in purpura, quis
Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul
ıb insulsis monachis et scribis deliramenta haec
a sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat
, qui ista talia non primo statim odore deprehen-
liter catuli olent, aliter sues.

: giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer
ıt lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl
ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den
f eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag
: geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich ent-
über die feine Naſe des Skrivers eine Anmerkung zu

Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut
ſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler,
chen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirk-
n liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle
ung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit
ıſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe
en kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Em-
ı ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit
: vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger,
: den Namen des Martials durchaus nicht laſſen will,
t ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo
prache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der
en Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Mar-
lich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial
ht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend,
Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken ſeines
lters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus
nlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt
ı ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja
e Jugendpoſſen des Martials, weder viel gute Sprache,
l guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum
rer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo:
ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige
ı, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar
ıtrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht
ſeyn, daß eben daher Ein Manuſcript Zuſätze haben
die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch
ıß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſcripts immer
rdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch
itikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

ıit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene
n nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach
ı, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit
ıer von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben.
t Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

coenam nuper Varus cum forte vocavit,
ɔrnatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth[1] ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam;
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martials erkennt, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwei Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übt? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſogar das allerſchlechteſte In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeſchloſſen wiſſen, mit welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des Junius vermehrte. Denn in dieſen herrſcht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe, von noch ſo weniger Erziehung, haben konnte. Dazu ſehe ich auch nicht, daß Skriver ſie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er ſagt bloß, daß es Epigrammen ſind, die er aus alten Pergamenen, beſonders aus alten Gloſſarien zuſammengeſchrieben habe: und dieſes hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht laſſen ſollen, welche ſowohl jene authentiſcheren Zuſätze des Junius, als dieſe weit verfänglicheren des Skrivers, ohne Unterſchied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefügt haben.

Weit eher könnte ich jetzt ſelbſt jene beſſern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer ſehr alten Handſchrift genommen iſt, die eine große Anzahl meiſtens noch ungedruckter Epigrammen verſchiedener lateiniſcher Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuſcript, welches Salmaſius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Theile deſſelben hat Gudius eine Abſchrift genommen, die ſich unter ſeinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieſer ſehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es ſonſt ſchon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieſes, meine ich, könnte ſich gar wohl aus ſeinen Jugendgedichten herſchreiben, da es nichts als eine feine moraliſche Geſinnung ausdrückt, von der er in reiferen Jahren nicht glaubte, daß ſie zu einem Epigramme hinlänglich ſey.

mlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

[1] Advers. lib. XXIII. cap. 6.

Vielleicht ließe ſich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem ſchon aus den Jugendgedichten des Verfaſſers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieſes in ſo frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn ſie nach und nach in alle Handſchriften gekommen. Wenigſtens, wenn Martial zu Ende ſeines erſten Buchs ſagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieſes erſte Buch aber jetzt nicht hundert, ſondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: ſo iſt es ſo gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob ſich wirklich neunzehn fremde mit eingeſchlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon,[1] oder eine von dem Dichter ſelbſt durchgeſehene und verbeſſerte Abſchrift, der ſtrengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider ſeinen Willen mit verſchiedenen ſehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längſt zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinktus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demſelben, ſondern bei einem andern, Namens Atrektus, zu finden waren, wie der Dichter ſelbſt zum Schluſſe des erſten Buches anzeigt.[2] Wenn ich nun hinzuſetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nämliche, durch den Quinktilian ſein Werk ausgehen ließ) beſonders die Xenia und Apophoreta deſſelben gehabt zu haben ſcheint:[3] ſo ſollte man faſt vermuthen, daß auch ſchon damals jeder Buchhändler ſeine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, beſeſſen, und nicht die erſten die beſten abſchreiben laſſen, die ihm vor die Fauſt gekommen, und auf die ſich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewiſſenhafter unter ſich geweſen ſeyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu ſeyn pflegen. Sogar hat es das Anſehen, daß ſie bei einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs:

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramm ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen; nämlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt; eine S Taſchenformat: dieſes erhellt aus den erſten zwei Zeile ſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus mem bellis iſt der Gegenſatz von magnis, welches letzte jedem großen Werke, ſondern allein von der größer der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt hingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefa tern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur gab ſich der Freigelaſſene des Sekundus Lucenſis ab geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrektus, un außer ihm Tryphon,[1] weil einer allein ohne Zwei beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der G Martials ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich plare auch theuer genug bezahlen, und ich finde, daß ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.[2]

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobu
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas ab will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Lu Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich dur beit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver einen filnften Buchhändler oder Verleger des Mar machen läßt,[3] nämlich den Pompejus Auktus, vo das funfzigſte Epigramm des ſiebenten Buches reb klar, daß dieſer Auktus ein Rechtsgelehrter war, un dere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz an unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gek Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie vorzuſagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen kön ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meine Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißde gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde l ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt rathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber Schriftſtellern eben ſo mühſam als vergeblich aufſuche Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe, nur ein paar Beiſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte C des erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdu ganzen Martial rechnet.

[1] Lib. VII. ep. 10.
[2] Ep. 118.
[3] *Lib.* XIII. ep. 3.

[1] Lib. IV. ep. 72.
[2] Lib. XIII. ep. 3.
[3] Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellt aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog: [1]

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weines in ſich goß, als für ihn allein und einen ſeines gleichen beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Geld gegeben wurden, wofür ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar, denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Geld auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach andern Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe manifestam adsurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſo wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welcher jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldſtücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die ſie bei dem Eingange, oder vorher erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolgt ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae; und ſo wie es Tesserae frumentariae, oleariae, coenariae, nummariae gab, [1] warum ſollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Beſtimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß an ihnen auch weiter nichts. Dieſes allein macht es begreiflich, wie man im Theater ſo freigebig damit ſeyn konnte. Warum ſollte man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen mochte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegieiſche Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beiſpiele wähle ich das einundfunfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt, nämlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benannt habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzt werden mußte, wenn ſie ruhig liegen ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht: [2] κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἑρειδεσθαι, ἀλλα κατα το ζομα. Es war alſo

[1] Lib. I. ep. 27.

[1] Torentius ad Suet. Aug. c. 41.

[2] Lib. XI. p. 501. Edit. Dalech.

ganz genau das, was wir ein Trummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuße nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es jetzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheint, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber geweſen, für berechtigt in dem Lampridius eine Stelle zu ändern, [1] in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas senas in eben ſo viel Maulefelinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen läugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen.

Die erſten zwei, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber angeführt finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich eben ſowohl Werke in Stein als in Erz, bei alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuscum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila massa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald polirt, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Compoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schaale keine Compoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Compoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſogenannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeint? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deßhalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt. [1] Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweiten nachgemachten Sorte, meinen ſie, ſey die Schaale geweſen; und Martial habe in den Worten: Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie demungeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Electrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilt worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold iſt feines Gold, und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die andere, da ſich die Natur ſelbſt keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beilegt. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweier

[1] Cap. 4. vitae Alex. Sev.

[1] Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, vera electra sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß sogenannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten, oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennt Martial selbst den laconischen Marmor, welcher auf dem Taygetes gebrochen ward, grünes Metall: [1]

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte: [2]

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkommt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schaale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen: und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas, [1] als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu seyn scheinen. Und was kann nun deutlicher seyn, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man hört, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich, das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden.

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kommt der volle Mond auf einmal hierher? O das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Raber zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — An potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben, denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geschnitten gewesen; und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfsinn: ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu seyn scheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden. [2]

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern liest und ein höhnisches Gesicht darüber zieht, alles beneiden möge, ohne von jemanden in

[1] Lib. VI. ep. 42.
[2] Lib. IX. ep. 62.

[1] *Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12.* Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis — — mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap. 15.* Factitiis pustulae in profundo apparent.
[2] Lib. I. ep. 41.

über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert den Martial in dem Geſichtspuncte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Bavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das dreiundvierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor:
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Bavaſſor erkennt in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meint, ſo pralle doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.[1] — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freieſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu ſeyn geglaubt haben, und ich meine, er hätte dieſen abführen können, wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial ſagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher „Schuld? Ich, der ich nichts ſage, als was täglich um und „neben mir geſchieht; der ich es höchſtens nur eben ſo ohne „Scham ſage, als es geſchieht; der ich es aber auch ſo ohne „Scham ſagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden „ſoll, von dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein, der „du zu den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo gut zu be„ſtreiten ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das Lächerliche „beſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller möglichen „verführeriſchen Beredtſamkeit anreizeſt? Dieſes Anreizen, „dieſe Erweckung der Begierden iſt es, was ich eigentlich an dir „verdamme, und mich auf keine Weiſe trifft: nicht die nackten „ſchamloſen Worte, die ich freilich eben ſo gut brauche, als du; „aber zu einer andern Abſicht, als du. So gar räume ich es „ein, daß du im Gebrauche dieſer Worte weit mäßi „beſcheidener biſt, als ich. Aber, guter Freund, im G „das deſto ſchlimmer. Es zeigt, daß du dein Handw „wohl verſtehſt, welches eines von denen iſt, die einen „um ſo viel ſchlechter machen, je vollkommner er d „Du magſt es bald weggehabt haben, daß ſich die „bei dem Verfeinten, Verſteckten, welches mehr erra „als ausdrückt, weit beſſer befinden, als bei dem „Geradezu. Darum allein vermeideſt du dieſes, und t „deſt an jenes ſo viel Witz und Blumen. Bei Leibe n „du jemanden Röthe in das Geſicht jagen ſollteſt! „Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit iſt nie ohne „oder Furchtſamkeit. Wie taugten dieſe in deinen Kra „umgeheſt du dieſe Vorpoſten der Zucht ſo weit, ſo „nur möglich. Du ſchoneſt der Schamhaftigkeit dei „um ſie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich „ſie dann und wann; aber es geſchieht, um ſie thätig „merkſam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeſ „groben Spötter, einen eckeln Poſſenreißer, wenn „Wer wird nicht lieber ein Spötter ſeyn wollen, als „führer? Noch lieber ein Poſſenreißer, als eine liſtige, „maulſpitzende Hure! Frage bei dem Didymus nach „Gedichte ſeine Mädchen am liebſten leſen? ob me „deine? Welche von beiden ſie ihren zaubernden oder „ten Buhlern vorſingen? Mit welchen von beiden e „in dem Geſchmacke ihres Berufs erhält? Dich allei „ſie; du allein liegſt auf ihren ſchmutzigen Nachttiſche „natürlich! Denn ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar, „ſoll es auch eine menſchliche Gattung von Waldeſe „deren dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel mac „wer fragt nach der? An der iſt nichts zu beſſern, „zu verderben: und wenn es meine Schläge nicht fin „ihr juckendes Fell krauen, ſo iſt es der erſte der „ſtein" u. ſ. w.

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Red ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus wei ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinn ſcheint. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Mar den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der gern Wolluſt ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſ ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus müſſen. Es kommt unter beiden Theilen, wie geſagt, die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſt durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidigt ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als un aus der Natur des Menſchen herſchreibt: ſondern es k die anlockenden Sophiſtereien an, mit welchen man ſolch ſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu ohnedem ſchon ſo vieles in der Welt anreizt; auf die E ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern ern den müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Ru dahin abzielende Schriften noch haben können, der E eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtferti Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch noch einer ſehr großen, damit ihm auch nicht dieſen gramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht t

[1] *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis, scriptum in Sabellum nescio quem *simulatum*, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus *alios intenta resiliant, atque in caput jacientis* recidant.

ſpottet, ſondern von ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſcht und fordert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will. Kürze und Rundung, welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz noch ſein Verſtand Theil nimmt. Daß dieſes auch dem Martial begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beiſpiel haben wir an dem ſechsten Epigramm des erſten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kaiſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend einführt, ohne uns weder in dem Gedichte, noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlaſſen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial ſelbſt, ſondern ein Freund und Bekannter deſſelben ſprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramm aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheidten Einfall zu haben. [1]

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaßen von dem moraliſchen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnt ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punct, durch einige Beiſpiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch *mit* dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meinen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darin nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bei den andern Beiſpielen zeigen, von welchen ſich das nämliche verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als auf eine Unterſuchung über — *die Frau des Martials*. Hat Martial, während ſeines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren: ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm: [1]

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht,[2] wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet: [3]

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch, worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt: [4]

[1] Libr. XI. ep. 43.

[1] Lib. II. ep. 92.

[2] *Funccius de imminenti latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

[3] Lib. III. ep. 92.

[4] Lib. XI. ep. 105.

die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen ſind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Douſa, Emanuel Martinus, Menage und andere, Martialiſche Epigrammen in das Griechiſche überſetzt.

Was die Ueberſetzungen in neuere Sprachen anbelangt: ſo glaube ich, daß die franzöſiſche die einzige iſt, die eine ganz vollſtändige aufweiſen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Proſa und eine in Verſen; und dieſe doppelte noch dazu von einem und eben demſelben Manne. Doch da dieſer Mann der Abt Marolles iſt, ſo fällt alle Urſache weg, die Franzoſen darum zu beneiden. Einzelne Stücke ſind die Menge auch in alle andere Sprachen überſetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlt. Daß ſich eine ziemliche Anzahl ſpaniſcher Ueberſetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deßwegen an, weil ſie ſich der Kenntniß ſowohl des Antonio und Velasquez, als, welches eben ſo ſehr zu verwundern, unſers mit der ſpaniſchen Literatur ſo genau bekannten Ueberſetzers des letztern entzogen zu haben ſcheinen.

IV.

Priapeia.

Iſt es wohl noch vergönnt, ſo wie es ehedem mehr als einem ernſthaften Manne vergönnt geweſen, zur kritiſchen Berichtigung dieſer unſaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da ſind ſie doch einmal: und beſſer iſt überall beſſer. Kann ſich hiernächſt kein Arzt mit Schäden beſchäftigen, ohne ſeine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Urſachen derſelben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handſchriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verſchiedene beſſere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben ſämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel iſt, in welchen ich ſo etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entſtehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieſer Handſchriften iſt hier in der fürſtlichen Bibliothek, und führt den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie iſt auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geſchrieben ſeyn. So offenbar fehlerhaft ſie an vielen Stellen iſt, ſo hat ſie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgeht, nach dem ſich die Scioppii vergebens umgeſehen. Eine Probe ſey das fünfundſiebenzigſte Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es iſt ſonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen ſollte, und zu ſo einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nämlich, anſtatt aram, oder arrham, ſo wie das Manuſcript will: und auf ein Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will ei ſagen, was Martial der alten Phyllis ſagte, deſſen Epi an ſie hier der beſte Commentar iſt.[1]

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensa
Nil opus est — — —

Aus eben dieſem Manuſcripte könnte ich auch ein ganz ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad que quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches fi ſchen dem zweiunddreißigſten und dreiunddreißigſten b doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es dur gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweite Handſchrift, mit der ich, vor länger a Jahren, eine leere Stunde verdorben, iſt unter den rhebi Manuſcripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſa Breslau. Auch dieſe lieſt manche Zeile viel ſchmeidige dem Verſtande gemäßer, wovon ich nur ein paar Beiſp ben will.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, die mit den ſc aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie ſch nun zu dieſem das taliacunque, da cunque gemeiniglich Verkleinerndes bei ſich hat, wie Bentley über den Ho merkt.[2] Scioppius ſah ſich daher auch gedrungen in ſein merkungen zu ſagen: το cunque παρελκει. Aber was iſ παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flick welches wir uns hier erſparen können, wenn wir mit dem gerſchen Manuſcripte leſen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren ſolcher ſchönen Aepfel fünfe, die dem Priapus ſetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlaſſung ſeines Freundes Meliſ Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, ſeinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Habrianid hätten fehlen ſollen) über die dritte Zeile dieſes Gedichts: arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancil mss. codd. *Quaeque tibi posui tanquam vornacula* Wenn es aber ſonach nur noch der Beſtimmung von Han ten bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzun ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des rhebigerſd wolfenbüttelſchen Manuſcripts vollkommen ſo lieſt. Es i nothwendig, daß man ſo leſen muß: denn vernacula waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten

[1] Lib. XI. ep. 30.
[2] Ad Lib. I. Od. VI.

Daß Fr. Lindenbruch den ſogenannten Anhang des Virit Joſ. Skaligers und ſeinen Anmerkungen herausgegeben, annt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweite, vere und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig , wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerund Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek beh. Auch hat er darin die Priapeia mit einem Manuſcripte hen, und mancherlei Lesarten beigeſchrieben, deren aber iſten offenbare Schreibfehler ſind; wenigſtens iſt keine einrunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

darum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinigkeiten, die es des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den darüber zerbrechen ſoll, ſo correkt zu geben, als ihnen ch war, daran kann nichts als Nachläſſigkeit ſchuld ſeyn. Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas, in der logie genommen ſey: warum hat man dem ungeachtet bisuterlaſſen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

en griechiſchen Zeilen:

Αλλ᾽ ὡς ἐντεταμαι, φωϱ ἐμβλεπε. τουτο δ᾽ ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανιων εἱνεκα; των ὀλιγων.

ichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des Gruter-Martials wirklich beigeſchrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

ch will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des las verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe logie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter amen der ungedruckten angeführt und genutzt worden: ben wir es dem Herrn D. Reiſke zu verdanken, daß ſie Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn er hinzu ſetze, daß beide Anthologien dieſem würdigen Ge noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gemöchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die tdiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männebt, von denen man um ſo viel mehr fordert, je mehr ſie llig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ßen Verdienſte um die geſammte griechiſche Literatur ſtolzer n könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Und muß ich mich gegen ihn ſchämen, dieſen Wunſch gethan zu , ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als unnützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unſerer Zeit nſeres Vaterlandes, fortfährt, ſo wenig Unterſtützung zu n.

(2.)

s iſt aber, ſelbſt nach der Bemerkung des Herrn D. Reiſke, viß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abſchrift herausgegeben, die von dem Heidelbergiſchen, nun Vatikaniſchen Manuſcripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie iſt. Seine Vermuthung von dem barberiniſchen Codex, welchen Holſtein und Allatius gebraucht, ſcheint ſehr gegründet zu ſeyn:[1] und welch ein Glück wäre es, wenn ſich in dieſem wenigſtens nur die unverfälſchte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die urſprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was ſtellt ſich der größere Theil von Leſern, welcher die Anthologie nur vom Hörenſagen, und höchſtens aus wenig Beiſpielen daraus kennt, überhaupt darunter vor? Was ſonſt als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren beſten Zeiten, eigen war? Und dieſe Manier, wofür hält er ſie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche ſich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraſchung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieſer Vorſtellung, wenn man ſie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, ſehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir ſie gar gegen jene erſten urſprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie geſagt, gegen die erſte noch erträgliche Verfälſchung und Verſtümmelung derſelben halten könnten! In dieſer, des Agathias nämlich, war ein eigener Abſchnitt ſatyriſcher Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauſerei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn dieſe aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn ſich Kephalas, außer den verliebten Abſchnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedikatoriſchen und ſepulkraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ungeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiedenen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnt haben?

(4.)

Es mag ſich nun freilich wohl aus dem ſatyriſchen Abſchnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können, und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeinten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreut: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den

[1] Praefat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn, ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial ſo ſehr verſchrienen Pointen hinauslaufen mußte.[1] Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deßwegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte:[2]

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν εις σε
Αισιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen.[3]

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen, ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas,[4]

Υ τετρακοσι ἐξιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τουσους τριφερη πεντακοσιων· Εκαβη,
Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und dieſem von Martial,[5]

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrin, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Copie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß, und Herr D. Reiſke giebt es ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne.[1]

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials:[2]

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius[3]

Ερμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

die Sache außer Streit: und Raber hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo bekanntes und noch immer ſo oft anzuwendendes[4]

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Commentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nämliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.[5] Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan,[6] den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeint iſt, welcher Leibarzt bei den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt, iſt nicht ſchlecht, ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnt ſey,[7] und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

[1] Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.
[2] Anth. lib. III. cap. 1.
[3] Lib. V. ep. 35.
[4] Anth. lib. II. cap. 9.
[5] Lib. I. ep. 101.

[1] Notit. Poet. Anthol. p. 248.
[2] Lib. VI. ep. 53.
[3] Anth. lib. II. cap. 22.
[4] Lib. VI. ep. 19.
[5] Anth. lib. I. cap. 39.
[6] Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.
[7] Adagior. Chil. III. cent. I.

über aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie
lücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmt
als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmt, können
diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer
nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur
ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche
zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborne Römer,
chiſch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epi-
darin wagen zu dürfen.

(6.)

) iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der
und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allge-
und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung
teur ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht
iſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu
n, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als
ziger Einfall.“
ſt z. E. ſehr möglich und ſehr glaublich, daß in manchem
jen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene
nzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben,
: ſeine Anſpielung auf ganz etwas anderes liegt, und
riſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Wor-
erſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meinung deutli-
hen.
iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die
chricht unſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden
ben haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sopho-
den: nämlich, daß die Freude ihn um das Leben ge-
abe, als er bei einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer
iblich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae
aectutis, cum in certamine tragoediam dixisset,
i sententiarum eventu diu solicitus, aliquando
una sententia victor, causam mortis gaudium ha-
Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern
des auf den Tod dieſes Dichters.[2]

Κοβεσθης γηραι Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

ſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn.
hr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehen nach.
nuden ſterben, und an einer Beere den Tod finden, da-
int eines dem andern ziemlich zu widerſprechen; daher
n auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern
ol laſſen, ob wir lieber dieſes oder jenes glauben wollen.
re es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier ſtatt
wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das
as Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein
, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte
ollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen
? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm
das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte,
ben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehrt
alt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben
der Weinleſe, zu den feinern und menſchlichern Freu-
Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und
Dionyſiſche Künſtler; und wenn es vergönnt war,

[2] Val. Max. lib. IX. c. 12. Plinius Nat. Hist. lib. VII. c. 53. Gellius lib. III. c. 15.

das eine ſeiner Geſchenke für das andere zu ſetzen: ſo konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine ſüße Traube heißen, womit er dieſen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem ſolchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieſes in der poetiſchen Sprache, mit Fortſetzung der nämlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieſer ſüßen Traube leider erſtickt ſey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine ſtrenge Art erwieſen werden: ſondern der Leſer, bei dem ſie Glück machen ſoll, muß ihr mit ſeinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr ſeinen Beifall nur darum verſagen wollte, weil noch andere alte Schriftſteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu ſagen ſcheint, der thäte ſehr Unrecht. Denn alle dieſe andern Schriftſteller ſind jünger als Simonides, und haben den poetiſchen Ausdruck deſſelben entweder in ſeinem Geiſte nachgebraucht, oder wider ſeinen Geiſt verſtanden. Jenes kann Sobates gethan haben, dieſes hingegen iſt von dem kläglichen Zuſammenſchreiber der *Μακροβιων* ſehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann geweſen ſeyn. Es iſt nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchſchauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet; aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper ſelbſt gehalten worden, ſo iſt ganz begreiflich, wie ſich mehrere hintergehen laſſen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er ſchwerlich mehr zu widerlegen ſteht.

(7.)

Freilich dürfte bei dem allen dieſes Exempel ſehr einzig in ſeiner Art ſcheinen. Ich füge alſo ein zweites bei, welches dieſen Anſtoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu ſeyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demoſtratus, der ſich einem ſchlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet.[1]

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐξι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι αὐτου
Εικονος ἡς εἰχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in dieſen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abſchied zu nehmen. Denn, ſagt er, dieſer Dion iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympiſcher Sieger war, nicht allein ſelbſt ſtockblind gemacht, ſondern auch die Bildſäule deſſelben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildſäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das iſt ja wohl eine ſehr froſtige Uebertreibung. Hat denn eine Bildſäule Augen, mit welchen ſie wirklich ſieht? Kann ein unglücklicher Quackſalber ſie blinder machen, als ſie wirklich iſt? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verſtehen ſind, wie hat er die Bildſäule um dieſe gebracht? Wirkte die ſchädliche Salbe durch Sympathie? Oder ſchlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieſes zwar ſagen die Worte, wenn man ſie genau nimmt. Aber warum ſollte Dion dieſe

[1] Anth. lib. II. c. 22.

verwüſtet haben? Wenn man ſchon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes ſagen kann, daß er der geſchworene Feind aller geſunden Augen ſey: darf man darunter auch Augen verſtehen, die ohnedem ſo ſind, als ob ſie aus ſeinen Händen gekommen wären? Eben ſo ſinnreich würde man ja wohl alsdann auch ſagen dürfen, daß er allen Augen ſo feind ſey, daß er ſelbſt die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetſchen Vergnügen finde?

Man ſieht ſich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieſer ſchaale Witz Geiſt und Schärfe bekommen könnte. Sie überſetzen die Worte ſehr treulich; aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umſchreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns ſicherlich verwirrter damit, als wir waren. So ſagt z. E. Opſopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man ſieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι εικονος ausdrücken wollen. Aber was ſoll es heißen? Beneidete der Arzt ſeinen Patienten wegen der Ehre, ſich im Bilde aufgeſtellt zu ſehen? und war es Neid, warum er dieſem Bilde die Augen ausſchlug? Das wäre noch der einzige Verſtand, den das propter imaginem haben könnte; aber es wäre auch gerade der, welcher am meiſten mit der Abſicht des Ganzen ſtritte. — Etwas erträglicher lautet das griechiſche Scholion, das ſich bei dieſem Epigramme findet; denn es ſagt doch wenigſtens keine Ungereimtheit: τυφλον γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι. Der Scholiaſt meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts ſagen wollen, als dieſes: „Da der Sieger „blind geworden, ſo habe auch die Bildſäule nicht anders als „blind ſeyn können.“ Hiermit, könnte man ſagen, bezog ſich der Scholiaſt auf das Ikoniſche der Statuen, welche die olympiſchen Sieger erhielten; auf das Geſetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieſer Statuen nicht idealiſch, ſondern nach der beſten und ſtrengſten Aehnlichkeit gearbeitet ſeyn mußte.[1] Aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſer gelehrtere Umſtand dem Scholiaſten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielt, ſo hat er offenbar eine ganz falſche Anwendung davon gemacht. Denn erſtlich galt das Geſetz von Beobachtung der möglichſten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufſchrift ohne Beweis annehmen müßte: und zweitens mußte ſich ja wohl dieſe Aehnlichkeit auf den Zuſtand, in welchem er ſiegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieſer Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufſchluß dieſes Epigramms iſt aus einer Bemerkung an den alten Bildſäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftſtellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erſt von den neueſten Alterthumsforſchern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieſer Art, in ihr völliges Licht geſetzt worden.[2] Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche ſichtbar iſt, ausdrücken ſoll: ſo kann ſie von dem menſchlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem dieſe ſo vieles zu unterſcheiden findet, iſt für ſie weiter nichts als eine rundliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für ſie verloren gehen würde, ſo haben es ſchon ſehr alte Meiſter gewagt, durch einen Schritt über die Gränzen ihrer Kunſt die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißeren, glänzenderen Marmor, als die Bildſäule ſelbſt war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorſtellte, in der Mitte aber ausgeſchnitten war, um einen Stein zu faſſen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in deſſen Mittelpuncte wiederum ein Edelſtein befeſtigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildſäule, von welcher in unſerm Epigramme die Rede iſt, von ſolcher Beſchaffenheit geweſen, und erinnere ſich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten ſehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verſtehen den Dichter nunmehr ſo, wie wir ihn verſtehen ſollen. Es war aber, was man den alten Aerzten außer ihrer Unwiſſenheit und Vermeſſenheit ſonſt vorwarf, nichts geringeres als dieſes, daß ſie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häuſern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieſes Schlages war jener Arzt in der äſopiſchen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an ſchlimmen Augen curirt hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil ſie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergeſtellt wären, mit welchen ſie verſchiedene Dinge in ihrem Hauſe nicht mehr ſähe, die ſie vor den Beſuchen des Arztes doch zuverläſſig darin geſehen habe.[1] Dieſes Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählt:[2]

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieſes Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:[3]

Φαρμακιῃσι ροδιον λεπραν και χοιραδας αἰρει,
Τἀλλα δε παντ' αἰρει και δικα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieſes Schlages war unſer Dion. Dergleichen eingeſetzte Augen, als ich geſagt habe, waren Dinge von Werth, und dieſe brach Dion der Bildſäule ſeines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das iſt der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatiſche Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieſer zwiſchen der That, deren ſich Dion als Dieb ſchuldig machte, und der That, die er als ein ungeſchickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetiſchen Werthe hat die griechiſche Anthologie noch einen andern, der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug ſtreitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die ſonſt nirgends zu finden, und auch lange nicht ſo verbraucht ſind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich verſteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beiſpiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Muſäus? und wer

[1] Plinius. H. N. lib. XXXIV. sect. 9.
[2] *Winkelmanns Anmerkungen* über ſ. Geſch. der Kunſt. S. 81.

[1] Fab. 21.
[2] Lib. IX. ep. 98.
[3] Lib. II. c. 22. ep. 18.

weiß nicht, wie viel Gelehrte ſich mit Aufklärung der geringſten Schwierigkeiten deſſelben beſchäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zuſammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, iſt ein ſehr weſentlicher Umſtand, der durch das ganze Gedicht herrſcht, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umſtand des Orts, an welchem eigentlich der intereſſanteſte Theil der Geſchichte vergeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe. [1]

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kommt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterin der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttin, an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in dieſem Tempel in der Stadt ward das Feſt gefeiert, bei dem ſie Leander zuerſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheint Venus als die Beherrſcherin des Meeres; in beiden wird eines Hauſes und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Anſehen nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Prieſterin bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden erbaut war.

Das erſte dieſer Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet ſo:

Δειτος μοι δομος οὐτος (ἐπει παρα κυματι πηγνὺς
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)
Ἀλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἡ ἐν ἐρωτι
Ουριος, ἡ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering iſt dieß mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen „Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt es „mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer „vor mir erſchrickt, und der Schiffer mir ſeine Rettung dankt. „Verſöhnt Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die „auf der ſtürmenden See mit günſtigem Winde beglückt.“ — Was Antipater *δομος* nennt, heißt bei dem Muſäus *πυργος*: und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen und vor Ueberſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des Leanders abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellt, welche einer Prieſterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος οὐτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
Ἀιεν ἀπ᾽ ἠπειρου λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλουν, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade „immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer „zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheint: die Wogen „erſchrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß bei entſtehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherin zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäft der Prieſterin: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, *ἐρωτος ἀγαλμα:* [1] und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes *ἀγαλμα* hier zu überſetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *ἀγαλμα* ſoll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz [2]

> Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
> Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
> Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
> Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

[1] Ver. 32.

[1] Ver. 8.

[2] Lib. I. Epist. I. v. 28.

gedacht wird? Allem Anſehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm aus der Stelle ſelbſt nicht; aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bei dem Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon wegen ſeiner ſüßen Beredtſamkeit auch wohl Glykon genannt worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeint habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übt, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meinung des Heinſius noch lange ſo abenteuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthum übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift von einem Künſtler Namens Glykon gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meiſters wolle verſtanden wiſſen. [1] Er machte alſo aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beiſpiele angezogen. [2] Es lautet ſo:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἄτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερες,
Ἔρρων· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn obſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterem den Theſſalonicer verſteht, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheint die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

[1] The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. »You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?«

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the antient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.)*

[2] Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

Hamburgiſche Dramaturgie.

1767—69.

Erſter Band.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beimeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeußerungen ſind, ſowohl hier, als auswärts, von dem feineren Theile des Publikums mit dem Beifalle aufgenommen worden, den jede freiwillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdient, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen, bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freiheit gelegen: denn es verdient, ſo glücklich zu ſeyn!

Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, — itſcher Dichter des däniſchen Theaters!) — Vorſchläge n welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe ge- virb, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, ſie nahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und ıſte, „daß man den Schauſpielern ſelbſt die Sorge nicht ſſen müſſe, für ihren Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten.“ ! incipalſchaft unter ihnen hat eine freie Kunſt zu einem :rke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto ger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, ere Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen. nn hier alſo bis jetzt auch weiter noch nichts geſchehen ls daß eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne Hand Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane ar- u laſſen, ſich verbunden hätte: ſo wäre dennoch, bloß , ſchon viel gewonnen. Denn aus dieſer erſten Verände- nnen, auch bei einer nur mäßigen Begünſtigung des ms, leicht und geſchwind alle andere Verbeſſerungen en, deren unſer Theater bedarf.

Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſpart werden: n Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit Und hat es nicht das Publicum in ſeiner Gewalt, was n mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu Es komme nur, und ſehe und höre, und prüfe und Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhört, ſein Ur- l nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

r daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publicum und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, ı wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen, von welcher Art rwartungen geweſen. Nicht jeder Liebhaber iſt Kenner; ɔer, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel lcteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller ſchätzen. Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur nſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man deſto parteii- Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über eiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr gen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art ge- kann.

r Stufen ſind viel, die eine werdende Bühne bis zum der Vollkommenheit zu durchſteigen hat; aber eine ver- Bühne iſt von dieſer Höhe, natürlicher Weiſe, noch weiter : und ich fürchte ſehr, daß die deutſche mehr dieſes als

:s kann folglich nicht auf einmal geſchehen. Doch was ht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. ngſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, h immer geſchwinder, als der ohne Ziel herum irrt.

ſe Dramaturgie ſoll ein kritiſches Regiſter von allen auf- ıden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den ſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers, hier ird. Die Wahl der Stücke iſt keine Kleinigkeit: aber ɜt Menge voraus; und wenn nicht immer Meiſterſtücke ɔrt werden ſollten, ſo ſieht man wohl, woran die Schuld ndeß iſt es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ben wird, als es iſt; und der unbefriedigte Zuſchauer ns daran urtheilen lernt. Einem Menſchen von geſun- rſtande, wenn man ihm Geſchmack beibringen will,

erke, dritter Theil, S. 252.

braucht man es nur auseinander zu ſetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewiſſe mittelmäßige Stücke müſſen auch ſchon darum beibehalten werden, weil ſie gewiſſe vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur ſeine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine muſikaliſche Kompoſition, weil der Text dazu elend iſt.

Die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters zeigt ſich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterſcheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauſpielers zu ſetzen ſey. Den einen um etwas tadeln, was der andere verſehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieſer wird ſicher gemacht.

Beſonders darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſcht gleich ſchnell vorbei; und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Urſache, als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein ſprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodiſche Stimme ſind Dinge, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken laſſen. Doch ſind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauſpielers. Schätzbare Gaben der Natur zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menſchliches widerfahren iſt, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beiſpiele hiervon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publicums nicht höher ſtimmen. Beide ſchaden ſich ſelbſt: der zu viel verſpricht, und der zu viel erwartet.

Heute geſchieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entſcheiden; ſie muß aber nicht alles entſcheiden ſollen. In den erſten Tagen werden ſich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe koſten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erſte Blatt dieſer Schrift ſoll daher nicht eher als mit dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Hamburg, den 22. April 1767.

Erſtes Stück.

Den 1. Mai 1767.

Das Theater iſt den 22ſten vorigen Monats mit dem Trauerſpiele: Olint und Sophronia, glücklich eröffnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutſchen Originale anfangen, welches hier noch den Reiz der Neuheit habe. Der innere Werth dieſes Stückes konnte auf eine ſolche Ehre keinen Anſpruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn ſich zeigen ließe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.

Olint und Sophronia iſt das Werk eines jungen Dichters, und ſein unvollendet hinterlaſſenes Werk. Cronegk ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und

Nationen, hätte in seinem sechsundzwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente nicht eben so zweifelhaft zu lassen?

Der Stoff ist die bekannte Episode beim Tasso. Eine kleine rührende Erzählung in ein rührendes Drama umzuschaffen, ist so leicht nicht. Zwar kostet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wissen, daß diese neue Verwickelungen weder das Interesse schwächen, noch der Wahrscheinlichkeit Eintrag thun; sich aus dem Gesichtspunkte des Erzählers in den wahren Standort einer jeden Person versetzen können; die Leidenschaften nicht beschreiben, sondern vor den Augen des Zuschauers entstehen, und ohne Sprung, in einer so illusorischen Stetigkeit wachsen zu lassen, daß dieser sympathisiren muß, er mag wollen oder nicht: das ist es, was dazu nöthig ist; was das Genie, ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen, vergebens sich martert.

Tasso scheint, in seinem Olint und Sophronia, den Virgil, in seinem Nisus und Eurvalus, vor Augen gehabt zu haben. So wie Virgil in diesen die Stärke der Freundschaft geschildert hatte, wollte Tasso in jenen die Stärke der Liebe schildern. Dort war es heldenmüthiger Diensteifer, der die Probe der Freundschaft veranlaßte: hier ist es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, sich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bei dem Tasso nur das Mittel ist, wodurch er die Liebe so wirksam zeigt, ist in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieser in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbesserung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn sie hat ihn verleitet, was bei dem Tasso so simpel und natürlich, so wahr und menschlich ist, so verwickelt und romanenhaft, so wunderbar und himmlisch zu machen, daß nichts darüber!

Beim Tasso ist es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Christ noch Mahomedaner ist, sondern sich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zusammengesponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moschee zu bringen. Warum machte Cronegk aus diesem Zauberer einen mahomedanischen Priester? Wenn dieser Priester in seiner Religion nicht eben so unwissend war, als es der Dichter zu seyn scheint, so konnte er einen solchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moscheen. Cronegk verräth sich in mehreren Stücken, daß ihm eine sehr unrichtige Vorstellung von dem mahomedanischen Glauben beigewohnt. Der gröbste Fehler aber ist, daß er eine Religion überall des Polytheismus schuldig macht, die fast mehr als jede andere auf die Einheit Gottes bringt. Die Moschee heißt ihm „ein Sitz der falschen Götter," und den Priester selbst läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüsten,
„Ihr Götter? Blitzt, vertilgt das freche Volk der Christen!

Der sorgsame Schauspieler hat in seiner Tracht das Costume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten gesucht; und er muß solche Ungereimtheiten sagen!

Beim Tasso kommt das Marienbild aus der Moschee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menschenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabei im Spiele gewesen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein Bild des Herrn am Kreuz;" aber Bild ist Bild, und dieser armselige Aberglaube giebt dem Olint eine sehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine so kleine That sein Volk an den Rand des Verderbens zu stellen. Wenn er sich hernach freiwillig dazu bekennt: so ist es nichts mehr als Schuldigkeit, und keine Großmuth. Beim Tasso läßt ihn bloß die Liebe diesen Schritt thun; er will Sophronien retten, oder mit ihr sterben; mit ihr sterben, bloß um mit ihr zu sterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette besteigen, so sey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nämlichen Pfahl gebunden, bestimmt, von dem nämlichen Feuer verzehrt zu werden, empfindet er bloß das Glück einer so süßen Nachbarschaft, denkt an nichts, was er jenseit dem Grabe zu hoffen habe, und wünscht nichts, als daß diese Nachbarschaft noch enger und vertrauter seyn möge, daß er Brust gegen Brust drücken, und auf ihren Lippen seinen Geist verhauchen dürfe.

Dieser vortreffliche Kontrast zwischen einer lieben, ruhigen, ganz geistigen Schwärmerin, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, ist beim Cronegk völlig verloren. Sie sind beide von der kältesten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie für die Religion sterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Lust dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragischen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrifft das Trauerspiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Gesinnungen Bewunderung erregen sollen: so muß der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern sieht, hört man auf zu bewundern. Hierwider hatte sich Cronegk schon in seinem Codrus sehr versündigt. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freiwilligen Tode für dasselbe, hätte den Codrus allein auszeichnen sollen; er hätte als ein einzelnes Wesen einer ganz besondern Art dastehen müssen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Elesinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? sind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unsere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verliert sich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Christ ist, das alles hält gemartert werden und sterben für ein Glas Wasser trinken. Wir hören diese frommen Bravaden so oft, aus so verschiedenem Munde, daß sie alle Wirkung verlieren.

Die zweite Anmerkung trifft das christliche Trauerspiel insbesondere. Die Helden desselben sind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der gesunden Vernunft zu laut erschallt, als daß jeder Rasender, der sich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller seiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod stürzt, den Titel eines Märtyrers sich anmaßen dürfte. Wir wissen jetzt zu wohl die falschen Märtyrer von den wahren zu unterscheiden; wir verachten jene eben so sehr, als wir diese verehren, und höchstens können sie uns eine melancholische Thräne über die Blindheit und den Unsinn auspressen, deren wir die Menschheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch diese Thräne ist keine von den angenehmen, die das Trauerspiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu seinem Helden wählt: daß er ihm ja die lautersten und triftigsten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit setze, den Schritt zu thun, durch den

er ſich der Gefahr bloß ſtellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berührt, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Ismen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldigt den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bei vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht bloß ſchreibt, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdigt er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.

Zweites Stück.

Den 5. Mai 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Perſonen gehört, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meinungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervorbringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beifall, den er uns abgelauſcht hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Aktes angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätten bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beim Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Eltern dieſem Glauben zugethan geweſen: ſeine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beiſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmt, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdient, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meine ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſirt. — Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man ließe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführt. Dieſer Rath, welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligern Stätte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefügt; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabei nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beide ſterben, den Olint und die Sophronia. Beim Taſſo kommen ſie beide davon; denn Clorinde nimmt ſich mit der uneigennützigſten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freilich ſchwer zu errathen, wie er zwei Nebenbuhlerinnen auseinander ſetzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch ſchlechtern Trauerſpiele, wo eine von den Hauptperſonen ganz aus heiler Haut ſtarb, fragte ein Zuſchauer ſeinen Nachbar: Aber woran ſtirbt ſie denn? — Woran? am fünften Acte; antwortete dieſer. In Wahrheit; der fünfte Act iſt eine garſtige böſe Staupe, die manchen hinreißt, dem die erſten vier Acte ein weit längeres Leben verſprachen. —

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlaſſen. So mittelmäßig es iſt, ſo ausnehmend iſt es vorgeſtellt worden. Ich ſchweige von der äußern Pracht; denn dieſe Verbeſſerung unſers Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künſte, deren Hülfe dazu nöthig iſt, ſind bei uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künſtler wollen eben ſo bezahlt ſeyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorstellung eines Stückes zufrieden seyn, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich, und die andern gut gespielt haben. Wen in den Nebenrollen, ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel, so sehr beleidigt, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien, und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist.

Herr Eckhof war Evander; Evander ist zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.

Die eingestreuten Moralen sind Cronegks beste Seite. Er hat, in seinem Codrus und hier, so manche in einer so schönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von seinen Versen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider sucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelsteine, und witzige Anthithesen für gesunden Verstand einzuschwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem ersten Acte, hatten eine besondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht."

Die andere,

„Wer schlimm von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht."

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches sich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerksamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieses Parterre findet Geschmack an Maximen; auf dieser Bühne könnte sich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde sie gern besuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie schielend, wie falsch, wie anstößig diese vermeinten Maximen wären, und ich wünschte sehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmel den meisten Antheil möge gehabt haben. Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmt zu werden! Ich weiß wohl, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehen müssen, daß dieser Charakter, in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muß sich, auf einer andern Seite, der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie so unphilosophisch denken, daß er annimmt, ein Mensch könne das Böse, um des Bösen wegen, wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben erkennen, und doch gegen sich und andere damit prahlen. Ein solcher Mensch ist ein Unding, so gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armselige Zuflucht eines schalen Kopfes, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspiels hält. Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sey. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen seyn müssen. Priester haben in den falschen Religionen, so wie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauspieler sprechen.

Drittes Stück.

Den 8. Mai 1767.

Und wodurch bewirkt dieser Schauspieler (Hr. Eckhof), daß wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören? Was ist es eigentlich, was ein Anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in solchem Falle eben so unterhaltend finden sollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben so wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen.

Es versteht sich also von selbst, daß die moralischen Stellen vorzüglich wohl gelernt seyn wollen. Sie müssen ohne Stocken, ohne den geringsten Anstoß, in einem ununterbrochenen Flusse der Worte, mit einer Leichtigkeit gesprochen werden, daß sie keine mühsame Auskramungen des Gedächtnisses, sondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen scheinen.

Eben so ausgemacht ist es, daß kein falscher Accent uns muß argwöhnen lassen, der Acteur plaudere, was er nicht verstehe. Er muß uns durch den richtigsten, sichersten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn seiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation ist zur Noth auch einem Papagey beizubringen. Wie weit ist der Acteur, der eine Stelle nur versteht, noch von dem entfernt, der sie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man sich einmal ins Gedächtniß geprägt hat, lassen sich sehr richtig hersagen, auch indem sich die Seele mit ganz andern Dingen beschäftigt; aber alsdann ist keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig seyn; sie muß ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Acteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben scheinen. Die Empfindung ist überhaupt immer das streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann seyn, wo man sie nicht erkennt; und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist. Denn die Empfindung ist etwas Inneres, von dem wir nur nach seinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun ist es möglich, daß gewisse Dinge in dem Baue des Körpers diese Merkmale entweder gar nicht verstatten, oder doch schwächen und zweideutig machen. Der Acteur kann eine gewisse Bildung des Gesichts, gewisse Mienen, einen gewissen Ton haben, mit denen wir ganz

Fähigkeiten, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere
ngen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig
und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel
en, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt
erſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich ge-
yn; er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine
1 können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebote ſtehen;
ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in
ewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime
lichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn,
uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich,
nach irgend einem guten Vorbilde ſpielt, von der innig-
pfindung beſeelt ſcheinen wird, da doch alles, was er
) thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.
ie Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit
te, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer als jener.
r lange genug nichts als nachgeäfft hat, haben ſich end-
Menge kleiner Regeln bei ihm geſammelt, nach denen
zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu
em Geſetze, daß eben die Modificationen der Seele,
ewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hin-
m durch dieſe körperliche Veränderungen bewirkt werden)
ter Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer,
er derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt,
yen kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung
enug iſt, etwas von den nicht freiwilligen Veränderun-
Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt
uf das innere Gefühl zuverläſſig ſchließen zu können

Ein ſolcher Acteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des
ausdrücken; ich nehme an, daß er ſeine Rolle nicht ein-
t verſteht, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hin-
zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag,
Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage, wenn er
allergröbſten Aeußerungen des Zornes, einem Acteur
rünglicher Empfindung abgelernt hat, und getreu nach-
n weiß — den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß,
yen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel
zenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der
. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich
yen laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird
unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn be-
welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da
enigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von
Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen
blitzen, ſeine Muskeln werden ſchwellen: kurz, er wird
ter Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne
igſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.
) dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt,
mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale
Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtun-
en geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen
er Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Acteur, er mag die
ung ſelbſt haben oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt
s.

Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen
n Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung ver-
ir will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte
m.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

Folglich mit Begeiſterung und Gelaſſenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Miſchung von beiden, in der aber, nach Beſchaffenheit der Situation, bald dieſes, bald jenes hervorſticht.

Iſt die Situation ruhig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral gleichſam einen neuen Schwung geben wollen; ſie muß über ihr Glück, oder ihre Pflichten, bloß darum allgemeine Betrachtungen zu machen ſcheinen, um durch dieſe Allgemeinheit ſelbſt jenes deſto lebhafter zu genießen, dieſe deſto williger und muthiger zu beobachten.

Iſt die Situation hingegen heftig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verſtehe) gleichſam von ihrem Fluge zurückholen; ſie muß ihren Leidenſchaften das Anſehen der Vernunft, ſtürmiſchen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entſchließungen geben zu wollen ſcheinen.

Jenes erfordert einen erhabenen und begeiſterten Ton; dieſes einen gemäßigten und feierlichen. Denn dort muß das Raiſonnement in Affekt entbrennen, und hier der Affekt in Raiſonnement ſich abkühlen.

Die meiſten Schauſpieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben ſo ſtürmiſch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen beten ſie dieſelben eben ſo gelaſſen her, als das Uebrige. Daher geſchieht es denn aber auch, daß ſich die Moral weder in den einen noch in den andern bei ihnen ausnimmt; und daß wir ſie in jenen eben ſo unnatürlich, als in dieſen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stickerei von dem Grunde abſtechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geſchmack iſt.

Durch ihre Geſtus verderben ſie vollends alles. Sie wiſſen weder, wenn ſie deren dabei machen ſollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele, und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele ſich auf einmal zu ſammeln ſcheint, um einen überlegenden Blick auf ſich oder auf das, was ſie umgiebt, zu werfen; ſo iſt es natürlich, daß ſie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelaſſener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wohl um ſich ſchauen kann. Mit eins tritt der fortſchreitende Fuß feſt auf, die Arme ſinken, der ganze Körper zieht ſich in den wagrechten Stand; eine Pauſe — und dann die Reflexion. Der Mann ſteht da, in einer feierlichen Stille, als ob er ſich nicht ſtören wollte, ſich ſelbſt zu hören. Die Reflexion iſt aus — wieder eine Pauſe — und ſo wie die Reflexion abgezielt, ſeine Leidenſchaften entweder zu mäßigen oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder ſetzt allmälig das Spiel ſeiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Geſichte bleiben, während der Reflexion, die Spuren des Affekts; Miene und Auge ſind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Miene und Auge nicht ſo urplötzlich in unſerer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierin dann, in dieſen ausdrückenden Mienen,

in dieſem entbrannten Auge, und in dem Ruheſtande des ganzen übrigen Körpers, beſteht die Miſchung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen geſprochen ſeyn will.

Mit eben dieſer Miſchung will ſie auch in ruhigen Situationen geſagt ſeyn; nur mit dem Unterſchiede, daß der Theil der Aktion, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige ſeyn muß. Nämlich: da die Seele, wenn ſie nichts als ſanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen dieſen ſanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben ſucht, ſo wird ſie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebote ſtehen, dazu beitragen laſſen; die Hände werden in voller Bewegung ſeyn; nur der Ausdruck des Geſichts kann ſo geſchwind nicht nach, und in Miene und Auge wird noch die Ruhe herrſchen, aus der ſie der übrige Körper gern herausarbeiten möchte.

Viertes Stück.

Den 12. Mai 1767.

Aber von was für Art ſind die Bewegungen der Hände, mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral geſprochen zu ſeyn liebt?

Von der Chironomie der Alten, das iſt, von dem Inbegriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeſchrieben hatten, wiſſen wir nur ſehr wenig; aber dieſes wiſſen wir, daß ſie die Händeſprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der ſich aus dem, was unſere Redner darin zu leiſten im Stande ſind, kaum die Möglichkeit ſollte begreifen laſſen. Wir ſcheinen von dieſer ganzen Sprache nichts als ein unartikulirtes Geſchrei behalten zu haben; nichts als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wiſſen, wie dieſen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie ſie unter einander zu verbinden, daß ſie nicht bloß eines einzelnen Sinnes, ſondern eines zuſammenhangenden Verſtandes fähig werden.

Ich beſcheide mich gern, daß man, bei den Alten, den Pantomimen nicht mit dem Schauſpieler vermengen muß. Die Hände des Schauſpielers waren bei weitem ſo geſchwätzig nicht, als die Hände des Pantomimens. Bei dieſem vertraten ſie die Stelle der Sprache; bei jenem ſollten ſie nur den Nachdruck derſelben vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen. Bei dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht bloß natürliche Zeichen; viele derſelben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieſer mußte ſich der Schauſpieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte ſich alſo ſeiner Hände ſparſamer als der Pantomime, aber eben ſo wenig vergebens als dieſer. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verſtärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beſtändigen einförmigen Gebrauch ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders das Frauenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von Drahtpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer krieplichten Achte, abwärts vom Körper, beſchreiben, oder mit beiden Händen zugleich die Luft von ſich wegrudern, heißt ihnen Aktion haben; und wer es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun geübt iſt, o! der glaubt uns bezaubern zu können.

Ich weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern befiehlt, ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen Abänderungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig ſind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agiren dadurch geſchickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reizes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts als in der Beſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer nach der nämlichen Direktion, beſtehe.

Weg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vornämlich bei moraliſchen Stellen weg mit ihm! Reiz am unrechten Orte iſt Affektation und Grimaſſe, und eben derſelbe Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich eckel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprüchelchen auffagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral gleichſam vom Rocken ſpinnt.

Jede Bewegung, welche die Hand bei moraliſchen Stellen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in das Maleriſche damit gehen; wenn man nur das Pantomimiſche vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu maleriſchen, von maleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beiſpielen zu erläutern. Jetzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine Art giebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es ſind dieſes, mit einem Worte, die individualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemeiner Satz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden Perſonen gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er gewiſſermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wann es daher ein Mittel giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wann dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es jetzt beifällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. — Wenn Oſint ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrieglichkeit unſerer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hoffnungen, die betrügen!“

Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

Doch indem beſinnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegengeſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fährt fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft.“

Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Aktion, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Aktion herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Aktion iſt die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft"

muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bei dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter qualt ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft"

erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte. —

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darin findet, hat man lediglich den Beiſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Aktricen iſt, welche das deutſche Theater jemals gehabt hat. Ihr beſonderer Vorzug iſt eine ſehr richtige Deklamation; ein falſcher Accent wird ihr ſchwerlich entwiſchen; ſie weiß den verworrenſten, holprichſten, dunkelſten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präciſion zu ſagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht ſelten ein Raffinement, welches entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung, oder von einer ſehr richtigen Beurtheilung zeugt. Ich glaube die Liebeserklärung, welche ſie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger ſchweigen;
„Verſtellung oder Stolz ſey niedern Seelen eigen.
„Olint iſt in Gefahr, und ich bin außer mir —
„Bewundernd ſah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor ſich ſelbſt ſich zu entdecken ſcheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und jetzt erkenn ich erſt, wie klein, wie ſchwach ich bin.
„Jetzt, da dich alle die, die dich verehrten, haſſen,
„Da du zur Pein beſtimmt, von jedermann verlaſſen,
„Verbrechern gleich geſtellt, unglücklich und ein Chriſt,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend biſt:
„Jetzt wag ich's zu geſtehn: jetzt kenne meine Triebe!

Wie frei, wie edel war dieſer Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunſt beſeelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberſtrömung des Herzens ſprach ihr Mitleid! Mit welcher Entſchloſſenheit ging ſie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraſchend brach ſie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntniſſes zu ſprechen. Die Augen zur Erde geſchlagen, nach einem langſamen Seufzer, in dem furchtſamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe ſich ſo erklärt, empfand, daß ſie ſich ſo erklären ſollte. Sie entſchloß ſich als Heldin, ihre Liebe zu geſtehen, und geſtand ſie als ein zärtliches, ſchamhaftes Weib. So Kriegerin als ſie war, ſo gewöhnt ſonſt in allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren ſie hervor, dieſe der Sittſamkeit ſo ſchwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freimüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der ſorgloſeſten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affekts, fort:

— — — Und ſtolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Biet ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äußert ſich nun als großmüthige Freundſchaft: und die Freundſchaft ſpricht eben ſo dreiſt, als ſchüchtern die Liebe.

Fünftes Stück.

Den 15. Mai 1767.

Es iſt unſtreitig, daß die Schauſpielerin durch dieſe meiſterhafte Abſetzung der Worte

„Ich liebe dich, Olint, —

der Stelle eine Schönheit gab, von der ſich der Dichter, bei dem alles in dem nämlichen Fluſſe von Worten daher rauſcht, nicht das geringſte Verdienſt beimeſſen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in dieſen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht beſorgte ſie, den Geiſt des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht ſcheute ſie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter ſagt, ſondern was er hätte ſagen ſollen, geſpielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer ſeyn, als ſo ein Vorwurf? Freilich muß ſich nicht jeder Schauſpieler einbilden, dieſes Lob verdienen zu können. Denn ſonſt möchte es mit den armen Dichtern übel ausſehen.

Cronegk hat wahrlich aus ſeiner Clorinde ein ſehr abgeſchmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ungeachtet iſt ſie noch der einzige Charakter, der uns bei ihm intereſſirt. So ſehr er die ſchöne Natur in ihr verfehlt, ſo thut doch noch die plumpe, ungeſchlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur ſind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrüllenden Schwärmern ſympathiſiren. Nur gegen das Ende, wo ſie mit in den begeiſterten Ton fällt, wird ſie uns eben ſo gleichgültig und eckel. Alles iſt Widerſpruch in ihr, und immer ſpringt ſie von einem Aeußerſten auf das andere. Kaum hat ſie ihre Liebe erklärt, ſo fügt ſie hinzu:

„Wirſt du mein Herz verſchmähn? Du ſchweigſt? — Entſchließe dich;
„Und wenn du zweifeln kannſt — ſo zittre!

So zittre? Olint ſoll zittern? er, den ſie ſo oft, in dem Tumulte der Schlacht, unerſchrocken unter den Streichen des Todes geſehen? Und ſoll vor ihr zittern? Was will ſie denn? Will ſie ihm die Augen auskratzen? — O wenn es der Schauſpielerin eingefallen wäre, für dieſe ungezogene weibliche Gasconade „ſo zittre!" zu ſagen: ich zittere! Sie konnte zittern, ſo viel ſie wollte, ihre Liebe verſchmäht, ihren Stolz beleidigt zu finden. Das wäre ſehr natürlich geweſen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Meſſer an der Gurgel, fordern, das iſt ſo unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlſtandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer beſoffenen Marquetenderin raſen zu laſſen; und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauſpielerin zu ſeinem Beſten noch thun könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von ſeinem wilden Feuer nicht ſo ganz hinreißen ließe, wenn ſie ein wenig an ſich hielte, wenn ſie die äußerſte Wuth nicht mit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, nicht mit den gewaltſamſten Gebärden ausdrückte.

Wenn Shakeſpeare nicht ein eben ſo großer Schauſpieler in der Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher Dichter war, ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, was zu der Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des andern gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des erſtern um ſo viel tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger Genie dazu hatte. Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauſpieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen iſt. „Ich „bitte Euch,“ läßt er ihn unter andern zu dem Komödianten ſagen, „ſprecht die Rede ſo, wie ich ſie Euch vorſagte; die Zunge muß „nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir ſie ſo heraus„halſet, wie es manche von unſern Schauſpielern thun: ſeht, ſo „wäre mir es eben ſo lieb geweſen, wenn der Stadtſchreier „meine Verſe geſagt hätte. Auch durchſägt mir mit eurer Hand „nicht ſo ſehr die Luft, ſondern macht alles hübſch artig; denn „mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, ſo „zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaften, müßt ihr „noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das „Glatte und Geſchmeidige giebt.

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfordern: ſo haben die, welche es leugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrei und Kontorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß der Acteur darin zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Acteur ausmachen, das ihrige dazu beitragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpeare, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaft verlangt: er muß bloß jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meinen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen noch unſere Ohren beleidigt werden; und nur alsdenn, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſteht hier zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie mitten inne. Als ſichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Malerei braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darin verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bei der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beifalles, nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beifalles? — Die Gallerie iſt freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterre iſt noch lich von dieſem Geſchmacke und es giebt Acteurs, die nug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wi Schläfrigſte rafft ſich, gegen das Ende der Scene, n gehen ſoll, zuſammen, erhebt auf einmal die Sti überladet die Aktion, ohne zu überlegen, ob der Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfordere. Nicht ſ pricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadur hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die will, ihm nachzuklatſchen. Nachziſchen ſollte es ihm! I iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, u die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Aktion der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie nur immer bemüht ſeyn müſſen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: ſo kann auch der Beſte nicht anders, als in einem ſehr zweideutigen Lichte erſcheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verurſacht, nicht mit entgelten laſſen, ſo ſind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweiſen, die er verdient.

Den Beſchluß des erſten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des le Grand. Es iſt eines von den drei kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Titel, der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die franzöſiſche Bühne brachte, nachdem er den Stoff deſſelben, bereits einige Jahre

, unter der Aufſchrift: die lächerlichen Verliebten, be-
t, aber wenig Beifall damit erhalten hatte. Der Einfall,
bei zum Grunde liegt, iſt drollig genug, und einige
ionen ſind ſehr lächerlich. Nur iſt das Lächerliche von
t, wie es ſich mehr für eine ſatyriſche Erzählung, als
Bühne ſchickt. Der Sieg der Zeit über die Schönheit
ugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines
ährigen Gecks und einer eben ſo alten Närrin, daß die
ur über ihre Reize keine Gewalt ſollte gehabt haben, iſt
ächerlich; aber dieſen Geck und dieſe Närrin ſelbſt zu
iſt eckelhafter als lächerlich.

Sechstes Stück.

Den 19. Mai 1767.

ch habe ich der Anreden an die Zuſchauer, vor und nach
oßen Stücke des erſten Abends, nicht gedacht. Sie ſchrei-
von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein an-
erſteht, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern, und
klichem Ernſte die gefällige Miene des Scherzes zu geben.
könnte ich dieſe Blätter beſſer auszieren, als wenn ich
inen Leſern ganz mittheile? Hier ſind ſie. Sie bedürfen
Commentars. Ich wünſche nur, daß manches darin nicht
Wind geſagt ſey!

e wurden beide ungemein wohl, die erſtere mit alle dem
de und der Würde, und die andere mit alle der Wärme
einheit und einſchmeichelnden Verbindlichkeit geſprochen,
beſondere Inhalt einer jeden erforderte.

Prolog.

(Geſprochen von Madame Löwen.)

Freunde, denen hier das mannichfache Spiel
erſchen in der Kunſt der Nachahmung gefiel:
e ihr gerne weint, ihr weichen, beſſern Seelen,
ßn, wie edel iſt die Luſt, ſich ſo zu quälen;
bald die ſüße Thrän', indem das Herz erweicht,
ßlichkeit zerſchmilzt, ſtill von den Wangen ſchleicht,
le beſtürmte Seel', in jeder Nerv' erſchüttert,
den Wolluſt fühlt, und mit Vergnügen zittert!
; iſt dieſe Kunſt, die ſo Eu'r Herz zerſchmelzt,
denſchaften Strom ſo durch Eu'r Inners wälzt,
hend, wenn ſie rührt, entzückend, wenn ſie ſchrecket,
leid, Menſchenlieb', und Edelmuth erwecket,
ttenbilderin, die jede Tugend lehrt,
nicht Eurer Gunſt und Eurer Pflege werth?
Fürſicht ſendet ſie mitleidig auf die Erde,
leſten des Barbars, damit er menſchlich werde;
ſie, die Lehrerin der Könige zu ſeyn,
ürde, mit Genie, mit Feu'r vom Himmel ein;
ie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
mpfeſte Gefühl der Menſchenliebe wetzen;
ſüße Herzensangſt, und angenehmes Graun
ßheit bändigen, und an den Seelen baun;
ätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Menſchen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.
je ſtärken zwar der Staaten Sicherheit,
tten an der Hand der Ungerechtigkeit:
eckt noch immer Liſt den Böſen vor dem Richter,
lacht wird oft der Schutz erhabner Böſewichter.
icht die Unſchuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
att der Tugend, nichts, als ein Geſetzbuch hat!
, nur ein Zaum der offenen Verbrechen,
, die man lehrt des Haſſes Urtheil ſprechen,
ihnen Eigennutz, Stolz und Parteilichkeit
es Solons Geiſt, den Geiſt der Drückung leiht!
Da lernt Beſtechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwert der Majeſtät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrſchbegier, ſich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freiheit auf den Hals.
Läßt den, der ſie vertritt, in Schimpf und Banden ſchmachten,
Und das blutſchuld'ge Beil der Themis Unſchuld ſchlachten!
Wenn der, den kein Geſetz ſtraft oder ſtrafen kann,
Der ſchlaue Böſewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unſchuld drückt, wer wagt es, ſie zu decken?
Den ſichert tiefe Liſt, und dieſen waffnet Schrecken.
Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegen legt? —
Wer? Sie, die jetzt den Dolch, und jetzt die Geißel trägt,
Die unerſchrockne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Strafloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten;
Die das Geweb' enthüllt, worin ſich Liſt verſpinnt,
Und den Tyrannen ſagt, daß ſie Tyrannen ſind;
Die, ohne Menſchenfurcht, vor Thronen nicht erblödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz der Fürſten redet;
Gekrönte Mörder ſchreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht;
Den Heuchler züchtiget, und Thoren klüger lacht;
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erſcheinen,
Die große Kunſt, mit der wir lachen, oder weinen.
Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.
Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen floſſen,
Mit edler Weichlichkeit, die Euren mit vergoſſen;
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Bruſt den Beifall zugeweint:
Wie ſie gehaßt, geliebt, gehoffet, und geſcheuet,
Und Eurer Menſchlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn:
In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet — ja ich wünſch', ich hoff', ich weiſſag' es' —
Ein zweiter Roſcius, ein zweiter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germanien erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch!

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel.)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet der, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarei bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum, zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So kommt er ſein Geſpinnſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gift, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:
Die Wahrheit überführt, der Irrthum fordert Blut.
Verfolgen muß man die, die mit dem Schwert bekehren
Die anders Glaubens ſind, als die Ismenors lehren.
Und mancher Aladin ſteht ſtaatsklug oder ſchwach,
Dem ſchwarzen Blutgericht der heiligen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwert den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen.
Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen,
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Gräuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch!
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldin ſprach, als ſie dem Prieſtergrimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:
Habt Dank für dieß Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!

Man muß mit der Vorstellung eines Stückes zufrieden seyn, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich, und die andern gut gespielt haben. Wen in den Nebenrollen, ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel, so sehr beleidigt, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien, und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist.

Herr Eckhof war Evander; Evander ist zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.

Die eingestreuten Moralen sind Cronegks beste Seite. Er hat, in seinem Codrus und hier, so manche in einer so schönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von seinen Versen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider sucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelsteine, und witzige Anthithesen für gesunden Verstand einzuschwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem ersten Acte, hatten eine besondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht."

Die andere,

„Wer schlimm von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht."

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches sich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerksamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieses Parterre findet Geschmack an Maximen; auf dieser Bühne könnte sich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde sie gern besuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie schielend, wie falsch, wie anstößig diese vermeinten Maximen wären, und ich wünschte sehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmel den meisten Antheil möge gehabt haben. Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmt zu werden! Ich weiß wohl, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehen müssen, daß dieser Charakter, in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muß sich, auf einer andern Seite, der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie so unphilosophisch denken, daß er annimmt, ein Mensch könne das Böse, um des Bösen wegen, wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben *erkennen, und doch gegen sich* und andere damit prahlen. Ein *solcher Mensch ist ein Unding*, so gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armselige Zuflucht eines schalen Kopfes, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspiels hält. Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sey. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen seyn müssen. Priester haben in den falschen Religionen, so wie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauspieler sprechen.

Drittes Stück.

Den 8. Mai 1767.

Und wodurch bewirkt dieser Schauspieler (Hr. Eckhof), daß wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören? Was ist es eigentlich, was ein Anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in solchem Falle eben so unterhaltend finden sollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben so wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen.

Es versteht sich also von selbst, daß die moralischen Stellen vorzüglich wohl gelernt seyn wollen. Sie müssen ohne Stocken, ohne den geringsten Anstoß, in einem ununterbrochenen Flusse der Worte, mit einer Leichtigkeit gesprochen werden, daß sie keine mühsame Auskramungen des Gedächtnisses, sondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen scheinen.

Eben so ausgemacht ist es, daß kein falscher Accent uns muß argwöhnen lassen, der Acteur plaudere, was er nicht verstehe. Er muß uns durch den richtigsten, sichersten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn seiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation ist zur Noth auch einem Papagey beizubringen. Wie weit ist der Acteur, der eine Stelle nur versteht, noch von dem entfernt, der sie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man sich einmal ins Gedächtniß geprägt hat, lassen sich sehr richtig hersagen, auch indem sich die Seele mit ganz andern Dingen beschäftigt; aber alsdann ist keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig seyn; sie muß ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Acteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben scheinen. Die Empfindung ist überhaupt immer das streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann seyn, wo man sie nicht erkennt; und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist. Denn die Empfindung ist etwas Inneres, von dem wir nur nach seinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun ist es möglich, daß gewisse Dinge in dem Baue des Körpers diese Merkmale entweder gar nicht verstatten, oder doch schwächen und zweideutig machen. Der Acteur kann eine gewisse Bildung des Gesichts, gewisse Mienen, einen gewissen Ton haben, mit denen wir ganz

diesen und jenen Charakter ganz vortrefflich spielt, so wie ihn seine Figur, seine Stimme, sein Temperament dabei zu Hülfe kommen. So ein Mann ist sehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauspieler heißen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in seiner Kunst zu seyn, für den das einstimmige Gerücht schon längst den Garrick erklärt hat. Ein solcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren; und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anstehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was? sagen sie, Garrick der größte Acteur? Er schien ja nicht über das Gespenst erschrocken, sondern er war es. Was ist das für eine Kunst, über ein Gespenst zu erschrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geist gesehen hätten, so würden wir eben so ausgesehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, schien wohl auch etwas gerührt zu seyn, aber als ein guter Acteur gab er sich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zudem sprach er alle Worte so deutlich aus, und redete noch einmal so laut, als jener kleine unansehnliche Mann, aus dem ihr so ein Aufhebens macht!“

Bei den Engländern hat jedes neue Stück seinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfasser selbst, oder ein Freund desselben, abfaßt. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verschiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geschwindern Verständnisse der zum Grunde liegenden Geschichte des Stückes dienen, dazu brauchen sie ihn zwar nicht. Aber er ist darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wissen hunderterlei darin zu sagen, was das Auditorium für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, sowohl über ihn als über die Schauspieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen sie sich des Epilogs, so wie sich wohl Plautus dessen manchmal bedienet, um die völlige Auflösung des Stücks, die in dem fünften Akte nicht Raum hatte, darin erzählen zu lassen. Sondern sie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geschilderten Sitten, und über die Kunst, mit der sie geschildert worden; und das alles in dem schnurrigsten, launigsten Tone. Diesen Ton ändern sie auch nicht einmal gern bei dem Trauerspiele; und es ist gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigsten und rührendsten die Satyre ein so lautes Gelächter aufschlägt, und der Witz so muthwillig wird, daß es scheint, es sey die ausdrückliche Absicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Gespötte zu treiben. Es ist bekannt, wie sehr Thomson wider diese Narrenschelle, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünschte, daß auch bei uns neue Originalstücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publikum gebracht würden, so versteht es sich von selbst, daß bei dem Trauerspiele der Ton des Epiloges unserm deutschen Ernste angemessener seyn müßte. Nach dem Lustspiele könnte er immer so burlesk seyn, als er wollte. Dryden ist es, der bei den Engländern Meisterstücke von dieser Art gemacht hat, die noch jetzt mit dem größten Vergnügen gelesen werden, nachdem die Spiele selbst, zu welchen er sie verfertigt, zum Theil längst vergessen sind. Hamburg hätte einen deutschen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unsern Dichtern Moral und Kritik mit attischem Salze zu würzen, so gut als der Engländer verstehen würde.

Achtes Stück.

Den 26. Mai 1767.

Die Vorstellungen des ersten Abends wurden den zweiten wiederholt.

Den dritten Abend (Freitags, den 24. d. M.) ward Melanide aufgeführt. Dieses Stück des Nivelle de la Chaussee ist bekannt. Es ist von der rührenden Gattung, der man den spöttischen Beinamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobei wir nicht übel Lust hätten zu weinen, so sind verschiedene Stücke von dieser Gattung etwas mehr, als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß französischer Trauerspiele verdient, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen sie es ungefähr so weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter seine Kunst besser verstanden hätte.

Melanide ist kein Meisterstück von dieser Gattung; aber man sieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat sich, selbst auf dem französischen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerst gespielt ward. Der Stoff, sagt man, sey aus einem Roman, Mademoiselle de Bontems betitelt, entlehnt. Ich kenne diesen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweiten Scene des dritten Akts aus ihm genommen ist, so muß ich einen Unbekannten, anstatt des de la Chaussee, um das beneiden, weßwegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünschte.

Die Uebersetzung war nicht schlecht; sie ist unendlich besser, als eine italienische, die in dem zweiten Bande der theatralischen Bibliothek des Diodati steht. Ich muß es zum Troste des größten Haufens unserer Uebersetzer anführen, daß ihre italienischen Mitbrüder meistentheils noch weit elender sind, als sie. Gute Verse indeß in gute Prosa übersetzen, erfordert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl sagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern seyn kann. Aber eine Uebersetzung aus Versen macht sie zugleich wäßrig und schielend. Denn wo ist der glückliche Versificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas stärker oder schwächer, früher oder später, sagen ließe, als er es, frei von diesem Zwange, würde gesagt haben? Wenn nun der Uebersetzer dieses nicht zu unterscheiden weiß; wenn er nicht Geschmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen: so wird er uns alle Nachlässigkeiten seines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entschuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundsprache für sie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Actrice gespielt, die, nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erschien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einsicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem silbernen Tone der sonorsten lieblichsten Stimme, mit dem offensten, ruhigsten und gleichwohl ausdrucksfähigsten Gesichte von der Welt das feinste, schnellste Gefühl, die sicherste, wärmste Empfindung, die sich, zwar nicht immer so lebhaft, als

es viele wünschen, doch allezeit mit Anstand und Würde äußert. In ihrer Deklamation accentuirt sie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intensiver Accente verursacht Monotonie; aber ohne ihr diese vorwerfen zu können, weiß sie dem sparsamern Gebrauche derselben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! sehr viele Acteurs ganz und gar nichts wissen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt gespielt wird. Dieses Mouvement ist durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maaße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Takte gespielt worden, müssen sie alle, bis zu den letzten, gespielt werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich seyn würde. Mit der Deklamation hingegen ist es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehreren Gliedern als ein besonderes musikalisches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte desselben betrachten, so müssen diese Glieder, auch alsdann, wenn sie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nämlichen Anzahl von Sylben des nämlichen Zeitmaaßes bestünden, dennoch nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden. Denn da sie, weder in Absicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rücksicht auf den in dem ganzen Perioden herrschenden Affekt, von einerlei Werth und Belang seyn können: so ist es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilt, sie dehnt und schleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählet. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich; und ob sie sich schon durch keine künstliche Zeittheilchen bestimmen und gegen einander abmessen lassen, so werden sie doch auch von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden, so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtnisse fließt. Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprichten und Geschmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: so entsteht jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur in so fern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann. Und in dieser Musik, sage ich, ist die Actrice, von welcher ich spreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intensiven Accente auf einzelne Worte, worauf sie sich weniger befleißigt, noch hinzufügt, bloß dadurch seiner Declamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande ist. Doch vielleicht hat sie auch diese in ihrer Gewalt; und ich urtheile bloß so von ihr, weil ich sie noch in keinen Rollen gesehen, in welchen sich das Rührende zum Pathetischen erhebt. Ich erwarte sie in dem Trauerspiele, und fahre indeß in der Geschichte unsers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27. v. M.) ward ein neues deutsches Original, betitelt Julie, oder Wettstreit der Pflicht und Liebe, aufgeführt. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfasser, der uns sagt, daß bereits z Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publicum hätten. Ich kenne sie nicht; aber nach dem gegenn urtheilen, müssen sie nicht ganz schlecht seyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil tionen, sind aus der Neuen Heloise des Rousseau ent wünschte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke gesch Beurtheilung dieses Romans in den Briefen, die n ratur betreffend, [1] gelesen und studirt hätte. Er einer sicheren Einsicht in die Schönheiten seines Or arbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glü wesen seyn.

Der Werth der Neuen Heloise ist, von der Seite dung, sehr gering, und das Beste darin ganz und dramatischen Bearbeitung fähig. Die Situationen f lich oder unnatürlich, und die wenig guten so weit vo entfernt, daß sie sich, ohne Gewaltsamkeit, in den en eines Schauspiels von drei Aufzügen nicht zwingen l Geschichte konnte sich auf der Bühne unmöglich so schl sie sich in dem Romane nicht sowohl schließt, als ver Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und feld läßt ihn glücklich werden. Er bekommt seine Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß seine Juli nicht mehr die Julie des Rousseau ist? Doch Julie des oder nicht: wem liegt daran? Wenn sie nur sonst e ist, die interessirt. Aber eben das ist sie nicht; sie ist eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig gem wenn sich Hr. Heufeld auf eine schöne Stelle im Rousse „Julie, sagt der Kunstrichter, dessen Urtheils ich erw spielt in der Geschichte eine zweifache Rolle. Sie i ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mäd wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Musi gend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertri ses letztere wird sie durch ihren Gehorsam, durch die A ihrer Liebe, durch die Gewalt, die sie über ihr Her Wenn nun aber von allen diesen in dem Stücke nicht und zu sehen ist: was bleibt von ihr übrig, als, wie g schwache verführerische Mädchen, das Tugend und W der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rousseau hat Hr. Heufeld Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund schme ziemlich nach dem Domestiquen. Ich wünschte, daß v matischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein suchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerk wollten. — St. Preux spielt schon bei dem Rousseau abgeschmackte Figur. Sie nennen ihn alle, sagt der Kunstrichter, den Philosophen. Den Philosophen! S wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschi oder thut, dadurch er diesen Namen verdient? In m gen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in al Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himm und nicht den geringsten Funken davon besitzt. In s ist er abenteuerlich, schwülstig, ausgelassen, und in sei gen Thun und Lassen findet sich nicht die geringste Ueberlegung. Er setzt das stolzeste Zutrauen in seine und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinst zu thun, ohne von seiner Schülerin, oder von seinen

[1] Theil X. S. 255. u. f. (Von M. Mendelssohn.)

an der Hand geführt zu werden." — Aber wie tief iſt der deutſche Siegmund noch unter dieſem St. Preux!

Neuntes Stück.

Den 29. Mai 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, ſeinen aufgeklärten Verſtand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtſchaffenen Mannes zu ſpielen. Aber Siegmund in der Komödie iſt weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus ſeiner Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidigt findet, daß man ſeinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine ganze Wirkſamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürſchchen will ſich ſchlagen und erſtechen.

Der Verfaſſer hat es ſelbſt empfunden, daß ſein Siegmund nicht in genugſamer Handlung erſcheint; aber er glaubt, dieſem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Menſch ſeines gleichen, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müſſe zum voraus annehmen, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey, wie er beſchrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, lauter rechtſchaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten."

Es iſt recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen ſetzt; wenn man dem Zeugniſſe, das ſich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatiſche Dichter mit dieſer Regel der Billigkeit abſpeiſen? Gewiß nicht; ob er ſich ſchon ſein Geſchäft dadurch ſehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne ſehen, wer die Menſchen ſind, und können es nur aus ihren Thaten ſehen. Das Gute, das wir ihnen, bloß auf anderer Wort, zutrauen ſollen, kann uns unmöglich für ſie intereſſiren; er läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringſte eigene Erfahrung davon erhalten, ſo hat es ſogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen ſollen. Weit gefehlt alſo, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichſten, vollkommenſten jungen Menſchen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit ſeyn ſollten: ſo fangen wir vielmehr an, in die Einſicht aller dieſer Perſonen ein Mißtrauen zu ſetzen, wenn wir nie mit unſern eigenen Augen etwas ſehen, was ihre günſtige Meinung rechtfertigt. Es iſt wahr, in vier und zwanzig Stunden kann eine Privatperſon nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinſten kann ſich der Charakter ſchildern; und nur die, welche das meiſte Licht auf ihn werfen, ſind, nach der poetiſchen Schätzung, die größten. Wie traf es ſich denn indeß, daß vier und zwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwei äußerſten Narrheiten Gelegenheit zu ſchaffen, die einem Menſchen in ſeinen Umſtänden nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten ſind auch darnach; könnte der Verfaſſer antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch ſo natürlich herbeigeführt, noch ſo fein behandelt ſeyn: ſo würden darum die Narrheiten ſelbſt, die wir ihn zu begehen im Begriffe ſehen, ihre üble Wirkung auf unſere Idee von dem jungen ſtürmiſchen Scheinweſen nicht verlieren. Daß er ſchlecht handle, ſehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beiſpielen, ſondern in den allgemeinſten ſchwankendſten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da ſie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen ſoll, als den ihr Herz gewählt hatte, wird beim Rouſſeau nur kaum berührt. Hr. Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater die Tochter zu Boden ſtoßen. Ich war um die Ausführung dieſer Action beſorgt. Aber vergebens; unſere Schauſpieler hatten ſie ſo wohl concertirt; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, ſo viel Anſtand dabei beobachtet, und dieſer Anſtand that der Wahrheit ſo wenig Abbruch, daß ich mir geſtehen mußte, dieſen Acteurs könne man ſo etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, ſich in ihrem Geſichte Blut zeigen ſoll. Es kann ihm lieb ſeyn, daß dieſes unterlaſſen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in ſolchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu ſehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich ſehen.

Die darauf folgende Scene iſt die hervorragendſte des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rouſſeau. Ich weiß ſelbſt nicht, welcher Unwille ſich in die Empfindung des Pathetiſchen miſcht, wenn wir einen Vater ſeine Tochter fußfällig um etwas bitten ſehen. Es beleidigt, es kränkt uns, denjenigen ſo erniedrigt zu erblicken, dem die Natur ſo heilige Rechte übertragen hat. Dem Rouſſeau muß man dieſen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Maſſe iſt zu groß, die er in Bewegung ſetzen ſoll. Da keine Gründe bei Julien anſchlagen wollen: da ihr Herz in der Verfaſſung iſt, daß es ſich durch die äußerſte Strenge in ſeinem Entſchluſſe nur noch mehr befeſtigen würde: ſo konnte ſie nur durch die plötzliche Ueberraſchung der unerwartetſten Begegnung erſchüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenkt werden. Die Geliebte ſollte ſich in die Tochter, verführeriſche Zärtlichkeit in blinden Gehorſam verwandeln; da Rouſſeau kein Mittel ſah, der Natur dieſe Veränderung abzugewinnen, ſo mußte er ſich entſchließen, ihr ſie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzuſtehlen. Auf keine andere Weiſe konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß ſie den inbrünſtigſten Liebhaber dem kälteſten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da dieſe Aufopferung in der Komödie nicht erfolgt; da es nicht die Tochter, ſondern der Vater iſt, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern ſollen, durch die Rouſſeau bloß das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derſelben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit ſetzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, ſo würden wir um eine Scene gekommen ſeyn, die, wenn ſie ſchon nicht ſo recht in das Ganze paſſen will, doch ſehr kräftig iſt; er würde uns ein hohes Licht in ſeiner Copie vermalt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof dieſe Scene ausführte, die Action, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bei welchen er die Tochter beſchwor; wären es allein werth geweſen, eine kleine Unſchicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunſtrichter, bei Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachspiel dieses Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautinischen Trinummus, in welcher der Verfasser alle die komischen Scenen seines Originals in einen Aufzug zu concentriren gesucht hat. Er ward sehr wohl gespielt. Die Acteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomischen so nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbschieriger Einfall, eine Unbesonnenheit, ein Wortspiel, langsam und stotternd vorgebracht wird; wenn sich die Personen auf Armseligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten setzen sollen, noch erst viel besinnen: so ist die Langeweile unvermeidlich. Possen müssen Schlag auf Schlag gesagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie sind. Es sind keine Frauenzimmer in diesem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen gewesen wäre, würde eine frostige Liebhaberin seyn; und freilich lieber keines, als so eines. Sonst möchte ich es niemanden rathen, sich dieser Besonderheit zu befleißigen. Wir sind zu sehr an die Untermengung beider Geschlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermissung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden sollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzosen Destouches, das nämliche Lustspiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und sind daher genöthigt gewesen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt: die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in seiner Geschichte des italienischen Theaters, als eines von den besten alten Lustspielen desselben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel: der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italienischen Bühne zu Paris, und auch dieses einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführt. Es fand keinen Beifall, und ist erst nach dem Tode des Verfassers, und also verschiedene Jahre später als der deutsche Schatz, im Druck erschienen. Plautus selbst ist nicht der erste Erfinder dieses so glücklichen, und von mehrern mit so vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes gewesen; sondern Philemon, bei dem es eben die simple Aufschrift hatte, zu der es im Deutschen wieder zurückgeführt worden. Plautus hatte seine ganz eigene Manier in Benennung seiner Stücke; und meistentheils nahm er sie von dem allerunerheblichsten Umstande her. Dieses z. E. nannte er Trinummus, den Dreiling; weil der Sykophant einen Dreiling für seine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2. Juni 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienstags, den 28. April,) war: das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annales des französischen Theaters nachschlagen, so finden wir, daß die lustigsten Stücke dieses Verfassers, gerade den allerwenigsten Beifall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgene Schatz, noch das Gespenst mit der Trommel, noch der poetische Dorfjunker, haben sich darauf erhalten; und sind, selbst in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführt worden. Es beruht sehr viel auf dem Tone, in welchem sich ein Dichter ankündigt, oder in welchem er seine besten Werke verfertigt. Man nimmt stillschweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, sich von diesem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünkt man sich berechtigt, darüber zu stutzen. Man sucht den Verfasser in dem Verfasser, und glaubt, etwas Schlechters zu finden, sobald man nicht das nämliche findet. Destouches hatte in seinem verheiratheten Philosophen, in seinem Ruhmredigen, in seinem Verschwender Muster eines feinern, höhern Komischen gegeben, als man vom Molière, selbst in seinen ernsthaftesten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunstrichter, die so gern classificiren, dieses zu seiner eigenthümlichen Sphäre; was bei dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten sie für vorzüglichen Hang und herrschende Fähigkeit; was er einmal, zweimal nicht gewollt hatte, schien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was sieht Kunstrichtern ähnlicher, als daß sie ihm lieber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehe sie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht sagen, daß das Niedrigkomische des Destouches mit dem Molièrischen von einerlei Güte sey. Es ist wirklich um vieles steifer; der witzige Kopf ist mehr darin zu spüren, als der getreue Maler; seine Narren sind selten von den behaglichen Narren, wie sie aus den Händen der Natur kommen, sondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie sie die Kunst schnitzelt, und mit Affektation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; sein Schulwitz, seine Masuren sind daher frostiger als lächerlich. Aber dem ungeachtet, — und nur dieses wollte ich sagen, — sind seine lustigen Stücke am wahren Komischen so geringhaltig noch nicht, als sie ein verzärtelter Geschmack findet; sie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen ansehnlichen Rang unter den komischen Dichtern versichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Lustspiel in einem Aufzuge, betitelt: die neue Agnese.

Madame Gertrude spielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war sie die gefällige, feurige Freundin eines gewissen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machst du mich, Bernard! rief sie einst in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter belauscht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mama, wer ist denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte sich verrathen, faßte sich aber geschwind. Es ist der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradiese. Nicht lange, so ward die Tochter mit einem gewissen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in seinem Umgange recht viel Vergnügen; Mama bekömmt Verdacht, Mama beschleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mama von dem Töchterchen eben so schöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngst von Mama gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt sie, tobt. Nun, was denn, liebe Mama? sagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben sich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieses ist eines von den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weise Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beschenkte. Favart fand es gerade so erbaulich, als die Fabel zu einer komischen Oper seyn muß. Er sah nichts anstößiges darin, als die Namen der Heiligen, und diesem Anstoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platonische Weise, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Gestalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau besucht. Zum Sylphen ward

dann auch Hilar, und so weiter. Kurz, es entstand die Operette: Isabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen, welche die Grundlage zur neuen Agnese ist. Man hat die Sitten darin den unsrigen näher zu bringen gesucht; man hat sich aller Anständigkeit befliſſen; das liebe Mädchen ist von der reizendsten, verehrungswürdigsten Unschuld; und durch das Ganze sind eine Menge gute komische Einfälle verstreut, die zum Theil dem deutschen Verfasser eigen sind. Ich kann mich in die Veränderungen selbst, die er mit seiner Urschrift gemacht, nicht näher einlassen; aber Personen von Geschmack, welchen diese nicht unbekannt war, wünschten, daß er die Nachbarin, anstatt des Vaters, beibehalten hätte. — Die Rolle der Agnese spielte Mademoiselle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verspricht, und daher die beste Aufmunterung verdient. Alter, Figur, Miene, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob sich, bei diesen Naturgaben, in einer solchen Rolle schon vieles von selbst spielt: so muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugestehen, die Vorbedacht und Kunst, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als sich an einer Agnese verrathen darf.

Den sechsten Abend (Mittwochs, den 29. April) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführt.

Dieses Trauerspiel ward im Jahre 1748 auf die französische Bühne gebracht, erhielt großen Beifall, und macht, in der Geschichte dieser Bühne, gewissermaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire seine Zaire und Alzire, seinen Brutus und Cäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bestärkt, daß die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzosen, sagt er, hätten die Griechen eine geschicktere Exposition, und die große Kunst, die Auftritte untereinander so zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Person weder ohne Ursache kömmt noch abgeht, lernen können. Von uns, sagt er, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antithesen, mit einander sprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können — O freilich; was ist von den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung seyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels den keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Hrn. von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bei seiner Bühne: daß die großen Meisterstücke derselben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Versuche einer erst sich bildenden Kunst gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem schlechtesten Geschmacke, wo sich in einem schmutzigen Parterre das stehende Volk drängt und stößt, beleidigte ihn mit Recht; und besonders beleidigte ihn die barbarische Gewohnheit, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, wo sie den Acteurs kaum so viel Platz lassen, als zu ihren nothwendigsten Bewegungen erforderlich ist. Er war überzeugt, daß bloß dieser Uebelstand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er seine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst, das aus seiner Gruft steigt, um Blutschande zu verhindern, und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. Der Dichter glaubte das Muster zu einer ganz besondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es schon nicht für die französische Bühne, so wie sie war, sondern so wie er sie wünschte, gemacht hatte: so ward es dennoch auf derselben, vor der Hand, so gut gespielt, als es sich ungefähr spielen ließ. Bei der ersten Vorstellung saßen die Zuschauer noch auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväterisches Gespenst in einem so galanten Zirkel mögen erscheinen sehen. Erst bei den folgenden Vorstellungen ward dieser Unschicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten sich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Besten eines so außerordentlichen Stückes war, ist nach der Zeit die beständige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie gesagt, Semiramis in diesem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illusion, als dem Vorrechte entsagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5. Juni 1767.

Die Erscheinung eines Geistes war in einem französischen Trauerspiele eine so kühne Neuheit, und der Dichter, der sie wagte, rechtfertigt sie mit so eignen Gründen, daß es sich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man schrie und schrieb von allen Seiten, sagt der Herr von Voltaire, daß man an Gespenster nicht mehr glaube, und daß die Erscheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindisch seyn könne. Wie? versetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte diese Wunder geglaubt, und es sollte nicht vergönnt seyn, sich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unsere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorsicht geheiligt und es sollte lächerlich seyn, sie zu erneuern?“

Diese Ausrufungen, dünkt mich, sind rhetorischer, als gründlich. Vor allen Dingen wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten. Und sonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Gespenster geglaubt. Die dramatischen Dichter des Alterthums hatten also Recht, diesen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, so wäre es unbillig, ihm nach unsern bessern Einsichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, diese unsere bessere Einsichten theilende dramatische

Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er seine Geschichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsern Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz andern und höhern Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zwecke; er will uns täuschen, und durch die Täuschung rühren. Wenn es also wahr ist, daß wir jetzt keine Gespenster mehr glauben; wenn dieses Nichtglauben die Täuschung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuschung wir unmöglich sympathisiren können: so handelt jetzt der dramatische Dichter wider sich selbst, wenn er uns dem ungeachtet solche unglaubliche Mährchen ausstaffirt; alle Kunst, die er dabei anwendet, ist verloren.

Folglich? Folglich ist es durchaus nicht erlaubt, Gespenster und Erscheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich ist diese Quelle des Schrecklichen und Pathetischen für uns vertrocknet? Nein; dieser Verlust wäre für die Poesie zu groß; und hat sie nicht Beispiele für sich, wo das Genie aller unserer Philosophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft sehr spöttisch vorkommen, unserer Einbildung sehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Voraussetzung wird nur falsch seyn. Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruche stehen, sind so allgemein bekannt worden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als darwider sagen läßt, die nicht entschieden ist, und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtige Art zu denken den Grünnden darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der größte Hause schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Grünnden für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Nimus — lächerlich.

Shakespeares Gespenst kömmt wirklich aus jener W
dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde,
schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitun
der düstern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und m
chen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten
denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist auch nicht
zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist be
verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nicht
was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wo
sich ausgiebt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er er
stören den Betrug, und verrathen das Geschöpf eines
Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, oh
er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur
einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlun
Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündig
das Voltairesche Gespenst aus seiner Gruft hervor. L
Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind?
alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespens
Sonnenlicht scheuen, und große Gesellschaften gar nich
besuchten? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch; a
war zu furchtsam, zu eckel diese gemeinen Umstände zu
er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Gei
einer edlern Art seyn; und durch diese edlere Art verb
alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die
alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Gesp
sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu seyn; und allei
die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomi
nommen hätte, so würde er auch von einer andern Se
Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den
einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen a
mal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen ä
alle müssen es auf verschiedene Art äußern, wenn der
nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll.
richte man einmal eine Heerde dumme Statisten dazu al
wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so
man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen
die Aufmerksamkeit theilen, und von den Hauptpersonen al
muß. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen
so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es i
gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespe
es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einlä
der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der
weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung ge
auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und
cken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto
williger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttu
ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält.
Gespenst wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch sich
Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, u
Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir
außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig ha
taire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken
seinen Geist viele; aber nicht viel. Semiramis ruft ei
Himmel! ich sterbe! und die andern machen nicht meh
stände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfer
glaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Z
tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9. Juni 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſiſchen Dichters findet. Voltaires Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpeares Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beider Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpeare dachte poetiſcher. Der Geiſt des Ninus kam bei Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze bloß um ſeinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lerne, die, außerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, außerordentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Augen nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da dieſe Moral ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt unſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafung des Guten und Böſen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bei dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufgeführt worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Die Bühne iſt geräumig genug, die Menge von Perſonen ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von dem beſten Geſchmacke, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden Ort ſo gut als möglich in Einen.

Den ſiebenten Abend (Donnerſtags, den 30. April) ward der verheirathete Philoſoph, vom Destouches, geſpielt.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzöſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beifall, daß es in Jahr und Tag ſechs und dreißigmal aufgeführt ward. Die deutſche Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin überſetzten ſämmtlichen Werken des Destouches; ſondern eine in Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielt Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterin, und Herr Ackermann den Geront unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freitags, den 1. Mai) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerin des Herrn von Voltaire.

Es ließe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Geſchichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel: Douglas bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort bloß ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Journaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereien der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bei uns nicht fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bei uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Literatur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Charakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch, noch außer ihm Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein könnte es in unſerer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig jetzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerin, unter dem Titel des engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoßen; z. E. darin, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bei einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundin und Wohlthäterin der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht bloß eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttin der Literatur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem Lord Frelon

es viele wünschen, doch allezeit mit Anstand und Würde äußert. In ihrer Deklamation accentuirt sie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intensiver Accente verursacht Monotonie; aber ohne ihr diese vorwerfen zu können, weiß sie dem sparsamern Gebrauche derselben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! sehr viele Acteurs ganz und gar nichts wissen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt gespielt wird. Dieses Mouvement ist durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maaße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Takte gespielt worden, müssen sie alle, bis zu den letzten, gespielt werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich seyn würde. Mit der Deklamation hingegen ist es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehreren Gliedern als ein besonderes musikalisches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte desselben betrachten, so müssen diese Glieder, auch alsdann, wenn sie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nämlichen Anzahl von Sylben des nämlichen Zeitmaaßes bestünden, dennoch nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden. Denn da sie, weder in Absicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rücksicht auf den in dem ganzen Perioden herrschenden Affekt, von einerlei Werth und Belang seyn können: so ist es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilt, sie dehnt und schleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählet. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich; und ob sie sich schon durch keine künstliche Zeittheilchen bestimmen und gegen einander abmessen lassen, so werden sie doch auch von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden, so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtnisse fließt. Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprichten und Geschmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: so entsteht jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur in so fern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann. Und in dieser Musik, sage ich, ist die Actrice, von welcher ich spreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intensiven Accente auf einzelne Worte, worauf sie sich weniger befleißigt, noch hinzufügt, bloß dadurch seiner Declamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande ist. Doch vielleicht hat sie auch diese in ihrer Gewalt; und ich urtheile bloß so von ihr, weil ich sie noch in keinen Rollen gesehen, in welchen sich das Rührende zum Pathetischen erhebt. Ich erwarte sie in dem Trauerspiele, und fahre indeß in der Geschichte unsers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27. v. M.) ward ein neues deutsches Original, betitelt Julie, oder Wettstreit der Pflicht und Liebe, aufgeführt. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfasser, der uns sagt, daß bereits zwei andere Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publicums erhalten hätten. Ich kenne sie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müssen sie nicht ganz schlecht seyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen, sind aus der Neuen Heloise des Rousseau entlehnt. Ich wünschte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geschritten, die Beurtheilung dieses Romans in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, [1] gelesen und studirt hätte. Er würde mit einer sicheren Einsicht in die Schönheiten seines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher gewesen seyn.

Der Werth der Neuen Heloise ist, von der Seite der Erfindung, sehr gering, und das Beste darin ganz und gar keiner dramatischen Bearbeitung fähig. Die Situationen sind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten so weit von einander entfernt, daß sie sich, ohne Gewaltsamkeit, in den engen Raum eines Schauspiels von drei Aufzügen nicht zwingen lassen. Die Geschichte konnte sich auf der Bühne unmöglich so schließen, wie sie sich in dem Romane nicht sowohl schließt, als verliert. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekommt seine Schülerin. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß seine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rousseau ist? Doch Julie des Rousseau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn sie nur sonst eine Person ist, die interessirt. Aber eben das ist sie nicht; sie ist nichts, als eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig genug schwatzt, wenn sich Hr. Heufeld auf eine schöne Stelle im Rousseau besinnt. „Julie, sagt der Kunstrichter, dessen Urtheils ich erwähnt habe, spielt in der Geschichte eine zweifache Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muster der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft.“ Dieses letztere wird sie durch ihren Gehorsam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die sie über ihr Herz gewinnt. Wenn nun aber von allen diesen in dem Stücke nichts zu hören und zu sehen ist: was bleibt von ihr übrig, als, wie gesagt, das schwache verführerische Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rousseau hat Hr. Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund schmeckt bei uns ziemlich nach dem Domestiquen. Ich wünschte, daß unsere dramatischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein wenig gesuchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerksamer seyn wollten. — St. Preux spielt schon bei dem Rousseau eine sehr abgeschmackte Figur. Sie nennen ihn alle, sagt der angeführte Kunstrichter, den Philosophen. Den Philosophen! Ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdient? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzt. In seiner Liebe ist er abenteuerlich, schwülstig, ausgelassen, und in seinem übrigen Thun und Lassen findet sich nicht die geringste Spur von Ueberlegung. Er setzt das stolzeste Zutrauen in seine Vernunft, und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerin, oder von seinem Freunde

[1] Theil X. S. 255. u. f. (Von M. Mendelssohn.)

an der Hand geführt zu werden." — Aber wie tief ist der deutsche Siegmund noch unter diesem St. Preux!

Neuntes Stück.

Den 29. Mai 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, seinen aufgeklärten Verstand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtschaffenen Mannes zu spielen. Aber Siegmund in der Komödie ist weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus seiner Schwachheit eine Tugend macht, und sich sehr beleidigt findet, daß man seinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine ganze Wirksamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürschchen will sich schlagen und erstechen.

Der Verfasser hat es selbst empfunden, daß sein Siegmund nicht in genugsamer Handlung erscheint; aber er glaubt, diesem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Mensch seines gleichen, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müsse zum voraus annehmen, daß er ein rechtschaffener Mann sey, wie er beschrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clarisse, Eduard, lauter rechtschaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten."

Es ist recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen setzt; wenn man dem Zeugnisse, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiß nicht; ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne sehen, wer die Menschen sind, und können es nur aus ihren Thaten sehen. Das Gute, das wir ihnen, bloß auf anderer Wort, zutrauen sollen, kann uns unmöglich für sie interessiren; er läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringste eigene Erfahrung davon erhalten, so hat es sogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen sollen. Weit gefehlt also, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clarisse, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichsten, vollkommensten jungen Menschen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit seyn sollten: so fangen wir vielmehr an, in die Einsicht aller dieser Personen ein Mißtrauen zu setzen, wenn wir nie mit unsern eigenen Augen etwas sehen, was ihre günstige Meinung rechtfertigt. Es ist wahr, in vier und zwanzig Stunden kann eine Privatperson nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinsten kann sich der Charakter schildern; und nur die, welche das meiste Licht auf ihn werfen, sind, nach der poetischen Schätzung, die größten. Wie traf es sich denn indeß, daß vier und zwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwei äußersten Narrheiten Gelegenheit zu schaffen, die einem Menschen in seinen Umständen nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten sind auch darnach; könnte der Verfasser antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch so natürlich herbeigeführt, noch so fein behandelt seyn: so würden darum die Narrheiten selbst, die wir ihn zu begehen im Begriffe sehen, ihre üble Wirkung auf unsere Idee von dem jungen stürmischen Scheinwesen nicht verlieren. Daß er schlecht handle, sehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beispielen, sondern in den allgemeinsten schwankendsten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da sie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen soll, als den ihr Herz gewählt hatte, wird beim Rousseau nur kaum berührt. Hr. Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater die Tochter zu Boden stoßen. Ich war um die Ausführung dieser Action besorgt. Aber vergebens; unsere Schauspieler hatten sie so wohl concertirt; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, so viel Anstand dabei beobachtet, und dieser Anstand that der Wahrheit so wenig Abbruch, daß ich mir gestehen mußte, diesen Acteurs könne man so etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, sich in ihrem Gesichte Blut zeigen soll. Es kann ihm lieb seyn, daß dieses unterlassen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Ekelhaften getrieben werden. Gut, wenn in solchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu sehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich sehen.

Die darauf folgende Scene ist die hervorragendste des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rousseau. Ich weiß selbst nicht, welcher Unwille sich in die Empfindung des Pathetischen mischt, wenn wir einen Vater seine Tochter fußfällig um etwas bitten sehen. Es beleidigt, es kränkt uns, denjenigen so erniedrigt zu erblicken, dem die Natur so heilige Rechte übertragen hat. Dem Rousseau muß man diesen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Masse ist zu groß, die er in Bewegung setzen soll. Da keine Gründe bei Julien anschlagen wollen: da ihr Herz in der Verfassung ist, daß es sich durch die äußerste Strenge in seinem Entschlusse nur noch mehr befestigen würde: so konnte sie nur durch die plötzliche Ueberraschung der unerwartetsten Begegnung erschüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenkt werden. Die Geliebte sollte sich in die Tochter, verführerische Zärtlichkeit in blinden Gehorsam verwandeln; da Rousseau kein Mittel sah, der Natur diese Veränderung abzugewinnen, so mußte er sich entschließen, ihr sie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzustehlen. Auf keine andere Weise konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß sie den inbrünstigsten Liebhaber dem kältesten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da diese Aufopferung in der Komödie nicht erfolgt; da es nicht die Tochter, sondern der Vater ist, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern sollen, durch die Rousseau bloß das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derselben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit setzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, so würden wir um eine Scene gekommen seyn, die, wenn sie schon nicht so recht in das Ganze passen will, doch sehr kräftig ist; er würde uns ein hohes Licht in seiner Copie vermalt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof diese Scene ausführte, die Action, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bei welchen er die Tochter beschwor; wären es allein werth gewesen, eine kleine Unschicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunstrichter, bei Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachspiel dieses Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautinischen Trinummus, in welcher der Verfasser alle die komischen Scenen seines Originals in einen Aufzug zu concentriren gesucht hat. Er ward sehr wohl gespielt. Die Acteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomischen so nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbschieriger Einfall, eine Unbesonnenheit, ein Wortspiel, langsam und stotternd vorgebracht wird; wenn sich die Personen auf Armseligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten setzen sollen, noch erst viel besinnen: so ist die Langeweile unvermeidlich. Possen müssen Schlag auf Schlag gesagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie sind. Es sind keine Frauenzimmer in diesem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen gewesen wäre, würde eine frostige Liebhaberin seyn; und freilich lieber keines, als so eines. Sonst möchte ich es niemanden rathen, sich dieser Besonderheit zu befleißigen. Wir sind zu sehr an die Untermengung beider Geschlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermissung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden sollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzosen Destouches, das nämliche Lustspiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und sind daher genöthigt gewesen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt: die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in seiner Geschichte des italienischen Theaters, als eines von den besten alten Lustspielen desselben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel: der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italienischen Bühne zu Paris, und auch dieses einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführt. Es fand keinen Beifall, und ist erst nach dem Tode des Verfassers, und also verschiedene Jahre später als der deutsche Schatz, im Druck erschienen. Plautus selbst ist nicht der erste Erfinder dieses so glücklichen, und von mehrern mit so vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes gewesen; sondern Philemon, bei dem es eben die simple Aufschrift hatte, zu der es im Deutschen wieder zurückgeführt worden. Plautus hatte seine ganz eigene Manier in Benennung seiner Stücke; und meistentheils nahm er sie von dem allerunerheblichsten Umstande her. Dieses z. E. nannte er Trinummus, den Dreiling; weil der Sykophant einen Dreiling für seine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2. Juni 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienstags, den 28. April,) war: das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annales des französischen Theaters nachschlagen, so finden wir, daß die lustigsten Stücke dieses Verfassers, gerade den allerwenigsten Beifall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgene Schatz, noch das Gespenst mit der Trommel, noch der poetische Dorfjunker, haben sich darauf erhalten; und sind, selbst in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführt worden. Es beruht sehr viel auf dem Tone, in welchem sich ein Dichter ankündigt, oder in welchem er seine besten Werke verfertigt. Man nimmt stillschweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, sich von diesem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünkt man sich berechtigt, darüber zu stutzen. Man sucht den Verfasser in dem Verfasser, und glaubt, etwas Schlechters zu finden, sobald man nicht das nämliche findet. Destouches hatte in seinem verheiratheten Philosophen, in seinem Ruhmredigen, in seinem Verschwender Muster eines feinern, höhern Komischen gegeben, als man vom Molière, selbst in seinen ernsthaftesten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunstrichter, die so gern classificiren, dieses zu seiner eigenthümlichen Sphäre; was bei dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten sie für vorzüglichen Hang und herrschende Fähigkeit; was er einmal, zweimal nicht gewollt hatte, schien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was sieht Kunstrichtern ähnlicher, als daß sie ihm lieber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehe sie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht sagen, daß das Niedrigkomische des Destouches mit dem Molièrischen von einerlei Güte sey. Es ist wirklich um vieles steifer; der witzige Kopf ist mehr darin zu spüren, als der getreue Maler; seine Narren sind selten von den behaglichen Narren, wie sie aus den Händen der Natur kommen, sondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie sie die Kunst schnitzelt, und mit Affektation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; sein Schulwitz, seine Masuren sind daher frostiger als lächerlich. Aber dem ungeachtet, — und nur dieses wollte ich sagen, — sind seine lustigen Stücke am wahren Komischen so geringhaltig noch nicht, als sie ein verzärtelter Geschmack findet; sie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen ansehnlichen Rang unter den komischen Dichtern versichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Lustspiel in einem Aufzuge, betitelt: die neue Agneſe.

Madame Gertrude spielte vor den Augen der Welt die fromme Sprödе; aber insgeheim war sie die gefällige, feurige Freundin eines gewissen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machst du mich, Bernard! rief sie einst in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mama, wer ist denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte sich verrathen, faßte sich aber geschwind. Es ist der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradiese. Nicht lange, so ward die Tochter mit einem gewissen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in seinem Umgange recht viel Vergnügen; Mama bekömmt Verdacht, Mama beschleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mama von dem Töchterchen eben so schöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngst von Mama gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt sie, tobt. Nun, was denn, liebe Mama? sagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben sich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieses ist eines von den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weise Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beschenkte. Favart fand es gerade so erbaulich, als die Fabel zu einer komischen Oper seyn muß. Er sah nichts anstößiges darin, als die Namen der Heiligen, und diesem Anstoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platonische Weise, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Gestalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau besucht. Zum Sylphen ward

dann auch Hilar, und so weiter. Kurz, es entstand die Operette: Isabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen, welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darin den unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reizendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreut, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Veränderungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarin, anſtatt des Vaters, beibehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdient. Alter, Figur, Miene, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob ſich, bei dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielt: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechsten Abend (Mittwochs, den 29. April) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahre 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beifall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire ſeine Zaire und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meinung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte untereinander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgeht, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätten ſie lernen können — O freilich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Hrn. von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bei ſeiner Bühne: daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzigen Parterre das ſtehende Volk drängt und ſtößt, beleidigte ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Acteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß bloß dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielt, als es ſich ungefähr ſpielen ließ. Bei der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altwätriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt bei den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten ſich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo außerordentlichen Stückes war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5. Juni 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertigt ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der Herr von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindiſch ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unſere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorſicht geheiligt und es ſollte lächerlich ſeyn, ſie zu erneuern?“

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſere Einſichten theilende dramatiſche

Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er seine Geschichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsern Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz andern und höhern Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zwecke; er will uns täuschen, und durch die Täuschung rühren. Wenn es also wahr ist, daß wir jetzt keine Gespenster mehr glauben; wenn dieses Nichtglauben die Täuschung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuschung wir unmöglich sympathisiren können: so handelt jetzt der dramatische Dichter wider sich selbst, wenn er uns dem ungeachtet solche unglaubliche Mährchen ausstaffirt; alle Kunst, die er dabei anwendet, ist verloren.

Folglich? Folglich ist es durchaus nicht erlaubt, Gespenster und Erscheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich ist diese Quelle des Schrecklichen und Pathetischen für uns vertrocknet? Nein; dieser Verlust wäre für die Poesie zu groß; und hat sie nicht Beispiele für sich, wo das Genie aller unserer Philosophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft sehr spöttisch vorkommen, unserer Einbildung sehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Voraussetzung wird nur falsch seyn. Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruche stehen, sind so allgemein bekannt worden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als darwider sagen läßt, die nicht entschieden ist, und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtige Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der größte Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Nimus — lächerlich.

Shakespeares Gespenst kömmt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgiebt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint stören den Betrug, und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltairesche Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen, und große Gesellschaften gar nicht gern besuchten? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu eckel diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art seyn; und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu seyn; und alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen äußern; alle müssen es auf verschiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statisten dazu ab; und wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerksamkeit theilen, und von den Hauptpersonen abziehen muß. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir an der außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich sterbe! und die andern machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9. Juni 1767.

Ich bemerke noch einen Unterschied, der sich zwischen den Gespenstern des englischen und französischen Dichters findet. Voltaires Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist; es interessirt uns für sich selbst nicht im geringsten. Shakespeares Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieser Unterschied entsprang, ohne Zweifel, aus der verschiedenen Denkungsart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder; Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philosophischer denkt, dürfte keine Frage seyn; aber Shakespeare dachte poetischer. Der Geist des Ninus kam bei Voltairen, als ein Wesen, das noch jenseit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig ist, mit welchem wir also Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache.

Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist; daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze bloß um seinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienst hätte, als dieses, worauf er sich so viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchste Gerechtigkeit verehren lerne, die, außerordentliche Lasterthaten zu strafen, außerordentliche Wege wähle: so würde Semiramis in meinen Augen nur ein sehr mittelmäßiges Stück seyn. Besonders da diese Moral selbst nicht eben die erbaulichste ist. Denn es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bei dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu sagen, wie es hier aufgeführt worden. Man hat alle Ursache, damit zufrieden zu seyn. Die Bühne ist geräumig genug, die Menge von Personen ohne Verwirrung zu fassen, die der Dichter in verschiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen sind neu, von dem besten Geschmacke, und sammeln den so oft abwechselnden Ort so gut als möglich in Einen.

Den siebenten Abend (Donnerstags, den 30. April) ward der verheirathete Philosoph, vom Destouches, gespielt.

Dieses Lustspiel kam im Jahr 1727 zuerst auf die französische Bühne, und fand so allgemeinen Beifall, daß es in Jahr und Tag sechs und dreißigmal aufgeführt ward. Die deutsche Uebersetzung ist nicht die prosaische aus den zu Berlin übersetzten sämmtlichen Werken des Destouches; sondern eine in Versen, an der mehrere Hände geflickt und gebessert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verse, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es ist unbeschreiblich, wie schwer dergleichen Stellen dem Schauspieler das Agiren machen; und doch werden wenig französische Stücke seyn, die auf irgend einem deutschen Theater jemals besser ausgefallen wären, als dieses auf unserm. Die Rollen sind alle auf das schicklichste besetzt, und besonders spielt Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meisterin, und Herr Ackermann den Geront unverbesserlich. Ich kann es überhoben seyn, von dem Stücke selbst zu reden. Es ist zu bekannt und gehört unstreitig unter die Meisterstücke der französischen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen sehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freitags, den 1. Mai) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerin des Herrn von Voltaire.

Es ließe sich eine lange Geschichte von diesem Lustspiele machen. Sein Verfasser schickte es als eine Uebersetzung aus dem Englischen des Hume, nicht des Geschichtschreibers und Philosophen, sondern eines andern dieses Namens, der sich durch das Trauerspiel: Douglas bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeschenke des Goldoni etwas Aehnliches; besonders scheint der Don Marzio des Goldoni das Urbild des Frelon gewesen zu seyn. Was aber dort bloß ein bösartiger Kerl ist, ist hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger desto geschwinder auf seinen geschwornen Feind, den Journalisten Freron, fallen möchten. Diesen wollte er damit zu Boden schlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich versetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämischen Neckereien der französischen Gelehrten unter sich keinen Antheil nehmen, sehen über die Persönlichkeiten dieses Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bei uns nicht fremd ist. Wir haben unsere Frelons so gut, wie die Franzosen und Engländer, nur daß sie bei uns weniger Aufsehen machen, weil uns unsere Literatur überhaupt gleichgültiger ist. Fiele das Treffende dieses Charakters aber auch gänzlich in Deutschland weg, so hat das Stück doch, noch außer ihm Interesse genug, und der ehrliche Freeport allein könnte es in unserer Gunst erhalten. Wir lieben seine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer selbst haben sich dadurch geschmeichelt gefunden.

Denn nur seinetwegen haben sie erst kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er sich gewachsen zu seyn rühmte. Colman, unstreitig jetzt ihr bester komischer Dichter, hat die Schottländerin, unter dem Titel des englischen Kaufmanns, übersetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So sehr der Herr von Voltaire die englischen Sitten auch kennen will, so hatte er doch häufig dagegen verstoßen; z. E. darin, daß er seine Lindane auf einem Kaffeehause wohnen läßt. Colman miethet sie dafür bei einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und diese Frau ist weit anständiger die Freundin und Wohlthäterin der jungen verlassenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den englischen Geschmack kräftiger zu machen gesucht. Lady Alton ist nicht bloß eine eifersüchtige Furie; sie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geschmack und Gelehrsamkeit seyn, und giebt sich das Ansehen einer Schutzgöttin der Literatur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrscheinlicher zu machen, in der sie mit dem [illegible]

steht, den er Spatter nennt. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt sich des Vaters der Lindane eben so eifrig an, als der Lindane selbst. Was im Französischen der Lord Falbridge zu dessen Begnadigung thut, thut im Englischen Freeport, und er ist es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringt.

Die englischen Kunstrichter haben in Colmans Umarbeitung die Gesinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere sehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen sie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eifersüchtige Ehefrau auf dem Ackermannischen Theater ehedem hier gesehen, und nach der diejenigen, die sich ihrer erinnern, ungefähr urtheilen können. Der englische Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darin genährt; die ganze Verwicklung ist in dem ersten Acte sichtbar. Hiernächst hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den besten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meinen sie, hätte nicht den geringsten Funken von Liebe gegen die Lindane empfinden müssen; seine gute That verliere dadurch alles Verdienst u. s. w.

Es ist an dieser Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß sind wir Deutschen es sehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter ist. Die englische Manier in diesem Punkte zerstreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der sich auf einmal übersehen läßt. So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen; so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wycherly würden uns, ohne diesen Anbau des allzu wollüstigen Wuchses, unausstehlich seyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; diese sind zum Theil bei weitem so verworren nicht, als ihre Komödien, und verschiedene haben, ohne die geringste Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu sagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Uebersetzung von der Schottländerin, die in dem ersten Theile der theatralischen Bibliothek des Diodati steht. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, so wie die deutsche; nur eine Scene zum Schlusse hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire sagte, Frelon werde in der englischen Urschrift am Ende bestraft; aber so verdient diese Bestrafung sey, so habe sie ihm doch dem Hauptinteresse zu schaden geschienen; er habe sie also weggelassen. Dem Italiener dünkte diese Entschuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Bestrafung des Frelons aus seinem Kopfe; denn die Italiener sind große Liebhaber der poetischen Gerechtigkeit.

Dreizehntes Stück.

Den 12. Juni 1767.

Den neunten Abend (Montags, den 4. Mai) sollte Cenie gespielt werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauspieler, durch einen epidemischen Zufall, außer Stand gesetzt zu agiren; und man mußte sich so gut zu helfen suchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agnese, und gab das Singspiel: die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienstags, den 5. Mai) ward der poetische Dorfjunker, vom Destouches, aufgeführt.

Dieses Stück hat im Französischen drei Aufzüge, und in der Uebersetzung fünf. Ohne diese Verbesserung war es nicht werth, in die deutsche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Professor Gottscheds aufgenommen zu werden, und seine gelehrte Freundin, die Uebersetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß sie sich nicht den kritischen Aussprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen sollen. Was kostet es denn nun auch für große Mühe, aus drei Aufzügen fünf zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man schlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann geht, so kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und sagen: Meine Damen und Herrn, treten sie ein wenig ab; die Zwischenakte sind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterre nicht sehen kann? — Die Uebersetzung selbst ist sonst nicht schlecht, und besonders sind der Frau Professorin die Knittelverse des Masuren, wie billig, sehr wohl gelungen. Ob sie überall eben so glücklich gewesen, wo sie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müssen geglaubt, würde sich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbesserung dieser Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeint hatte, habe ich dem ohngeachtet aufmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne spielt, läßt Destouches den Masuren zu ihr sagen: „Sie setzen mich in Erstaunen, Mademoiselle; ich habe Sie für eine Virtuosin gehalten. O pfui! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen; daß Sie es nur wissen. Aber man kann ja, fällt ihr Masuren ein, beides wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuosin, seyn. Nein, sagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich seyn kann. Ich eine Virtuosin!“ Man erinnere sich, was Madame Gottsched, anstatt des Worts, Virtuosin, gesetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! sagte man, daß sie das that. Sie fühlte sich auch so etwas von einer Virtuosin zu seyn, und ward über den vermeinten Stich böse. Aber sie hätte nicht böse werden sollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Person einer dummen Agnese, sagt, hätte die Frau Professorin immer, ohne Maulspitzen, nachsagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuosin, anstößig; Wunder ist deutscher; zudem giebt es unter unsern Schönen funfzig Wunder gegen eine Virtuosin; die Frau wollte rein und verständlich übersetzen; sie hatte sehr recht.

Den Beschluß dieses Abends machte die stumme Schönheit von Schlegel.

Schlegel hatte dieses kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagensche Theater geschrieben, um auf demselben in einer dänischen Uebersetzung aufgeführt zu werden. Die Sitten darin sind daher auch wirklich dänischer, als deutsch. Dem ohngeachtet ist es unstreitig unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist. Schlegel hatte überall eine eben so fließende als zierliche Versification, und es war ein Glück für seine Nachfolger, daß er seine größern Komödien nicht auch in Versen schrieb. Er hätte ihnen leicht das Publikum verwöhnen können, und so würden sie nicht allein seine Lehre, sondern auch sein Beispiel wider sich gehabt haben. Er hatte sich ehedem der gereimten Komödie sehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derselben überstiegen hätte, desto unwiderleglicher würden seine Gründe geschienen haben. Doch, als er selbst Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unsägliche Mühe es koste, nur einen Theil derselben zu übersteigen, und

wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſteht, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo eckel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Molière, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch jetzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutſchen ſind auch hierin, ſoll ich ſagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorſetzt. Was wäre es auch, wenn ſie jetzt ſchon wählen und ausmuſtern wollten?

Die Rolle der ſtummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine ſtumme Schöne, ſagt man, iſt nicht nothwendig eine dumme, und die Schauſpielerin hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels ſtumme Schönheit iſt allerdings dumm zugleich; denn daß ſie nichts ſpricht, kömmt daher, weil ſie nichts denkt. Das Feine dabei würde alſo dieſes ſeyn, daß man ſie überall, wo ſie, um artig zu ſcheinen, denken müßte, unartig machte, dabei aber ihr alle die Artigkeiten ließe, die bloß mechaniſch ſind, und die ſie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E., ihre Verbeugungen brauchen gar nicht bäuriſch zu ſeyn; ſie können ſo gut und zierlich ſeyn, als ſie nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann; denn warum ſollte ſie von ihrem Tanzmeiſter nichts gelernt haben, da ſie ſogar Quadrille gelernt hat? Und ſie muß Quadrille nicht ſchlecht ſpielen; denn ſie rechnet feſt darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altwätriſch, noch ſchimpicht ſeyn; denn Frau Praatgern ſagt ausdrücklich:

„Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehn!
„Nun, — dreh dich um! — das iſt ja gut, und ſitzt galant.
„Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehlte der Verſtand?

In dieſer Muſterung der Frau Praatgern überhaupt hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeußerliche ſeiner ſtummen Schöne zu ſeyn wünſche. Gleichfalls ſchön, nur nicht reizend.

„Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf nicht ſo zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeiſter; man muß alſo Charlotten den Tanzmeiſter anſehen, und je mehr, je beſſer; denn das ſchadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr ſind die zierlich ſteifen Tanzmeiſtermanieren gerade die, welche der ſtummen Schönheit am meiſten entſprechen; ſie zeigen die Schönheit in ihrem beſten Vortheile, nur daß ſie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat ſie Verſtand? der ſeh nur ihre Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauſpielerin mit großen ſchönen Augen zu dieſer Rolle hat. Nur müſſen ſich dieſe ſchöne Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müſſen langſam und ſtier ſeyn; ſie müſſen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen ſetzen wollen, aber nichts ſagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hieher! — Neige dich!
„Da haben wir's, das fehlt. Nein, ſieh! So neigt man ſich.

Dieſe Zeilen verſteht man ganz falſch, wenn man Charlotten eine bäuriſche Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt ſeyn, und wie geſagt, ihrem Tanzmeiſter keine Schande machen. Frau Praatgern muß ſie nur noch nicht affektirt genug finden. Charlotte verbeugt ſich und Frau Praatgern will, ſie ſoll ſich dabei zieren. Das iſt der ganze Unterſchied, und Madame Löwen bemerkte ihn ſehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern ſonſt eine Rolle für ſie iſt. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewiſſen Geſichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauſchung einer Tochter iſt, durchaus nicht laſſen.

Den elften Abend (Mittwochs, den 6. Mai) ward Miß Sara Sampſon aufgeführt.

Man kann von der Kunſt nichts mehr verlangen, als was Madame Henſeln in der Rolle der Sara leiſtet, und das Stück ward überhaupt ſehr gut geſpielt. Es iſt ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meiſten Theatern. Ob der Verfaſſer mit allen dieſen Verkürzungen ſo recht zufrieden iſt, daran zweifle ich faſt. Man weiß ja, wie die Autores ſind; wenn man ihnen auch nur einen Niednagel nehmen will, ſo ſchreien ſie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freilich iſt der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglaſſen, nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfaſſer die fremden Verkürzungen nicht anſtehen; ſo mache er ſelbſt welche, falls es ihm der Mühe werth dünkt, und er nicht von denjenigen iſt, die Kinder in die Welt ſetzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henſeln ſtarb ungemein anſtändig; in der maleriſchſten Stellung; und beſonders hat mich ein Zug außerordentlich überraſcht. Es iſt eine Bemerkung an Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte ſie ſich auf die glücklichſte Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Armes, ein gelinder Spasmus; ſie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward und gleich wieder ſank: das letzte Aufflattern eines verlöſchenden Lichts; der jüngſte Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer dieſe Feinheit in meiner Beſchreibung nicht ſchön findet, der ſchiebe die Schuld auf meine Beſchreibung: aber er ſehe ſie einmal!

Vierzehntes Stück.

Den 16. Juni 1767.

Das bürgerliche Trauerſpiel hat an dem franzöſiſchen Kunſtrichter, welcher die Sara ſeiner Nation bekannt gemacht,[1] einen ſehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzoſen billigen ſonſt ſelten etwas, wovon ſie kein Muſter unter ſich ſelbſt haben.

Die Namen von Fürſten und Helden können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben; aber zur Rührung tragen ſie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſre Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unſere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtrakter Begriff für unſere Empfindungen.

„Man thut dem menſchlichen Herzen Unrecht, ſagt auch Marmontel, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Fremdes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt:

[1] Journal Etranger, Decembre 1760.

diese sind pathetischer, als alles; diese behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geschlechtsname, die Geburt des Unglücklichen ist, den seine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde, und das verführerische Beispiel, ins Spiel verstrickt, der seinen Wohlstand und seine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängnisse seufzet, von Scham und Reue zerrissen? Wenn man fragt, wer er ist; so antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu seiner Marter ist er Gemahl und Vater; seine Gattin, die er liebt und von der er geliebt wird, schmachtet in der äußersten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geschichte der Helden eine rührendere, moralischere, mit einem Worte tragischere Situation! Und wenn sich endlich dieser Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er sich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlt diesem schmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo sich zu den Schrecknissen des Todes marternde Vorstellungen, wie glücklich er habe leben können, gesellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu seyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet sich denn nicht dieses Wunderbare genugsam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unschuld zum Verbrechen, von der süßesten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußersten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit gestürzt?"

Man lasse aber diese Betrachtungen den Franzosen, von ihren Diderots und Marmontels, noch so eingeschärft werden: es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel darum bei ihnen besonders in Schwang kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will alles mit Vornehmern umgehen; und Gesellschaft mit seines gleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und sie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der sie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen versteht. Der Versuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemälde der Dürftigkeit nennt, hat schon große Schönheiten; und bis die Franzosen daran Geschmack gewinnen, hätten wir es für unser Theater adoptiren sollen.

Was der erstgedachte Kunstrichter an der deutschen Sara aussetzt, ist zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfasser wird lieber seine Fehler behalten, als sich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert sich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: „Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unsere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklicht; aber es befindet sich sonst ganz gut."

Den zwölften Abend (Donnerstags, den 7. Mai) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführt.

Dieses Stück ist ohne Zweifel das beste, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anspruch. Er beklagte sich, daß ihm Regnard die Anlage und verschiedene Scenen gestohlen habe; Regnard schob die Beschuldigung zurück, und jetzt wissen wir von diesem Streite nur so viel mit Zuverlässigkeit, daß einer von beiden der Plagiarius gewesen. Wenn es Regnard war, so müssen wir es ihm noch dazu danken, daß er sich überwinden konnte, die Ver lichkeit seines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte bloß zu unserm Besten, der Materialien, von denen er v sahe, daß sie verhunzt werden würden. Wir hätten nur sehr elenden Spieler, wenn er gewissenhafter gewesen Doch hätte er die That eingestehen, und dem armen Du einen Theil der damit erworbenen Ehre lassen müssen.

Den dreizehnten Abend (Freitags, den 8. Mai) war verheirathete Philosoph wiederholt; und den Beschluß mach Liebhaber als Schriftsteller und Bedienter.

Der Verfasser dieses kleinen artigen Stücks heißt Cero studirte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italien Paris zu spielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags, den 11. Mai) w die coquette Mutter vom Quinault, und der Advocat P aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die besten Stücke g net, die sich auf dem französischen Theater aus dem vorigen hundert erhalten haben. Es ist wirklich viel gutes Kom darin, dessen sich Moliere nicht hätte schämen dürfen. Ab fünfte Act und die ganze Auflösung hätte weit besser seyn kö der alte Sklave, dessen in den vorhergehenden Acten g wird, kömmt nicht zum Vorscheine; das Stück schließt mit kalten Erzählung, nachdem wir auf eine theatrische Han vorbereitet worden. Sonst ist es in der Geschichte des französ Theaters deßwegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Ma darin der erste von seiner Art ist. Die coquette Mutter is sein eigentlichster Titel nicht, und Quinault hätte es immer be zweiten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden la

Der Advocat Patelin ist eigentlich ein altes Posse aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu seiner Zeit o lichen Beifall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ung nen Lustigkeit, und des guten Komischen, das aus der Han selbst und aus der Situation der Personen entspringt, und auf bloßen Einfällen beruht. Bruegs gab ihm eine neue S und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig führt wird. Herr Eckhof spielt den Patelin ganz vortrefflich

Den funfzehnten Abend (Dienstags, den 12. Mai) Lessings Freigeist vorgestellt.

Man kennt ihn hier unter dem Titel des beschämten geistes, weil man ihn von dem Trauerspiele des Herrn Brave, das eben diese Aufschrift führt, unterscheiden w Eigentlich kann man wohl nicht sagen, daß derjenige bes wird, welcher sich bessert. Adrast ist auch nicht einzig und der Freigeist; sondern es nehmen mehrere Personen an d Charakter Theil. Die eitle unbesonnene Henriette, der für L heit und Irrthum gleichgültige Lisidor, der spitzbübische Jo sind alles Arten von Freigeistern, die zusammen den Tit Stückes erfüllen müssen. Doch was liegt an dem Titel? G daß die Vorstellung alles Beifalls würdig war. Die Rolle ohne Ausnahme wohl besetzt; und besonders spielt Herr Bö Theophan mit alle dem freundlichen Anstande, den dieser rakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartn keit, mit der ihn Adrast verkennt, und auf dem die ganze strophe beruht, dagegen abstechen zu lassen.

Den Beschluß dieses Abends machte das Schäferspi Herrn Pfeffels: der Schatz.

ieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch in anderes, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. n Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als ge-lich unſere Schäferſpiele zu haben pflegen, deren ganzer tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu erten Empfindungen ein höchſt ſtudirtes Anſehen bekom-und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines ſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nach-auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt ut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum , als zum Gähnen übergehen.

Funfzehntes Stück.

Den 19. Juni 1767.

n ſechzehnten Abend (Mittwochs, den 13. Mai) ward die des Herrn von Voltaire aufgeführt.

den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt Herr von re, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer orfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. wortete ihnen, daß, ſeiner Meinung nach, die Tragödie ben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie och mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beifall. nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt ſtatt des Polyeukts, vorgeſtellt worden."

en Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken und d noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer , nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Poly-; ein Seraglio, in den freien zugänglichen Sitz einer un-ränkten Gebieterin verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, chſten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre ſchönen , erhöht; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, h zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilt, das gern ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; erſüchtiger, der ſein Unrecht erkennt, und es an ſich ſelbſt wenn dieſe ſchmeichelnde Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht en, durch was ließe es ſich denn beſtechen?

ie Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zaire dictirt: ſagt ein richter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galan-Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt ar-helfen; und das iſt Romeo und Julie, vom Shakeſpeare. wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire ihre Empfindun-hr fein, ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer uck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten ge-en Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele ein-t, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, er Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden erabſcheuungen wird? Voltaire verſteht, wenn ich ſo ſagen den Kanzleiſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige he, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, ſie ſich auf das behutſamſte und gemeſſenſte ausdrücken wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bei der ſpröden Sophiſtin und bei dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzliſt weiß von den Geheimniſſen der Regie-rung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpeare gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ungefähr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Orosmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpeare, eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Orosmann geweſen. Cibber ſagt,[1] Voltaire habe ſich des Brandes bemächtigt, der den tragiſchen Scheiterhaufen des Shakeſpeare in Gluth geſetzt. Ich hätte ge-ſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmt. Wir hören in dem Orosmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehr-buch über dieſe traurige Raſerei; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpeare, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpeare, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publicum an etwas zu erinnern, das es vorſetzlich vergeſſen zu wollen ſcheint. Wir haben eine Ueberſetzung von Shakeſpeare. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehr-ten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darin bemerkt haben: ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder anderer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfter verſtoßen, und aus Unwiſſen-heit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpeare geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu ler-nen, ehe uns die Flecken, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zaire. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drei Jahre darauf ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Vol-taire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Vol-taire's Schriften überhaupt nicht mit dem ſceptiſchen Geiſte lieſt, in welchem er einen Theil derſelben geſchrieben hat!

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: „Eure Dichter

[1] From English Plays, Zara's French author fir'd
Confess'd his Muse, beyond herself, inspir'd,
From rack'd Othello's rage, he rais'd his style
And snatch'd the brand, that lights this tragic pile.

hatten eine Gewohnheit, der sich selbst Addison[1] unterworfen; denn Gewohnheit ist so mächtig als Vernunft und Gesetz. Diese gar nicht vernünftige Gewohnheit bestand darin, daß jeder Act mit Versen beschlossen werden mußte, die in einem ganz andern Geschmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten diese Verse eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem sie abgeht, vergleicht sich sehr poetisch mit einem Rehe, Cato mit einem Felsen, und Cleopatra mit Kindern, die so lange weinen, bis sie einschlafen. Der Uebersetzer der Zaire ist der erste, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr so entfernten Geschmack zu behaupten. Er hat diesen Gebrauch abgeschafft; er hat es empfunden, daß die Leidenschaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet sich überall verbergen müsse, um uns nur den Helden erkennen zu lassen."

Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle; und das ist für den Herrn von Voltaire eben nicht viel. Wahr ist es, daß die Engländer, vom Shakespeare an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Versen mit ein paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß diese gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß sie nothwendig Vergleichungen enthalten müssen, das ist grundfalsch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragischen Dichter seines Volkes auch gelesen habe, so etwas unter die Nase sagen können. Zweitens ist es nicht an dem, daß Hill in seiner Uebersetzung der Zaire von dieser Gewohnheit abgegangen. Es ist zwar beinahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Uebersetzung seines Stücks nicht genauer sollte angesehen haben, als ich oder ein anderer. Gleichwohl muß es so seyn. Denn so gewiß sie in reimfreien Versen ist, so gewiß schließt sich auch jeder Act mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten sie freilich nicht; aber, wie gesagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakespeare, und Johnson, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie sie alle heißen, ihre Aufzüge schließen, sind sicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn Hill also besonders? Hätte er aber auch wirklich das Besondere gehabt, das ihm Voltaire leiht: so wäre doch drittens das nicht wahr, daß sein Beispiel von dem Einflusse gewesen, von dem es Voltaire seyn läßt. Noch bis diese Stunde erscheinen in England eben so viel, wo nicht noch mehr Trauerspiele, deren Acte sich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill selbst hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verschiedene, noch nach der Uebersetzung der Zaire, gemacht, sich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was ist es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn sie da sind, können sie vielleicht dem Orchester noch nutzen; als Zeichen nämlich, nach den Instrumenten zu greifen, welches Zeichen auf diese Art weit schicklicher aus dem Stücke selbst abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüssel giebt.

[1] Le plus sage de vos écrivains, setzt Voltaire hinzu. Wie wäre das wohl recht zu übersetzen? Sage heißt weise: aber der weiseste unter den englischen Schriftstellern, wer würde den Addison dafür erkennen? Ich besinne mich, daß die Franzosen auch ein Mädchen sage nennen, dem man keinen Fehltritt, so keinen von den groben Fehltritten, vorzuwerfen hat. Dieser Sinn dürfte vielleicht hier passen. Und nach diesem könnte man ja wohl geradezu übersetzen: Addison, derjenige von euern Schriftstellern, der uns harmlosen, nüchternen Franzosen am nächsten kömmt.

Sechzehntes Stück.

Den 23. Juni 1767.

Die englischen Schauspieler waren zu Hills Zeiten ein t sehr unnatürlich; besonders war ihr tragisches Spiel äu wild und übertrieben; wo sie heftige Leidenschaften auszudr hatten, schrien und gebärdeten sie sich als Besessene; und Uebrige tönten sie in einer steifen, strotzenden Feierlichkeit d die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er seine Uebersetzung der Zaire aufführen zu lassen gedacht vertraute er die Rolle der Zaire einem jungen Frauenzim das noch nie in der Tragödie gespielt hatte. Er urtheilt dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, un gur, und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters nicht angenommen; sie braucht keine Fehler erst zu verle wenn sie sich nur ein paar Stunden überreden kann, das lich zu seyn, was sie vorstellt, so darf sie nur reden, w der Mund gewachsen, und alles wird gut gehen. Es ging und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten nur eine sehr geübte, sehr erfahrene Person einer solchen Genüge leisten könne, wurden beschämt. Diese junge P war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der Versuch in ihrem achtzehnten Jahre war ein Meisterstück. merkwürdig, daß auch die französische Schauspielerin, wel Zaire zuerst spielte, eine Anfängerin war. Die junge re Mademoiselle Gossin ward auf einmal dadurch berühmt selbst Voltaire ward so entzückt über sie, daß er sein Alte klaglich bedauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter de übernommen, der kein Komödiant von Profession, sonde Mann von Stande war. Er spielte aus Liebhaberei, und sich nicht das geringste Bedenken, öffentlich aufzutreten, u Talent zu zeigen, das so schätzbar als irgend ein anders i England sind dergleichen Exempel von angesehenen Leute zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitspielen, nicht „Alles was uns dabei befremden sollte, sagt der Herr vo taire, ist dieses, daß es uns befremdet. Wir sollten übe daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und M abhangen. Der französische Hof hat ehedem auf dem P mit den Opernspielern getanzt; und man hat weiter nic sonders dabei gefunden, als daß diese Art von Lustbark der Mode gekommen. Was ist zwischen den beiden Künst ein Unterschied, als daß die eine über die andere eben erhaben ist, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkr fordern, über bloß körperliche Fertigkeiten sind?"

Ins Italienische hat der Graf Gozzi die Zaire übersetz genau und sehr zierlich; sie steht in dem dritten Theile Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rül klingen, als in dieser? Mit der einzigen Freiheit, die sich gegen das Ende des Stücks genommen, wird man sch zufrieden seyn. Nachdem sich Orosmann erstochen, l Voltaire nur noch ein paar Worte sagen, uns über das E des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? D liener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken so gelass sterben zu lassen. Er legt also dem Orosmann noch eine T den Mund, voller Ausrufungen, voller Winseln und B lung. Ich will sie der Seltenheit halber unter den Text

[1] Questo mortale orror che per le vene
Tutte mi scorre, omai non è dolore,

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernt! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt „verehret und gerochen;“ kaum hat er ſich den tödtlichen Stoß beigebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehreren Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchließen ſoll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen die flatternde Ungeduld, ſobald die Execution vorbei, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bei keiner Nation hat die Zaire einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Acteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere,[1] in der die Bekehrung der Zaire das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſiegt, und die chriſtliche Zaire mit aller der Pracht in ihr Vaterland ſchickt, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Urgrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechsten Scene im dritten Acte nicht entgangen. „Orosmann, ſagt er, kömmt, Zairen in die Moſchee abzuholen; Zaire weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laffe (als einen laſhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimt ſich das wohl mit ſeinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zairen, ſich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?“ — Guter Duim! wenn ſich Zaire deutlicher erklärt hätte: wo hätten denn die andern Acte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen? — Ganz recht! auch die zweite Scene des dritten Acts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zairen; Zaire geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker (dien goeden hals), tröſtet ſich deßfalls in einer Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwicklung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Kataſtrophe an einem Haare hängt, ſo hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabei merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeigt ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und geneigt, Zairen zu vergeben, wann ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft auf's neue, und er fordert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zaire auf ihrer Unſchuld beſteht, wider die er ſo offenbare Beweiſe zu haben glaubt, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äußerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler,[1] hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Herr Eckhof auf eine ſo unvollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

Siebzehntes Stück.

Den 28. Juni 1767.

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags, den 14. Mai) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführt.

Dieſes Stück kam im Jahr 1745 zuerſt auf's Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord, konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig;

[1] Zaire, bekeerde Turkinne. Treurspel. Amsterdam 1745.

Che basti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor dispietato, e misero,
Paga la Pena del delitto orrendo.
Mani crudeli — oh Dio — Mani, che siete
Tinte del sangue di sì cara donna,
Voi — voi — dov' è quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto — Oimè, dov' è quel ferro?
L'acuta punta — —
Tenebre, e notte
Si fanno intorno — —
Perchè non posso — —
Non posso spargere
Il sangue tutto?
Sì, sì, lo spargo tutto, anima mia,
Dove sei? — piu non posso — oh Dio! non posso —
Vorrei — vederti — io manco, io manco, oh Dio!

[1] Le Comédien, Partie II. Chap. X. p. 209.

seine Reue könnte schimpflicher Kleinmuth scheinen; ja, sich von einem französischen Bedienten so angeführt zu sehen, möchte von manchen für eine Beschämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch so wie das Stück ist, scheint es für uns Deutsche recht gut zu seyn. Wir mögen eine Raserei gern mit ein wenig Philosophie bemänteln, und finden es unserer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geständniß, falsch philosophirt zu haben, uns abgewinnt. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein französischer Prahler ist, so herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidigt. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorsicht desselben dem Tode nicht näher ist, als der gesundesten einer, so läßt ihn Gresset ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Rosalia! — Hamilton! — und du, dessen glücklicher Eifer u. s. w.“ Warum diese Rangordnung? Ist es erlaubt, die Dankbarkeit der Politesse aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erste Wort, der erste Ausdruck der Freude, so Bedienter, so weit unter seinem Herrn und seines Herrn Freunden, er auch immer ist. Wenn ich Schauspieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun sollen. Wenn ich schon, wider seine Vorschrift, nicht das erste Wort an meinen Erretter richten dürfte, so würde ich ihm wenigstens den ersten gerührten Blick zuschicken, mit der ersten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Rosalien und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es sey uns immer angelegener, Menschlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof spielt den Sidney so vortrefflich — Es ist unstreitig eine von seinen stärksten Rollen. Man kann die enthusiastische Melancholie, das Gefühl der Fühllosigkeit, wenn ich so sagen darf, worin die ganze Gemüthsverfassung des Sidney besteht, schwerlich mit mehr Kunst, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von malenden Gesten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichsam Figur und Körper giebt, und seine innersten Empfindungen in sichtbare Gegenstände verwandelt! Welcher fortreißende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beschluß machte diesen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Französischen des l'Affichard, unter dem Titel: Ist er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrin darin vorkommen muß, der es hauptsächlich um den alten Adel zu thun ist. Ein junger wohlerzogener Mensch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt sich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieses Puncts ab. Der junge Mensch hielt sich nur für den Pflegesohn eines gewissen bürgerlichen Lisanders, aber es findet sich, daß Lisander sein wahrer Vater ist. Nun wäre weiter an die Heirath nicht zu denken, wenn nicht Lisander selbst sich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablassen müssen. In der That ist er von eben so guter Geburt, als der Marquis; er ist des Marquis Sohn, den jugendliche Ausschweifungen aus dem väterlichen Hause vertrieben. Nun will er seinen Sohn brauchen, um sich mit seinem Vater auszusöhnen. Die Aussöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende sehr rührend. Da also der Hauptton desselben rührender, als komisch ist: sollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieses erwarten lassen? Der Titel ist eine wahre Kleinigkeit; aber dießmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erschöpfen; aber er sollte doch auch nicht irre führen. Und dieser thut es ein wenig. Was ist leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutschen Verfassers von dem Originale gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimische Ansehen, das fast allen von dem französischen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freitags, den 15. Mai) ward das Gespenst mit der Trommel gespielt.

Dieses Stück schreibt sich eigentlich aus dem Englischen des Addison her. Addisson hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatische Poesie überhaupt war sein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß sich überall aus dem Handel zu ziehen; und so haben seine beiden Stücke, wenn schon nicht die höchsten Schönheiten ihrer Gattung, wenigstens andere, die sie noch immer zu sehr schätzbaren Werken machen. Er suchte sich mit dem einen sowohl als mit dem andern der französischen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addisons, und diese Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geschmacke der Engländer werden. Begnüge sich damit, wer keine höhere Schönheiten kennt!

Destouches, der in England persönlichen Umgang mit Addison gehabt hatte, zog das Lustspiel desselben über einen noch französischern Leisten. Wir spielen es nach seiner Umarbeitung; in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kälter und kraftloser geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, so hat Madame Gottsched, von der sich die deutsche Uebersetzung herschreibt, das englische Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergestellt.

Den neunzehnten Abend (Montags, den 18. Mai) ward der verheirathete Philosoph, vom Destouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigsten Abend (Dienstags, den 19. Mai) gespielt wurde.

Dieses Lustspiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabei so herzlich, als der Unwissendste aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten seyn müssen, und die Fehler vielleicht nur willkürliche Regeln betreffen, über die man sich leichter hinaussetzen kann, als es die Kunstrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen gesetzt: immerhin. Sein Demokrit sieht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; sein Athen ist ein ganz anderes Athen, als wir kennen: nun wohl, so streiche man Demokrit und Athen aus, und setze bloß erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß so gut, als ein anderer, gewußt, daß um Athen keine Wüste und keine Tiger und Bären waren; daß es, zu der Zeit des Demokrits, keinen König hatte u. s. w. Aber er hat das alles jetzt nicht wissen wollen; seine Absicht war, die Sitten seines Landes unter fremden Namen zu schildern. Diese Schilderung ist das Hauptwerk des komischen Dichtees, und nicht die historische Wahrheit.

Andere Fehler möchten schwerer zu entschuldigen seyn; der Mangel des Interesse, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Personen, das abgeschmackte Geschwätz des Demokrits, nicht deßwegen nur abgeschmackt, weil es der Idee widerspricht, die wir von dem Demokrit haben, sondern weil es Unsinn in

jedes andern Munde seyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben wie er wolle. Aber was übersieht man nicht bei der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler setzen? Der Charakter des Strabo ist gleichwohl schwer zu bestimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen soll; er ändert seinen Ton gegen jeden, mit dem er spricht; bald ist er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverschämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis ist ungemein komisch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiselle Beauval und la Thorilliere diese Scenen zuerst spielten, hat sich von einem Acteur zu andern, von einer Actrice zur andern fortgepflanzt. Es sind die unanständigsten Grimassen; aber da sie durch die Ueberlieferung bei Franzosen und Deutschen geheiligt sind, so kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu sagen, daß man sie eigentlich kaum in dem niedrigsten Possenspiele dulden sollte. Der beste, drolligste und ausgeführteste Charakter ist der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, schalkisch und geradezu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetischen Seite betrachtet, nichts weniger als episodisch, sondern zu Auflösung des Knoten eben so schicklich als unentbehrlich ist. [1]

Achtzehntes Stück.

Den 30. Juni 1767.

Den einundzwanzigsten Abend (Mittwochs, den 20. Mai) wurde das Lustspiel des Marivaux, die falschen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat fast ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; sein erstes Stück ist vom Jahre 1712, und sein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zweiundsiebzig. Die Zahl seiner Lustspiele beläuft sich auf einige dreißig, wovon mehr als zwei Drittheile den Harlekin haben, weil er sie für die italienische Bühne verfertigte. Unter diese gehören auch die falschen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerst, ohne besondern Beifall, gespielt, zwei Jahre darauf aber wieder hervorgesucht wurden, und desto größern erhielten.

Seine Stücke, so reich sie auch an mannichfaltigen Charakteren und Verwicklungen sind, sehen sich einander dennoch sehr ähnlich. In allen der nämliche schimmernde, und öfters allzugesuchte Witz; in allen die nämliche metaphysische Zergliederung der Leidenschaften; in allen die nämliche blumenreiche, neologische Sprache. Seine Plane sind nur von einem sehr geringen Umfange; aber als ein wahrer Kallipides seiner Kunst weiß er den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberin, sub auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Professors Gottsched, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutsche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen. Ich sage geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin selbst spielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperson war. Aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und war ganz weiß anstatt scheckigt gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geschmack!

[1] Histoire du Théâtre François. T. XIV. p. 164.

Auch die falschen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutschen Uebersetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernste; wenn er unter fremdem Namen zu dulden ist, warum nicht auch unter seinem? „Er ist ein ausländisches Geschöpf;" sagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt sich, wie sich kein Mensch unter uns trägt:" — so braucht er nicht erst lange zu sagen, wer er ist. „Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen." Man muß ihn als kein Individuum, sondern als eine ganze Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falschen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gassen, vorkömmt; sondern es sind Harlekine; die Gattung leidet tausend Varietäten; der im Timon ist nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieser in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge hat, hat man ihnen einerlei Namen gelassen. Warum wollen wir eckler, in unsern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender seyn, als — ich will nicht sagen, die Franzosen und Italiener sind — sondern, als selbst die Römer und Griechen waren? War ihr Parasit etwas anders als der Harlekin? Hatte er nicht auch seine eigene, besondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten werden mußten, sie mochten sich nun in die Geschichte des Stücks schicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Groteske-Komische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimme habe ich schon. Es wird darin beiläufig von einem gewissen Schriftsteller gesagt, daß er Einsicht genug besitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Jetzt ist er es geworden! wird man denken. Aber nein; er ist es immer gewesen. Den Einwurf, den ihm Herr Möser wider den Harlekin in den Mund legt, kann er sich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Außer dem Harlekin kömmt in den falschen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führt. Beide wurden sehr wohl gespielt; und unser Theater hat überhaupt an den Herren Hensel und Merschy ein paar Acteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum besser verlangen kann.

Den zweiundzwanzigsten Abend (Donnerstags, den 21. Mai) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführt.

Der Name Du Belloy kann niemanden unbekannt seyn, der in der neuern französischen Literatur nicht ganz ein Fremdling ist. Des Verfassers der Belagerung von Calais! Wenn es dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die großen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind

Zwanzigstes Stück.

Den 7. Juli 1767.

Den dreiundzwanzigsten Abend (Freitags, den 22. Mai) ward Cenie aufgeführt.

Dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Uebersetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntnisse, welches sie von sich selbst ablegt, „daß sie die Ehre, welche man durch Uebersetzung oder auch Verfertigung theatralischer Stücke erwerben könne, allezeit nur für sehr mittelmäßig gehalten habe," läßt sich leicht vermuthen, daß sie, diese mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur sehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie einige lustige Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter ist es, eine Schnurre zu übersetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man diese verkennt, und sie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollständigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logischen Satze verlangen. Z. E. Dorimont hat dem Mericourt eine ansehnliche Verbindung nebst dem vierten Theile seines Vermögens zugedacht. Aber das ist das wenigste, worauf Mericourt geht; er verweigert sich dem großmüthigen Anerbieten und will sich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben scheinen. „Wozu das? sagt er. Warum wollen Sie sich Ihres Vermögens berauben? Genießen Sie Ihre Güter selbst; sie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekostet." J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will Ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen." Vortrefflich! Hier ist kein Wort zu viel! Die wahre nachlässige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden ist, von seiner Güte spricht, wenn er davon sprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beides ist ihm nur eines; das eine ist ihm nicht bloß eine Folge des andern, ein Theil des andern; das eine ist ihm ganz das andere: und so wie sein Herz keinen Unterschied darunter kennt, so weiß auch sein Mund keinen darunter zu machen; er spricht, als ob er das nämliche zweimal spräche, als ob beide Sätze wahre tautologische Sätze, vollkommen identische Sätze wären; ohne das geringste Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem sie eine Partikel erst fühlbar machen soll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottschedin jene acht Worte übersetzt hat? „Alsdann werde ich meiner Güter erst recht genießen, wenn ich euch beide dadurch werde glücklich gemacht haben." Unerträglich! Der Sinn ist vollkommen übergetragen, aber der Geist ist verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn erstickt. Dieses Alsdann, mit seinem Schwanze von Wenn; dieses Erst; dieses Recht; dieses Dadurch: lauter Bestimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine frostige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verstehen, darf ich nur sagen, daß ungefähr auf diesen Schlag das ganze Stück übersetzt ist. Jede feinere Gesinnung ist in ihren gesunden Menschenverstand paraphrasirt, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Bestandtheile seiner Bedeutung aufgelöst worden. Hierzu kömmt i Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete benennungen contrastiren mit den Ausrufungen der g Natur auf die abscheulichste Weise. Indem Cenie ihre erkennt, ruft sie: „Frau Mutter! o welch ein süßer Der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahre mit Citronensaft! Der herbe Titel zieht das ganze der dung sich öffnende Herz wieder zusammen. Und in dem blicke, da sie ihren Vater findet, wirft sie sich gar m „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!" die Arme. Mon père! auf deutsch: Gnädiger Herr Was für ein respectuöses Kind! Wenn ich Darsainvill ich hätte es eben so gern gar nicht wieder gefunden, dieser Anrede.

Madame Löwen spielt die Orphise; man kann sie n mehrerer Würde und Empfindung spielen. Jede Mien das ruhige Bewußtseyn ihres verkannten Werthes; un Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, k ihrem Tone gelingen.

Cenie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt au Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht ge kömmt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herz mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geh terbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; ist ein sehr seltener Fehler; ein sehr beneidenswürdiger Die Actrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exercirt. Ic nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond ist ganz Do Diese Mischung von Sanftmuth und Ernst, von Weichh und Strenge wird gerade in so einem Manne wirklich se sie ist es in keinem. Wenn er zum Schlusse des Stü Mericourt sagt: „Ich will ihm so viel geben, daß er großen Welt leben kann, die sein Vaterland ist; aber seh ich ihn nicht mehr!" wer hat den Mann gelehrt, mit e erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit ein zigen Kopfdrehen uns auf einmal zu zeigen, was das Land ist, dieses Vaterland des Mericourt? Ein gefäl ein böses Land!

Tot linguae, quot membra viro! —

Den vierundzwanzigsten Abend (Freitags, den 25 ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführt.

Amalia wird von Kennern für das beste Lustspiel Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Interesse, führtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreiche log, als seine übrige komische Stücke. Die Rollen sind wohl besetzt; besonders macht Madame Böck den Man die verkleidete Amalia mit vieler Anmuth und mit aller gezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig wahrscheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer verkannt zu sehen. Dergleichen Verkleidungen überhaup einem dramatischen Stücke zwar ein romanhaftes Ansehe für kann es aber auch nicht fehlen, daß sie nicht sehr l auch wohl sehr interessante Scenen veranlassen sollten. A ser Art ist die fünfte des letzten Acts, in welcher ich Freunde einige allzu kühn croquirte Pinselstriche zu lind mit dem Uebrigen in eine sanftere Haltung zu vertreib rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geschi

ich mit dem Frauenzimmer manchmal in diesem zu-
ı Tone spricht. Ich will nicht untersuchen, wie weit es
eiblichen Bescheidenheit bestehen könne, gewisse Dinge,
ıter der Verkleidung, so zu brüsquiren. Ich will die
ıng ungeäußert lassen, daß es vielleicht gar nicht ein-
:chte Art sey, eine Madame Freemann ins Enge zu
aß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte seiner
können; daß man über einen schnellen Strom nicht
Linie schwimmen zu wollen verlangen müsse; daß —
ıt, ich will diese Vermuthungen ungeäußert lassen;
önnte leicht bei einem solchen Handel mehr als eine
geben. Nachdem nämlich die Gegenstände sind; obschon
och gar nicht ausgemacht ist, daß diejenige Frau, bei
ıe Art fehlgeschlagen, auch allen übrigen Arten Ob-
:n werde. Ich will bloß bekennen, daß ich für mein
t Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu
. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig
ı zu zeigen, eben so sehr gefürchtet haben, als vor der
llzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer
Crebillonschen Fähigkeit bewußt gewesen wäre, mich
eide Klippen durchzustehlen: so weiß ich doch nicht, ob
iel lieber einen ganz andern Weg eingeschlagen wäre.
da sich dieser andere Weg hier von selbst öffnet. Man-
Amalia, wußte ja, daß Freemann mit seiner vorgeb-
n nicht gesetzmäßig verbunden sey. Warum konnte er
dieses zum Grunde nehmen, sie ihm gänzlich abspän-
ıchen, und sich ihr nicht als einen Galan, dem es nur
ige Gunstbezeugungen zu thun, sondern als einen
ı Liebhaber anzutragen, der sein ganzes Schicksal mit
len bereit sey? Seine Bewerbungen würden dadurch,
cht sagen unsträflich, aber doch unsträflicher geworden
ürde, ohne sie in ihren eigenen Augen zu beschimpfen,
ben bestehen können; die Probe wäre ungleich verfüh-
nd das Bestehen in derselben ungleich entscheidender
iebe gegen Freemann gewesen. Man würde zugleich
ntlichen Plan von Seiten der Amalia dabei abgesehen
ıstatt daß man jetzt nicht wohl errathen kann, was sie
r thun können, wenn sie unglücklicher Weise in ihrer
ıg glücklich gewesen wäre.

der Amalia folgte das kleine Lustspiel des Saintfoix,
ıpachter. Es besteht ungefähr aus ein Dutzend Sce-
er äußersten Lebhaftigkeit. Es dürfte schwer seyn, in
engen Bezirk mehr gesunde Moral, mehr Charaktere,
ereffe zu bringen. Die Manier dieses liebenswürdigen
lers ist bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres
s Ganze zu machen gewußt, als Er.

fünfundzwanzigsten Abend (Dienstags, den 26. Mai)
Zelmire des Du Belloy wiederholt.

Einundzwanzigstes Stück.

Den 10. Juli 1767.

sechsundzwanzigsten Abend (Freitags, den 29. Mai)
Mütterschule des Nivelle de la Chaussee aufgeführt.

die Geschichte einer Mutter, die für ihre parteiische
it gegen einen nichtswürdigen schmeichlerischen Sohn
nte Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück
em Titel. Aber bei ihm ist es die Geschichte einer Mut-
re Tochter, um ein recht gutes, gehorsames Kind an
ihr zu haben, in aller Einfalt erzieht, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz; sie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil sie keine Gefahr kennt; sie verliebt sich in den ersten in den besten, ohne Mama darum zu fragen, und Mama mag dem Himmel danken, daß es noch so gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernsthafte Betrachtungen anzustellen; in dieser setzt es mehr zu lachen. Die eine ist der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr seyn, beide an einem Abende hinter einander besuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erste Stück ist von fünf Acten, das andere von einem.

Den siebenundzwanzigsten Abend (Montags, den 1. Juni) ward die Nanine des Herrn von Voltaire gespielt.

Nanine? fragten sogenannte Kunstrichter, als dieses Lustspiel im Jahre 1749 zuerst erschien. Was ist das für ein Titel? Was denkt man dabei? — Nicht mehr und nicht weniger, als man bei einem Titel denken soll. Ein Titel muß kein Küchenzettel seyn. Je weniger er von dem Inhalte verräth, desto besser ist er. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien selten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehört des Plautus Miles gloriosus. Wie kommt es, daß man noch nicht angemerkt, daß dieser Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte sein Stück bloß Gloriosus; so wie er ein anderes Truculentus überschrieb. Miles muß der Zusatz eines Grammatikers seyn. Es ist wahr, der Prahler, den Plautus schildert, ist ein Soldat; aber seine Prahlereien beziehen sich nicht bloß auf seinen Stand, und seine kriegerische Thaten. Er ist in dem Puncte der Liebe eben so großsprecherisch; er rühmt sich nicht allein der tapferste, sondern auch der schönste und liebenswürdigste Mann zu seyn. Beides kann in dem Worte Gloriosus liegen; aber sobald man Miles hinzufügt, wird das gloriosus nur auf das erstere eingeschränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der diesen Zusatz machte, eine Stelle des Cicero[1] verführt; aber hier hätte ihm Plautus selbst mehr als Cicero gelten sollen. Plautus selbst sagt:

> Alazon Graece huic nomen est Comoediae
> Id nos latine Gloriosum dicimus —

und in der Stelle des Cicero ist es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeint sey. Der Charakter eines großsprecherischen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben so wohl auf den Thraso des Terenz gezielt haben. — Doch dieses beiläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt schon einmal geäußert zu haben. Es könnte seyn, daß die Sache so unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem schönen Titel eine schlechte Komödie gemacht, und bloß des schönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem schlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet worden, so wird kaum einer zu erdenken seyn, nach welchem besonders die Franzosen nicht schon ein Stück genannt hätten. Der ist längst da gewesen! ruft man. Der auch schon! Dieser würde vom Molière, jener vom Destouches entlehnt seyn! Entlehnt? Das kommt aus den schönen Titeln. Was für

[1] De Officiis Lib. I. Cap. 38.

ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewissen Charakter dadurch, daß er seinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn stillschweigend gebraucht hätte, so würde ich ihn wiederum stillschweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber so wage es einer einmal und mache z. E. einen neuen Misanthropen. Wenn er auch keinen Zug von dem Molièreschen nimmt, so wird sein Misanthrop doch immer nur eine Copie heißen. Genug, daß Molière den Namen zuerst gebraucht hat. Jener hat unrecht, daß er funfzig Jahre später lebt, und daß die Sprache für die unendlichen Varietäten des menschlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

Wenn der Titel Nanine nichts sagt, so sagt der andere Titel desto mehr: Nanine oder das besiegte Vorurtheil. Und warum soll ein Stück nicht zwei Titel haben? Haben wir Menschen doch auch zwei, drei Namen. Die Namen sind der Unterscheidung wegen; und mit zwei Namen ist die Verwechslung schwerer, als mit einem. Wegen des zweiten Titels scheint der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit sich gewesen zu seyn. In der nämlichen Ausgabe seiner Werke heißt er auf einem Blatte das besiegte Vorurtheil, und auf dem andern der Mann ohne Vorurtheil. Doch beides ist nicht weit auseinander. Es ist von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich sey, die Rede. Kurz, die Geschichte der Nanine ist die Geschichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil schon einige Jahre vorher ein paar Stücke unter diesem Namen erschienen waren und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boissy und des De la Chaussee sind auch ziemlich kahle Stücke, und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu seyn, etwas weit Besseres zu machen.

Nanine gehört unter die rührenden Lustspiele. Es hat aber auch sehr viel lächerliche Scenen, und nur in so fern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechseln, will Voltaire diese in der Komödie geduldet wissen. Eine ganz ernsthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, ist ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen und von dem Lächerlichen zum Rührenden sehr natürlich. Das menschliche Leben ist nichts als eine beständige Kette solcher Uebergänge und die Komödie soll ein Spiegel des menschlichen Lebens seyn. „Was ist gewöhnlicher, sagt er, als daß in dem nämlichen Hause der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter seufzt, der Sohn sich über beide aufhält und jeder Anverwandte bei der nämlichen Scene etwas anderes empfindet? Man verspottet in einer Stube sehr oft, was in der Stube nebenan äußerst bewegt; und nicht selten hat eben dieselbe Person in eben derselben Viertelstunde über eben dieselbe Sache gelacht und geweint. Eine sehr ehrwürdige Matrone saß bei einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie stand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, sie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieses Kind, nur dieses; magst du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheirathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte sie beim Aermel und fragte: Madame, auch die Schwiegersöhne? Das kalte Blut, der komische Ton, mit denen er diese Worte aussprach, machten einen solchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß sie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke selbst, als sie es hörte, wäre vor Lachen fast erstickt."

„Homer, sagt er an einem andern Orte, läßt sogar die Götter, indem sie das Schicksal der Welt entscheiden, über den possirlichen Anstand des Vulcans lachen. Hector lacht über die Furcht seines kleinen Sohnes, indem Andromache die heißesten Thränen vergießt. Es trifft sich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunst, oder sonst eines traurigen Verhängnisses, ein Einfall, eine ungefähre Posse, trotz aller Beängstigung, trotz alles Mitleids das unbändigste Lachen erregt. Man befahl in der Schlacht bei Speyern einem Regimente, daß es keinen Pardon geben sollte. Ein deutscher Officier bat darum, und der Franzose, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen, nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Diese Naivetät ging sogleich von Mund zu Munde: man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Sosias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung streiten zu wollen."

Sehr wohl! Aber streitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernsthafte Komödie für eine eben so fehlerhafte als langweilige Gattung erklärt? Vielleicht damals, als er es schrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen.

Zweiundzwanzigstes Stück.

Den 14. Juli 1767.

Den achtundzwanzigsten Abend (Dienstags, den 2. Juni) ward der Advokat Patelin wiederholt und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beschlossen.

Ohnstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen. Sie beweisen zugleich, daß es an Originalnarren bei uns gar nicht mangelt und daß nur die Augen ein wenig selten sind, denen sie sich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unsere Thorheiten sind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben sehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben sich unsere Virtuosen an eine allzuflache Manier gewöhnt. Sie machen sie ähnlich, aber nicht hervorspringend. Sie treffen; aber da sie ihren Gegenstand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, so mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir sehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald satt gesehen und deren allzuschneidende Außenlinien uns gleich an die Täuschung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren sind in der ganzen Welt platt und frostig und eckel; wenn sie belustigen sollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß sie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der schmutzigen Nachlässigkeit auf das Theater bringen, in der sie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müssen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umstände verrathen, aus

der ſich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß ſie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verſtand leihen, das Armſelige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, ſagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zuſammen iſt, dieſer Herr Stephan und dieſe Frau Stephan! Herr Stephan iſt ein reicher Mann und ein guter Mann. Gleichwohl muß ſeine geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne ſo viel Umſtände machen! Wir ſind freilich ſehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein ſo gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann ſie nicht hinſchicken und ausnehmen laſſen und machen laſſen. Der Mann wird ja wohl bezahlen, und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! ſagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter ſchrieb zu den Zeiten unſerer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es iſt nicht erlaubt, daß die Actrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte ſie nicht Roberonde, Benedictine, Reſpecteuſe — (ich habe die andern Namen vergeſſen, ich würde ſie auch nicht zu ſchreiben wiſſen) — dafür ſagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueſte Stoff iſt, wornach Madame Stephan lechzt, ſo muß es auch die neueſte Tracht ſeyn. Wie können wir es ſonſt wahrſcheinlich finden, daß ſie darüber krank geworden?

Und ich, ſagte eine dritte (es war die gelehrteſte) finde es ſehr unanſtändig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man ſieht wohl, was den Verfaſſer zu dieſer — wie ſoll ich es nennen? — Verkennung unſerer Delicateſſe gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig ſeyn; die Stephan ſollte es noch anziehen; und in vierundzwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte ſich nicht einmal zu einem kleinen Nachſpiele vierundzwanzig Stunden gar wohl erlauben. Denn Ariſtoteles ſagt — hier ward meine Kunſtrichterin unterbrochen.

Den neunundzwanzigſten Abend (Mittwochs, den 3. Juni) ward nach der Melanide des De la Chauſſee der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann geſpielt.

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt Herr Hippel in Danzig. Es iſt reich an drolligen Einfällen; nur ſchade, daß ein jeder, ſobald er den Titel hört, alle dieſe Einfälle vorausſieht. National iſt es auch genug, oder vielmehr provincial. Und dieſes könnte leicht das andere Extrem werden, in das unſere komiſchen Dichter verfielen, wenn ſie wahre deutſche Sitten ſchildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Luſtſpiel kann einen doppelten Titel haben; doch verſteht ſich, daß jeder etwas anders ſagen muß. Hier iſt das nicht; der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann ſagen ziemlich das nämliche; außer daß das erſte ohngefähr die Carrikatur von dem andern iſt.

Den dreißigſten Abend (Donnerſtags, den 4. Juni) ward der Graf von Eſſex vom Thomas Corneille aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel iſt faſt das einzige, welches ſich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutſchen Bühnen noch öfter wiederholt, als auf den franzöſiſchen. Es iſt vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nämliche Geſchichte bearbeitet hatte.

„Es iſt gewiß, ſchreibt Corneille, daß der Graf von Eſſex bei der Königin Eliſabeth in beſondern Gnaden geſtanden. Er war von Natur ſehr ſtolz. Die Dienſte, die er England geleiſtet hatte, blieſen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beſchuldigten ihn eines Verſtändniſſes mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irland zu ihrem Haupte erwählt hatten. Der Verdacht, der dieſerwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und, nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25. Februar 1601 enthauptet. So viel hat mir die Hiſtorie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Laſt legt, daß ich ſie in einem wichtigen Stücke verfälſcht hätte, weil ich mich des Vorfalls mit dem Ringe nicht bedient, den die Königin dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er ſich jemals eines Staatsverbrechens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß mich dieſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer Ring eine Erfindung des Calprenede iſt, wenigſtens habe ich in keinem Geſchichtſchreiber das geringſte davon geleſen.“

Allerdings ſtand es Corneillen frei, dieſen Umſtand mit dem Ringe zu nutzen oder nicht zu nutzen; aber darin ging er zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung erklärte. Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer Zweifel geſetzt worden; und die bedächtlichſten, ſceptiſchſten Geſchichtſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem Tode verfiel, ſo ſagt er: „Die gemeinſte Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte war dieſe, daß dieſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz außerordentliche Achtung für das Andenken dieſes unglücklichen Herrn; und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte, ſo nannte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen. Kurz vorher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfin von Nottingham, die auf ihrem Todbette lag, wünſchte die Königin zu ſehen, und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, deſſen Verhehlung ſie nicht ruhig würde ſterben laſſen. Wie die Königin in ihr Zimmer kam, ſagte ihr die Gräfin, Eſſex habe, nachdem ihm das Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die Königin um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er habe ihr nämlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm zur Zeit der Huld mit der Verſicherung geſchenkt, daß, wenn er ihr denſelben bei einem etwaigen Unglücke als ein Zeichen ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnade wiederum verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon, durch welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein Verſehen aber ſey er nicht in der Lady Scroop, ſondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzählt (er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden des Eſſex) und der habe ihr verboten, den Ring weder der Königin zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden. Wie die Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat ſie dieſelbe um Vergebung; allein

Elisabeth, die nunmehr sowohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einsah, daß sie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigensinnes gehabt, antwortete: Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das Zimmer in großer Entsetzung und von dem Augenblicke an sanken ihre Lebensgeister gänzlich. Sie nahm weder Speise noch Trank zu sich; sie verweigerte sich allen Arzneien; sie kam in kein Bette; sie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polster, ohne ein Wort zu sprechen, in Gedanken sitzen; einen Finger im Munde, mit offnen, auf die Erde geschlagnen Augen; bis sie endlich, von innerlicher Angst der Seelen und von so langem Fasten ganz entkräftet, den Geist aufgab."

Dreiundzwanzigstes Stück.

Den 17. Juli 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Essex auf eine sonderbare Weise kritisirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Essex ein vorzüglich gutes Stück sey; aber das ist leicht zu erweisen, daß viele von den Fehlern, die er daran tadelt, theils sich nicht darin finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten sind, die seinerseits eben nicht den richtigsten und würdigsten Begriff von der Tragödie voraussetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein sehr profunder Historikus seyn will. Er schwang sich also auch bei dem Essex auf dieses sein Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth sind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der englischen Geschichte nur wenig gewußt; und zum Glück für den Dichter, war das damalige Publicum noch unwissender. Jetzt, sagt er, kennen wir die Königin Elisabeth und den Grafen Essex besser; jetzt würden einem Dichter dergleichen grobe Verstoßungen wider die historische Wahrheit schärfer aufgemutzt werden.

Und welches sind denn diese Verstoßungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königin damals, als sie dem Grafen den Proceß machen ließ, achtundsechzig Jahre alt war. Es wäre also lächerlich, sagt er, wenn man sich einbilden wollte, daß die Liebe den geringsten Antheil an dieser Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geschieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geschehen denken, ist das so lächerlich? „Nachdem das Urtheil über den Essex abgegeben war, sagt Hume, fand sich die Königin in der äußersten Unruhe und in der grausamsten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, stritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß sie in diesem quälenden Zustande mehr zu beklagen war, als Essex selbst. Sie unterzeichnete und widerrief den Befehl zu seiner Hinrichtung einmal über das andere; jetzt war sie fast entschlossen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er sollte leben. Die Feinde des Grafen ließen sie nicht aus den Augen; sie stellten ihr vor, daß er selbst den Tod wünsche, daß er selbst erklärt habe, wie sie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrscheinlicherweise that diese Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der Königin, die der Graf sonach lieber durch seinen Tod befestigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als sich seine Feinde davon versprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenschaft, die sie so lange f unglücklichen Gefangnen genährt hatte, wieder an. Wa dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die verme Halsstarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie sich dieses Schrittes von ihm alle Stunden, und nur au druß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ sie dem Rechte seinen Lauf."

Warum sollte Elisabeth nicht noch in ihrem achtundsech Jahre geliebt haben, sie, die sich so gern lieben ließ? S es so sehr schmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte die es so wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen Die Welt muß in diesem Stücke keine eitlere Frau jem sehen haben. Ihre Höflinge stellten sich daher alle in sie und bedienten sich gegen Ihro Majestät, mit allem An des Ernstes, des Styls der lächerlichsten Galanterie. A leigh in Ungnade fiel, schrieb er an seinen Freund Cecil Brief, ohne Zweifel, damit er ihn weisen sollte, in w ihm die Königin eine Venus, eine Diane und ich weiß was war. Gleichwohl war diese Göttin damals schon Jahre alt. Fünf Jahre darauf führte Heinrich Unton, i gesandter in Frankreich, die nämliche Sprache mit ihr. Corneille ist hinlänglich berechtigt gewesen, ihr alle die v Schwachheit beizulegen, durch die er das zärtliche Weib n stolzen Königin in einen so interessanten Streit bringt.

Eben so wenig hat er den Charakter des Essex verstel verfälscht. Essex, sagt Voltaire, war der Held gar nicht, ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges Aber wenn er es nicht war, so glaubte er es doch zu seyn Vernichtung der spanischen Flotte, die Eroberung von an der ihm Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hie sehr für sein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, sich jemand die geringste Ehre davon anmaßte. Er erb es mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen vo thingham, unter dem er kommandirt hatte, gegen seinen gegen jeden von seinen Anverwandten zu beweisen, daß allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von seinen Feinden, nam vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobham, sehr verächtlic chen. Auch das will Voltaire nicht gut heißen. Es ist ni laubt, sagt er, eine so neue Geschichte so gröblich zu verf und Männer von so vornehmer Geburt, von so große diensten so unwürdig zu mißhandeln. Aber hier komm gar nicht darauf an, was diese Männer waren, sondern sie Essex hielt; und Essex war auf seine eigene Verdien genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Essex sagen läßt, daß es nur an Willen gemangelt, den Thron selbst zu besteigen, so läßt freilich etwas sagen, was noch weit von der Wahrheit war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen „Wie? Essex auf dem Throne? mit was für Recht? um für Vorwande? wie wäre das möglich gewesen?" Den taire hätte sich erinnern sollen, daß Essex von mütterliche aus dem königlichen Hause abstammte, und daß es wirkl hänger von ihm gegeben, die unbesonnen genug waren, unter diejenigen zu zählen, die Ansprüche auf die Krone könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Sch in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das erste seyn, versichern, daß er selbst dergleichen ehrgeizige Gedan

gehabt habe. Was er hier von ſich ablehnte, iſt nicht viel weniger, als was ihn Corneille vorausſetzen läßt.

Indem alſo Voltaire durch das ganze Stück nichts als hiſtoriſche Unrichtigkeiten findet, begeht er ſelbſt nicht geringe. Ueber eine hat ſich Walpole [1] ſchon luſtig gemacht. Wenn nämlich Voltaire die erſtern Lieblinge der Königin Eliſabeth nennen will, ſo nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leiceſter. Er wußte nicht, daß beide nur eine Perſon waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Aronet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwei verſchiedenen Perſonen machen könnte. Eben ſo unverzeihlich iſt das Hyſteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königin dem Eſſex gab. Es iſt falſch, daß er ſie nach ſeiner unglücklichen Expedition in Irland bekam; er hatte ſie lange vorher bekommen; und es iſt ſo wenig wahr, daß er damals den Zorn der Königin durch die geringſte Erniedrigung zu beſänftigen geſucht, daß er vielmehr auf die lebhafteſte und edelſte Art mündlich und ſchriftlich ſeine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu ſeiner Begnadigung auch nicht wieder den erſten Schritt; die Königin mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Herrn von Voltaire an? Eben ſo wenig als ihn die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Corneille hätte angehen ſollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieſer gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille ſey ein Roman: wenn er rührend iſt, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedient hat?

Weßwegen wählt der tragiſche Dichter wahre Namen? Nimmt er ſeine Charaktere aus dieſen Namen; oder nimmt er dieſe Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meiſten Trauerſpiele vielleicht entſtanden ſind, ſondern wie ſie eigentlich entſtehen ſollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinſtimmender auszudrücken: ſind es die bloßen Facta, die Umſtände der Zeit und des Orts, oder ſind es die Charaktere der Perſonen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere ſind, ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen; und nichts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache geben können.

Vierundzwanzigſtes Stück.

Den 21. Juli 1767.

Wenn der Charakter der Eliſabeth des Corneille das poetiſche Ideal von dem wahren Charakter iſt, den die Geſchichte der Königin dieſes Namens beilegt; wenn wir in ihr die Unentſchlüſſigkeit, die Widerſprüche, die Beängſtigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht ſagen, bei dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen iſt, ſondern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen, mit wahren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher Perſonen, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt, mit Zeugniſſen belegen zu laſſen: heißt ihn und ſeinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

Zwar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Chicane ſeyn. Denn Voltaire iſt ſelbſt ein tragiſcher Dichter und ohnſtreitig ein weit größerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meiſter in einer Kunſt ſeyn und doch falſche Begriffe von der Kunſt haben könnte. Und was die Chicane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtorikus, in der Hiſtorie den Philoſophen, und in der Philoſophie den witzigen Kopf.

Sollte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabeth achtundſechzig Jahr alt war, als ſie den Grafen köpfen ließ? Im achtundſechzigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die große Naſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige Einfälle muß das geben! Freilich ſtehen dieſe luſtigen Einfälle in dem Commentare über eine Tragödie; alſo da, wo ſie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem Commentator zu ſagen: „Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth achtundſechzig Jahre alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefähr mit dem Eſſex von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter. Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras, das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bei dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Actrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure achtundſechzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eignen Augen?“ —

So ungefähr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſex erklären. „Euer Eſſex im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich; was jener, unter glücklichern Umſtänden für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königin nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſex iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.“

Kurz, die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die

[1] Le Chateau d'Otrante, Pref. p. XIV.

Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem: wohl, so brauche er sie. Nur daß man ihm hieraus eben so wenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Diesen Punkt von der historischen Wahrheit abgerechnet, bin ich sehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterschreiben. Essex ist ein mittelmäßiges Stück, sowohl in Ansehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem seufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht seyn kann, als aus edelmüthigem Stolze sich nicht zu Entschuldigungen und Bitten herab zu lassen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichste Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzose wohl haben mußte. Der Styl ist in der Grundsprache schwach; in der Uebersetzung ist er oft kriechend geworden. Aber überhaupt ist das Stück nicht ohne Interesse und hat hier und da glückliche Verse; die aber im Französischen glücklicher sind, als im Deutschen. „Die Schauspieler, setzt der Herr von Voltaire hinzu, besonders die in der Provinz, spielen die Rolle des Essex gar zu gern, weil sie in einem gestickten Bande unter dem Knie und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erscheinen können. Der Graf ist ein Held von der ersten Klasse, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens ist die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt so klein, daß die, welche nicht ganz schlecht sind, noch immer Zuschauer an sich ziehen, wenn sie von guten Acteurs nur aufgestutzt werden."

Er bestätigt dieses allgemeine Urtheil durch verschiedene einzelne Anmerkungen, die eben so richtig als scharfsinnig sind, und deren man sich vielleicht bei einer wiederholten Vorstellung mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichsten also hier mit; in der festen Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genusse nicht schadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am schärfsten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen sind, welche das Theater am fleißigsten besuchen.

„Die Rolle des Cecils ist eine Nebenrolle und eine sehr frostige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in seiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narcissus geschildert hat."

„Die vorgebliche Herzogin von Irton ist eine vernünftige tugendhafte Frau, die sich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Elisabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieser Charakter würde sehr schön seyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt sie bloß die Stelle eines Freundes. Das ist für das Theater nicht hinlänglich."

„Mich dünkt, daß alles, was die Personen in dieser Tragödie sagen und thun, immer noch sehr schielend, verwirrt und unbestimmt ist. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verständlich, und jede Gesinnung plan und natürlich seyn: das sind die ersten wesentlichsten Regeln. Aber was will Essex? Was will Elisabeth? Worin besteht das Verbrechen des Grafen? Ist er schuldig, oder ist er fälschlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unschuldig hält, so muß sie sich seiner annehmen. Ist er aber schuldig: so ist es sehr unvernünftig, die Vertraute sagen zu lassen, daß er nimmermehr um Gnade bitten daß er viel zu stolz dazu sey. Dieser Stolz schickt sich seh für einen tugendhaften unschuldigen Helden, aber für Mann, der des Hochverraths überwiesen ist. Er soll sich werfen, sagt die Königin. Ist das wohl die eigentliche nung, die sie haben muß, wenn sie ihn liebt? Wenn nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angene hat, wird Elisabeth darum von ihm mehr geliebt, als Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich selbst, sagte d nigin. Ah, Madame, wenn es so weit mit Ihnen gek ist, wenn Ihre Leidenschaft so heftig geworden; so unte Sie doch die Beschuldigungen Ihres Geliebten selbst, un statten nicht, daß ihn seine Feinde unter Ihrem Namen folgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, ganz ohne Grund, heißt."

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury man nicht klug werden, ob er ihn für schuldig oder u schuldig hält. Er stellt der Königin vor, daß der Anschein betrüge, daß man alles von der Parteilichkeit und Unge keit seiner Richter zu besorgen habe. Gleichwohl nimmt Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieses wenn er seinen Freund nicht strafbar glaubte? Aber w der Zuschauer glauben? Der weiß eben so wenig, wo mit der Verschwörung des Grafen, als woran er mit der lichkeit der Königin gegen ihn ist."

„Salisbury sagt der Königin, daß man die Unterschr Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt sich ringsten nicht einfallen, einen so wichtigen Umstand nä untersuchen. Gleichwohl war sie als Königin und als G dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf diese nung, die sie doch begierigst hätte ergreifen müssen. E wiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu st und daß sie durchaus wolle, er solle um Gnade bitten."

„Aber warum sollte er um Gnade bitten, wenn seine schrift nachgemacht war?"

Fünfundzwanzigstes Stück.

Den 24. Juli 1767.

„Essex selbst betheuert seine Unschuld; aber warum lieber sterben, als die Königin davon überzeugen? Seine haben ihn verleumdet; er kann sie mit einem einzigen zu Boden schlagen; und er thut es nicht. Ist das dem Ch eines so stolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur so widersinnig handeln: so hätte ihn der Dichter dur ganze Stück von seiner Leidenschaft mehr bemeistert zeige sen. Die Heftigkeit des Affects kann alles entschuldigen; dieser Heftigkeit sehen wir ihn nicht."

„Der Stolz der Königin streitet unaufhörlich mit dem des Essex; ein solcher Streit kann leicht gefallen. Aber allein dieser Stolz sie handeln läßt, so ist er bei der E sowohl als bei dem Grafen bloßer Eigensinn. Er soll m Gnade bitten; ich will sie nicht um Gnade bitten; das ewige Leier. Der Zuschauer muß vergessen, daß Elisabe weder sehr abgeschmackt oder sehr ungerecht ist, wenn s langt, daß der Graf sich ein Verbrechen soll vergeben welches er nicht begangen, oder sie nicht untersucht h muß es vergessen und er vergißt es wirklich, um sich bl

den Geſinnungen des Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herzen ſo ſchmeichelhaft iſt.“

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer intereſſiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht auch ohne alle Hülfe der Poeſie Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.“

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Acteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorſtechenden Perſonen beruht, anſtatt daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptacteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſache zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königin ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Action nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebärde, in jeder Miene noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte als durch das übrige Betragen äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Acteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Actrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Actrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſieht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend, herrſcht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidenes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meine alſo, die Actricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltner ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt und die andere nicht ganz verwahrloſt wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchin ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Action ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterin in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch als ſeltner beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Actrice mehr die zärtliche als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt, das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwei Actricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königin mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberin mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit

Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem: wohl, so brauche er sie. Nur daß man ihm hieraus eben so wenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Diesen Punkt von der historischen Wahrheit abgerechnet, bin ich sehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterschreiben. Essex ist ein mittelmäßiges Stück, sowohl in Ansehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem seufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht seyn kann, als aus edelmüthigem Stolze sich nicht zu Entschuldigungen und Bitten herab zu lassen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichste Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzose wohl haben mußte. Der Styl ist in der Grundsprache schwach; in der Uebersetzung ist er oft kriechend geworden. Aber überhaupt ist das Stück nicht ohne Interesse und hat hier und da glückliche Verse; die aber im Französischen glücklicher sind, als im Deutschen. „Die Schauspieler, setzt der Herr von Voltaire hinzu, besonders die in der Provinz, spielen die Rolle des Essex gar zu gern, weil sie in einem gestickten Bande unter dem Knie und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erscheinen können. Der Graf ist ein Held von der ersten Klasse, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens ist die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt so klein, daß die, welche nicht ganz schlecht sind, noch immer Zuschauer an sich ziehen, wenn sie von guten Acteurs nur aufgestutzt werden."

Er bestätigt dieses allgemeine Urtheil durch verschiedene einzelne Anmerkungen, die eben so richtig als scharfsinnig sind, und deren man sich vielleicht bei einer wiederholten Vorstellung mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichsten also hier mit; in der festen Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genusse nicht schadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am schärfsten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen sind, welche das Theater am fleißigsten besuchen.

„Die Rolle des Cecils ist eine Nebenrolle und eine sehr frostige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in seiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narcissus geschildert hat."

„Die vorgebliche Herzogin von Irton ist eine vernünftige tugendhafte Frau, die sich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Elisabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieser Charakter würde sehr schön seyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt sie bloß die Stelle eines Freundes. Das ist für das Theater nicht hinlänglich."

„Mich dünkt, daß alles, was die Personen in dieser Tragödie sagen und thun, immer noch sehr schielend, verwirrt und unbestimmt ist. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verständlich, und jede Gesinnung plan und natürlich seyn: das sind die ersten wesentlichsten Regeln. Aber was will Essex? Was will Elisabeth? Worin besteht das Verbrechen des Grafen? Ist er schuldig, oder ist er fälschlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unschuldig hält, so muß sie sich seiner annehmen. *Ist er aber schuldig: so ist es sehr unvernünftig*, die Vertraute sagen zu lassen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu stolz dazu sey. Dieser Stolz schickt sich sehr wohl für einen tugendhaften unschuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwiesen ist. Er soll sich unterwerfen, sagt die Königin. Ist das wohl die eigentliche Gesinnung, die sie haben muß, wenn sie ihn liebt? Wenn er sich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Elisabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich selbst, sagte die Königin. Ah, Madame, wenn es so weit mit Ihnen gekommen ist, wenn Ihre Leidenschaft so heftig geworden; so untersuchen Sie doch die Beschuldigungen Ihres Geliebten selbst, und verstatten nicht, daß ihn seine Feinde unter Ihrem Namen so verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt."

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für schuldig oder für unschuldig hält. Er stellt der Königin vor, daß der Anschein öfters betrüge, daß man alles von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit seiner Richter zu besorgen habe. Gleichwohl nimmt er seine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieses nöthig, wenn er seinen Freund nicht strafbar glaubte? Aber was soll der Zuschauer glauben? Der weiß eben so wenig, woran er mit der Verschwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn ist."

„Salisbury sagt der Königin, daß man die Unterschrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt sich im geringsten nicht einfallen, einen so wichtigen Umstand näher zu untersuchen. Gleichwohl war sie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf diese Eröffnung, die sie doch begierigst hätte ergreifen müssen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu stolz sey, und daß sie durchaus wolle, er solle um Gnade bitten."

„Aber warum sollte er um Gnade bitten, wenn seine Unterschrift nachgemacht war?"

Fünfundzwanzigstes Stück.

Den 24. Juli 1767.

„Essex selbst betheuert seine Unschuld; aber warum will er lieber sterben, als die Königin davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann sie mit einem einzigen Wort zu Boden schlagen; und er thut es nicht. Ist das dem Charakter eines so stolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton so widersinnig handeln: so hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von seiner Leidenschaft mehr bemeistert zeigen müssen. Die Heftigkeit des Affects kann alles entschuldigen; aber in dieser Heftigkeit sehen wir ihn nicht."

„Der Stolz der Königin streitet unaufhörlich mit dem Stolz des Essex; ein solcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieser Stolz sie handeln läßt, so ist er bei der Elisabeth sowohl als bei dem Grafen bloßer Eigensinn. Er soll mich um Gnade bitten; ich will sie nicht um Gnade bitten; das ist die ewige Leier. Der Zuschauer muß vergessen, daß Elisabeth entweder sehr abgeschmackt oder sehr ungerecht ist, wenn sie verlangt, daß der Graf sich ein Verbrechen soll vergeben lassen, welches er nicht begangen, oder sie nicht untersucht hat. Er muß es vergessen und er vergißt es wirklich, um sich bloß mit

den Gesinnungen des Stolzes zu beschäftigen, der dem menschlichen Herzen so schmeichelhaft ist."

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieses Trauerspiels ist was sie seyn sollte; alle sind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieses Gefallen? Offenbar aus der Situation der Personen, die für sich selbst rührend ist. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer interessiren; die Vorstellung seines Schicksals macht auch ohne alle Hülfe der Poesie Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit selbst machen würde."

So viel liegt für den tragischen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch diese allein können die schwächsten verwirrtesten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer solche Stücke sind, in welchen sich gute Acteurs am vortheilhaftesten zeigen. Selten wird ein Meisterstück so meisterhaft vorgestellt, als es geschrieben ist; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer besser. Vielleicht, weil sie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerksam zu seyn; vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorstechenden Personen beruht, anstatt daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Person ein Hauptacteur seyn müßte, und wenn sie es nicht ist, indem sie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Essex können alle diese und mehrere Ursache zusammen kommen. Weder der Graf noch die Königin sind von dem Dichter mit der Stärke geschildert, daß sie durch die Action nicht noch weit stärker werden könnten. Essex spricht so stolz nicht, daß ihn der Schauspieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebärde, in jeder Miene noch stolzer zeigen könnte. Es ist sogar dem Stolze wesentlich, daß er sich weniger durch Worte als durch das übrige Betragen äußert. Seine Worte sind öfters bescheiden, und es läßt sich nur sehen, nicht hören, daß es eine stolze Bescheidenheit ist. Diese Rolle muß also nothwendig in der Vorstellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je subalterner Cecil und Salisbury gespielt werden, desto mehr ragt Essex hervor. Ich darf es also nicht erst lange sagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigste Acteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Elisabeth ist es nicht völlig so; aber doch kann sie auch schwerlich ganz verunglücken. Elisabeth ist so zärtlich als stolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich seyn kann; aber wie eine Actrice beides gleich gut vorstellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur selbst trauen wir einer stolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, sage ich: denn die Kennzeichen des einen widersprechen den Kennzeichen des andern. Es ist ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig sind; hat sie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, so kann sie die Leidenschaft, die sich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber schwerlich werden wir ihr glauben, daß sie dieselbe so lebhaft empfindet, als sie sagt. Wie kann eine Actrice nun weiter gehen, als die Natur? Ist sie von einem majestätischen Wuchse, tönt ihre Stimme voller und männlicher, ist ihr Blick dreist, ist ihre Bewegung schnell und herzhaft: so werden ihr die stolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie sieht es mit den zärtlichen? Ist ihre Figur hingegen weniger imponirend, herrscht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein bescheidenes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; ist in ihrer Bewegung mehr Anstand und Würde als Kraft und Geist: so wird sie den zärtlichen Stellen die völligste Genüge leisten; aber auch den stolzen? Sie wird sie nicht verderben, ganz gewiß nicht; sie wird sie noch genug absetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Elisabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hause zu schicken. Ich meine also, die Actricen, welche die ganze doppelte Elisabeth uns gleich täuschend zu zeigen vermögend wären, dürften noch seltner seyn, als die Elisabeths selber; und wir können und müssen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut gespielt und die andere nicht ganz verwahrlost wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Elisabeth sehr gefallen; aber jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf sie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die stolze Monarchin sehen und hören lassen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre bescheidene Action ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unser Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinstert, wenn es kaum anders seyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin oder diese unter jener leiden sollte: so glaube ich, ist es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit verloren geht.

Es ist nicht bloß eigensinniger Geschmack, wenn ich so urtheile; noch weniger ist es meine Absicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meisterin in ihrer Kunst seyn würde, wenn ihr diese Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künstler, er sey von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltner beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte sagen, daß sich Gründe anführen lassen, warum es besser ist, wenn die Actrice mehr die zärtliche als die stolze Elisabeth ausdrückt. Stolz muß sie seyn, das ist ausgemacht: und daß sie es ist, das hören wir. Die Frage ist nur, ob sie zärtlicher als stolz, oder stolzer als zärtlich scheinen soll; ob man, wenn man unter zwei Actricen zu wählen hätte, lieber die zur Elisabeth nehmen sollte, welche die beleidigte Königin mit allem drohenden Ernste, mit allen Schrecken der rächerischen Majestät auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eifersüchtige Liebhaberin mit allen kränkenden Empfindungen der verschmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängstigung über seine Hartnäckigkeit, mit

allem Jammer über seinen Verlust angemessener wäre? Und ich sage: diese.

Denn erstlich wird dadurch die Verdopplung des nämlichen Charakters vermieden. Essex ist stolz; und wenn Elisabeth auch stolz seyn soll, so muß sie es wenigstens auf eine andere Art seyn. Wenn bei dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders als dem Stolze untergeordnet seyn kann, so muß bei der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf sich eine höhere Miene giebt als ihm zukömmt, so muß die Königin etwas weniger zu seyn scheinen, als sie ist. Beide auf Stelzen, mit der Nase nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um sie ist, herabblicken lassen, würde die eckelste Einförmigkeit seyn. Man muß nicht glauben können, daß Elisabeth, wenn sie an des Essex Stelle wäre, eben so wie Essex handeln würde. Der Ausgang weiset es, daß sie nachgebender ist als er; sie muß also auch gleich von Anfang nicht so hoch daherfahren als er. Wer sich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anstrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wissen darum doch, daß Elisabeth die Königin ist, wenn sich gleich Essex das königlichere Ansehen giebt.

Zweitens ist es in dem Trauspiele schicklicher, daß die Personen in ihren Gesinnungen steigen, als daß sie fallen. Es ist schicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein stolzer von der Zärtlichkeit sich fortreißen läßt. Jener scheint sich zu erheben; dieser zu sinken. Eine ernsthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles scheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorsam verschaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird und nach den kleinen Bedürfnissen ihrer Leidenschaft seufzt, ist fast, fast lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eifersucht erinnert, daß sie Königin ist, erhebt sich über sich selbst, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechsundzwanzigstes Stück.

Den 28. Juli 1767.

Den einunddreißigsten Abend (Mittwochs, den 10. Juni) ward das Lustspiel der Madame Gottsched: die Hausfranzösin oder die Mamsell, aufgeführt.

Dieses Stück ist eines von den sechs Originalien, mit welchen 1744, unter Gottschedischer Geburtshülfe, Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward. Man sagt, es sey zur Zeit seiner Neuheit hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient: gar keinen. Das Testament, von eben derselben Verfasserin, ist noch so etwas; aber die Hausfranzösin ist ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts: denn sie ist nicht allein niedrig und platt und kalt, sondern noch oben darein schmutzig, eckel, und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von diesem allen schenken wird. —

Den zweiunddreißigsten Abend (Donnerstags, den 11. Juni) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orchester bei unsern Schauspielern gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, so haben Kenner schon längst gewünscht, daß die Musik, welche vor und zwischen und nach dem Stücke gespielt wird, mit dem Inhalte desselben mehr übereinstimmen möchte. Herr Scheibe ist unter den Musicis derjenige, welcher zuerst hier ein ganz neues Feld für die Kunst bemerkte. Da er einsah, daß, wenn die Rührung des Zuschauers nicht auf eine unangenehme Art geschwächt und unterbrochen werden sollte, ein jedes Schauspiel seine eigene musikalische Begleitung erfordere: so machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Versuch, besondere diesen Stücken entsprechende Symphonien zu verfertigen, welche bei der Gesellschaft der Neuberin hier in Hamburg, in Leipzig, und anderwärts aufgeführt wurden, sondern ließ sich auch in einem besondern Blatte seines kritischen Musikus[1] umständlich darüber aus, was überhaupt der Componist zu beobachten habe, der in dieser neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, sagt er, die zu einem Schauspiele verfertigt werden, sollen sich auf den Inhalt und die Beschaffenheit desselben beziehen. Es gehören also zu den Trauerspielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Lustspielen. So verschieden die Tragödien und Komödien unter sich selbst sind, so verschieden muß auch die dazu gehörige Musik seyn. Insbesondere aber hat man auch wegen der verschiedenen Abtheilungen der Musik in den Schauspielen auf die Beschaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu sehen. Daher muß die Anfangssymphonie sich auf den ersten Aufzug des Stücks beziehen; die Symphonien aber, die zwischen den Aufzügen vorkommen, müssen theils mit dem Schlusse des vorhergehenden Aufzugs, theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzugs übereinkommen; so wie die letzte Symphonie dem Schlusse des letzten Aufzugs gemäß seyn muß."

„Alle Symphonien zu Trauerspielen müssen prächtig, feurig und geistreich gesetzt seyn. Insonderheit aber hat man den Charakter der Hauptpersonen und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach seine Erfindung einzurichten. Dieses ist von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald diese, bald jene Tugend eines Helden oder einer Heldin der Stoff gewesen ist. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat; so wird man gleich sehen, daß sich keineswegs einerlei Musik dazu schickt. Ein Trauerspiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden oder die Heldin in allen Zufällen begleiten, erfordert auch solche Symphonien, die gewissermaßen das Prächtige und Ernsthafte der Kirchenmusik beweisen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit oder die Standhaftigkeit in allerlei Unglücksfällen im Trauerspiele herrschen; so muß auch die Musik weit feuriger und lebhafter seyn. Von dieser letztern Art sind die Trauerspiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hingegen schon eine etwas veränderte Musik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in diesen Stücken von einer andern Beschaffenheit sind, und mehr Veränderung der Affekten zeigen."

„Eben so müssen die Komödiensymphonien überhaupt frei, fließend und zuweilen auch scherzhaft seyn, insbesondere aber sich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernsthafter, bald verliebter, bald scherzhafter ist, so muß auch die Symphonie beschaffen seyn. Z. E. die Komödien: der Falke und die beiderseitige Unbeständigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlorene Sohn. So würden sich auch nicht die Symphonien, die sich zum Geizigen oder zum Kranken in der Einbildung sehr

[1] Stück 67.

wohl ſchicken möchten, zum Unentſchlüſſigen oder zum Zerſtreuten ſchicken. Jene müſſen ſchon luſtiger und ſcherzhafter ſeyn, dieſe aber verdrießlicher und ernſthafter."

„Die Anfangsſymphonie muß ſich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß ſie auch den Anfang deſſelben vorbereiten und folglich mit dem erſten Auftritt übereinkommen. Sie kann aus zwei oder drei Sätzen beſtehen, ſo wie es der Componiſt für gut findet. — Die Symphonien zwiſchen den Aufzügen aber, weil ſie ſich nach dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten ſollen, werden am natürlichſten zwei Sätze haben können. Im erſten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweiten aber mehr auf das Folgende ſehen. Doch iſt ſolches nur allein nöthig, wenn die Affecten einander allzu ſehr entgegen ſind; ſonſt kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfniſſe der Vorſtellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. ſ. w. indeß beſorgt werden können. — Die Schlußſymphonie endlich muß mit dem Schluſſe des Schauſpiels auf das genaueſte übereinſtimmen, um die Begebenheit den Zuſchauern deſto nachdrücklicher zu machen. Was iſt lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weiſe ſein Leben verloren hat und es folgt eine luſtige und lebhafte Symphonie darauf? Und was iſt abgeſchmackter, als wenn ſich die Komödie auf eine fröhliche Art endigt, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?" —

„Da übrigens die Muſik zu den Schauſpielen bloß allein aus Inſtrumenten beſteht, ſo iſt eine Veränderung derſelben ſehr nöthig, damit die Zuhörer deſto gewiſſer in der Aufmerkſamkeit erhalten werden, die ſie vielleicht verlieren möchten, wenn ſie immer einerlei Inſtrumente hören ſollten. Es iſt aber beinahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangsſymphonie ſehr ſtark und vollſtändig iſt, und alſo deſto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Inſtrumente muß alſo vornämlich in den Zwiſchenſymphonien erſcheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Inſtrumente ſich am beſten zur Sache ſchicken und womit man dasjenige am gewiſſeſten ausdrücken kann, was man ausdrücken ſoll. Es muß alſo auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man ſeine Abſicht geſchickt und ſicher erreichen will. Sonderlich aber iſt es nicht allzu gut, wenn man in zwei auf einander folgenden Zwiſchenſymphonien einerlei Veränderung der Inſtrumente anwendet. Es iſt allemal beſſer und angenehmer, wenn man dieſen Uebelſtand vermeidet."

Dieſes ſind die wichtigſten Regeln, um auch hier die Tonkunſt und Poeſie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe ſie lieber mit den Worten eines Tonkünſtlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der ſich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunſtrichter bekommen nicht ſelten von den Muſicis den Vorwurf, daß ſie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunſt zu leiſten im Stande ſey. Die mehrſten müſſen es von ihren Kunſtverwandten erſt hören, daß die Sache zu bewerkſtelligen iſt, ehe ſie die geringſte Aufmerkſamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln ſelbſt waren leicht zu machen; ſie lehren nur was geſchehen ſoll, ohne zu ſagen, wie es geſchehen kann. Der Ausdruck der Leidenſchaften, auf welchen alles dabei ankömmt, iſt noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es ſchon Tonkünſtler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darin glücklich ſind, ſo mangelt es doch unſtreitig noch an einem Philoſophen, der ihnen die Wege abgelernt und allgemeine Grundſätze aus ihren Beiſpielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger dieſe Beiſpiele werden, je mehr ſich die Materialien zu dieſer Herleitung ſammeln, deſto eher können wir ſie uns verſprechen; und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünſtler in dergleichen dramatiſchen Symphonien geſchehen könnte. In der Vokalmuſik hilft der Text dem Ausdruck allzuſehr nach; der ſchwächſte und ſchwankendſte wird durch die Worte beſtimmt und verſtärkt; in der Inſtrumentalmuſik hingegen fällt dieſe Hülfe weg und ſie ſagt gar nichts, wenn ſie das, was ſie ſagen will, nicht rechtſchaffen ſagt. Der Künſtler wird alſo hier ſeine äußerſte Stärke anwenden müſſen; er wird unter den verſchiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die ſie am deutlichſten ausdrücken; wir werden dieſe öfter hören, wir werden ſie mit einander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung deſſen, was ſie beſtändig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unſer Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von ſelbſt. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unſers Theaters hat man ſich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orcheſter in einen beſſern Stand zu ſetzen, ſondern es haben ſich auch würdige Männer bereit finden laſſen, die Hand an das Werk zu legen und Muſter in dieſer Art von Compoſition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen ſind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigene Symphonien verfertigt; und bei der zweiten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen von dem Herrn Agricola in Berlin aufgeführt.

Siebenundzwanzigſtes Stück.

Den 31. Juli 1767.

Ich will es verſuchen, einen Begriff von der Muſik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein ſinnliches Vergnügen iſt, deſto weniger läßt es ſich mit Worten beſchreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobſprüche, in unbeſtimmte Ausrufungen, in kreiſchende Bewunderung damit verfallen, und dieſe ſind eben ſo ununterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuoſen, den man zu ehren vermeint; — ſondern bloß nach den Abſichten, die ihr Meiſter dabei gehabt und nach den Mitteln überhaupt, deren er ſich zu Erreichung derſelben bedienen wollen.

Die Anfangsſymphonie beſteht aus drei Sätzen. Der erſte Satz iſt ein Largo, nebſt den Violinen mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß iſt durch Fagotte verſtärkt. Sein Ausdruck iſt ernſthaft; manchmal gar wild und ſtürmiſch; der Zuhörer ſoll vermuthen, daß er ein Schauſpiel ungefähr dieſes Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieſes Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewiſſensangſt, Unterwerfung nehmen ihr Theil daran und der zweite Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beſchäftigt ſich alſo mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satz vermiſchen ſich die beweglichen Tonwendungen mit ſtolzen; denn die Bühne eröffnet ſich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis naht ſich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie dieſe Herrlichkeit das Auge ſpüren muß, ſoll ſie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter

Den vierunddreißigsten Abend (Montags, den 29. Juni) ward der Zerstreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube schwerlich, daß unsere Großväter den deutschen Titel dieses Stücks verstanden hätten. Noch Schlegel übersetzte Distrait durch Träumer. Zerstreut seyn, ein Zerstreuter, ist lediglich nach der Analogie des Französischen gemacht. Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen; sondern wir wollen sie brauchen, nachdem sie einmal gemacht sind. Man versteht sie nunmehr, und das ist genug.

Regnard brachte seinen Zerstreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringsten Beifall. Aber vierunddreißig Jahre darauf, als ihn die Komödianten wieder vorsuchten, fand er einen so viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten sie beide nicht Unrecht. Jenes strenge Publikum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieses geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es ist; für eine Farce, für ein Possenspiel, das zu lachen machen soll; man lachte und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

— non satis est risu diducere rictum
Auditoris — — —

und dieses:

— et est quaedam tamen hic quoque virtus.

Außer der Versification, die noch dazu sehr fehlerhaft und nachlässig ist, kann dem Regnard dieses Lustspiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter seiner Hauptperson fand er bei dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmsten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu lassen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht nicht viel sagen.

Wider dieses Urtheil ist nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität fassen will, desto mehr. Ein Zerstreuter soll kein Vorwurf für die Komödie seyn. Warum nicht? Zerstreut seyn, sagt man, sey eine Krankheit, ein Unglück, und kein Laster. Ein Zerstreuter verdiene eben so wenig ausgelacht zu werden, als einer der Kopfschmerzen hat. Die Komödie müsse sich nur mit Fehlern abgeben, die sich verbessern lassen. Wer aber von Natur zerstreut sey, der lasse sich durch Spöttereien eben so wenig bessern, als ein Hinkender.

Aber ist es denn wahr, daß die Zerstreuung ein Gebrechen der Seele ist, dem unsere besten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie wirklich mehr natürliche Verwahrlosung, als üble Angewohnheit seyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? Haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Und was ist die Zerstreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unserer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, seinen jetzigen sinnlichen Eindrücken zu Folge, denken sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit gesetzt; sie ist nur abwesend, sie ist nur anderwärts thätig. Aber so gut sie seyn kann, so gut kann sie auch hier seyn; es ist ihr natürl Beruf, bei den sinnlichen Veränderungen ihres Körpers wärtig zu seyn; es kostet Mühe, sie dieses Berufs zu entw und es sollte unmöglich seyn, ihr ihn wieder geläufig zu m

Doch es sey; die Zerstreuung sey unheilbar: wo st denn geschrieben, daß wir in der Komödie nur über mor Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Ungereimtheit, jeder Kontrast von Mangel und Reali lächerlich. Aber lachen und verlachen ist sehr weit auseine Wir können über einen Menschen lachen, bei Gelegenheit lachen, ohne ihn im Geringsten zu verlachen. So unst so bekannt dieser Unterschied ist, so sind doch alle Chic welche noch neuerlich Rousseau gegen den Nutzen der Ko gemacht hat, nur daher entstanden, weil er ihn nicht gehö Erwägung gezogen. Moliere, sagt er z. E., macht uns üb Misanthropen zu lachen, und doch ist der Misanthrop der liche Mann des Stücks; Moliere beweiset sich also als Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich Nicht doch; der Misanthrop wird nicht verächtlich, er bleib er ist, und das Lachen, welches aus den Situationen entsp in die ihn der Dichter setzt, benimmt ihm von unserer Ho tung nicht das geringste. Der Zerstreute gleichfalls; wir über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir schätzen übrigen guten Eigenschaften, wie wir sie schätzen sollen; ja sie würden wir nicht einmal über seine Zerstreuung lache nen. Man gebe diese Zerstreuung einem boshaften, würdigen Manne, und sehe, ob sie noch lächerlich seyn Widrig, eckel, häßlich wird sie seyn, nicht lächerlich.

Neunundzwanzigstes Stück.

Den 7. August 1767.

Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an w sich diese lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgem Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer keit das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntel der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischunge noch schlimmern oder mit guten Eigenschaften, sogar i Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu k ken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Gei der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebessert habe geräumt, daß das Lachen diese Thoren gar nicht bessern desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie. genug, wenn sie keine verzweifelte Krankheiten heilen kam Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Auch dem gebigen ist der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ist der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die sie nicht haben andere, mit welchen sie leben müssen; es ist ersprie diejenigen zu kennen, mit welchen man in Collision ko kann; ersprießlich, sich wider alle Eindrücke des Beispie verwahren. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres, al Lächerliche. —

Das Räthsel oder Was den Damen am meisten gefäll Lustspiel in einem Aufzuge von Löwen, machte diesen den Beschluß.

Blaisse. Oh bian noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenses cinq sols en porteurs de paquets?

Blaise. Qui, par manière de récréation.

Arlequis. Est-ce pour moi les cinq sols, Monsieur Blaise?

Blaise. Oui, mon ami. etc.

Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und
eſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater
Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten
komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des
qui plaît aux Dames gab den Stoff zu einem mit
mengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches unter
La Fée Urgele von den italieniſchen Komödianten
m December 1765 aufgeführt ward. Herr Löwen
ſowohl dieſes Stück, als die Erzählung des Voltaire
ugen gehabt zu haben. Wenn man bei Beurtheilung
änle mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus
gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes
n entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied
eſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt
uf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen
ztung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte.
einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlicheres, wer
Herr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders,
e kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen
n ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und
curriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloßer Eigen-
einem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt
original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich,
affenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte
ſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo
e Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der
gründet, und ritterliche Abenteuer als rühmliche
n eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt.
geſagt, es iſt eine Plaiſanterie, und Plaiſanterien
nicht zergliedern wollen.

Einundbreißigſten Abend (Mittwochs, den 1. Juli)
egenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark die
des Peter Corneille aufgeführt.

lle bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das
ilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze,
ibrigen Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem
ut anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue
en, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement,
denſchaften, ein von Act zu Act immer wachſendes

—

billig, daß wir uns bei dem Meiſterſtücke dieſes
annes verweilen.

Geſchichte, auf die es gebaut iſt, erzählt Appianus
us gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen
Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm
ug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangener
t an dem Hofe ihres Königs Phraates, mit deſſen
Rodogune er ſich vermählte. Inzwiſchen bemächtigte
us, der den vorigen Königen gedient hatte, des ſyri-
nes, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander
arauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs
ung führte. Bald aber ſchaffte er den jungen König
Wege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf und gab ſich den
ryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen
das Schickſal deſſelben und die darauf erfolgten Un-
Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam
yrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon
n hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen
den Phraates, und forderte die Befreiung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieſer den kürzern zog und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehrt war, ward von ſeiner Gemahlin, Cleopatra, aus Haß gegen die Rodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heirath, ſich mit dem nämlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählt hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwei Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeile erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, den ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte."

In dieſer Erzählung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darin reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubt. Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſonach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heißen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königin von Syrien mit jener berühmten letzten Königin von Aegypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweiten als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, ſagte er, dieſer Freiheit um ſo eher zu bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat und weit epiſodiſcher iſt, als Rodogune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele die Trachinerinnen genannt, welches man jetziger Zeit ſchwerlich anders als den ſterbenden Herkules nennen würde." Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Inhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hiezu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Deianira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punct richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille ging hiernächſt zu weit; wer die ägyptiſche Cleopatra kennt, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerlei Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stücke ſelbſt den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Acte darunter gelitten; und der deutſche

Den vierunddreißigsten Abend (Montags, den 29. Juni) ward der Zerstreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube schwerlich, daß unsere Großväter den deutschen Titel dieses Stücks verstanden hätten. Noch Schlegel übersetzte Distrait durch Träumer. Zerstreut seyn, ein Zerstreuter, ist lediglich nach der Analogie des Französischen gemacht. Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen; sondern wir wollen sie brauchen, nachdem sie einmal gemacht sind. Man versteht sie nunmehr, und das ist genug.

Regnard brachte seinen Zerstreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringsten Beifall. Aber vierunddreißig Jahre darauf, als ihn die Komödianten wieder vorsuchten, fand er einen so viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten sie beide nicht Unrecht. Jenes strenge Publikum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieses geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es ist; für eine Farce, für ein Possenspiel, das zu lachen machen soll; man lachte und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

— non satis est risu diducere rictum
Auditoris — — —

und dieses:

— et est quaedam tamen hic quoque virtus.

Außer der Versification, die noch dazu sehr fehlerhaft und nachläßig ist, kann dem Regnard dieses Lustspiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter seiner Hauptperson fand er bei dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmsten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu lassen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht nicht viel sagen.

Wider dieses Urtheil ist nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität fassen will, desto mehr. Ein Zerstreuter soll kein Vorwurf für die Komödie seyn. Warum nicht? Zerstreut seyn, sagt man, sey eine Krankheit, ein Unglück, und kein Laster. Ein Zerstreuter verdiene eben so wenig ausgelacht zu werden, als einer der Kopfschmerzen hat. Die Komödie müsse sich nur mit Fehlern abgeben, die sich verbessern lassen. Wer aber von Natur zerstreut sey, der lasse sich durch Spöttereien eben so wenig bessern, als ein Hinkender.

Aber ist es denn wahr, daß die Zerstreuung ein Gebrechen der Seele ist, dem unsere besten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie wirklich mehr natürliche Verwahrlosung, als üble Angewohnheit seyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? Haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Und was ist die Zerstreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unserer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, seinen jetzigen sinnlichen Eindrücken zu Folge, denken sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit gesetzt; sie ist nur abwesend, sie ist nur anderwärts thätig. Aber so gut sie dort seyn kann, so gut kann sie auch hier seyn; es ist ihr natürlicher Beruf, bei den sinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu seyn; es kostet Mühe, sie dieses Berufs zu entwöhnen und es sollte unmöglich seyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es sey; die Zerstreuung sey unheilbar: wo steht es denn geschrieben, daß wir in der Komödie nur über moralische Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Jede Ungereimtheit, jeder Kontrast von Mangel und Realität ist lächerlich. Aber lachen und verlachen ist sehr weit auseinander. Wir können über einen Menschen lachen, bei Gelegenheit seiner lachen, ohne ihn im Geringsten zu verlachen. So unstreitig, so bekannt dieser Unterschied ist, so sind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rousseau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entstanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, sagt er z. E., macht uns über den Misanthropen zu lachen, und doch ist der Misanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiset sich also als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Misanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt wer er ist, und das Lachen, welches aus den Situationen entspringt, in die ihn der Dichter setzt, benimmt ihm von unserer Hochachtung nicht das geringste. Der Zerstreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir schätzen seine übrigen guten Eigenschaften, wie wir sie schätzen sollen; ja ohne sie würden wir nicht einmal über seine Zerstreuung lachen können. Man gebe diese Zerstreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und sehe, ob sie noch lächerlich seyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird sie seyn, nicht lächerlich.

Blaisse. Oh bian noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenses cinq sols en porteurs de paquets?

Blaise. Qui, par manière de récréation.

Arlequis. Est-ce pour moi les cinq sols, Monsieur Blaise?

Blaise. Oui, mon ami. etc.

Neunundzwanzigstes Stück.

Den 7. August 1767.

Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen sich diese lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmern oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebessert habe; eingeräumt, daß das Lachen diese Thoren gar nicht bessern könne: desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Auch dem Freigebigen ist der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht spielt, ist der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die sie nicht haben, haben andere, mit welchen sie leben müssen; es ist ersprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Colliſion kommen kann; ersprießlich, sich wider alle Eindrücke des Beispiels zu verwahren. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei; und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres, als das Lächerliche. —

Das Räthsel oder Was den Damen am meisten gefällt, ein Lustspiel in einem Aufzuge von Löwen, machte diesen Abend den Beschluß.

Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und
eſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater
Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten
komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des
qui plaît aux Dames gab den Stoff zu einem mit
mengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches unter
La Fée Urgele von den italieniſchen Komödianten
m December 1765 aufgeführt ward. Herr Löwen
ſowohl dieſes Stück, als die Erzählung des Voltaire
ugen gehabt zu haben. Wenn man bei Beurtheilung
änle mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus
gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes
n entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied
eſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt
uf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen
ɔtung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte.
einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlicheres, wer
ɔerr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders,
e kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen
n ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und
curriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloßer Eigen-
inem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt
original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich,
ɪffenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte
ſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo
e Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der
grünbet, und ritterliche Abenteuer als rühmliche
n eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt.
geſagt, es iſt eine Plaiſanterie, und Plaiſanterien
nicht zergliedern wollen.

Inſunddreißigſten Abend (Mittwochs, den 1. Juli)
egenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark die
des Peter Corneille aufgeführt.

lle bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das
ilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze,
ibrigen Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem
ıt anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue
en, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement,
denſchaften, ein von Act zu Act immer wachſendes

—

billig, daß wir uns bei dem Meiſterſtücke dieſes
unnes verweilen.

beſchichte, auf die es gebaut iſt, erzählt Appianus
us gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen
Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm
ung gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangener
t an dem Hofe ihres Königs Phraates, mit deſſen
Rodogune er ſich vermählte. Inzwiſchen bemächtigte
ius, der den vorigen Königen gedient hatte, des ſyri-
nes, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander
arauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs
ung führte. Bald aber ſchaffte er den jungen König
Bege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf und gab ſich den
ryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen
das Schickſal deſſelben und die darauf erfolgten Un-
Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam
yrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon
ın hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen
den Phraates, und forderte die Befreiung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieſer den kürzern zog und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehrt war, ward von ſeiner Gemahlin, Cleopatra, aus Haß gegen die Rodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heirath, ſich mit dem nämlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählt hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwei Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeile erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, den ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte."

In dieſer Erzählung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darin reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubt. Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſonach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heißen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königin von Syrien mit jener berühmten letzten Königin von Aegypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweiten als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, ſagte er, dieſer Freiheit um ſo eher zu bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat und weit epiſodiſcher iſt, als Rodogune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele die Trachinerinnen genannt, welches man jetziger Zeit ſchwerlich anders als den ſterbenden Herkules nennen würde." Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Inhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hiezu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Deianira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punct richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille ging hiernächſt zu weit; wer die ägyptiſche Cleopatra kennt, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerlei Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stücke ſelbſt den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Acte darunter gelitten; und der deutſche

Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punkt von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſex iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichſte Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſe wohl haben mußte. Der Styl iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden. Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe und hat hier und da glückliche Verſe; die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. „Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſex gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Klaſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Acteurs nur aufgeſtutzt werden."

Er beſtätigt dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht bei einer wiederholten Vorſtellung mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

„Die Rolle des Cecils iſt eine Nebenrolle und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat."

„Die vorgebliche Herzogin von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieſer Charakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich."

„Mich dünkt, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirrt und unbeſtimmt iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worin beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen, ſagt die Königin. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Betzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt, ſagte die Königin. Ah, Madame, wenn es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre Leidenſchaft ſo heftig geworden; ſo unterſuchen Sie doch die Beſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatten nicht, daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt."

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuldig oder für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königin vor, daß der Anſchein öfters betrüge, daß man alles von der Parteiſichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorgen habe. Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen Freund nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchauer glauben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit der Verſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn iſt."

„Salisbury ſagt der Königin, daß man die Unterſchrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt ſich im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen Umſtand näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte ergreifen müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu ſtolz ſey, und daß ſie durchaus wolle, er ſolle um Gnade bitten."

„Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wenn ſeine Unterſchrift nachgemacht war?"

Fünfundzwanzigſtes Stück.

Den 24. Juli 1767.

„Eſſex ſelbſt betheuert ſeine Unſchuld; aber warum will er lieber ſterben, als die Königin davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann ſie mit einem einzigen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nicht. Iſt das dem Charakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ſo hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner Leidenſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftigkeit des Affects kann alles entſchuldigen; aber in dieſer Heftigkeit ſehen wir ihn nicht."

„Der Stolz der Königin ſtreitet unaufhörlich mit dem Stolze des Eſſex; ein ſolcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo iſt er bei der Eliſabeth ſowohl als bei dem Grafen bloßer Eigenſinn. Er ſoll mich um Gnade bitten; ich will ſie nicht um Gnade bitten; das iſt die ewige Leier. Der Zuſchauer muß vergeſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt oder ſehr ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf ſich ein Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht begangen, oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen und er vergißt es wirklich, um ſich bloß mit

den Geſinnungen des Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herzen ſo ſchmeichelhaft iſt.“

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer intereſſiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht auch ohne alle Hülfe der Poeſie Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.“

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Acteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorſtechenden Perſonen beruht, anſtatt daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptacteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſache zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königin ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Action nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebärde, in jeder Miene noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte als durch das übrige Betragen äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Acteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Actrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Actrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſieht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend, herrſcht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidenes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meine alſo, die Actricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltner ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt und die andere nicht ganz verwahrloſt wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchin ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Action ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterin in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch als ſeltner beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Actrice mehr die zärtliche als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt, das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwei Actricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königin mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberin mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit

allem Jammer über seinen Verlust angemessener wäre? Und ich sage: diese.

Denn erstlich wird dadurch die Verdopplung des nämlichen Charakters vermieden. Essex ist stolz; und wenn Elisabeth auch stolz seyn soll, so muß sie es wenigstens auf eine andere Art seyn. Wenn bei dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders als dem Stolze untergeordnet seyn kann, so muß bei der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf sich eine höhere Miene giebt als ihm zukömmt, so muß die Königin etwas weniger zu seyn scheinen, als sie ist. Beide auf Stelzen, mit der Nase nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um sie ist, herabblicken lassen, würde die eckelste Einförmigkeit seyn. Man muß nicht glauben können, daß Elisabeth, wenn sie an des Essex Stelle wäre, eben so wie Essex handeln würde. Der Ausgang weiset es, daß sie nachgebender ist als er; sie muß also auch gleich von Anfang nicht so hoch daherfahren als er. Wer sich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anstrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wissen darum doch, daß Elisabeth die Königin ist, wenn sich gleich Essex das königlichere Ansehen giebt.

Zweitens ist es in dem Trauspiele schicklicher, daß die Personen in ihren Gesinnungen steigen, als daß sie fallen. Es ist schicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein stolzer von der Zärtlichkeit sich fortreißen läßt. Jener scheint sich zu erheben; dieser zu sinken. Eine ernsthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles scheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorsam verschaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird und nach den kleinen Bedürfnissen ihrer Leidenschaft seufzt, ist fast, fast lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eifersucht erinnert, daß sie Königin ist, erhebt sich über sich selbst, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechsundzwanzigstes Stück.

Den 28. Juli 1767.

Den einundbreißigsten Abend (Mittwochs, den 10. Juni) ward das Lustspiel der Madame Gottsched: die Hausfranzösin oder die Mamsell, aufgeführt.

Dieses Stück ist eines von den sechs Originalien, mit welchen 1744, unter Gottschedischer Geburtshülfe, Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward. Man sagt, es sey zur Zeit seiner Neuheit hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient: gar keinen. Das Testament, von eben derselben Verfasserin, ist noch so etwas; aber die Hausfranzösin ist ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts: denn sie ist nicht allein niedrig und platt und kalt, sondern noch oben darein schmutzig, eckel, und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von diesem allen schenken wird. —

Den zweiundbreißigsten Abend (Donnerstags, den 11. Juni) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orchester bei unsern Schauspielern gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, so haben Kenner schon längst gewünscht, daß die Musik, welche vor und zwischen und nach dem Stücke gespielt wird, mit dem Inhalte desselben mehr übereinstimmen möchte. Herr Scheibe ist unter den Musicis [1] nige, welcher zuerst hier ein ganz neues Feld für die Kun merkte. Da er einsah, daß, wenn die Rührung des Zusch nicht auf eine unangenehme Art geschwächt und unterbr werden sollte, ein jedes Schauspiel seine eigene musikalische gleitung erfordere: so machte er nicht allein bereits 1738 dem Polyeukt und Mithridat den Versuch, besondere Stücken entsprechende Symphonien zu verfertigen, welch der Gesellschaft der Neuberin hier in Hamburg, in Leipzig, anderwärts aufgeführt wurden, sondern ließ sich auch in e besondern Blatte seines kritischen Musikus[1] umständlich da aus, was überhaupt der Componist zu beobachten habe, b dieser neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, sagt er, die zu einem Schauspiele fertigt werden, sollen sich auf den Inhalt und die Beschaffe desselben beziehen. Es gehören also zu den Trauerspielen andere Art von Symphonien, als zu den Lustspielen. So schieden die Tragödien und Komödien unter sich selbst sind verschieden muß auch die dazu gehörige Musik seyn. Insb dere aber hat man auch wegen der verschiedenen Abtheilu der Musik in den Schauspielen auf die Beschaffenheit der len, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu sehen. D muß die Anfangssymphonie sich auf den ersten Aufzug Stücks beziehen; die Symphonien aber, die zwischen den zügen vorkommen, müssen theils mit dem Schlusse des vo gehenden Aufzugs, theils aber mit dem Anfange des folge Aufzugs übereinkommen; so wie die letzte Symphonie Schlusse des letzten Aufzugs gemäß seyn muß."

„Alle Symphonien zu Trauerspielen müssen prächtig, rig und geistreich gesetzt seyn. Insonderheit aber hat man Charakter der Hauptpersonen und den Hauptinhalt zu bem und darnach seine Erfindung einzurichten. Dieses ist von d gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald diese, jene Tugend eines Helden oder einer Heldin der Stoff ge ist. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, auch die Alzire gegen den Mithridat; so wird man gleich daß sich keineswegs einerlei Musik dazu schickt. Ein Trauer in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden od Heldin in allen Zufällen begleiten, erfordert auch solche S phonien, die gewissermaßen das Prächtige und Ernsthafte Kirchenmusik beweisen. Wenn aber die Großmuth, die Ta keit oder die Standhaftigkeit in allerlei Unglücksfällen im Tr spiele herrschen; so muß auch die Musik weit feuriger und hafter seyn. Von dieser letztern Art sind die Trauerspiele Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hin schon eine etwas veränderte Musik, weil die Begebenheiten die Charaktere in diesen Stücken von einer andern Beschaffe sind, und mehr Veränderung der Affekten zeigen."

„Eben so müssen die Komödiensymphonien überhaupt fließend und zuweilen auch scherzhaft seyn, insbesondere sich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie ten. So wie die Komödie bald ernsthafter, bald verliebter, scherzhafter ist, so muß auch die Symphonie beschaffen Z. E. die Komödien: der Falke und die beiderseitige Unbe digkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, al verlorene Sohn. So würden sich auch nicht die Sympho die sich zum Geizigen oder zum Kranken in der Einbildung

[1] Stück 67.

wohl schicken möchten, zum Unentschlüssigen oder zum Zerstreuten schicken. Jene müssen schon lustiger und scherzhafter seyn, diese aber verdrießlicher und ernsthafter."

„Die Anfangssymphonie muß sich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß sie auch den Anfang desselben vorbereiten und folglich mit dem ersten Auftritt übereinkommen. Sie kann aus zwei oder drei Sätzen bestehen, so wie es der Componist für gut findet. — Die Symphonien zwischen den Aufzügen aber, weil sie sich nach dem Schlusse des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten sollen, werden am natürlichsten zwei Sätze haben können. Im ersten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweiten aber mehr auf das Folgende sehen. Doch ist solches nur allein nöthig, wenn die Affecten einander allzu sehr entgegen sind; sonst kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfnisse der Vorstellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. s. w. indeß besorgt werden können. — Die Schlußsymphonie endlich muß mit dem Schlusse des Schauspiels auf das genaueste übereinstimmen, um die Begebenheit den Zuschauern desto nachdrücklicher zu machen. Was ist lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weise sein Leben verloren hat und es folgt eine lustige und lebhafte Symphonie darauf? Und was ist abgeschmackter, als wenn sich die Komödie auf eine fröhliche Art endigt, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?" —

„Da übrigens die Musik zu den Schauspielen bloß allein aus Instrumenten besteht, so ist eine Veränderung derselben sehr nöthig, damit die Zuhörer desto gewisser in der Aufmerksamkeit erhalten werden, die sie vielleicht verlieren möchten, wenn sie immer einerlei Instrumente hören sollten. Es ist aber beinahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangssymphonie sehr stark und vollständig ist, und also desto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Instrumente muß also vornämlich in den Zwischensymphonien erscheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Instrumente sich am besten zur Sache schicken und womit man dasjenige am gewissesten ausdrücken kann, was man ausdrücken soll. Es muß also auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man seine Absicht geschickt und sicher erreichen will. Sonderlich aber ist es nicht allzu gut, wenn man in zwei auf einander folgenden Zwischensymphonien einerlei Veränderung der Instrumente anwendet. Es ist allemal besser und angenehmer, wenn man diesen Uebelstand vermeidet."

Dieses sind die wichtigsten Regeln, um auch hier die Tonkunst und Poesie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe sie lieber mit den Worten eines Tonkünstlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der sich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunstrichter bekommen nicht selten von den Musicis den Vorwurf, daß sie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunst zu leisten im Stande sey. Die mehrsten müssen es von ihren Kunstverwandten erst hören, daß die Sache zu bewerkstelligen ist, ehe sie die geringste Aufmerksamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln selbst waren leicht zu machen; sie lehren nur was geschehen soll, ohne zu sagen, wie es geschehen kann. Der Ausdruck der Leidenschaften, auf welchen alles dabei ankömmt, ist noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es schon Tonkünstler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darin glücklich sind, so mangelt es doch unstreitig noch an einem Philosophen, der ihnen die Wege abgelernt und allgemeine Grundsätze aus ihren Beispielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger diese Beispiele werden, je mehr sich die Materialien zu dieser Herleitung sammeln, desto eher können wir sie uns versprechen; und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünstler in dergleichen dramatischen Symphonien geschehen könnte. In der Vokalmusik hilft der Text dem Ausdruck allzusehr nach; der schwächste und schwankendste wird durch die Worte bestimmt und verstärkt; in der Instrumentalmusik hingegen fällt diese Hülfe weg und sie sagt gar nichts, wenn sie das, was sie sagen will, nicht rechtschaffen sagt. Der Künstler wird also hier seine äußerste Stärke anwenden müssen; er wird unter den verschiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die sie am deutlichsten ausdrücken; wir werden diese öfter hören, wir werden sie mit einander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung dessen, was sie beständig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unser Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von selbst. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unsers Theaters hat man sich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orchester in einen bessern Stand zu setzen, sondern es haben sich auch würdige Männer bereit finden lassen, die Hand an das Werk zu legen und Muster in dieser Art von Composition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen sind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigene Symphonien verfertigt; und bei der zweiten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen von dem Herrn Agricola in Berlin aufgeführt.

Siebenundzwanzigstes Stück.

Den 31. Juli 1767.

Ich will es versuchen, einen Begriff von der Musik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein sinnliches Vergnügen ist, desto weniger läßt es sich mit Worten beschreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobsprüche, in unbestimmte Ausrufungen, in kreischende Bewunderung damit verfallen, und diese sind eben so ununterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuosen, den man zu ehren vermeint; — sondern bloß nach den Absichten, die ihr Meister dabei gehabt und nach den Mitteln überhaupt, deren er sich zu Erreichung derselben bedienen wollen.

Die Anfangssymphonie besteht aus drei Sätzen. Der erste Satz ist ein Largo, nebst den Violinen mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß ist durch Fagotte verstärkt. Sein Ausdruck ist ernsthaft; manchmal gar wild und stürmisch; der Zuhörer soll vermuthen, daß er ein Schauspiel ungefähr dieses Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieses Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewissensangst, Unterwerfung nehmen ihr Theil daran und der zweite Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beschäftigt sich also mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satz vermischen sich die beweglichen Tonwendungen mit stolzen; denn die Bühne eröffnet sich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis naht sich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie diese Herrlichkeit das Auge spüren muß, soll sie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter

Wort von der Uebersetzung, nach welcher dieses Stück aufgeführt worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelsche von Bressand, sondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt liegt, in gereimten Alexandrinern. Sie darf sich gegen die beste von dieser Art nicht schämen und ist voller starken, glücklichen Stellen. Der Verfasser aber, weiß ich, hat zu viel Einsicht und Geschmack, als daß er sich einer so undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu übersetzen, muß man bessere Verse machen können als er selbst.

Dreiunddreißigstes Stück.

Den 21. August 1767.

Den sechsunddreißigsten Abend (Freitags, den 3. Juli) ward das Lustspiel des Herrn Favart, Solimann der Zweite, ebenfalls in Gegenwart Sr. Königl. Majestät von Dänemark, aufgeführt.

Ich mag nicht untersuchen, wie weit es die Geschichte bestätigt, daß Solimann der Zweite sich in eine europäische Sklavin verliebt habe, die ihn so zu fesseln, so nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit seines Reichs, sich förmlich mit ihr verbinden und sie zur Kaiserin erklären müssen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von seinen moralischen Erzählungen gegründet, in der er aber jene Sklavin, die eine Italienerin soll gewesen seyn, zu einer Französin macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne als eine französische einen so seltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzählung des Marmontel sagen soll; nicht, daß sie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntnissen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen ausgeführt und mit der Eleganz und Anmuth geschrieben wäre, welche diesem Verfasser so eigen sind; von dieser Seite ist sie vortrefflich, allerliebst. Aber es soll eine moralische Erzählung seyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moralische sitzt. Allerdings ist sie nicht so schlüpfrig, so anstößig, als eine Erzählung des La Fontaine oder Grecourt: aber ist sie darum moralisch, weil sie nicht ganz unmoralisch ist?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüste gähnt, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und eckel gemacht hat, der seine schlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes wieder gespannt und gereizt wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinirteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende; der Lecker hat sich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken, bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen und vergessen. Endlich erscheint ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeichelei, die nicht bloß dieser Sultan, auch mancher deutscher Fürst dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper zu hören bekommen, und mit der unter zehn neune, so gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beschimpfung, die sie wirklich enthält, zu fühlen.) Und so wie dieses Eingangscompliment, so das Uebrige — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François — En vérité ces Turcs sont plaisans — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben so glücklich seyn will, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennt, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnte sich wohl der Mühe!

Marmontel fängt seine Erzählung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch sehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an sich selbst schließen: wie ist es möglich, daß eine kleine aufgestülpte Nase die Gesetze eines Reiches umstoßen können? Man sollte also fast glauben, daß er bloß diese Bemerkung, dieses anscheinende Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung durch ein Exempel erläutern wollen. Doch diese Lehre wäre unstreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede selbst, daß er eine ganz andere und weit speciellere dabei zur Absicht gehabt. „Ich nahm mir vor, sagt er, die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Ansehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte also zum Beispiele einen Sultan und eine Sklavin, als die zwei Extreme der Herrschaft und Abhängigkeit." Allein Marmontel muß sicherlich auch diesen seinen Vorsatz während der Ausarbeitung vergessen haben; fast nichts zielt dahin ab; man sieht nicht den geringsten Versuch einiger Gewaltsamkeit von Seiten des Sultans; er ist gleich bei den ersten Insolenzen, die ihm die galante Französin sagt, der zurückhaltendste, nachgebendste, gefälligste, folgsamste, unterthänigste Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden seyn würde. Also nur gerade heraus: entweder es liegt gar keine Moral in der Erzählung des Marmontel, oder es ist die, auf welche ich oben bei dem Charakter des Sultans gewiesen: der Käfer, wenn er alle Blumen durchschwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miste liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatischen Dichter ist es gleichviel, ob sich aus seiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht; und also war die Erzählung des Marmontel darum nichts mehr und nichts weniger geschickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart und sehr glücklich. Ich rathe allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzählungen bereichern wollen, die Favartsche Ausführung mit dem Marmontelschen Urstoffe zusammen zu halten. Wenn sie die Gabe zu abstrahiren haben, so werden ihnen die geringsten Veränderungen, die dieser gelitten und zum Theil leiden müssen, lehrreich seyn, und ihre Empfindung wird sie auf manchen Handgriff

er ihrer bloßen Speculation wohl unentdeckt geblie-
, den noch kein Kritikus zur Regel generaliſirt hat, ob
n verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben
ück bringen wird, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit
) kahle Kunſtrichter herumſchlagen, und deren Beobach-
ieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der
nenheit eines Drama machen möchten.

vill nur bei einer von dieſen Veränderungen ſtehen blei-
er ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Fran-
ſt über das Stück gefällt haben. [1] Anfangs äußern ſie
iſel gegen die Grundlage des Marmontels. „Solimann
te, ſagen ſie, war einer von den größten Fürſten ſeines
berts; die Türken haben keinen Kaiſer, deſſen Andenken
:urer wäre als dieſes Solimanns; ſeine Siege, ſeine
und Tugenden machten ihn ſelbſt bei den Feinden ver-
ɔürdig, über die er ſiegte; aber welche kleine, jämmer-
.e läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach
hichte, eine verſchlagene ehrgeizige Frau, die, ihren
befriedigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche fähig
den Sultan durch ihre Ränke und falſche Zärtlichkeit
ı bringen wußte, daß er wider ſein eigenes Blut wü-
ß er ſeinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unſchul-
ɔhnes befleckte; und dieſe Roxelane iſt bei dem Mar-
ine kleine närriſche Coquette, wie nur immer eine in
rumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr
öſe. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl
Darf ein Poet oder ein Erzähler, wenn man ihm auch
›iel Freiheit verſtattet, dieſe Freiheit wohl bis auf die
nteſten Charaktere erſtrecken? Wenn er Facta nach ſei-
bünken verändern darf, darf er auch eine Lucretia ver-
ıb einen Sokrates galant ſchildern?"

heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen.
ɔte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht über-
ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert, daß die
re dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen, als die Facta.
weil, wenn jene genau beobachtet werden, dieſe, in ſo
eine Folge von jenen ſind, von ſelbſt nicht viel anders
können; da hingegen einerlei Factum ſich aus ganz
ıen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das
: nicht in den bloßen Factis, ſondern in der Erkenntniß
›aß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Facta
›ringen pflegen und hervorbringen müſſen. Gleichwohl
darmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem
eine europäiſche Sklavin gegeben, die ſich zur geſetz-
Gemahlin des Kaiſers zu machen gewußt; das iſt das
Die Charaktere dieſer Sklavin und dieſes Kaiſers be-
die Art und Weiſe, wie dieſes Factum wirklich gewor-
› da es durch mehr als eine Art von Charakteren wirk-
en können, ſo ſteht es freilich bei dem Dichter, als Dich-
he von dieſen Arten er wählen will; ob die, welche die
ieſtätigt, oder eine andere, ſo wie der moraliſchen Ab-
er mit ſeiner Erzählung verbindet, das eine oder das
mäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall, daß er andere
:e, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig ent-
etzte wählt, auch der hiſtoriſchen Namen enthalten, und
ıı unbekannten Perſonen das bekannte Factum beilegen,
nten Perſonen nicht zukommende Charaktere andichten.

rnal Encyclop. Janvier 1762.

Jenes vermehrt unſere Kenntniß, oder ſcheint ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Facta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern Perſonen gemein ſeyn kann; die Charaktere hingegen als etwas weſentliches und eigenthümliches. Mit jenen laſſen wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie nur nicht mit den Charakteren in Widerſpruch ſetzt; dieſe hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht verändern; die geringſte Veränderung ſcheint uns die Individualität aufzuheben und andere Perſonen unterzuſchieben, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

Vierunddreißigſtes Stück.

Den 25. Auguſt 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freiwillig gewählten Charakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen, nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; [1] was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen oder mag es weiter nicht wiſſen, als in ſo fern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: „Aber, wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?" O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweiſt bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Solimann hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Solimann und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehrt: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzt, vertauſcht, verringert, vermehrt, um ſich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontels nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgehen läßt. Wer uns

[1] Pindarus Olymp. II. str. 5. v. 10.

nicht schadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorsetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es sey nun nicht gekonnt oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, sind wir berechtigt, in allen Charaktereu, die der Dichter ausbildet oder sich schafft, Uebereinstimmung und Absicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinstimmung: — Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich jetzt stärker, jetzt schwächer äußern, nachdem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug seyn können, sie von schwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot seyn. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre „weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichel„haftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und „wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in „Athem erhalten seyn:“ so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal giebt, so kömmt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe seyn, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Solimann war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hatte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delia verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Gunst genießt, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier seyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia nach dem Genusse auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte, was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehlichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!

Ich läugne nicht, daß bei alle den Widersprüchen, die uns diesen Solimann so armselig und verächtlich machen, er nicht wirklich seyn könnte. Es giebt Menschen genug, die noch klägliche Widersprüche in sich vereinigen. Aber diese können auch eben darum keine Gegenstände der poetischen Nachahmung seyn. Sie sind unter ihr, denn ihnen fehlt das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widersprüche selbst, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derselben zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bei seinem Solimann zu thun offenbar weit entfernt gewesen. Einem Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlt, dem fehlt die

Absicht. — Mit Absicht handeln, ist das, was den Menschen über geringere Geschöpfe erhebt; mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen, ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben so geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen aber absichtslosen Gebrauchs ihrer Mittel entspringt. Es ist wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an zu lernen; es sind seine Vorübungen; auch braucht es sie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepuncten unserer wärmern Theilnehmung, allein mit der Anlage und Ausbildung seiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Absichten; die Absicht, uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu lassen haben; die Absicht, uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Bösen, des Anständigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Absicht, und jenes in allen seinen Verbindungen und Folgen als schön und als glücklich selbst im Unglücke, dieses hingegen als häßlich und unglücklich selbst im Glücke zu zeigen; die Absicht, bei Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abschreckung für uns Statt hat, wenigstens unsere Begehrungs- und Verabscheuungskräfte mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, die es zu seyn verdienen und diese Gegenstände jederzeit in ihr wahres Licht zu stellen, damit uns kein falscher Tag verführt, was wir begehren sollten zu verabscheuen und was wir verabscheuen sollten zu begehren.

Was ist nun von diesem allem in dem Charakter des Solimanns, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich schon gesagt habe: Nichts. Aber von manchem ist gerade das Gegentheil darin; ein paar Leute, die wir verachten sollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwillen eigentlich erregen müßte, ein stumpfer Wollüstling, eine abgefeimte Buhlerin, werden uns mit so verführerischen Zügen, mit so lachenden Farben geschildert, daß es mich nicht wundern sollte, wenn mancher Ehemann sich daraus berechtigt zu seyn glaubte, seiner rechtschaffenen und so schönen als gefälligen Gattin überdrüßig zu seyn, weil sie eine Elmire und keine Roxelane ist.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unsere eigene Fehler sind, so haben die angeführten französischen Kunstrichter Recht, daß sie alle das Tadelhafte des Marmontelschen Stoffes dem Favart mit zur Last legen. Dieser scheint ihnen sogar dabei noch mehr gesündigt zu haben, als jener. „Die Wahrscheinlichkeit, sagen sie, auf die es vielleicht in einer Erzählung so sehr nicht ankommt, ist in einem dramatischen Stücke unumgänglich nöthig; und diese ist in dem gegenwärtigen auf das äußerste verletzt. Der große Solimann spielt eine sehr kleine Rolle und es ist unangenehm, so einen Helden nur immer aus einem Gesichtspuncte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans ist noch mehr verunstaltet; da ist auch nicht ein Schatten von der unumschränkten

Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Charakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kommt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Solimann von einer jungen Landſtreicherin ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart, und der mit der weggeworfenen Tabakspfeife ganz unerträglich."

Fünfunddreißigſtes Stück.

Den 28. Auguſt 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bei dieſem ſeiner als bei jenem. Denn beim Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheint es der Delia lieber zu gönnen als ſich ſelbſt; ſie ſcheint es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beim Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beugt damit einer Gunſtbezeugung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Miene; der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen; beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieſer Perſon nehmen wollte. Denn ungeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibt, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Charakter zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben kommen; und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheint, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheint die kecke Buhlerin mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche mißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wo ſie ihn haben will, kaum erkennt ſie, daß ſeine Liebe ohne Gränzen iſt, als ſie gleichſam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kommt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnt werden. „Nun kenn ich dich, Sultan; ich habe deine Seele bis in ihre geheimſte Triebfedern erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch mich kennen. Ich liebe dich, Solimann; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freiheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebieter! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtigt. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts als deine unterthänige Sklavin."[1] So ſagt ſie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Coquette verſchwindet und ein liebes, eben ſo vernünftiges als drolligtes Mädchen ſteht vor uns; Solimann hört auf uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Roxelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblick an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bei ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberin in die Sklavin ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurückhalten wollen, möchte anſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen; doch dieſe Furcht iſt vergebens, und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie bloß willkürlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch nicht Marmontel ſeiner Erzählung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der Handlung der äſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzählung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgegründetes Ganze ausmacht, geſchieht oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande,

[1] Sultan, j'ai pénetré ton ame;
J'en ai demêlé les ressorts.
Elle est grande, elle est fière, et la gloire l'enflame.
Tant de vertus excitent mes transports.
A ton tour, tu vas me connoître:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Heros et mon Maître.
Tu me soupçonnerois d'injuste vanité.
Va; ne fais rien, que ta loi n'autorise;
Il est des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ait point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Esclave soumise.

nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriedigt werden oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt; und beides erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bei der moraliſchen Erzählung nicht vermiſſen, weil alle unſere Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beiſpiel giebt.

Wenn es alſo wahr iſt, daß Marmontel durch ſeine Erzählung lehren wollte, die Liebe laſſe ſich nicht erzwingen, ſie müſſe durch Nachſicht und Gefälligkeit, nicht durch Anſehen und Gewalt erhalten werden: ſo hatte er Recht, ſo aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir dabei von ihrem und des Sultans Charakter denken, iſt ihm ganz gleichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine Närrin und ihn für nichts beſſers halten. Auch hat er gar nicht Urſache uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sultan ſeine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo eines der wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Gefälligkeit werth ſey oder nicht.

Allein als Favart dieſe Erzählung auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größtentheils verloren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabei ein anderes, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren könne. Ich meine das Vergnügen, welches uns eben ſo rein gedachte, als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Nichts beleidigt uns aber, von Seite dieſer, mehr, als der Widerſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth oder Unwerth mit der Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß ſich dieſer entweder ſelbſt damit betrogen hat, oder uns wenigſtens damit betrügen will, indem er das Kleine auf Stelzen hebt, muthwilligen Thorheiten den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter und Ungereimtheiten mit allen betrügeriſchen Reizen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausſtaffirt. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch geblendet werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung; das häßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen, wird für noch einmal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für einen Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will gehalten ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen Charakteren des Solimanns und der Roxelane ergangen; und das empfand Favart. Aber da er dieſe Charaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge Theaterſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem Geſchmacke ſeines Parterres zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihm nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten; und zugleich befriedigt dieſe Hochachtung unſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illuſion des Drama weit ſtärker iſt als einer bloßen Erzählung, ſo intereſſiren uns auch die Perſonen in jenem weit mehr als in dieſer, und wir begnügen uns nicht, ihr Schickſal bloß für den gegenwärtigen Augenblick entſchieden zu ſehen, ſondern wir wollen uns auf immer deßfalls zufrieden geſtellt wiſſen.

Sechsunddreißigſtes Stück.

Den 1. September 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerin nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweiten, noch ganz anders mitſpielen werde; ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt; und wir müſſen uns wundern, daß ſie dem ungeachtet ſo manchem Dichter nicht beigefallen, und ſo manche drollige und dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzählung in der dramatiſchen Form darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel die Matrone von Epheſus. Man kennt dieſes beißende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tauſendmal nacherzählt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Copie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte und andere machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama eckel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedient, bei weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperament unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzählers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze ſchließen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht ſtatt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und ſagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si justus

r fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in moni- referre, mulierem adfigere cruci. Und dieſe eint ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir n ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, n vorzüglich leichtſinniges, liederliches Weibsſtück ins- — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das n bringen, müßte ſie den nämlichen Ausgang behalten nicht behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen und ſo weit gehen. Die Erklärung hierüber anderwärts! ebenunddreißigſten Abend (Sonnabends, den 4. Juli) anine und der Advocat Patelin wiederholt.

achtunddreißigſten Abend (Dienſtags, den 7. Juli) Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

re verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der es Maffei; vermuthlich im Jahr 1737 und vermuth- rey, bei ſeiner Urania, der Marquiſe du Chatelet. n im Jänner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris ater Brumoy, der als Jeſuit und als Verfaſſer des les Grecs am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile uflößen und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen en gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freun- erfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem r Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von den Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine von er eben nicht viel verſtand, um Rath gefragt zu in Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber eb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorge- den. Es wird darin für eines von den vollkommenſten elen für ein wahres Muſter erklärt, und wir können ehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripi- n Inhalts verloren gegangen; oder vielmehr, dieſes ht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder her-

r hierdurch nun auch Voltaire beruhigt ſeyn mußte, r ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wol- e erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner n Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur von verſprechen konnte. Merope fand den außerordent- rfall, und das Parterre erzeigte dem Dichter eine t der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. gnete ehedem das Publicum auch dem großen Cor- vorzüglich; ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtän- laſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und m, ſo ſtand Jedermann auf; eine Diſtinction, deren ich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdigt werden. ward im Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und Hausherr erſcheint, was iſt billiger, als daß ihm die Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch anders: das Parterre ward begierig den Mann von u kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die z alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rief, und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten gaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, n beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die lin- gierde des Publicums, oder die eitle Gefälligkeit des Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllt uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als Product eines einzelnen Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey, wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläſſiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homers wiſſen, iſt die Vortrefflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabei, es zu vergeſſen, daß Homer, der Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſtelei empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publicums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte (und was hat er dabei auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſehen zu haben eben ſo begierig iſt?): ſo wohl ſcheint ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterre ſah, wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweideutige Careſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öfter und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſicht muß darunter geweſen ſeyn! Die Poſſe ging endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beiſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Siebenunddreißigſtes Stück.

Den 4. September 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaßt worden. Aber veranlaßt, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne

ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo um die Copie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Facta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maffei ſelbſt faßt dieſe Facta in der Zueignungsſchrift ſeines Stücks folgender Geſtalt zuſammen. „Daß einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzt, dem Kreſphont das Meſſeniſche Gebiet durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlin dieſes Kreſphont Merope geheißen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats mit ſammt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bei einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reiches wieder bemächtigt und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächt habe: dieſes erzählt Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwei Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen; daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe tödten wollen; daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bei einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus, bei dem Aepytus aber den Namen Telephontes führt."

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragikern wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweiten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, zielt ohne Zweifel auf eben dieſes Stück,[1] wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welche das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebt, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befalle, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Ariſtoteles erwähnt dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber bei dem Cicero und mehrern Alten einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes als das Werk dieſes Dichters gemeint haben.

Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe: „Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die „Fabel der Merope in die erſte Klaſſe der tragiſchen Fabeln geſetzt (a mis ce sujet au premier rang des sujets tragiques). „Euripides hatte ſie behandelt, und Ariſtoteles meldet, daß, ſo „oft der Kreſphont des Euripides auf dem Theater des witzigen „Athens vorgeſtellt worden, dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo „gewöhnte Volk ganz außerordentlich ſey betroffen, gerührt und „entzückt worden." — Hübſche Phraſes, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irrt ſich in beiden Puncten. Bei dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bei dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnt es der Mühe, ein paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folgt. Ariſtoteles unterſucht in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erregt werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen entweder unter Freunden oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödtet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bei gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden ereignen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten oder tödten wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Klaſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweite: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte, wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes unternommen, und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernt. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Klaſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beiſpiele anführt: ſo haben Tournemine und andere dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beides bei einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Claſſification allen andern tragiſchen Begebenheiten vorzieht, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Victorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Kapitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, mein Dacier, rede dort gar nicht von der

[1] Dieſes vorausgeſetzt (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bei den alten Dichtern nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen), würde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarch ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen könnte.

rhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherlei Dichter tragiſche Begebenheiten behandeln könne, ohne ntliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, e von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Er- der Klytemneſtra durch den Oreſt der Inhalt des eyn ſollte: ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vier- n, dieſen Stoff zu bearbeiten, nämlich entweder als benheit der erſtern, oder der zweiten, oder der dritten, vierten Klaſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, wel- der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als benheit der erſtern Klaſſe zu behandeln, finde darum t, weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweiten darum eil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten darum nicht, temneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihm nichts itte Klaſſe übrig.

dritte! Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vor- nicht bloß in einzelnen Fällen, nach Maaßgebung der e, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es Ariſtoteles behält bei ihm Recht, nicht weil er Recht dern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen e Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf ern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die heit hat, anſtatt nach jener, in dieſe zu ſtoßen: ſo iſt um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der Grunde noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte , wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr, dern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter cht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der eſtra müßte eigentlich nach dem zweiten vorgeſtellt wer- n Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen; ter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen m hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweiten? muß ſie umbringen, und ſie muß ſie wiſſentlich um- beides iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen ſtatt- Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kommt in dern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier r einzutreiben, ſo mache man die Anwendung nicht auf e, ſondern auf bloß erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, ordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, ätte dem Dichter freigeſtanden, ſie vollziehen oder nicht n zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß voll- laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu Dacier ſagt ſelbſt, den vierten; denn wenn er ihm en vorziehe, ſo geſchähe es blos aus Achtung gegen die e. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, m vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilt, ſind ja che ſich unglücklich ſchließen? Und das iſt ja eben der ruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo ? Beſtätigt hat er ihn vielmehr.

Achtunddreißigſtes Stück.

Den 8. September 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt [1] hat ſie eben ſo wenig befriedigt. Er trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. „Ich überlaſſe, ſchließt er, einer tiefern Einſicht, „dieſe Schwierigkeiten zu heben; ich kann kein Licht zu ihrer „Erklärung finden, und ſcheint mir wahrſcheinlich, daß unſer „Philoſoph dieſes Kapitel nicht mit ſeiner gewöhnlichen Vorſicht „durchgedacht habe.“

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheint. Eines offenbaren Widerſpruchs macht ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bei ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen als in ſeinen Verſtand. Ich verdopple meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen, gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirrt; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſich's auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. — Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich deßfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht; Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung πραξεως, und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen, und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen, auf der Güte ſeiner einzelnen Theile und deren Verbindung beruht, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſteht, jede für ſich und alle zuſammen den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten,

[1] Herrn Curtius. S. 214.

welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drei Hauptſtücke: des Glückswechſels, περιπετειας; der Erkennung, ἀναγνωρισμου, und des Leidens, παθους. Was er unter den beiden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches widerfahren kann: Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, μυθος πεπλεγμενος von der einfachen, ἁπλῳ, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn; denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles aus dieſem Geſichtspuncte die verſchiedenen unter drei Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung jeden insbeſondere betrachtet und unterſucht, welches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt der fähigſte, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nämlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſtehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen, nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwei verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegengeſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glücks in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübt werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß und auch wohl gar keinen haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke ereignen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende; ſo iſt z. E. der wechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des Acts äußert, zu dem aber noch mancherlei Leiden (πα zukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchließt. falls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vol gelangen ſollen, und in dem nämlichen Augenblicke Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Er das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der Iphigenia des Euripides, wo Oreſtes auch ſchon in den Acte von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Be erkannt wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte wechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die letztere; aber was hi daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn näm rope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkann ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyp ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Soh derben beförderte? Warum könnte ſich dieſes Stück n ſowohl mit dem Untergange der Mutter als des T ſchließen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frei ſte nen, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mu das höchſte zu treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt lich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſein ter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyran terliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope in Fällen nicht wirklich die beiden Eigenſchaften des beſten ſpiels verbinden, die man bei dem Kunſtrichter ſo widerſ findet?

Ich merke wohl, was das Mißverhältniß veranlaſ kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſer Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Er verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken Gleichwohl kann beides gar wohl ohne das andere ſeyn; erwähnen, daß auch nicht beides eben die nämliche Perſo muß, und wenn es die nämliche Perſon trifft, daß e beides ſich zu der nämlichen Zeit ereignen darf, ſonde auf das andere folgen, eines durch das andere verurſacht kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſol und Fabeln gedacht, in welche beide Theile entweder zu fließen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließ es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtric wegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten All heit abfaßt, ohne ſich um die Fülle zu bekümmern, in ſeine allgemeinen Regeln in Colliſion kommen, und ei kommenheit der andern aufgeopfert werden muß? eine ſolche Colliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenhei ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn; jener von einer und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo ha ſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die b handlung des Leidens erlaubt; ſo unterſucht, bei welch beiden ihr am beſten überhaupt fahren würdet und wähle iſt es alles!

Neununddreißigſtes Stück.

Den 11. September 1767.

zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen, oder
chen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden
: verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt we-
men noch in dem andern Falle ſo ſchlechterdings
mmene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat
widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade
il von ihr, und es muß erſt unterſucht werden,
ßere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber
Erklärung nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute,
ı ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur
zelnen Theile derſelben. Vielleicht war der Miß-
Anſehens bei dem Pater Tournemine auch nur ein
rkniff, um uns mit guter Art verſtehen zu geben,
ıllkommene Fabel von einem ſo großen Dichter, als
beitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.
rnemine und Tournemine — Ich fürchte, meine
fragen: „Wer iſt denn dieſer Tournemine? Wir
Tournemine.“ Denn viele dürften ihn wirklich
und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu
ie Montesquieu.[1]
)en alſo anſtatt des Pater Tournemine den Herrn
ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns von
n Stücke des Euripides die nämlichen irrigen Be-
hen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner un-
ichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Er-
Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte
r ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß
eſem Coup de Théatre den Vorzug vor allen an-
Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er
)es Euripides für das rührendſte von allen Stücken
ılten habe.[2] Dieſes letztere iſt nun gänzlich aus der
ı. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus
ie Situation der Merope anführt, nicht einmal den
ſt; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Ver-
n ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von
ı des Euripides erkläre.
:s ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Er-
Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Au-
ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke:
ı, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſan-
lick der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man
ſchließen, Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante
welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, ver-
mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beiſpiele,
ebem insbeſondere bei allen, oder wenigſtens den
Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue
endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bei dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beiſpiele anführt; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beiſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beiſpiele in der Iphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennt, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweite Beiſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichters geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drei Beiſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bei demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Charakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchließen. Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſtellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stücks.[1] Aus dem einzigen, bei dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttin des Friedens iſt, ſcheint zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate noch nicht wieder hergeſtellt geweſen; und aus ein paar andern ſollte man faſt ſchließen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwei ältern Söhne entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey, welches beides ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen räumt. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Inhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heißen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphonts ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtigt. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benannt worden, die gar nicht darin vorkommt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheißen;[2] aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

familières.
), dans sa Poëtique immortelle, ne balance pas à reconnaissance de Merope et de son fils étaient le lus intéressant de toute la scène Grecque. Il don- up de Théatre la préférance sur tous les autres. t que les Grecs, ce peuple si sensible, frémissaient ue le vieillard, qui devait arrêter le bras de Me- ât pas assez-tôt. Cette pièce, qu'on jouait de son t il nous reste très peu de fragmens, lui paraissait ante de toutes les tragédies d'Euripide etc. Lettre ri.

[1] Dasjenige, welches Dacier anführt (Poétique d'Aristote, Chap. XV. Rem. 23.), ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſteht bei dem Plutarch in der Abhandlung: wie man ſeine Feinde nützen ſolle.

[2] Remarque 22. sur le Chapitre XV. de la Poét.

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte ihn nämlich bei dem Hyginus in der hundertundvierundachtzigſten Fabel gefunden zu haben.[1] Denn er hält die Fabeln des Hyginus überhaupt größten Theils für nichts als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war, und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Compilation gemacht, ſcheint ſelbſt die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben, indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eines tragiſchen Dichters für ſich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition abſondert. So erzählt er z. E. die Fabel von der Ino und die Fabel von der Antiopa zuerſt nach dieſer und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

Vierzigſtes Stück.

Den 15. September 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundertundvierundachtzigſten Fabel der Name des Euripides nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpiels hat, ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzählung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende.

Kreſphontes war König von Meſſenien und hatte mit ſeiner Gemahlin Merope drei Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen das Leben verlor. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhr Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Telephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, ging nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Palaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Botſchaften gebraucht, weinend zu Meropen und meldet ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilt Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weſſen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihr dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten beide gemeinſchaftliche Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkte ſich aller ſeiner Wünſche gewährt und wollte den Göttern durch ein feierliches Opfer ſeinen Dank bezeugen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König; der Tyrann fiel und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reichs.[1]

d'Arist. Une Mère, qui va tuer son fils, comme Merope va tuer Cresphonte etc.

[1] — Questa scoperta penso io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altra non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui si rappresenta interamente la condotta di essa. Sovvienmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io fecì già in quell' Autore, mi apparve subito nella mente, altro non essere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in questi giorni, venuta a mano l'ultima editione d'Igino, mi è stato caro di vedere in un passo addotto, come fu anche il Reineslo di tal sentimento. Una miniera è però questa di Tragici Argomenti, che se fosse stata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir sogetti a lor fantasia: io la scoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla nostra età ciò, che dal tempo invidioso le fu rapido. Merita dunque, almeno per questo capo, alquanto più di considerazione quell' Operetta, anche tal qual l'abbiamo, che da gli Eruditi non è stato creduto: e quanto al discordar talvolta dagli altri Scrittori delle favolose Storie, questa avertenza ce ne addita la ragione, non avendole costui narrate secondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio uso convertendole, le avean ridotte.

[1] In der 184. Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzählung genommen, ſind offenbar Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich bloß in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674), befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bei der Hand hat. Genug, daß hier, bei mir, die 184. Fabel mit den Worten: quam Licoterses excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere Fabel, von der die Anfangsworte verloren gegangen, oder gehört, welches mir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137., ſo daß, beides mit einander verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag ſie nun zu der 137. oder zu der 184. machen wollen, folgendermaßen zuſammenleſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte: cum qua Polyphontes, occiso Cresphonte, regnum occupavit, als eine unnöthige Wiederholung, mit ſammt dem darauf folgenden ejus, welches auch ſo ſchon überflüſſig iſt, wegfallen müßte.

MEROPE.

Polyphontes, Messeniae rex, Cresphontem Aristomachi filium cum interfecisset, ejus imperium et Meropem uxorem possedit. Filium autem infantem Merope mater, quem ex Cresphonte habebat, absconse ad hospitem in Aetoliam mandavit. Hunc

h hatten ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte zwei
che Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pomponio Torelli,
off zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont und Merope, aus
abel des Hyginus genommen, und waren ſonach, wie
meint, in die Fußſtapfen des Euripides getreten, ohne
iſſen. Doch dieſer Ueberzeugung ungeachtet wollte Maffei
n Werk ſo wenig zu einer bloßen Divination über den
es machen, und den verlornen Kreſphont in ſeiner Me-
eder aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von ver-
em Hauptzügen dieſes vermeintlichen Euripidiſchen Planes
und nur die einzige Situation, die ihn vornehmlich
erührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen ſuchte.
Mutter nämlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte, daß
in dem Mörder deſſelben mit eigner Hand rächen wollte,
ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit über-
zu ſchildern und mit Ausſchließung aller andern Liebe
ieſe einzige reine und tugendhafte Leidenſchaft ſein ganzes
u beleben. Was dieſer Abſicht alſo nicht vollkommen zu-
ward verändert; welches beſonders die Umſtände von
ns zweiter Verheirathung und von des Sohnes auswär-
ziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemah-
Polyphonts ſeyn; denn es ſchien dem Dichter mit der
nhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu ſtreiten, ſich den
ungen eines zweiten Mannes überlaſſen zu haben, indem
Mörder ihres erſten kannte, und deſſen eigene Erhaltung
derte, ſich durchaus von allen, welche nähere Anſprüche
Thron haben könnten, zu befreien. Der Sohn mußte
i einem vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hau-
aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen
ße ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung erzogen ſeyn:
e mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie
rch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der
neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand
n kann, gereizt und angeſtrengt wird. Er mußte nicht in
drücklichen Abſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu
er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Soh-
alten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern
ie gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf
t; denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit
erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender
r, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freies Spiel

) dieſen Veränderungen zufolge kann man ſich den Maſ-
Plan ungefähr vorſtellen. Polyphontes regiert bereits
n Jahre, und doch fühlt er ſich auf dem Throne noch

ntes maxima cum industria quaerebat, aurumque polli-
, si quis eum necasset. Qui postquam ad puberem aeta-
nit, capit consilium, ut exequatur patris et fratrum mor-
taque venit ad regem Polyphontem, aurum petitum,
se Cresphontis interfecisse filium et Meropis, Telephon-
nterim rex eum jussit in hospitio manere, ut amplius de
quireret. Qui cum per lassitudinem obdormisset, senex
er matrem et filium internuncius erat, flens ad Meropem
negans eum apud hospitem esse, nec comparere. Merope
eum esse filii sui interfectorem, qui dormibat, in Chal-
n cum securi venit, inscia ut filium suum interficeret,
senex cognovit, et matrem a scelere retraxit. Merope
im invenit, occasionem sibi datam esse, ab inimico se
ndi, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex laetus cum
rinam faceret, hospes falso simulavit se hostiam percus-
umque interfecit, patriumque regnum adeptus est.

nicht befeſtigt genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königs zugethan und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfſten in ſie, als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegiſth, ſo nannte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eigenes Leben gegen einen Räuber vertheidigt; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten, und der König begnadigt ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertraut hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eignes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für ſeinen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herzen einer Mutter ahnt immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring beſtärkt, den man bei dem Aegiſth gefunden, und von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegiſth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm ſeinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt ſie den Jüngling, für den ſie vorher ſelbſt gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigener Hand durchſtoßen. Der Jüngling erinnert ſich in dieſem Augenblicke ſeiner Eltern; ihm entfährt der Name Meſſene; er gedenkt des Verbots ſeines Vaters, dieſen Ort ſorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kommt der König dazu und der Jüngling wird befreit. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, ſo tief verfällt ſie wiederum darein zurück, als ſie ſieht, wie höhniſch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun iſt Aegiſth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts ſoll ihn vor ihrer Rache ſchützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorſaale ſey, wo er eingeſchlafen, und kommt mit einer Axt, ihm den Kopf zu ſpalten; und ſchon hat ſie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der ſich kurz zuvor in eben den Vorſaal eingeſchlichen, und den ſchlafenden Aegiſth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegiſth erwacht und flieht, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach und würde ihn leicht durch ihre ſtürmiſche Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn ſie der Alte nicht auch hiervon zurückgehalten hätte. Mit frühem Morgen ſoll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; ſie muß zu dem Altare, aber ſie will eher ſterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegiſth ſich kennen gelehrt; Aegiſth eilt in den Tempel, drängt ſich durch das Volk, und — das Uebrige wie beim Hyginus.

Einundvierzigstes Stück.

Den 18. September 1767.

Je schlechter es zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem italienischen Theater überhaupt aussah, desto größer war der Beifall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cetide Romani scriptores, cedite Graii,
Nescio quid majus nascitur Oedipode:

schrie Leonardo Adami, der nur noch die ersten zwei Acte in Rom davon gesehen hatte. In Venedig ward 1714 das ganze Carneval hindurch fast kein anderes Stück gespielt als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie sehen und wieder sehen, und selbst die Operbühnen fanden sich darüber verlassen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt, und in sechszehn Jahren (von 1714—1730) sind mehr als dreißig Ausgaben in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Französische, ins Englische, ins Deutsche übersetzt, und man hatte vor, sie mit allen diesen Uebersetzungen zugleich drucken zu lassen. Ins Französische war sie bereits zweimal übersetzt, als der Herr von Voltaire sich nochmals darüber machen wollte, um sie auch wirklich auf die französische Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieses durch eine eigentliche Uebersetzung nicht geschehen könnte, wovon er die Ursachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher seiner eignen Merope vorsetzte, umständlich angiebt.

„Der Ton, sagt er, sey in der italienischen Merope viel zu naiv und bürgerlich und der Geschmack des französischen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße simple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewissen Zügen der Kunst sehen, und diese Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona seyn.“ Das ganze Schreiben ist mit der äußersten Politesse abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle seine Nachlässigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung seines Nationalgeschmacks geschrieben; es sind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritisiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzosen wird sie gar bald zur Last, wenn seine Eitelkeit im geringsten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig scheinen, aber nicht groß, und der Franzose will eben so groß als liebenswürdig scheinen.

Was folgt also auf die galante Zueignungsschrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewissen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben so viel Grobheiten sagt, als ihm Voltaire Verbindliches gesagt hatte. Der Styl dieses de la Lindelle ist ziemlich der Voltairische Styl; es ist Schade, daß eine so gute Feder nicht mehr geschrieben hat, und übrigens so unbekannt geblieben ist. Doch Lindelle sey Voltaire oder sey wirklich Lindelle: wer einen französischen Januskopf sehen will, der vorne auf die einschmeichelndste Weise lächelt und hinten die hämischsten Grimassen schneidet, der lese beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geschrieben haben, am wenigsten aber beide. Aus Höflichkeit bleibt Voltaire diesseits der Wahrheit stehen, und aus Verkleinerungssucht schweift Lindelle bis jenseit derselben. Jener hätte freimüthiger und dieser gerechter seyn müssen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen sollte, daß der nämliche Schriftsteller sich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er sich dort unter seinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer so hoch an, als er will, daß er einer der erstern unter den Italienern sey, Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne G zu schreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Li Mutter beruhe, und das zärtlichste Interesse aus der Tugend entspringe. Er beklage es so sehr als ihm belie die falsche Delicatesse seiner Nation ihm nicht erlauben von den leichtesten natürlichsten Mitteln, welche die U zur Verwicklung darbieten, von den unstudirten wahren welche die Sache selbst in den Mund legt, Gebrauch zu Das Pariser Parterre hat unstreitig sehr Unrecht, wen dem königlichen Ringe, über den Boileau in seinen spottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mel will; [1] wenn es seine Dichter daher zwingt, lieber z andern, auch dem aller unschicklichsten Mittel der Er seine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit doch die ganze Welt zu allen Zeiten, eine Art von Erk eine Art von Versicherung der Person verbunden hat. sehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Men sich für den Sohn gemeiner Eltern hält und in dem La Abenteuer ganz allein herumschweift, nachdem er eine verübt, dem ungeachtet nicht soll für einen Räuber werden dürfen, weil es voraus sieht, daß er der Held des werden müsse; [2] wenn es beleidigt wird, daß man einen Menschen keinen kostbaren Ring zutrauen will, da d Fähndrich in des Königs Armee sey, der nicht de belles besitze. Das Pariser Parterre, sage ich, hat in diesen lichen Fällen Unrecht; aber warum muß Voltaire auch in Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber dem Maffei Unrecht zu geben scheinen wollen? Wenn d zösische Höflichkeit gegen Ausländer darin besteht, daß ma auch in solchen Stücken Recht giebt, wo sie sich schämen Recht zu haben, so weiß ich nicht, was beleidigender un freien Menschen unanständiger seyn kann, als diese fra Höflichkeit. Das Geschwätz, welches Maffei seinem al lydor von lustigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen er vor diesen beigewohnt, in den Mund legt, und zu ei in den Mund legt, wenn das Interesse aufs höchste g und die Einbildungskraft der Zuschauer mit ganz andern beschäftigt ist: dieses Nestorische, aber am unrechten Ort rische, Geschwätz, kann durch keine Verschiedenheit des Ge unter verschiedenen cultivirten Völkern entschuldigt werd muß der Geschmack überall der nämliche seyn und der S hat nicht seinen eigenen, sondern hat gar keinen Ge wenn er nicht eben so wohl dabei gähnt und darüber wird, als der Franzose. „Sie haben, sagt Voltaire „Marquis, in Ihrer Tragödie jene schöne und rühren „gleichung des Virgils:

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos queritur foetus — — —

„übersetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir so ei „heit nehmen wollte, so würde man mich damit in die „verweisen. Denn Sie glauben nicht, wie streng der „dem wir zu gefallen suchen müssen: ich meine unser Pu

[1] Je n'ai pu me servir comme Mr. Maffei d'un anneau que depuis l'anneau royal dont Boileau se moque dans tyres, cela semblerait trop petit sur notre théatre.

[2] Je n'oserais hazarder de faire prendre un heros voleur, quoique la circonstance où il se trouve autori méprise.

„Dieſes verlangt, daß in der Tragödie überall der Held und „nirgends der Dichter ſprechen ſoll, und meint, daß bei kritiſchen „Vorfällen in Rathsverſammlungen, bei einer heftigen Leiden„ſchaft, bei einer dringenden Gefahr kein König, kein Miniſter „poetiſche Vergleichungen zu machen pflege.“ Aber verlangt denn dieſes Publicum etwas unrechtes? meint es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publicum eben dieſes verlangen? eben dieſes meinen? Ein Publicum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italieniſche Publicum zu ſo einem Publicum machen wollen, weil er nicht Freimüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehreren Stellen luxurire und ſeinen eigenen Kopf durch die Tapete ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äußerſt gemißbraucht worden. Bei dem Virgil vermehrt es das Mitleiden und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bei dem Maffei aber iſt es in dem Mund desjenigen, der über das Unglück, wovon er das Bild ſeyn ſoll, triumphirt, und müßte nach der Geſinnung des Polyphonts mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheut ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiener überhaupt, als einem einzelnen Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß er ſeine Nation nicht beſſer verſtehe als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wolle gelten laſſen. „Wie hätte ich es wagen dürfen, fährt er mit einem tiefen Bück„linge, aber zugleich auch mit einem Schnippchen in der Taſche, „gegen den Marquis fort, bloße Nebenperſonen ſo oft mit einander „ſprechen zu laſſen, als Sie gethan haben? Sie dienen bei „Ihnen die intereſſanten Scenen zwiſchen den Hauptperſonen „vorzubereiten; es ſind die Zugänge zu einem ſchönen Palaſte; „aber unſer ungeduldiges Publicum will ſich auf einmal in die„ſem Palaſte befinden. Wir müſſen uns alſo ſchon nach dem „Geſchmack eines Volks richten, welches ſich an Meiſterſtücken „ſatt geſehen hat und alſo äußerſt verwöhnt iſt.“ Was heißt dieſes anders als: „Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde Niemanden etwas Unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiß gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie Ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meiner Nation zu befriedigen. Ich will mir darum den nicht viel mehr einbilden als Sie; aber da jedoch meine Nation die Ihre Nation ſo ſehr überſieht“ — weiter darf ich meine Paraphraſis wohl nicht fortſetzen; denn ſonſt,

Definit in piscem mulier formosa superne:

aus der Höflichkeit wird Perſiflage (ich brauche dieſes franzöſiſche Wort, weil wir Deutſchen von der Sache nichts wiſſen), und aus der Perſiflage dummer Stolz.

Zweiundvierzigſtes Stück.

Den 22. September 1767.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Geſchmacks nur deßwegen an ſeinem Vorgänger zu entſchuldigen ſcheint, um ſie der italieniſchen Nation überhaupt zur Laſt zu legen, daß, ſage ich, dieſe und noch mehrere und noch größere ſich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in ſeiner Jugend viel Neigung zur Poeſie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verſe in allen verſchiedenen Stylen der berühmteſten Dichter ſeines Landes; doch dieſe Neigung und dieſe Leichtigkeit beweiſen für das eigentliche Genie, welches zu der Tragödie erfordert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er ſich auf die Geſchichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob dieſe Studien die rechte Nahrung für das tragiſche Genie ſind. Er war unter Kirchenvätern und Diplomen vergraben und ſchrieb wider die Pfaffen und Basnagen, als er auf geſellſchaftliche Veranlaſſung ſeine Merope vor die Hand nahm und ſie in weniger als zwei Monaten zu Stande brachte. Wenn dieſer Mann unter ſolchen Beſchäftigungen in ſo kurzer Zeit ein Meiſterſtück gemacht hätte, ſo müßte er der außerordentlichſte Kopf geweſen ſeyn; oder eine Tragödie überhaupt iſt ein ſehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter von gutem claſſiſchem Geſchmacke, der ſo etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit anſieht, die ſeiner würdig wäre, leiſten kann, das leiſtete auch er. Seine Anlage iſt geſuchter und ausgebrechſelter als glücklich: ſeine Charaktere ſind mehr nach den Zergliederungen des Moraliſten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geſchildert; ſein Ausdruck zeigt von mehr Phantaſie als Gefühl; der Literator und der Verſificateur läßt ſich überall ſpüren, aber nur ſelten das Genie und der Dichter.

Als Verſificateur läuft er den Beſchreibungen und Gleichniſſen zu ſehr nach. Er hat verſchiedene ganz vortreffliche, wahre Gemälde, die in ſeinem Munde nicht genug bewundert werden konnten; aber in dem Munde ſeiner Perſonen unerträglich ſind, und in die lächerlichſten Ungereimtheiten ausarten. So iſt es z. E. zwar ſehr ſchicklich, daß Aegiſth ſeinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umſtändlich beſchreibt, denn auf dieſen Umſtänden beruht ſeine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennt, alle, ſelbſt die allerkleinſten Phänomene malt, die den Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer begleiten, wie er hineinſchießt, mit welchem Geräuſch er das Waſſer zertheilt, das hoch in die Luft ſpritzt, und wie ſich die Fluth wieder über ihn zuſchließt:[1] das würde man auch nicht einmal einem kalten geſchwätzigen Advocaten, der für ihn ſpräche, verzeihen, geſchweige ihm ſelbſt. Wer vor ſeinem Richter ſteht und ſein Leben zu

[1] Atto I. Sc. III.

— — — — — — In core
Pero mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, o semivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuscire, e vana)
L'alzai da terra, in e terra rimaneva
Una pozza di sangue: a mezo il ponte
Portailo in fretta, di vermiglia striscia
Sempre rigando il suol: quinci cadere
Col capo in giù il lasciai: piombò, e gran tonfo
S'udì nel profondarsi: in alto salse
Lo spruzzo, e l'onda sopra lui si chiuse.

vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in seiner Erzählung so kindisch genau seyn könnte.

Als Literator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechischen Sitten und für das Costume bezeigt, mit welchem wir sie bei dem Homer und Euripides geschildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht sagen veredelt, sondern unserm Costume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerspiele nicht mehr schädlich als zuträglich seyn soll. Auch hat er zu gefliſſentlich schöne Stellen aus den Alten nachzuahmen gesucht, ohne zu unterscheiden, aus was für einer Art von Werken er sie entlehnt und in was für eine Art von Werken er sie überträgt. Nestor ist in der Epopee ein gesprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter eckler Salbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen, so würde uns der Literator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es sodann für seine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kresphontes übrig sind, zu nutzen, und seinem Werke getreulich einzuflechten.[1] Wo er also geglaubt hätte, daß sie sich hinpaßten, hätte er sie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen sich der Weg seines Dialogs richten und schlingen müssen. Welcher pedantische Zwang! Und wozu? Sind es nicht diese Sittensprüche, womit man seine Lücken füllt, so sind es andere.

Dem ungeachtet möchten sich wiederum Stellen finden, wo man wünschen dürfte, daß sich der Literator weniger vergessen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen und Merope einsieht, in welcher Gefahr sie zweimal gewesen sey, ihren eigenen Sohn umzubringen, so läßt er die Ismene voller Erstaunen ausrufen: „Welche wunderbare Begebenheit, wunderbarer, als „sie jemals auf einer Bühne erdichtet worden!“

Con così strani avvenimenti uom forse
Non vide mai favoleggiar le scene.

Maffei hat sich nicht erinnert, daß die Geschichte seines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, dessen Gedichte den ersten Samen des Drama ausstreuten. Ich würde diese Unachtsamkeit Niemanden als ihm aufmutzen, der sich in der Vorrede entschuldigen zu müssen glaubte, daß er den Namen Messene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieses Namens gewesen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit solchen Kleinigkeiten halten wie er will; nur verlangt man, daß er sich immer gleich bleibt, und daß er sich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben soll, daß er den Anstoß vielmehr aus Unwissenheit nicht gesehen, als nicht sehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeilen nicht gefallen, wenn sie auch keinen Anachronismus enthielten. Der tragische Dichter sollte alles vermeiden, was die Zuschauer an ihre Illusion erinnern kann; denn sobald sie daran erinnert sind, so ist sie weg. Hier scheint es zwar, als ob Maffei die Illusion eher noch bestärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte Bühn dichten sind der Sache schon nachtheilig, und bringen raden Wegs dahin, wovon sie uns abbringen sollen. mischen Dichter ist es eher erlaubt, auf diese Weise sei stellung Vorstellungen entgegen zu setzen; denn unser erregen, braucht es des Grades der Täuschung nicht, Mitleiden erfordert.

Ich habe schon gesagt, wie hart de la Lindelle de mitspielt. Nach seinem Urtheile hat Maffei sich mit gnügt, was ihm sein Stoff von selbst anbot, ohne die Kunst dabei anzuwenden; sein Dialog ist ohne alle W lichkeit, ohne allen Anstand und Würde; da ist so vie und Kriechendes, das kaum in einem Possenspiel in des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von U heiten und Schulschnitzern. „Mit einem Worte, sc „das Werk des Maffei enthält einen schönen Stoff, ist „sehr elendes Stück. Alle Welt kommt in Paris darin „daß man die Vorstellung desselben nicht würde habe „ten können, und in Italien selbst wird von verständig „sehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verf „seinen Reisen die elendesten Schriftsteller in Sold ge „seine Tragödie zu übersetzen; er konnte leichter einen U „bezahlen als sein Stück verbessern.“

So wie es selten Complimente giebt ohne alle B finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und doch höflich oder grob seyn, wenn er sich begnügte ih tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernich geht mit ihm so blind als treulos zu Werke. Er schämt offenbare Lügen zu sagen, augenscheinliche Verfälschu begehen, um nur ein recht hämisches Gelächter aufsch können. Unter drei Streichen, die er thut, geht imm in die Luft, und von den andern zweien, die seinen streifen oder treffen, trifft einer unfehlbar den zugleich seine Klopffechterei Platz machen soll, Voltairen selbst. scheint dieses auch zum Theil gefühlt zu haben und nicht saumselig in der Antwort an Lindellen, den Maffe den Stücken zu vertheidigen, in welchen er sich zugleich theidigen zu müssen glaubt. Dieser ganzen Correspon sich selbst, dünkt mich, fehlt das interessanteste Stück: wort des Maffei. Wenn uns doch auch diese der Herr taire hätte mittheilen wollen. Oder war sie etwa so ni er sie durch seine Schmeichelei zu erschleichen hoffte? N Maffei etwa die Freiheit, ihm hinwiederum die Eigent keiten des französischen Geschmacks ins Licht zu stellen? zeigen, warum die französische Merope eben so wenig i als die italienische in Frankreich gefallen könne? —

Dreiundvierzigstes Stück.

Den 25. September 1767.

So etwas läßt sich vermuthen. Doch ich will liebe sen, was ich selbst gesagt habe, als vermuthen, was an sagt haben könnten.

Lindern vors erste, ließe sich der Tadel des Lindell allen Puncten. Wenn Maffei gefehlt hat, so hat er b immer so plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben Er sagt z. E., Aegisth, wenn ihn Merope nunmehr wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königi

[1] Non essendo dunque stato mio pensiero di seguir la Tragedia d'Euripide, non ho cercato per consequenza di porre nella mia que' sentimenti di essa, che son rimasti qua, e là; avendone tradotti cinque versi Cicerone, e recati tre passi Plutarco, e due versi Gellio, e alcuni trovandosene ancora, se la memoria non m'inganna, presso Stobeo.

es Wort, alter Vater so gerührt, daß sie von ihrem
ıblasse und auf die Vermuthung komme, Aegisth könne
Sohn seyn. Ist das nicht, setzt er höhnisch hinzu, eine
lndete Vermuthung! Denn freilich ist es ganz etwas
es, daß ein junger Mensch einen alten Vater hat!
fährt er fort, hat mit diesem Fehler, diesem Mangel
nst und Genie, einen andern Fehler verbessern wollen,
ı der erstern Ausgabe seines Stückes begangen hatte.
rief da: Ach, Polydor, mein Vater! Und dieser Po-
ır eben der Mann, dem Merope ihren Sohn anver-
ıtte. Bei dem Namen Polydor hätte die Königin gar
hr zweifeln müssen, daß Aegisth ihr Sohn sey; und
ıch wäre aus gewesen. Nun ist dieser Fehler zwar weg-
; aber seine Stelle hat ein noch weit gröberer einge-
ı." Es ist wahr, in der ersten Ausgabe nennt Aegisth
dor seinen Vater; aber in den nachherigen Ausgaben
ar keinem Vater mehr die Rede. Die Königin stutzt
em Namen Polydor, der den Aegisth gewarnt habe,
Fuß in das Messenische Gebiet zu setzen. Sie giebt
Vorhaben darum nicht auf; sie fordert bloß nähere Er-
und ehe sie diese erhalten kann, kommt der König dazu.
g läßt den Aegisth wieder los binden, und da er die
ßwegen Aegisth eingebracht worden, billigt und rühmt,
ls eine wahre Heldenthat zu belohnen verspricht: so
l Merope in ihren ersten Verdacht wieder zurückfallen.
ihr Sohn seyn, den Polyphontes eben darum belohnen
l er ihren Sohn umgebracht habe? Dieser Schluß muß
ig bei ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie be-
unmehr auch, daß sie eines bloßen Namens wegen,
hl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer
ıudert habe;

Che dubitar? misera, ed io da un nome
Trattener mi lasciaj, quasi un tal nome
Altri aver non potesse —

lgenden Aeußerungen des Tyrannen können sie nicht
s in der Meinung vollends bestärken, daß er von dem
s Sohnes die allerzuverlässigste, gewisseste Nachricht
isse. Ist denn das also nun so gar abgeschmackt? Ich
nicht. Vielmehr muß ich gestehen, daß ich die Verbesse-
Maffei nicht einmal für sehr nöthig halte. Laßt es den
nmerhin sagen, daß sein Vater Polydor heiße! Ob es
r oder sein Freund war, der so hieße, und ihn vor
warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß
ohne alle Widerrede das für wahrscheinlicher halten
ıs der Tyrann von ihm glaubt, da sie weiß, daß er
hne so lange, so eifrig nachgestellt, als das, was sie
bloßen Uebereinstimmung eines Namens schließen
freilich, wenn sie wüßte, daß sich die Meinung des Ty-
Aegisth sey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts
igene Vermuthung gründe: so wäre es etwas anders.
es weiß sie nicht; vielmehr hat sie allen Grund zu glau-
er seiner Sache werde gewiß seyn. — Es versteht sich,
ıs, was man zur Noth entschuldigen kann, darum nicht
ausgebe; der Poet hätte unstreitig seine Anlage viel
chen können. Sondern ich will nur sagen, daß auch so,
gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zurei-
Grund handelt; und daß es gar wohl möglich und
nlich ist, daß Merope in ihrem Vorsatze der Rache ver-
harren, und bei der ersten Gelegenheit einen neuen Versuch, sie
zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich also beleidigt
finden möchte, wäre nicht dieses, daß sie zum zweitenmale ihren
Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kommt;
sondern dieses, daß sie zum zweitenmale durch einen glücklichen
ungefähren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem
Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach
den Gründen der größern Wahrscheinlichkeit sich bestimmen ließe;
denn die Leidenschaft, in der sie ist, könnte auch den Gründen
der schwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich
ihm nicht verzeihen, daß er sich so viel Freiheit mit dem Zufalle
nimmt, und mit dem Wunderbaren desselben so verschwende-
risch ist, als mit den gemeinsten ordentlichsten Begebenheiten.
Daß der Zufall Einmal der Mutter einen so frommen Dienst
erweiset, das kann seyn; wir wollen es um so viel lieber glau-
ben, je mehr uns die Ueberraschung gefällt. Aber daß es zum
zweitenmale die nämliche Uebereilung, auf die nämliche Weise,
verhindern werde, das sieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben die-
selbe Ueberraschung wiederholt, hört auf Ueberraschung zu seyn;
ihre Einförmigkeit beleidigt und wir ärgern uns über den Dich-
ter, der zwar eben so abenteuerlich, aber nicht eben so mannich-
faltig zu seyn weiß, als der Zufall.

Von den angenscheinlichen und vorsetzlichen Verfälschungen
des Lindelle, will ich nur zwei anführen. — „Der vierte Akt,
„sagt er, fängt mit einer kalten und unnöthigen Scene zwischen
„dem Tyrannen und der Vertrauten der Merope an; hierauf
„begegnet diese Vertraute, ich weiß selbst nicht wie, dem jungen
„Aegisth, und beredet ihn, sich in dem Vorhause zur Ruhe zu
„begeben, damit, wenn er eingeschlafen wäre, ihn die Königin
„mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er schläft auch
„wirklich ein, so wie er es versprochen hat. O schön! und die
„Königin kommt zum zweitenmale mit einer Axt in der Hand,
„um den jungen Menschen umzubringen, der ausdrücklich deß-
„wegen schläft. Diese nämliche Situation, zweimal wiederholt,
„verräth die äußerste Unfruchtbarkeit; und dieser Schlaf des
„jungen Menschen ist so lächerlich, daß in der Welt nichts lächer-
„licher seyn kann." Aber ist es denn auch wahr, daß ihn die
Vertraute zu diesem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle.[1]
Aegisth trifft die Vertraute an, und bittet sie, ihm doch die Ur-
sache zu entdecken, warum die Königin so ergrimmt auf ihn sey.
Die Vertraute antwortet, sie wolle ihm gern alles sagen; aber
ein wichtiges Geschäft rufe sie jetzt wo anders hin; er solle einen
Augenblick hier verziehen; sie wolle gleich wieder bei ihm seyn.
Allerdings hat die Vertraute die Absicht, ihn der Königin in die
Hände zu liefern; sie beredet ihn zu bleiben, aber nicht zu schla-
fen; und Aegisth, welcher, seinem Versprechen nach, bleibt,
schläft, nicht seinem Versprechen nach, sondern schläft, weil er
müde ist, weil es Nacht ist, weil er nicht sieht, wo er die Nacht

[1] Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein Lin-
delle sagt: ensuite cette suivante rencontre le jeune Egiste, je ne
sais comment, et lui persuade de se reposer dans le vestibule,
afin que, quand il sera endormi, la reine puisse le tuer tout à
son aise, sondern auch der Herr von Voltaire selbst: la confidente
de Mérope engage le jeune Egiste à dormir sur la scène, afin
de donner le tems à la reine de venir l'y assassiner. Was aus
dieser Uebereinstimmung zu schließen ist, brauche ich nicht erst zu
sagen. Selten stimmt ein Lügner mit sich selbst überein; und wenn
zwei Lügner mit einander übereinstimmen, so ist es gewiß abgeredete
Karte.

ſonſt werde zubringen können als hier.[1] — Die zweite Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. „Merope, ſagt er, nachdem „ſie der alte Polyphont an der Ermordung ihres Sohnes verhin„dert, fragt ihn, was für eine Belohnung er dafür verlange; „und der alte Narr bittet ſie, ihn zu verjüngen.“ Bittet ſie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen; aber das ſteht weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege erleichtert würde, u. ſ. w.“[2] Heißt das: erleichtere Du mir dieſe Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchicklichſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Charakter des Polyphonts iſt. Aber iſt denn jede Unſchicklichkeit Wahnwitz? Und mußten nicht Polyphont und ſein Dichter im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt! Lügen! Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, ſoll das einem dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

Vierundvierzigſtes Stück.

Den 29. September 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trifft, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beiden Punkte bei welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſchwache und unedle Merkmale wären, aus welchen Merope bei dem Maffei ſchließe, daß Aegiſth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: „Ich kann es Ihnen „nicht bergen; ich finde, daß Maffei es viel künſtlicher angelegt „hat, als ich, Meropen glauben zu machen, daß ihr Sohn der „Mörder ihres Sohnes ſey. Er konnte ſich eines Ringes dazu „bedienen, und das durfte ich nicht; denn ſeit dem königlichen „Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, würde „das auf unſerm Theater ſehr klein ſcheinen.“ Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegiſth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegiſth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach fünfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freilich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bei welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an ein ſo nützliches Möbel dachte. Wenn Aegiſth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweitens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heirathen will. Als ob der Voltairiſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder Maffei, „noch ich, haben die Urſachen dringend genug gemacht, warum „Polyphont durchaus Meropen zu ſeiner Gemahlin verlangt. „Das iſt vielleicht ein Fehler des Stoffes; aber ich bekenne Ih„nen, daß ich einen ſolchen Fehler für ſehr gering halte, wenn „das Intereſſe, welches er hervor bringt, beträchtlich iſt.“ Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabei ſahe? —

Der Puncte ſind mehrere, bei welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können; aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache aufträten und abgingen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem armſeligſten Poeten nicht mehr verzeihe. — Weſentliche Fehler dieſes? Doch das iſt die Sprache der franzöſiſchen Kunſtrichter überhaupt; die muß ich ihm ſchon laſſen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So weſentlich oder unweſentlich ſie aber auch ſeyn mögen; wollen wir es Lindellen auf ſein Wort glauben, daß ſie bei den Dichtern ſeines Volks ſo ſelten ſind? Es iſt wahr, ſie ſind es, die ſich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber ſie ſind es auch, die entweder dieſen Regeln eine ſolche Ausdehnung geben, daß es ſich kaum mehr der Mühe verlohnt, ſie als Regeln vorzutragen, oder ſie auf eine ſolche linke gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidigt, ſie ſo beobachtet zu ſehen, als gar nicht.[1] Beſonders iſt Voltaire ein Meiſter, ſich die

[1] Atto IV. Sc. II.
Egi. Mà di tanto furor, di tanto affanno
Qual' ebbe mai cagion? — —
Ism. Il tutto
Scoprirti io non ricuso: mà egli è d'uopo
Che qui t'arresti per brev' ora: urgente
Cura or mi chiama altrove.
Egi. Io volontieri
T'attendo quanto vuoi. Ism. Mà non partire
E non far sì, ch' io quà ritorni indarno.
Egi. Mia fè dò in pegno; e dove gir dovrei? —

[2] Atto IV. Sc. VII.
Mer. Ma quale, ò mio fedel, qual potrò io
Darti già mai mercè, che i merti agguagli?
Pol. Il mio stesso servir fu premio; ed ora
M'è, il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu dormi? io nulla bramo: caro
Sol mi saria ciò, ch' altri dar non puote:
Che scemato mi fosse il grave incarco
De gli anni, che mi stà sù'l capo, e à terra
Il curva, e preme sì, chè parmi un monte —

[1] Dieſes war zum Theil ſchon das Urtheil unſers Schlegels. „Die „Wahrheit zu geſtehen, ſagt er in ſeinen Gedanken zur Aufnahme „des däniſchen Theaters, beobachten die Engländer, die ſich keiner „Einheit des Orts rühmen, dieſelbe großentheils viel beſſer als die

der Kunſt ſo leicht, ſo weit zu machen, daß er alle Freiält, ſich zu bewegen wie er will; und doch bewegt er ſich ſumpf und ſchwer, und macht ſo ängſtliche Verdrehungen, n meinen ſollte, jedes Glied von ihm ſey an einen beı Klotz geſchmiedet. Es koſtet mir Ueberwindung, ein s Genies aus dieſem Geſichtspuncte zu betrachten; doch ei der gemeinen Klaſſe von Kunſtrichtern noch ſo ſehr t, es faſt aus keinem andern als aus dieſem zu betraches der iſt, aus welchem die Bewunderer des franzöſiſchen s das lauteſte Geſchrei erheben, ſo will ich doch erſt geinſehen, ehe ich in ihr Geſchrei mit einſtimme.

Die Scene iſt zu Meſſene in dem Palaſte der Merope. gleich Anfangs die ſtrenge Einheit des Orts nicht, welche, n Grundſätzen und Beiſpielen der Alten, ein Hebelin en zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer ſondern nur ein Theil des Palaſtes ſeyn, wie ihn das us einem und eben demſelben Standorte zu überſehen . Ob ſie ein ganzer Palaſt oder eine ganze Stadt, oder nze Provinz iſt, das macht im Grunde einerlei Ungeit. Doch ſchon Corneille gab dieſem Geſetze, von dem edem kein ausdrückliches Gebot bei den Alten findet, die Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur des Ortes hinreichend ſey. Wenn er ſeine beſten Stücke ſer Seite rechtfertigen wollte, ſo mußte er wohl ſo nachſeyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Volkecht ſeyn. Ich ſage alſo nichts dagegen, daß eigentlich ne bald in dem Zimmer der Königin, bald in dem oder Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieſer bald nach ıdern Ausſicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bei Abwechslungen auch die Vorſicht brauchen ſollen, die le dabei empfahl: ſie müſſen nicht in dem nämlichen m wenigſten in der nämlichen Scene angebracht werden. t, welcher zu Anfang des Acts iſt, muß durch dieſen ıg dauern; und ihn vollends in eben derſelben Scene ab- oder auch nur erweitern oder verengern, iſt die äußerſte ntheit von der Welt. — Der dritte Act der Merope f einem freien Platz, unter einem Säulengang oder in Saal ſpielen, in deſſen Vertiefung das Grabmal des ntes zu ſehen, an welchem die Königin den Aegiſth mit Hand hinrichten will; was kann man ſich armſeliger vorſtellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegiſth wegführt, dieſe Vertiefung hinter ſich zuſchließen muß? Wie ſchließt er ſie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hebelin von dergleichen Vorhängen überhaupt ſagt, gepaßt hat, ſo iſt es auf dieſen; [1] beſonders wenn man zugleich die Urſache erwägt, warum Aegiſth ſo plötzlich angeführt, durch dieſe Maſchinerie ſo augenblicklich aus dem Geſicht gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben ſo ein Vorhang wird in dem fünften Acte aufgezogen. Die erſten ſechs Scenen ſpielen in einem Saale des Palaſtes, und mit der ſiebenten erhalten wir auf einmal die offene Ausſicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke ſehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieſer Anblick dieſes Wunders wohl werth? Man wird ſagen, die Thüren dieſes Tempels eröffnen ſich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einſicht in denſelben. Ich verſtehe; dieſer Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majeſtät Schloßkapelle, die gerade an den Saal ſtieß, und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchſtdieſelben, jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur ſollten wir ſie dieſes Wegs nicht allein herauskommen, ſondern auch hereingehen ſehen; wenigſtens den Aegiſth, der am Ende der vierten Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

Fünfundvierzigſtes Stück.

Den 2. October 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabei denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreißig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können; aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freilich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getraut ſeyn kann, beſonders wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn es geſchieht, verlangt man nicht eine ſo gewaltige Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertigt zu wiſſen? Findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was bloß phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden? Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegiſth können allein dabei in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegiſth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heirathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſt ihn ab; die Wahl geht vor ſich und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben,

en, die ſich damit viel wiſſen, daß ſie die Regeln des Ariſtogenau beobachten. Darauf kommt gerade am allerwenigſten das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn rſache vorhanden iſt, warum die auftretenden Perſonen ſich angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen n ſind, wo ſie vorhin waren; wenn eine Perſon ſich als Herr wohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine ans ob ſie ebenfalls Herr vom Hauſe wäre, in aller Gelaſſent ſich ſelbſt oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß lmſtand auf eine wahrſcheinliche Weiſe entſchuldigt wird; enn die Perſonen nur deßwegen in den angezeigten Saal oder kommen, um auf die Schaubühne zu treten: ſo würde der r des Schauſpiels am beſten gethan haben, anſtatt der Worte hauplatz iſt ein Saal in Climenens Hauſe" unter das Verzeicher Perſonen zu ſetzen: „der Schauplatz iſt auf dem Theater." t Ernſte zu reden, es würde weit beſſer geweſen ſeyn, wenn faſſer nach dem Gebrauche der Engländer die Scene aus dem es einen in das Haus eines andern verlegt, und alſo den er ſeinem Helden nachgeführt hätte; als daß er ſeinem Helden he macht, den Zuſchauern zu gefallen, an einen Platz zu ı, wo er nichts zu thun hat."

[1] On met des rideaux qui se tirent et retirent, pour faire que les Acteurs paroissent et disparoissent selon la nécessité du Sujet — ces rideaux ne sont bons qu'à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventés, et ceux qui les approuvent. Pratique du Théatre Liv. II. chap. 6.

Aegiſth möge nunmehr erſcheinen, wann er wolle, der neuerwählte König könne es fürs erſte mit ihm anſehen. Nichts weniger; er beſteht auf der Heirath, und beſteht darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat und ein ſo hitziger Freier! Aber ſeine Freierei iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihm ihre Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegiſth, ſo bald er ſich zeigt, beizutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahre ſonſt ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegiſth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheirathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bei der alten Königin noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken? In der Vorſtellung, meine ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtand hat, einkommen könne, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Acts zu ihrer wirklichen Ereignung ungefähr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Acts geht, und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenacte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert; hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involvirt, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke von einem Orte zum andern gereist wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfordert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Orts von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen; aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſteht, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſ dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigſtens Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont rope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf Auch iſt es bei ihm nicht der Tag, an welchem Polyp Thron beſteigt; die Begebenheiten preſſen ſich folglich ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyeuct ein Ephemeron von einem König, der ſchon darum der Tag nicht zu regieren verdient, weil er den erſten ſei ſo gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scen und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut auch den geringſten Poeten nicht verzeihe. „Die Be „der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine große Zierde „dichts, und nichts kann uns von der Stetigkeit der „beſſer verſichern, als die Stetigkeit der Vorſtellung. „aber doch nur eine Zierde und keine Regel; denn die „den ſich ihr nicht immer unterworfen u. ſ. w.“ Wie Tragödie bei den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneill vollkommener geworden, daß das, was dieſer bloß mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher F Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſten glaubwürdig ſeyn als Lindelle; und was, nach jenem, noch kein ausgemachter Fehler bei dem Maffei iſt, m den minder ſtreitigen des Voltaire aufgehen, nach w das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollt z. E. in dem erſten Acte Polyphont zu der Königin kon die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweil dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vert frei herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zw erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur da an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwart

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſein nen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben ſo welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, Perſon ſagt, warum ſie kommt, man muß auch aus bindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. E genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auc Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen i ſonſt iſt das, was ihr der Dichter deßfalls in den M ein bloßer Vorwand und keine Urſache. Wenn z. E. E der dritten Scene des zweiten Akts abgeht, um, wie die Freunde der Königin zu verſammeln; ſo müßte dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung auc etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekom iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes Peto veniam exeu der erſten beſten Lüge, die dem Knaben einfällt. Er g ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein len darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu kön der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußt ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Merop

der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feierlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exclamation zu einer andern Couliſſe hinein, worauf Polyphont den vierten Act wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel gefolgt iſt (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit), ſondern wiederum mit ſeinem Eroz Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Act, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreit:

Courons tous vers le temple où m'attend mon outrage:

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie:

Vous venez à l'autel entraîner la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfang des fünften Acts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergeſſen und kommt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Acte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte, ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Act ſchließen bloß, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Sechsundvierzigſtes Stück.

Den 6. October 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden, ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nämliche blieb, welche ſich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie unter neunmalen, ſiebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn ſie ließen ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplifiziren, alles Ueberflüſſige ſo ſorgfältig von ihr abzuſondern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Orts verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters dieſes ſey, ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigſtens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte ſich doch ſonſt noch ſo viel und mancherlei darin ereignen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch ſo noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort ſagt, bohre das Brett, wo es am dünnſten iſt. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickſte Kante, den aſtigſten Theil des Brettes zeigen und ſchreien: da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreien die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir eckelt, mich bei dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltaires und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterien vergeſſen machen!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bei dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht, über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade ungeſtraft zu laſſen u. ſ. w., wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen.[1] — Es iſt wahr, ſo gar froſtig

[1] Atto III. Sc. II.

— — — Quando
Saran da poi sopiti alquanto, e queti
Gli animi, l'arte del regnar mi giovi.
Per mute oblique vie n'andranno a Stige
L'alme piu audaci, e generose. A i vizi
Per cui vigor si abbatte, ardir si toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa die pietà farò, che splenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde restino i buoni esposti, e paghi

und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht declamiren; aber mitunter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. Z. E.

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait sur nous à pas lents descendre la vengeance —

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen; aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbeſonnen und in den Tag hinein er gegen Meropen handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen gegen den Aegiſth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegiſth hätte bei dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrei ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte?[1] Er hat ſich für ſeine Perſon alles von dem Aegiſth zu verſehen; Aegiſth verlangt nur ſein Schwert wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegiſth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwert werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frei; denn dieſer kennt den Aegiſth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegiſth ſich ihm alſo bei dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen und er zu dem zweiten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

„Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bei dem Maffei erfährt, „daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder das Herz aus „dem Leibe reißen, und es mit ihren Zähnen zerfleiſchen.[2] Das „heißt, ſich wie eine Kannibalin, und nicht wie eine betrübte „Mutter ausdrücken; das Anſtändige muß überall beobachtet „werden.“ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz ohne Salz und Schmalz beißen ſollte: ſo dünkt mich doch, iſt ſie im Grunde eben ſo gut Kannibalin, als die italieniſche. —

Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra se distruggendosi, in crudeli
Gare private il lor furor si stempri.
Udrai sovente risonar gli editti,
E raddopiar le leggi, che al sovrano
Giovan servate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra esterna;
Ond' io n'andrò su l'atterrita plebe
Sembre crescendo i pesi, e peregrine
Milizie indrodurrò. — —

[1] Acte I. Sc. 4.

Si ce fils, tant pleuré, dans Messene est produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.
Crois-moi, ces préjugés de sang et de naissance
Revivront dans les coeurs, y prendront sa défense.
Le souvenir du père, et cent rois pour ayeux,
Cet honneur prétendu d'être issu de nos Dieux;
Le cris, le désespoir d'une mère eplorée,
Détruiront ma puissance encor mal assurée.

[2] Atto II. Sc. 6.

Quel scelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in questo
Assassinio il tiranno; io voglio poi
Con una scure spalancargli il petto,
Voglio strappargli il 'cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e sbranarlo — —

Siebenundvierzigſtes Stück.

Den 9. October 1767.

Und wie das? — Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoßen, für ſeinen moraliſchen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet; ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bangſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtreckt: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt hört, wieder aufſpringt, und tobt, und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen droht, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnt, was es an Schönheit und Rührung verloren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehrt, Feierlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerin ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freilich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kannibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärin iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihr nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegiſth mit eigner Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théatre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren und die willkürlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegiſth mit eigner Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheint ſie es auch bei dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königin weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe; ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilt voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegiſth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderin ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich bloß für den

Aegiſth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder was ſie will, ich verzeihe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereſſirte, an dem Sie ſo viele Merkmale der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bei ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres Sohnes an dem Grabmale ſeines Vaters mit eigner Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen — O pfui, Madame! Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach fünfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlin verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphonts geheirathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beim Voltaire, Meropen jetzt nach fünfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben,[1] hätten ſie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweiten Männern annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vortheil draus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches ſie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bei der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlin des Polyphonts eingeführt hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weggefallen; und ich ſehe als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

[1] Acte II. Sc. I.

— — Mer. Non, mon fils ne le souffrirait pas.
L'exil où son enfance a langui condamnée
Lui serait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, si, paisible en son rang,
Il n'en croyait ici que les droits de son sang:
Mais si par les malheurs son ame était instruite,
Sur ses vrais intérêts s'il réglait sa conduite,
De ses tristes amis s'il consultait la voix,
Et la nécessité souveraine des loix,
Il verrait que jamais sa malheureuse mère
Ne lui donna d'amour une marque plus chère.
Me. Ah que me dites-vous?
Eur. De dures vérités
Qui m'arrachent mon zèle et vos calamités.
Me. Quoi! Vous me demandez que l'intérêt surmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Polifonte!
Vous qui me l'avez peint de si noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ses fureurs
Mais il est tout-puissant; mais rien ne lui résiste;
Il est sans héritier, et vous aimez Egiste. —

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnt hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiße zu räumen, über die er meint, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beibehalten haben, daß Aegiſth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefähr nach Meſſene gerathen und daſelbſt durch kleine zweideutige Merkmale in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bei dem Euripides kannte ſich Aegiſth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegiſth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußſtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden. Daß ſich Aegiſth nicht kennt, daß er von ungefähr nach Meſſene kömmt, und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegiſth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweideutiges und romenhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bei dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegiſth ſelbſt, daß er Aegiſth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eignen Sohn umzubringen kommt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſah, Falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bei dem Maffei und Voltaire hingegen, vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſpart, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhört. Das ſchlimmſte dabei iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bei Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläſſiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihren Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrüger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merkt, und ſich von weit ſeichtern Gründen hinreißen läßt. Beides aber taugt nicht.

Achtundvierzigſtes Stück.

Den 13. October 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegiſth Aegiſth

ist, als bis es Merope selbst erfährt. Aber das armselige Vergnügen einer Ueberraschung! Und was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen, so viel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben. Ja, unser Antheil wird um so lebhafter und stärker seyn, je länger und zuverlässiger wir es vorausgesehen haben.

Ich will über diesen Punct den besten französischen Kunstrichter für mich sprechen lassen. „In den verwickelten Stücken, sagt Diderot, [1] ist das Interesse mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen ist es mehr die Wirkung der Reden als des Plans. Allein worauf muß sich das Interesse beziehen? Auf die Personen? Oder auf die Zuschauer? Die Zuschauer sind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich sind es die Personen, die man vor Augen haben muß. Unstreitig! Diese lasse man den Knoten schürzen, ohne daß sie es wissen; für diese sey alles undurchdringlich; diese bringe man, ohne daß sie es merken, der Auflösung immer näher und näher. Sind diese nur in Bewegung, so werden wir Zuschauer den nämlichen Bewegungen schon auch nachgeben, sie schon auch empfinden müssen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben sollte, man müsse die Entwicklung vor dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in der ersten Scene verrathen würde, und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge. — Für den Zuschauer muß alles klar seyn. Er ist der Vertraute einer jeden Person; er weiß alles was vorgeht, alles was vorgegangen ist; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts besseres thun kann, als daß man ihm gerade voraussagt, was noch vorgehen soll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig versteht ihr die Kunst, und wie wenig besitzt ihr von dem Genie, das die Muster hervorgebracht hat, auf welche ihr sie baut und das sie übertreten kann, so oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen so paradox scheinen als sie wollen: so viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich ist, dem Zuschauer einen wichtigen Vorfall so lange zu verhehlen, bis er sich ereignet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Interesse gerade das Gegentheil erfordert. — Der Dichter bewerkstelligt durch sein Geheimniß eine kurze Ueberraschung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns stürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeschlagen wird, den kann ich auch nur einen Augenblick bedauern. Aber wie steht es alsdann mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich sehe, daß sich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zusammenzieht und lange Zeit darüber verweilt? — Meinetwegen mögen die Personen alle einander nicht kennen; wenn sie nur der Zuschauer alle kennt. — Ja, ich wollte fast behaupten, daß der Stoff, bei welchem die Verschweigungen nothwendig sind, ein undankbarer Stoff ist; daß der Plan, in welchem man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht so gut ist, als der, in welchem man sie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beschäftigen müssen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich sind. Das ganze Gedicht wird ein Zusammenhang von kleinen Kunstgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraschung hervorzubringen vermag. Ist hingegen alles, was die Personen angeht, bekannt, so sehe ich in dieser Voraussetzung die Quelle der allerheftigsten Bewegungen. — Warum haben gewisse Monologen eine so große Wirkung? Darum, weil sie mir die geheimen Anschläge einer Person vertrauen, und diese Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllt. — Wenn der Zustand der Personen unbekannt ist, so kann sich der Zuschauer für die Handlung nicht stärker interessiren, als die Personen. Das Interesse aber wird sich für den Zuschauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat und es fühlt, daß Handlung und Reden ganz anders seyn würden, wenn sich die Personen kennten. Alsdann nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was sie wirklich sind, mit dem, was sie thun oder thun wollen, vergleichen kann."

Dieses auf den Aegisth angewendet, ist es klar, für welchen von beiden Planen sich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuschauer gleich vom Anfange den Aegisth eben so gut kennen, als er sich selbst; oder für den neueren des Maffei, den Voltaire so blindlings angenommen, wo Aegisth sich und den Zuschauern ein Räthsel ist, und dadurch das ganze Stück „zu einem Zusammenhange von kleinen Kunstgriffen" macht, die weiter nichts als eine kurze Ueberraschung hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, seine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewissen Erwartungen und plötzlichen Ueberraschungen, die sich auf den Zuschauer beziehen, für eben so neu als gegründet auszugeben. Sie sind neu, in Ansehung ihrer Abstraction, aber sehr alt in Ansehung der Muster, aus welchen sie abstrahirt worden. Sie sind neu in Betrachtung, daß seine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter diese Vorgänger gehört weder Aristoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren ist, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilection für dieses Gegentheil hätte bestärken können, dessen gute Wirkung sie weder den meisten noch den besten Stücken der Alten abgesehen hatten.

Unter diesen war besonders Euripides seiner Sache so gewiß, daß er fast immer den Zuschauern das Ziel voraus zeigte, zu welchem er sie führen wollte. Ja, ich wäre sehr geneigt, aus diesem Gesichtspuncte die Vertheidigung seiner Prologen zu übernehmen, die den neuern Kritikern so sehr mißfallen. „Nicht genug, sagt Hedelin, daß er meistentheils alles, was vor der Handlung des Stücks vorhergegangen, durch eine von seinen Hauptpersonen den Zuhörern geradezu erzählen läßt, um ihnen auf diese Weise das Folgende verständlich zu machen; er nimmt auch wohl öfters einen Gott dazu, von dem wir annehmen müssen, daß er alles weiß und durch den er nicht allein was geschehen ist, sondern auch alles, was noch geschehen soll, uns kund macht. Wir erfahren sonach gleich Anfangs die Entwicklung und die ganze Katastrophe und sehen jeden Zufall schon von weitem kommen. Dieses aber ist ein sehr merklicher Fehler, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die auf dem Theater beständig herrschen sollen, gänzlich zuwider ist und alle

[1] In seiner dramat. Dichtkunst, hinter dem Hausvater S. 327 d. Uebers.

Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die faſt einzig und allein auf der Neuheit und Ueberraſchung beruhen."[1] Nein: der tragiſchſte von allen tragiſchen Dichtern dachte ſo geringſchätzig von ſeiner Kunſt nicht; er wußte, daß ſie einer weit höhern Vollkommenheit fähig wäre und daß die Ergötzung einer kindiſchen Neugierde das geringſte ſey, worauf ſie Anſpruch mache. Er ließ ſeine Zuhörer alſo ohne Bedenken von der bevorſtehenden Handlung eben ſo viel wiſſen, als nur immer ein Gott davon wiſſen konnte, und verſprach ſich die Rührung, die er hervorbringen wollte nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als von der Art, wie es geſchehen ſollte. Folglich müßte den Kunſtrichtern hier eigentlich weiter nichts anſtößig ſeyn, als nur dieſes, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen nicht durch einen feineren Kunſtgriff beizubringen geſucht; daß er ein höheres Weſen, welches wohl noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebraucht, und daß er dieſes höhere Weſen ſich geradezu an die Zuſchauer wenden laſſen, wodurch die dramatiſche Gattung mit der erzählenden vermiſcht werde. Wenn ſie aber ihren Tadel ſodann bloß hierauf einſchränkten, was wäre denn ihr Tadel? Iſt uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verſtohlener Weiſe zugeſchanzt wird? Gibt es nicht Dinge, beſonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders als ein Gott wiſſen kann? Und wenn das Intereſſe auf ſolchen Dingen beruht, iſt es nicht beſſer, daß wir ſie durch die Dazwiſchenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht? Was will man endlich mit der Vermiſchung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern ſondere man ſie ſo genau von einander ab, als möglich; aber wenn ein Genie, höherer Abſichten wegen, mehrere derſelben in einem und eben demſelben Werke zuſammenfließen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch und unterſuche bloß, ob es dieſe höhere Abſichten erreicht hat. Was geht mich es an, ob ſo ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung, noch ganz Drama iſt? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieſer Zwitter mehr vergnügt, mehr erbaut, als die geſetzmäßigſten Geburten eurer correcten Racinen, oder wie ſie ſonſt heißen. Weil der Maulеſel weder Pferd noch Eſel iſt, iſt er darum weniger eines von den nutzbarſten laſttragenden Thieren? —

Neunundvierzigſtes Stück.

Den 16. October 1767.

Mit einem Worte, wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu ſehen glauben, der ſich aus Unvermögen oder aus Gemächlichkeit oder aus beiden Urſachen, ſeine Arbeit ſo leicht machte als möglich; wo ſie die dramatiſche Kunſt in ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich dieſe in ihrer Vollkommenheit zu ſehen und bewundere in jenem den Meiſter, der im Grunde eben ſo regelmäßig iſt, als ſie ihn zu ſeyn verlangen und es nur dadurch weniger zu ſeyn ſcheint, weil er ſeinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der ſie keinen Begriff haben.

Denn es iſt klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen ſo viel Aergerniß machen, auch ohne dieſe Prologe, vollkommen ganz und vollkommen verſtändlich ſind. Streicht z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkurs, vor der Hekuba den Prolog des Polydors weg; laßt jenen ſogleich mit der Morgenandacht des Jon und dieſe mit den Klagen der Hekuba anfangen; ſind beide darum im geringſten verſtümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggeſtrichen habt, vermiſſen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nämlichen Gang, den nämlichen Zuſammenhang? Bekennt ſogar, daß die Stücke nach eurer Art zu denken, deſto ſchöner ſeyn würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreuſa will vergiften laſſen, der Sohn dieſer Kreuſa iſt; daß die Kreuſa, welche Jon von dem Altar zu einem ſchmählichen Tode reißen will, die Mutter dieſes Jon iſt; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren ſolle. Denn alles dieſes würde die trefflichſten Ueberraſchungen geben, und dieſe Ueberraſchungen würden noch dazu vorbereitet genug ſeyn, ohne daß ihr ſagen könntet, ſie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der hellſten Wolke hervor; ſie erfolgten nicht, ſondern ſie entſtünden; man wolle euch nicht auf einmal etwas entdecken, ſondern etwas aufheften. Und gleichwohl zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwohl werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eben ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr, und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bei dieſer großen Einſicht, bei dieſem feinen Geſchmacke, dennoch einen ſo groben Fehler begehen können, ſo tretet zu mir her und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſah es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er ohne denſelben ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers bis an das Ende unterhalte; aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Acte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Acte aus dem Wege räumen will; ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Acte rächen will, ſondern bloß die Meuchelmörderin. Wo ſollten aber alsdann Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meinen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden, und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von Außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihm ſein Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll, und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzt hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt,

[1] Pratique du Théatre Liv. III. chap. 4.

wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagene Zigeunerin ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon, und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennt, ſo ſah er nicht bloß darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch dann ſchon mit Mitleiden für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwenderiſch in ſeinen Stücken ausſtreut. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte ohne ſie eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er ohne ſie nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er predigt. Aber den Menſchen und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheint es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegiſths hinrichten will, der nämliche Aegiſth ſey, ſofort könne ausſetzen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt Niemand da, der ihn beſſer kennte und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eigenen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit großen ſchönen, leſerlichen Buchſtaben den ganzen vollen Namen Aegiſth ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es: Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bei dieſem Namen genannt, und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freilich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir i zehnmal den Namen Aegiſth geleſen haben, auf die Fr

— — — Narbas vous est connu?
Le nom d'Egiste au moins jusqu'à vous est ver
Quel était votre état, votre rang, votre père?

antwortet:

Mon père est un vieillard accablé de misère;
Policlete est son nom; mais Egiste, Narbas,
Ceux dont vous me parlez, je ne les connais p

Freilich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegi nicht Aegiſth heißt, auch keinen andern Namen hören; er der Königin antwortet, ſein Vater heiße Polyklet, auch hinzuſetzt, er heiße ſo und ſo. Denn einen Namen doch haben, und den hätte der Herr von Voltaire ja wo mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, könn darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen ha Burſche, ſehen ſie, heißt Aegiſth, aber er ſagt, er he ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er heiße: o, mit de ſchen, ſchließen ſie, iſt es nicht richtig; das iſt ein abge Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtell ſage ich, ſind unerfahrene Leſer zu denken in Gefahr, u glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrenen Leſ iſt, auch ſo, gleich anfangs zu erfahren, wer der unk Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht fa dieſe Art, ſie davon zu unterrichten, im geringſten kl und ſeiner ſey, als ein Prolog im Geſchmacke des Euripi

Funfzigſtes Stück.

Den 20. October 1767.

Bei dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwei Name es ſich gehört; Aegiſth heißt er als der Sohn des Polyhe Kreſphont als der Sohn der Merope. In dem Verzeichn handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eing und Becelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als ringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren des Aegiſth nicht voraus verrathe.[1] Das iſt, die J ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber Franzoſen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich bedaure Leſer, die ſich an dieſem Blatt eine theatraliſche Zeitu ſprochen haben, ſo mancherlei und bunt, ſo unterhalte ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſti rührende Romane gebracht; anſtatt beiläufiger Lebensb gen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie b wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben ab anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſkandaleuſer An von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen; aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekom lange, ernſthafte, trockene Kritiken über alte bekannte E ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer T ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mitunter wohl gar Erklä

[1] Fin ne i nomi de Personaggi si è levato quell' error munissimo alle stampe d'ogni drama, di scoprire il secr premettergli, e per conseguenza di levare il piacere a chi overo ascolta, essendosi messo Egisto, dove era. Cresfont nome d'Egisto.

des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedaure ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freilich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meine, dieſes habe ich erwieſen. Nicht ebenderſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern ebendieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für ebendieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo nicht, weil Voltaire mit dem Maffei einerlei Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf ebendieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht bloß wieder hergeſtellt, er hat eine eigene Merope gemacht: denn er ging völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze, ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe bloß aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut oder übel, das iſt hier die Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte vom Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann nun erſt nach funfzehn Jahren auf dieſe Vermählung bringen zu müſſen glaubt; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennt; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeinten Vater entkommt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegiſth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſeiner ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegiſth zum erſtenmal erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegiſth vor Meropens Augen, von ihren eigenen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Wort, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bei welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feier, und vielleicht, daß er bloß darum ſeinen Tyrannen jetzt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung. Z. E. Anſtatt daß beim Maffei Polyphont bereits funfzehn Jahre regiert hat, läßt er die Unruhen in Meſſene ganzer funfzehn Jahre dauern, und den Staat ſo lange in der unwahrſcheinlichſten Anarchie verharren. Anſtatt daß, beim Maffei, Aegiſth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwei Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen deſſelben anfleht. Anſtatt daß beim Maffei Aegiſth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire dieſen Verdacht durch eine Rüſtung entſtehen u. ſ. w. Aber alle dieſe Veränderungen betreffen die unerheblichſten Kleinigkeiten, die faſt alle außer dem Stück ſind und auf die Oekonomie des Stücks ſelbſt keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich ſie Voltairen noch gern als Aeußerungen ſeines ſchöpferiſchen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müſſen vermeinte, in allen ſeinen Folgen zu ändern verſtanden hätte. Ich will mich an dem mittelſten von den angeführten Beiſpielen erklären. Maffei läßt ſeinen Aegiſth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er ſich mit ihm auf dem Weg allein ſieht, unfern einer Brücke über die Pamiſe; Aegiſth erlegt den Räuber und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, iſt für mein feines, edles Parterre ein viel zu niedriges Bild; beſſer, aus dieſem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegiſth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwei; ſo iſt die Heldenthat des Aegiſths deſto größer, und der, welcher von dieſen zweien entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegiſth den einen von dieſen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdann? Er trägt den todten Körper auch ins Waſſer. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landſtraße in den nahen Fluß, das iſt ganz begreiflich; aber aus dem Tempel in den Fluß, dieſes auch? War denn außer ihnen Niemand in dieſem Tempel? Es ſey ſo; auch iſt das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe ſich noch denken, aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegiſth trägt den Körper in den Fluß, weil er ſonſt verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bei Seite geſchafft ſey, daß ſodann nichts ſeine That verrathen könne; daß dieſe ſodann mit ſammt dem Körper in der Fluth begraben ſey. Aber kann das Voltairens Aegiſth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweite hätte nicht entkommen müſſen. Wird ſich dieſer begnügen, ſein Leben davon getragen zu haben? Wird er ihn nicht, wenn er auch noch ſo furchtſam iſt, von weitem beobachten? Wird er ihn nicht mit ſeinem Geſchrei verfolgen, bis ihn andere feſthalten? Wird er ihn nicht anklagen und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder alſo, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier iſt ein Zeuge, welcher es nachweiſen kann. Dieſe vergebene Mühe hätte er ſparen und darauf eilen ſollen, je eher je lieber über die Gränze zu kommen. Freilich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Waſſer geworfen worden, es war Voltairen eben ſo nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Beſichtigung deſſelben aus ihrem Irrthume geriſſen werden konnte; nur daß, was bei dieſem Aegiſth ſich ſelber zum Beſten thut, er bei jenem bloß dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Urſache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieſer Urſache brauche, die nunmehr von nichts als von ſeiner Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbeſſerung. Die nämlich, durch welche er den wiederholten Verſuch der

Merope, sich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisth, in Gegenwart des Polyphont, geschehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und besonders ist die zweite Scene des vierten Acts ganz vortrefflich. Ich wünschte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Acts von beiden Seiten erfolgen zu müssen das Ansehen hat, mit mehrerer Kunst hätte getheilt werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Eurikles weggeführt wird und die Vertiefung sich hinter ihm schließt, ist ein sehr gewaltsames Mittel. Es ist nicht ein Haar besser, als die übereilte Flucht, mit der sich Aegisth bei dem Maffei rettet, und über die Voltaire seinen Lindelle so spotten läßt. Oder vielmehr, diese Flucht ist um vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zusammengebracht und uns nicht gänzlich die ersten rührenden Ausbrüche ihrer beiderseitigen Empfindungen gegen einander vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilt haben, wenn er seine Materie nicht hätte dehnen müssen, um fünf Acte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carrière de cinq actes qui est prodigieusement difficile à remplire sans episodes — Und nun für diesesmal genug von der Merope!

Einundfunfzigstes Stück.

Den 23. October 1767.

Den neunundbreißigsten Abend (Mittwochs, den 8. Juli) wurden der verheirathete Philosoph und die neue Agnese wiederholt.

Chevrier sagt,[1] daß Destouches sein Stück aus einem Lustspiele des Campistron geschöpft habe, und daß, wenn dieser nicht seinen Jaloux désabusé geschrieben hätte, wir wohl schwerlich einen verheiratheten Philosophen haben würden. Die Komödie des Campistron ist unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß sie auf irgend einem deutschen Theater wäre gespielt worden; auch ist keine Uebersetzung davon vorhanden. Man dürfte also vielleicht um so viel lieber wissen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier sey.

Die Fabel des Campistron'schen Stücks ist kurz diese: Ein Bruder hat das ansehnliche Vermögen seiner Schwester in Händen, und um dieses nicht herausgeben zu dürfen, möchte er sie lieber gar nicht verheirathen. Aber die Frau dieses Bruders denkt besser, oder wenigstens anders, und um ihren Mann zu vermögen, seine Schwester zu versorgen, sucht sie ihn auf alle Weise eifersüchtig zu machen, indem sie verschiedene junge Mannspersonen sehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande, sich um ihre Schwägerin zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die List gelingt; der Mann wird eifersüchtig, und willigt endlich, um seiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre Anbeter um sich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung seiner Schwester mit Clitandern, einem Anverwandten seiner Frau, dem zu gefallen sie die Rolle der Coquette gespielt hatte. Der Mann sieht sich berückt, ist aber sehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde seiner Eifersucht überzeugt wird.

Was hat diese Fabel mit der Fabel des verheiratheten Philosophen ähnliches? Die Fabel nicht das geringste. Aber hier ist eine Stelle aus dem zweiten Act des Campistron'schen Stücks, zwischen Dorante, so heißt der Eifersüchtige, und seinem Secretär. Diese wird gleich zeigen, was Ch meint hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen denn?

Dorante. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle n malige Heiterkeit ist weg; alle meine Freude hat ein E Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gege nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen —

Dubois. Und wer ist denn dieser Tyrann, dieser

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — E mich zur Verzweiflung.

Dubois. Hassen Sie sie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — liebe sie und liebe sie so sehr — Verwünschte Qual!

Dubois. Sie sind doch wohl nicht eifersüchtig?

Dorante. Bis zur Raserei.

Dubois. Wie? Sie, mein Herr? Sie eifersücht der Sie von jeher über alles, was Eifersucht heißt, —

Dorante. Gelacht und gespottet. Desto schlimm num daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten d Welt so hinreißen zu lassen! In das Geschrei der Na zustimmen, die sich über die Ordnung und Zucht un lichen Vorfahren so lustig machen! Und ich stimmte ein; es währte nicht lange, so gab ich den Ton. Um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich sprochen! Eheliche Treue, beständige Liebe, pfui, wi das nach dem kleinstädtischen Bürger! Der Mann, Frau nicht allen Willen läßt, ist ein Bär! Der es nimmt, wenn sie auch andern gefällt und zu gefallen hört ins Tollhaus. So sprach ich, und mich hätte man ins Tollhaus schicken. —

Dubois. Aber warum sprachen Sie so?

Dorante. Hörst du nicht? Weil ich ein Geck glaubte, es ließe noch so galant und weise. — Inzwisch mich meine Familie verheirathet wissen. Sie schlugen junges, unschuldiges Mädchen vor, und ich nahm es. dachte ich, soll es gute Wege haben; die soll in mein kungsart nicht viel ändern; ich liebe sie jetzt nicht beson der Besitz wird mich noch gleichgültiger gegen sie mach wie sehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich schö lich reizender. Ich sah es und entbrannte, und entb mehr und mehr; und jetzt bin ich so verliebt, so verliebt

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin so eifersüchtig! — Daß schäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine sind mir zuwider — und verdächtig; die ich sonst nicht um mich haben konnte, sehe ich jetzt lieber gehen als Was haben sie auch in meinem Hause zu suchen? Wa die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleien, die ner Frau machen? Der eine lobt ihren Verstand, be erhebt ihr gefälliges Wesen bis in den Himmel. Den ihre himmlischen Augen, und den ihre schönen Zähne. den sie höchst reizend, höchst anbetungswürdig; un schließt sich ihr verdammtes Geschwätz mit der vern Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein b würdiger Mann ich bin.

[1] L'Observateur des Spectacles. T. II. p. 135.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören! Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterei die andere, ein kitzelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Mienen, mit Liebäugeleien, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois? ich muß es wohl mit anſehen, daß ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muchſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte? Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſchein kommen u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheiratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämt, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzu luſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Destouches, ſeine Heirath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freien und weiſen Mann anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Scham ſie nicht beide in mancherlei ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt z. E. die, in welcher ſich Dorante beim Campiſtron ſieht, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſuche vom Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nämliche, mit der bei dem Destouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefähr auf gleiche Weiſe als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heirathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ungeachtet aber ſehe ich nicht, warum Destouches bei ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte, und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen und ins Spiel zu ſetzen, ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genannt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der Tragödie, wo die Charaktere weniger weſentlich ſind und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der königlichen Druckerei zu Paris erſchien, meldet uns in der Vorrede zu dieſer Ausgabe eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nämlich habe ſich in England verheirathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen, und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheiratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben? — ſo dürfte die vermeinte Nachahmung des Campiſton um ſo eher wegfallen.

Zweiundfunfzigſtes Stück.

Den 27. October 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags, den 9. Juli) ward Schlegels Triumph der guten Frauen aufgeführt.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrifft und von der Reife ſeines Urhebers zeugt. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen und räche ſich nie an ihnen, die allzuviel Witz darin gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben.[1] Molieres Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kommt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Charakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nüancen des nämlichen Charakters können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, oder ſo menſchenfreundlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Vorſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführt worden; man verſichert mich aber auch durchgängig, und aus der eben gemachten Betrachtung iſt es mir ſehr begreiflich, daß man ihn läppiſcher gefunden habe, als luſtig.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführt worden, und ſo oft er noch aufgeführt worden, überall

[1] Misantrope Acte II. Sc. 4.

C'est de la tête aux pieds, un homme tout mistère,
Qui vous jette, en passant, un coup d'oeil égaré,
Et sans aucune affaire est toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il assomme le monde.
Sans cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille
Et jusques au bon jour, il dit tout à l'oreille.

und jederzeit, einen ſehr vorzüglichen Beifall erhalten; und daß ſich dieſer Beifall auf wahre Schönheiten gründen müſſe, daß er nicht das Werk einer überraſchenden blendenden Vorſtellung ſey, iſt daher klar, weil ihn noch niemand nach Leſung des Stücks zurückgenommen. Wer es zuerſt geleſen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es ſpielen ſieht, und wer es zuerſt ſpielen geſehen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es lieſt. Auch haben es die ſtrengſten Kunſtrichter eben ſo ſehr ſeinen übrigen Luſtſpielen, als dieſe überhaupt dem gewöhnlichen Praſſe deutſcher Komödien vorgezogen.

„Ich las, ſagt einer von ihnen,[1] den geſchäftigen Müßiggänger; die Charaktere ſchienen mir vollkommen nach dem Leben; ſolche Müßiggänger, ſolche in ihre Kinder vernarrte Mütter, ſolche ſchalwitzige Beſuche und ſolche dumme Pelzhändler ſehen wir alle Tage. So denkt, ſo lebt, ſo handelt der Mittelſtand unter den Deutſchen. Der Dichter hat ſeine Pflicht gethan, er hat uns geſchildert, wie wir ſind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich laß darauf den Triumph der guten Frauen. Welchen Unterſchied! Hier finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, ächten Witz in ihren Geſprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange.“

Der vornehmſte Fehler, den ebenderſelbe Kunſtrichter daran bemerkt hat, iſt der, daß die Charaktere an ſich ſelbſt nicht deutſch ſind. Und leider muß man dieſen zugeſtehen. Wir ſind aber in ihren Luſtſpielen ſchon zu ſehr an fremde und beſonders an franzöſiſche Sitten gewöhnt, als daß er eine beſonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

„Nikander, heißt es, iſt ein franzöſiſcher Abenteurer, der auf Eroberungen ausgeht, allen Frauenzimmern nachſtellt, keinem im Ernſte gewogen iſt, alle ruhigen Ehen in Uneinigkeit zu ſtürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden ſucht, und der bei allem dieſem kein ſchlechtes Herz hat. Die herrſchende Verderbniß der Sitten und Grundſätze ſcheint ihn mit fortgeriſſen zu haben. Gottlob! daß ein Deutſcher, der ſo leben will, das verderbteſte Herz von der Welt haben muß. — Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlaſſen, und nunmehr in zehn Jahren nicht geſehen hat, kommt auf den Einfall ihn aufzuſuchen kleidet ſich als eine Mannsperſon, und folgt ihm unte Namen Philint in alle Häuſer nach, wo er Avanturen Philint iſt witziger, flatterhafter und unverſchämter als der. Das Frauenzimmer iſt dem Philint mehr gewoge ſobald er mit ſeinem frechen, aber doch artigen Weſen ſic läßt, ſteht Nikander da wie verſtummt. Dieſes giebt G heit zu ſehr lebhaften Situationen. Die Erfindung iſt der zweifache Charakter wohl gezeichnet, und glücklich wegung geſetzt; aber das Original zu dieſem nachge Petitmaitre iſt gewiß kein Deutſcher.“

[1] Briefe, die neueſte Literatur betreffend. Th. XXI. S. 133 (Von M. Mendelsſohn.)

„Was mir, fährt er fort, ſonſt an dieſem Luſtſpiel fällt, iſt der Charakter des Agenors. Den Triumph der Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieſer Agenor de mann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyranniſir unſchuldige Juliane auf das unwürdigſte, und hat rec Luſt ſie zu quälen. Grämlich, ſo oft er ſich ſehen läßt, ſ bei den Thränen ſeiner gekränkten Frau, argwöhniſch be Liebkoſungen, boshaft genug, ihre unſchuldigſten Rede Handlungen durch eine falſche Wendung zu ihrem Na auszulegen, eiferſüchtig, hart, unempfindlich, und wie leicht einbilden können, in ſeiner Frau Kammermädch liebt. — Ein ſolcher Mann iſt gar zu verderbt, als daß n eine ſchleunige Beſſerung zutrauen könnten. Der Dichte ihm eine Nebenrolle, in welcher ſich die Falten ſeines würdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tob weder Juliane noch die Leſer wiſſen recht, was er will. ſo wenig hat der Dichter Raum gehabt, ſeine Beſſerung vorzubereiten und zu veranſtalten. Er mußte ſich beg dieſes gleichſam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haup lung mit Nikander und Philinten zu ſchaffen hatte. Ka dieſes edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das verfolgt hatte, ſagt gar recht am Ende des Luſtſpiels: schwindeſten Bekehrungen ſind nicht allemal die aufricht Wenigſtens ſo lange dieſes Mädchen im Hauſe iſt, m nicht für die Aufrichtigkeit ſtehen.“

Ich freue mich, daß die beſte deutſche Komödie dem ſten deutſchen Beurtheiler in die Hände gefallen iſt. U war es vielleicht die erſte Komödie, die dieſer Mann beur

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zweiter Band.

Dreiundfunfzigſtes Stück.

Den 3. November 1767.

Den einundvierzigſten Abend (Freitags, den 10. Julius) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr wiederholt.

„Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus,[1] führt den Namen der Frau von Graffigni, iſt aber ein Werk des Abts von Boiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graffigny, der es erſt in ihrem vierundfunfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerin zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. Mais l'A fügt er hinzu, y a laissé 81 vers qui y existent dan entier.“ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und zerſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren die Sylbenzahl beibehalten haben. Doch wenn Chevrier andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſte nur in einem etwas geſuchteren Style zu ſchreiben, oh ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die ga

[1] Observateur de Spectacles. Tome I. p. 211.

ichen, können dergleichen Verse am ersten entwischen; sie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es also enig zu vermeiden als zu beobachten verstehen.

hat Cenie sonst für Merkmale, daß sie nicht aus der es Frauenzimmers könne geflossen seyn? „Das Frauen- berhaupt, sagt Rousseau, [1] liebt keine einzige Kunst, ch auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz

Es kann in kleinen Werken glücklich seyn, die nichts n Witz, nicht als Geschmack, nichts als Anmuth, höch- ündlichkeit und Philosophie verlangen. Es kann sich aft, Gelehrsamkeit und alle Talente erwerben, die sich ihe und Arbeit erwerben lassen. Aber jenes himmlische elches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um sich , verzehrende Genie, jene brennende Beredsamkeit, jene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innersten unse- ns mittheilen, werden den Schriften des Frauenzim- zeit fehlen."

fehlen sie wohl auch der Cenie? Oder, wenn sie ihr :n, so muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ussau selbst würde so nicht schließen. Er sagt vielmehr, dem Frauenzimmer überhaupt absprechen zu müssen olle er darum keiner Frau insbesondere streitig machen. pas à une femme, mais aux femmes que je refuse s des hommes. [2]) Und dieses sagt er eben auf Ver- der Cenie, eben da, wo er die Graffigni als die Ver- erselben anführt. Dabei merke man wohl, daß Graf- Freundin nicht wahr, daß sie übels von ihm gesprochen ß er sich an eben der Stelle über sie beklagt. Dem et erklärt er sie lieber für eine Ausnahme seines Satzes, r im geringsten auf das Vorgeben des Chevrier an- lte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freimüthigkeit abt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile über- esen wäre.

rier hat mehr solche verkleinerliche geheime Nachrichten. er Abt, wie Chevrier wissen will, hat für die Favart . Er hat die komische Oper, Annette und Lubin, ge- nd nicht Sie, die Actrice, von der er sagt, daß sie n könne. Sein Beweis ist ein Gassenhauer, der in rüber herumgegangen; und es ist allerdings wahr, daß nhauer in der französischen Geschichte überhaupt unter würdigsten Dokumente gehören.

m ein Geistlicher ein sehr verliebtes Singspiel unter Namen in die Welt schicke, ließe sich endlich noch be- Aber warum er sich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, ht viele Predigten vorziehen möchte, ist schwerlich ab- Dieser Abt hat ja sonst mehr als ein Stück aufführen en lassen, von welchen ihn jedermann als den Ver- t, und die der Cenie bei weitem nicht gleich kommen. einer Frau von vierundfunfzig Jahren eine Galanterie ollte, ist es wahrscheinlich, daß er es gerade mit seinem rke würde gethan haben? —

zweiundvierzigsten Abend (Montags, den 13. Julius) Frauenschule von Moliere aufgeführt.

re hatte bereits seine Männerschule gemacht, als er 1662 diese Frauenschule darauf folgen ließ. Wer beide ht kennet, würde sich sehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit ge- predigt würde. Es sind beides witzige Possenspiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge er- zogen und das andere in aller Einfalt aufgewachsen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Männerschule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts darin hätte lehren wollen, als das dümmste Mädchen noch immer Verstand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufsicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachsicht und Freiheit. Wirklich ist für das weibliche Geschlecht in der Frauenschule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit diesem Titel auf die Ehestandsre- geln, in der zweiten Scene des dritten Akts, gesehen hätte, mit wel- chen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwei glücklichsten Stoffe zur Tragödie und Komödie, sagt Trublet, [1] sind der Cid und die Frauenschule. Aber beide sind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als diese Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Diese Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle."

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieses meine. Oder Falls es ihm so schon verständlich genug war, wenn er es doch auch seinen Lesern mit ein Paar Worten hätte verständlich machen wollen. Ich wenigstens be- kenne, daß ich gar nicht absehe, wo Fontenelle mit diesem Räth- sel hingewollt. Ich glaube, er hat sich versprochen; oder Trublet hat sich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieser Männer, der Stoff der Frauenschule so besonders glücklich ist, und Moliere in der Ausführung desselben nur zu kurz gefallen: so hätte sich dieser auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff ist nicht von ihm, sondern theils aus einer spanischen Erzählung, die man bei dem Scarron, unter dem Titel: die vergebliche Vorsicht, findet, theils aus den spaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem seiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit seiner Geliebten gekommen, ohne zu wissen, daß dieser Freund sein Neben- buhler ist.

„Die Frauenschule, sagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worin zwar alles nur Erzählung, aber doch so künstliche Erzählung ist, daß alles Handlung zu seyn scheint."

Wenn das Neue hierin bestand, so ist es sehr gut, daß man die neue Gattung eingehen lassen. Mehr oder weniger künstlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen sehen. — Aber ist es denn auch wahr, daß alles darin erzählt wird? daß alles nur Handlung zu seyn scheint? Voltaire hätte diesen alten Einwurf nicht wie- der aufwärmen sollen; oder, anstatt ihn in ein anscheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigstens die Antwort beifügen sol- len, die Moliere selbst darauf ertheilte, und die sehr passend ist. Die Erzählungen nämlich sind in diesem Stücke, vermöge der innern Verfassung desselben, wirkliche Handlung; sie haben alles, was zu einer komischen Handlung erforderlich ist; und es ist bloße Wortklauberei, ihnen diesen Namen hier streitig zu machen. [2] Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an,

Alembert, p. 193.
l., p. 78.

[1] Essais de Litt. et de Morale. T. IV. p. 205.

[2] In der Kritik der Frauenschule, in der Person des Dorante: Les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet.

welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen diese Vorfälle auf den betrognen Alten machen, wenn er sie erfährt. Das Lächerliche dieses Alten wollte Moliere vornehmlich schildern; ihn müssen wir also vornehmlich sehen, wie er sich bei dem Unfalle, der ihm drohet, gebärdet; und dieses hätten wir so gut nicht gesehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unsern Augen hätte vorgehen lassen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen lassen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er sich anthut, diesen Verdruß zu verbergen; der höhnische Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progressen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubt; das Erstaunen, die stille Wuth, in der wir ihn sehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ohngeachtet sein Ziel glücklich verfolgt: das sind Handlungen, und weit komischere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbst in der Erzählung der Agnese, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntschaft, ist mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen sähen.

Also, anstatt von der Frauenschule zu sagen, daß alles darin Handlung scheine, obgleich alles nur Erzählung sey, glaubte ich mit mehrerem Rechte sagen zu können, daß alles Handlung darin sey, obgleich alles nur Erzählung zu seyn scheine.

Vierundfunfzigstes Stück.

Den 6. November 1767.

Den dreiundvierzigsten Abend (Dienstags, den 14. Julius) ward die Mütterschule des La Chaussee, und den vierundvierzigsten Abend (als den 15.) der Graf von Essex wiederholt.

Da die Engländer von jeher so gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, so kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerspielen über diesen Gegenstand nicht fehlen wird. Das älteste ist das von Joh. Banks, unter dem Titel: der unglückliche Liebling, oder Graf von Essex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beifall. Damals aber hatten die Franzosen schon drei Essexe; des Calprenede von 1638, des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille von eben diesem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzosen auch hierin nicht möchten zuvorgekommen seyn, so würden sie sich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerspiel von 1611, in welchem man die Geschichte und den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte.[1]

Banks scheint keinen von seinen französischen Vorgängern gekannt zu haben. Er ist aber einer Novelle gefolgt, die den Titel: Geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen von Essex, führt,[2] wo er den ganzen Stoff sich so in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn bloß zu dialogiren, ihm bloß die äußere dramatische Form zu ertheilen brauchte. Hier ist der ganze Plan, wie er von dem Verfasser der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Lesern nicht unangenehm ist, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unser Mitleid gegen den unglücklichen Grafen desto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entschuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabensten Eigenschaften eines Helden beigelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß Leidenschaften nicht besser in seiner Gewalt hat. Burle erste Minister der Königin, der auf ihre Ehre sehr ei ist, und den Grafen wegen der Gunstbezeugungen bene welchen sie ihn überhäuft, bemüht sich unabläßig, ihn v zu machen. Hierin steht ihm Sir Walter Raleigh, wel minder des Grafen Feind ist, treulich bei; und beide von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr die den Grafen sonst geliebt hatte, nun aber, weil sie genliebe von ihm erhalten können, was sie nicht besitz zu verderben sucht. Die ungestüme Gemüthsart des macht ihnen nur allzugutes Spiel, und sie erreichen ihr auf folgende Weise.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Genera mit einer sehr ansehnlichen Armee gegen den Tyrone welcher in Irland einen gefährlichen Aufstand erregt hat einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln sah sich genöthigt, mit dem Feinde in Unterhandlung zu tret seine Truppen durch Strapazen und Krankheiten sehr tet waren, Tyrone aber mit seinen Leuten sehr vortheil stirt stand. Da diese Unterhandlung zwischen den A mündlich betrieben ward, und kein Mensch dabei zug durfte, so wurde sie der Königin als ihrer Ehre höchst na und als ein gar nicht zweideutiger Beweis vorgestellt, mit den Rebellen in einem heimlichen Verständnisse steh Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlaments treten sie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverrath gen zu dürfen, welches sie aber so wenig zu verstatten ist, daß sie sich vielmehr über ein dergleichen Unterneh aufgebracht bezeigt. Sie wiederholt die vorigen Dienste der Graf der Nation erwiesen, und erklärt, daß sie die barkeit und den boshaften Neid seiner Ankläger verabsch Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund de nimmt sich zugleich seiner auf das lebhafteste an; er e Gerechtigkeit der Königin, einen solchen Mann nicht u cken lassen; und seine Feinde müssen vor diesesmal s (Erster Akt.)

Indeß ist die Königin mit der Aufführung des Gra weniger, als zufrieden, sondern läßt ihm befehlen, sei wieder gut zu machen, und Irland nicht eher zu verla bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alle beruhigt habe. Doch Essex, dem die Beschuldigungen bekannt geblieben, mit welchen ihn seine Feinde bei i schwärzen suchen, ist viel zu ungeduldig, sich zu rech und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung fen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin tet, nach England über. Dieser unbedachtsame Schr seinen Feinden eben so viel Vergnügen, als seinen Unruhe; besonders zittert die Gräfin von Rutland, mi er insgeheim verheirathet ist, vor den Folgen. Am mei betrübt sich die Königin, da sie sieht, daß ihr durch die Betragen aller Vorwand benommen ist, ihn zu vertrete sie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die sie gern ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimli die sie zu ihm trägt, erregen in ihrer Brust den gra Kampf. Sie streitet lange mit sich selbst, ob sie den v Mann nach dem Tower schicken, oder den geliebten B

[1] Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147.
[2] The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

ch lassen und ihm erlauben soll, sich gegen sie selbst zu rtigen. Endlich entschließt sie sich zu dem letztern, doch hne alle Einschränkung; sie will ihn sehen, aber sie will f eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ür seine Vergehungen so bald Vergebung zu erhalten. igh, Raleigh und Nottingham sind bei dieser Zusammen- gegenwärtig. Die Königin ist auf die letztere gelehnt, und tief im Gespräche zu seyn, ohne den Grafen nur ein ein- al anzusehen. Nachdem sie ihn eine Weile vor sich knieen verläßt sie auf einmal das Zimmer, und gebietet allen, reblich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther zu lassen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorsam zu selbst Southampton geht mit ihr ab, kömmt aber bald, r trostlosen Rutland, wieder, ihren Freund bei seinem e zu beklagen. Gleich darauf schickt die Königin den Bur- nd Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandostab abn- nen; er weigert sich aber, ihn in andere, als in der Kö- eigene Hände zurück zu liefern, und beiden Ministern sowohl von ihm, als von dem Southampton, sehr ver- begegnet. (Zweiter Akt.)

ie Königin, der dieses sein Betragen sogleich hinterbracht ist äußerst gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch im- meinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobsprüche ver- , die ihm die unbedachtsame Rutland aus der Fülle ihres s ertheilt; ja, diese sind ihr noch mehr zwider als jene, e daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebt. Zuletzt be- sie, dem ohngeachtet, daß er vor sie gebracht werden soll. nmt, und versucht es, seine Aufführung zu vertheidigen. die Gründe, die er deßfalls beibringt, scheinen ihr viel zu h, als daß sie ihren Verstand von seiner Unschuld über- sollten. Sie verzeiht ihm, um der geheimen Neigung, für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entsetzt aller seiner Ehrenstellen, in Betrachtung dessen, was sie bst, als Königin, schuldig zu seyn glaubt. Und nun ist af nicht länger vermögend, sich zu mäßigen; seine Unge- eit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und be- sich verschiedener Ausdrücke, die zu sehr wie Vorwürfe a, als daß sie den Zorn der Königin nicht aufs höchste sollten. Auch antwortet sie ihm darauf, wie es Zornі hr natürlich ist; ohne sich um Anstand und Würde, ohne m die Folgen zu bekümmern: nämlich, anstatt der Ant- giebt sie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem , und nur der einzige Gedanke, daß es seine Königin, nicht sein König ist, der ihn geschlagen, mit einem Worte, eine Frau ist, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zu- sich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beschwört ich zu fassen; aber er wiederholt seine ihr und dem Staate eten Dienste nochmals, und wirft dem Burleigh und Ra- hren niederträchtigen Neid, so wie der Königin ihre Un- tigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußersten Wuth; und nd als Southampton bleibt bei ihm, der Freundschaft ge- at, sich jetzt eben am wenigsten von ihm trennen zu lassen er Akt.).

er Graf geräth über sein Unglück in Verzweiflung; er wie unsinnig in der Stadt herum, schreit über das ihm jane Unrecht und schmäht auf die Regierung. Alles das der Königin, mit vielen Uebertreibungen, wiedergesagt, und sie giebt Befehl, sich der beiden Grafen zu versichern. Es wird Mannschaft gegen sie ausgeschickt, sie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft gesetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht werden. Doch indeß hat sich der Zorn der Königin gelegt, und günstigern Gedanken für den Essex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn also, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr dawider sagt, ungeachtet, nochmals sehen; und da sie besorgt, seine Verbrechen möchten zu strafbar befunden werden, so giebt sie ihm, um sein Leben wenigstens in Sicherheit zu setzen, einen Ring, mit dem Versprechen, ihn gegen diesen Ring, sobald er ihn ihr zuschicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Fast aber bereut sie es wieder, daß sie so gütig gegen ihn gewesen, als sie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt ist; und es von der Rutland selbst erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Akt.)

Fünfundfunfzigstes Stück.

Den 10. November 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geschieht; Essex wird nach den Gesetzen schuldig befunden und verurtheilt, den Kopf zu verlieren; sein Freund Southampton deßgleichen. Nun weiß zwar die Elisabeth, daß sie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber sie glaubt auch, daß eine solche freiwillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und also will sie so lange warten, bis er ihr den Ring senden, und selbst um sein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geschehen möge, schickt sie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an seine Rettung zu denken. Nottingham stellt sich, das zärtlichste Mitleid für ihn zu fühlen, und er vertrauet ihr das kostbare Unterpfand seines Lebens, mit der demüthigsten Bitte an die Königin, es ihm zu schenken. Nun hat Nottingham alles, was sie wünschet; nun steht es bei ihr, sich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anstatt also das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet sie ihn auf das boshafteste, und malt ihn so stolz, so trotzig, so fest entschlossen ab, nicht um Gnade zu bitten, sondern es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Versicherung aber voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilt, das Urtheil ohne Anstand an ihm zu vollziehen. Dabei giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück desselben wirklich nahe geht, sondern weil sie sich einbildet, daß Essex die Bitterkeit seiner Strafe um so vielmehr empfinden werde, wenn er sieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, seinem mitschuldigen Freunde nicht entstehe. In eben dieser Absicht räth sie der Königin auch, seiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor seiner Hinrichtung zu sehen. Die Königin willigt in beides, aber zum Unglück für die grausame Rathgeberin; denn der Graf giebt seiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die sich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführt, erhält. Aus diesem Briefe ersieht sie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und sie durch diese Verrätherin um sein Leben bitten lassen. Sogleich schickt sie, und läßt die Vollstreckung des Urtheils untersagen; doch Burleigh und Raleigh, dem sie aufgetragen war, hatten so sehr

damit geeilt, daß die Botschaft zu spät kömmt. Der Graf ist bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer sich, verbannt die abscheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die sich als Feinde des Grafen erwiesen hatten, ihren bittersten Unwillen zu erkennen.

Aus diesem Plane ist genugsam abzunehmen, daß der Essex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinstimmung ist, als sich in dem Essex des Corneille findet. Banks hat sich ziemlich genau an die Geschichte gehalten, nur daß er verschiedne Begebenheiten näher zusammen gerückt, und ihnen einen unmittelbareren Einfluß auf das endliche Schicksal seines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige ist eben so wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden sich, wie ich schon angemerkt, in der Historie, nur jener weit früher und bei einer ganz andern Gelegenheit; so wie es auch von diesem zu vermuthen. Denn es ist begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da sie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß sie ihm dieses Unterpfand ihrer Gnade jetzt erst sollte geschenkt haben, da er sich ihrer eben am meisten verlustig gemacht hatte, und der Fall, sich dessen zu gebrauchen, schon wirklich da war. Dieser Ring sollte sie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals gewesen, als er ihn von ihr erhalten; und diese Erinnerung sollte ihm alsdann alle das Verdienst wiedergeben, welches er unglücklicher Weise in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieses Zeichens, dieser Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt sie ihrer günstigen Gesinnungen auch auf so wenige Stunden nicht mächtig zu seyn, daß sie sich mit Fleiß auf eine solche Art fesseln will? Wenn sie ihm in Ernste vergeben hat, wenn ihr wirklich an seinem Leben gelegen ist: wozu das ganze Spiegelgefecht? Warum konnte sie es bei den mündlichen Versicherungen nicht bewenden lassen? Gab sie den Ring, bloß um den Grafen zu beruhigen; so verbindet er sie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab sie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung desselben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen versichert zu seyn: wie kann sie in einer so wichtigen Sache seiner tödtlichsten Feindin glauben? Und hatte sich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen sie selbst als eine solche bewiesen?

So wie Banks also den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beste Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit bessere thun, wenn ihn die Königin ganz vergessen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu spät, eingehändigt würde, indem sie eben von der Unschuld, oder wenigstens geringern Schuld des Grafen noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müssen vorhergegangen seyn, und bloß der Graf hätte darauf rechnen müssen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er gesehen, daß man auf seine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu sehr wider ihn eingenommen sey, als daß er sie zu überzeugen hoffen könne, daß er sie also zu bewegen suchen müsse. Und indem sie so bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung seiner Unschuld und die Erinnerung ihres Versprechens, ihn auch dann, wenn er schuldig seyn sollte, für unschuldig gelten zu lassen, müßten sie auf einmal überraschen, aber nicht eher überraschen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen steht, gerecht und erkenntlich zu seyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in sein Stü geflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerspiele englisch, wie unanständig! — Ehe meine feineren Leser darüber spotten, bitte ich sie, sich der Ohrfeige im Cid zu nern. Die Anmerkung, die der Herr von Voltaire darüb macht hat, ist in vielerlei Betrachtung merkwürdig. „O „Tage, sagt er, dürfte man es nicht wagen, einem Helde „Ohrfeige geben zu lassen. Die Schauspieler selbst wissen „wie sie sich dabei anstellen sollen; sie thun nur, als ob s „gäben. Nicht einmal in der Komödie ist so etwas mehr er „und dieses ist das einzige Exempel, welches man auf d „gischen Bühne davon hat. Es ist glaublich, daß man „andern mit deßwegen den Cid eine Tragikomödie be „und damals waren fast alle Stücke des Scuderi und des „robert Tragikomödien. Man war in Frankreich lang „Meinung gewesen, daß sich das ununterbrochene Tra „ohne alle Vermischung mit gemeinen Zügen, gar nicht „halten lasse. Das Wort Tragikomödie selbst, ist seh „Plautus braucht es, seinen Amphitruo damit zu bezei „weil das Abenteuer des Sosias zwar komisch, Amphitru „aber in allem Ernste betrübt ist." — Was der Herr von taire nicht alles schreibt! Wie gern er immer ein wenig G samkeit zeigen will, und wie sehr er meistentheils dami umglückt!

Es ist nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzi der tragischen Bühne ist. Voltaire hat den Essex des Ban weder nicht gekannt, oder vorausgesetzt, daß die tragische seiner Nation allein diesen Namen verdiene. Unwissenhei räth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, a wissenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie fügt, ist eben so unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorst einer wichtigen Handlung unter vornehmen Personen, die vergnügten Ausgang hat; das ist der Cid, und die Oh kam dabei gar nicht in Betrachtung; denn dieser Ohrfeige achtet, nannte Corneille hernach sein Stück eine Tragödie, er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothw eine unglückliche Katastrophe haben müsse. Plautus b zwar das Wort Tragico comoedia: aber er braucht es bl Scherze; und gar nicht, um eine besondere Gattung da bezeichnen. Auch hat es ihm in diesem Verstande kein A abgeborgt, bis es in dem sechzehnten Jahrhunderte den schen und italienischen Dichtern einfiel, gewisse von ihrer matischen Mißgeburten so zu nennen.[1] Wenn aber auch Pl seinen Amphitruo im Ernste so genannt hätte, so wäre e

[1] Ich weiß zwar nicht, wer diesen Namen eigentlich zue braucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht th delin sagte: Je ne sçai si Garnier fut le premier qui s'en mais il a fait porter ce titre à sa Bradamante, ce que plusieurs ont imité. (Prat. du Th. liv. II. ch. 10.) Und hätten es die Geschichtschreiber des französischen Theaters au sollen bewenden lassen. Aber sie machen die leichte Vermuthu Hedelins zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu so schönen Erfindung. Voici la première Tragi-Comédie, ou mieux dire le premier poëme du Theatre qui a porté c — Garnier ne connoissoit pas assez les finesses de l'ar professoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premi sans le secours des Anciens, ni de ses contemporains, fait voir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteu dernier siecle. Garniers Bradamante ist von 1682, und ich eine Menge weit frühere spanische und italienische Stücke, die Titel führen.

nicht aus der Urſache geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht darum hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir beluſtigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo ſehr, als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil dieſe komiſche Handlung größtentheils unter höhern Perſonen vorgeht, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt iſt. Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

Faciam ut commixta ſit Tragico-comoedia:
Nam me perpetuo facere ut ſit Comoedia
Reges quo veniant et di, non par arbitror.
Quid igitur? quoniam hic servus quoque partes habet,
Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comoediam.

Sechsundfunfzigſtes Stück.

Den 13. November 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal iſt es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Geſetze dafür verſchaffen können, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten beſtraft, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächt, und auf eine eben ſo eigenmächtige Art gerächt ſeyn, als ſie erwieſen worden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre iſt, die dieſes gebietet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie geſagt, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum ſoll es nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

„Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabei anſtellen ſollen.“ Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Colliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Masken bedauern möchte. Der Schauſpieler kann unſtreitig unter der Maske mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bei der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thunlich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſicht ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirrt; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebt, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stande angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! — Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchließungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige? die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſche Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beiden Extremen, der Tragödie und dem Poſſenſpiele, die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllt? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bei dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben jetzt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wenn aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabei betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabei einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

Ces satisfactions n'appaissent point une ame:
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'est de deshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen schnurstracks zuwider liefen. Corneille erhielt also zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulassen; und sie wurden aus dem Munde der Schauspieler verbannt. Aber jeder Zuschauer ergänzte sie aus dem Gedächtnisse und aus seiner Empfindung.

In dem Essex wird die Ohrfeige dadurch noch kritischer, daß sie eine Person giebt, welche die Gesetze der Ehre nicht verbinden. Sie ist Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er spotten; denn eine Frau kann weder schimpfen, noch schlagen. Aber diese Frau ist zugleich der Souverain, dessen Beschimpfungen unauslöschlich sind, da sie von seiner Würde eine Art von Gesetzmäßigkeit erhalten. Was kann also natürlicher scheinen, als daß Essex sich wider diese Würde selbst auflehnt, und gegen die Höhe tobt, die den Beleidiger seiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigstens nicht, was seine letzten Vergehungen sonst wahrscheinlich hätte machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entsetzung seiner Ehrenstellen konnte und durfte ihn so weit nicht treiben. Aber durch eine so knechtische Behandlung außer sich gebracht, sehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entschuldigung unternehmen. Die Königin selbst muß ihn aus diesem Gesichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben so ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geschichte zu verdienen scheint, wo das, was er hier in der ersten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Absichten geschieht.

Der Streit, sagt die Geschichte, bei welchem Essex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er sahe, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer sehr verächtlichen Gebärde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und seine fuhr nach dem Degen. Er schwur, daß er diesen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn selbst von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und so begab er sich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über diesen Vorfall schrieb, ist mit dem würdigsten Stolze abgefaßt, und er schien fest entschlossen, sich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirksamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Diese Versöhnlichkeit, wenn sie ernstlich war, macht uns eine sehr schlechte Idee von ihm; und keine viel bessere, wenn sie Verstellung war. In diesem Falle war er wirklich ein Verräther, der sich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu seyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über diese Verschmälerung seiner Einkünfte verblendete ihn so, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geschichte, und verachten ihn. Aber nicht so bei dem Banks, der seinen Aufstand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treulosen Absichten gegen seine Königin beilegt. Sein Fehler ist der Fehler einer edlen Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der bloß durch die Bosheit seiner Feinde der Strafe nich geht, die ihm geschenkt war.

Siebenundfunfzigstes Stück.

Den 17. November 1767.

Banks hat die nämlichen Worte beibehalten, die Esse die Ohrfeige ausstieß. Nur daß er ihn dem einen Heinrich alle Heinriche in der Welt, mit sammt Alexandern, be läßt.[1] Sein Essex ist überhaupt zu viel Prahler; und e wenig, daß er nicht ein eben so großer Gasconier ist, a Essex des Gasconiers Calprenede. Dabei erträgt er sein U viel zu kleinmüthig, und ist bald gegen die Königin e kriechend, als er vorher vermessen gegen sie war. Ban ihn zu sehr nach dem Leben geschildert. Ein Charakter, d so leicht vergißt, ist kein Charakter, und eben daher der d tischen Nachahmung unwürdig. In der Geschichte kann dergleichen Widersprüche mit sich selbst für Verstellung weil wir in der Geschichte doch selten das Innerste des H kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wissen sollten, ob Gesinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihn zugetrauet hätten, übereinstimmen oder nicht. Ja, sie es, oder sie mögen es nicht: der tragische Dichter kann beiden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verstellung fä Charakter weg; bei der Verstellung die Würde desselben.

Mit der Elisabeth hat er in diesen Fehler nicht fallen k Diese Frau bleibt sich in der Geschichte immer so vollk gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit ihre heimliche Liebe zu dem Essex, hat er mit vieler Anst keit behandelt; sie ist auch bei ihm gewissermaßen noch e heimniß. Seine Elisabeth klagt nicht, wie die Elisabe Corneille, über Kälte und Verachtung, über Glut und sal; sie spricht von keinem Gifte, das sie verzehre; sie ja nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, n sie ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er allein seufzen solle, u. s. w. Keine von diesen Armsel kömmt über ihre Lippen. Sie spricht nie als eine Be aber sie handelt so. Man hört es nie, aber man sieht e theuer ihr Essex ehedem gewesen, und noch ist. Einige Eifersucht verrathen sie; sonst würde man sie schlechterdi nichts, als für seine Freundin halten können.

Mit welcher Kunst aber Banks ihre Gesinnungen ge Grafen in Action zu setzen gewußt, das können folgende des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königin glaubt sich und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herz handeln. Indem wird sie die Nottingham gewahr, nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glau sey allein.

[1] Act. III.

— — — — By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I swear, that had you been a Man you durst no
Nay, your bold Father Harry durst not this
Have done — Why say I him? Not all the Harry
Nor Alexander's self, were he alive,
Shou'd boast of such a deed on Essex done
Without revenge. — — —

am. Verzeihe, Königin, daß ich so kühn bin.
lt mir meine Pflicht, noch kühner zu seyn. —
t etwas. Ich muß fragen, — aber erst auf
Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage —
Dich bekümmert? Was ist es, das diese erhabene
:ab beugt? — Oder ist Dir nicht wohl?

gin. Steh auf, ich bitte dich. — Mir ist ganz
anke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein
bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe
nd ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an,
ssig zu werden. — Neue Kronen sind wie neue
chesten sind die lieblichsten. Meine Sonne neigt
ihrem Mittage zu sehr gewärmt; man fühlt sich
ünscht, sie wäre schon untergegangen. — Erzähle
sagt man von der Ueberkunft des Essex?

am. — Von seiner Ueberkunft — sagt man —
Aber von ihm — er ist für einen so tapfern
—

gin. Wie? tapfer? da er mir so dient? —

am. Gewiß, es war nicht gut —

gin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

am. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

gin. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen
g zu schätzen! Er hätte den Tod dafür verdient.
zere Verbrechen haben hundert weit geliebtern
Kopf gekostet. —

am. Ja wohl. — Und doch sollte Essex, bei so
chuld, mit geringerer Strafe davon kommen?
:rben?

gin. Er soll! — Er soll sterben, und in den
Martern soll er sterben! — Seine Pein sey, wie
i, die größte von allen! — Und dann will ich
seine Glieder, nicht unter den finstern Thoren,
iebrigen Brücken, auf den höchsten Zinnen will
wissen, damit jeder, der vorübergeht, sie er-
ife: Siehe da, den stolzen, undankbaren Essex!
elcher der Gerechtigkeit seiner Königin trotzte! —
Nicht mehr, als er verdiente! — Was sagst du,
Reinst du nicht auch? — Du schweigst? Warum
Billst du ihn noch vertreten?

am. Weil Du es denn befiehlst, Königin, so
s sagen, was die Welt von diesem stolzen, un-
ne spricht. —

gin. Thu das! — Laß hören: was sagt die
nd mir?

am. Von Dir, Königin? — Wer ist es, der
nit Entzücken und Bewunderung spräche? Der
verstorbenen Heiligen ist nicht lauterer, als
dem aller Zungen ertönen. Nur dieses einzige
nd wünscht es mit den heißesten Thränen, die
Liebe gegen Dich entspringen, — dieses einzige,
möchtest, ihren Beschwerden gegen diesen Essex
n solchen Verräther nicht länger zu schützen, ihn
Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten,
Rache zu überliefern —

gin. Wer hat mir vorzuschreiben?

am. Dir vorzuschreiben! — Schreibet man
dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefster Unterwerfung anflehet? — Und so flehet Dich alles wider den Mann an, dessen Gemüthsart so schlecht, so boshaft ist, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu spielen. — Wie stolz! wie aufgeblasen! Und wie unartig, pöbelhaft stolz; nicht anders als ein elender Lakai auf seinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer ist, räumt man ihm ein; aber so, wie es der Wolf oder der Bär ist, blind zu, ohne Plan und Vorsicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, ist fern von ihm. Die geringste Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raset über ein Nichts; alles soll sich vor ihm schmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer selbst, der den ersten Samen des Lasters in dem Himmel ausstreute, war nicht ehrgeiziger und herrschsüchtiger, als er. Aber, so wie dieser aus dem Himmel stürzte — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferst dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören — (bei Seite) Gift und Blattern auf ihrer Zunge! — Gewiß, Nottingham, du solltest dich schämen, so etwas auch nur nachzusagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es ist nicht einmal wahr, daß der Pöbel das sagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünscht, daß er es sagen möchte.

Nottingham. Ich erstaune, Königin —

Die Königin. Worüber?

Nottingham. Du geboteſt mir selbst, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünscht dir dieses Gebot kam! wie vorbereitet du darauf warest! Auf einmal glühte dein Gesicht, flammt dein Auge; das volle Herze ,reute sich, überzufließen, und jedes Wort, jede Gebärde hatte seinen längst abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlt habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin seine Königin. Mir steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auch hat er sich der gräßlichsten Verbrechen gegen meine Person schuldig gemacht. Mich hat er beleidigt, aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidigt haben? Du hast keine Gesetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er streben könnte. Was findest du denn also für ein grausames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu schlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schicksal selbst erklärt sich wider diesen Mann, und doch scheint er dir kein Mitleid, keine Entschuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königin, —

Die Königin. Geh, es sey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Achtundfunfzigstes Stück.

Den 20. November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erscheint Rutland. Man erinnere sich, daß Rutland, ohne Wissen der Königin, mit dem Essex vermählt ist.

Die Königin. Kömmst du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geschickt. — Wie ist's? Ich finde dich, seit einiger Zeit, so traurig. Woher diese trübe Wolke, die dein holdes Auge umzieht? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann suchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königin so gnädig auf mich herabsieht.

Die Königin. Wie kannst du so reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. — Du sollst es daraus schon sehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Essex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen.

Rutland (bei Seite). Wie fahre ich bei diesem theuern Namen zusammen! Mein Gesicht wird mich verrathen. Ich fühl' es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir sage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein so überraschendes, gütiges Vertrauen, Königin, —

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdienst. — Komm, Rutland, ich will dir alles sagen. Du sollst mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirst du es auch gehört haben, wie sehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann schreit; was für Verbrechen es ihm zur Last legt. Aber das Schlimmste weißt du vielleicht noch nicht? Er ist heute aus Irland angekommen; wider meinen ausdrücklichen Befehl und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelassen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl sagen, was ich denke? — Das Geschrei des Volkes ist nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß ist öfters so ungegründet —

Die Königin. Du sprichst die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er ist dem ohngeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, so will ich mich nicht unter ihr Joch bringen lassen. Sie vergessen, daß ich ihre Königin bin. — Ah, Liebe; so ein Freund hat mir längst gefehlt, gegen den ich so meinen Kummer ausschütten kann! —

Rutland. Siehe, meine Thränen, Königin — Dich so leiden zu sehen, die ich so bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Brust zu beschwören, und Balsam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, so wärest du mein guter Engel! mitleidige, beste Rutland! — Sage, ist es nicht Schade, daß so ein braver Mann ein Verräther seyn soll? daß so ein Held, der wie ein Gott verehrt ward, sich so erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thoren bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht? Wie oft habe ich ihn von Dir sprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir sprechen hören!

Die Königin. Hast du ihn wirklich von mir sprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeisterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl spricht, dessen er nicht mächtig ist. Sie ist, sagte er, die Göttin Geschlechts, so weit über alle andere Frauen erhaben, de was wir in diesen am meisten bewundern, Schönheit und in ihr nur die Schatten sind, ein größeres Licht dagegen setzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert sich in ih der schwache Schimmer eines Sternes in dem alles übersti den Glanze des Sonnenlichts. Nichts übersteigt ihre Gü Huld selbst beherrscht, in ihrer Person, diese glückliche ihre Gesetze sind aus dem ewigen Gesetzbuche des Himm zogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeich O, unterbrach er sich dann mit einem Seufzer, der sein getreues Herz ausdrückte, o, daß sie nicht unsterblich seyn Ich wünsche ihn nicht zu erleben, den schrecklichen Aug wenn die Gottheit diesen Abglanz von sich zurückruft, u eins sich Nacht und Verwirrung über Britannien verbrei

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer so ne wahr in Deinem Lobe, dessen unversiegene Quelle von d tersten Gesinnungen gegen Dich überströmte —

Die Königin. O, Rutland, wie gern glaube ic Zeugnisse, das du ihm giebst!

Rutland. Und kannst ihn noch für einen Verräther

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die übertreten. — Ich muß mich schämen, ihn länger zu s — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu sehen.

Rutland. Ihn nicht zu sehen, Königin? nicht zu — Bei dem Mitleid, das seinen Thron in Deiner See geschlagen, beschwöre ich Dich, — Du mußt ihn sehen! men? wessen? daß Du mit einem Unglücklichen Erb hast? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen sollte schimpfen? — Nein, Königin; sey auch hier Dir selbst Ja, Du wirst es; Du wirst ihn sehen, wenigstens sehen —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen so geringschätzen können? Ihn, der sich so eigenmächt meine Augen drängen darf? Warum blieb er nicht, wo i zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieses zu keinem Verbrechen die Schuld der Gefahr, in der er sich sah. Er hörte, w vorging; wie sehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir ver zu machen suche. Er kam also, zwar ohne Erlaubniß, der besten Absicht; in der Absicht, sich zu rechtfertigen, un nicht hintergehen zu lassen.

Die Königin. Gut; so will ich ihn denn sehen, u ihn gleich sehen. — O, meine Rutland, wie sehr wünsc es, ihn noch immer eben so rechtschaffen zu finden, als ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre diese günstige Gedanken! königliche Seele kann keine gerechtere hegen. — Rechtsc So wirst Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn sch bei aller Deiner Herrlichkeit für ihn schwören, daß er aufgehört zu seyn. Seine Seele ist reiner als die Sonn Flecken hat, und irdische Dünste an sich zieht, und Ge ausbrütet. — Du sagst, er ist tapfer; und wer sagt es Aber ein tapferer Mann ist keiner Niederträchtigkeit fähig denke, wie er die Rebellen gezüchtigt; wie furchtbar er Di Spanier gemacht, der vergebens die Schätze seiner Indien Dich verschwendete. Sein Name floh vor Deinen Flott

n vorher, und ehe dieſe noch eintrafen, hatte öfters ſchon ame geſiegt.

ie **Königin** (bei Seite). Wie beredt ſie iſt! — Ha! dieſes , dieſe Innigkeit, — das bloße Mitleid geht ſo weit — Ich will es gleich hören! — (Zu ihr.) Und dann, ıb, ſeine Geſtalt —

utland. Recht, Königin; ſeine Geſtalt. — Nie hat eine : den innern Vollkommenheiten mehr entſprochen! — ı es, Du, die Du ſelbſt ſo ſchön biſt, daß man nie einen n Mann geſehen! So würdig, ſo edel, ſo kühn und ge- ch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit ıdern! Und doch das Ganze von einem ſo ſanften lieb- Umriſſe! Das wahre Modell der Natur, einen vollkom- Mann zu bilden! Das ſeltene Muſter der Kunſt, die ndert Gegenſtänden zuſammen ſuchen muß, was ſie hier ander findet!

ie **Königin** (bei Seite). Ich dacht' es! — Das iſt inger auszuhalten. — (Zu ihr.) Wie iſt dir, Rutland? räthſt außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das an- Was ſpielt ſo den Meiſter über dich? Iſt es bloß deine n, iſt es Eſſex ſelbſt, was dieſe wahre, oder dieſe er- me Leidenſchaft wirkt? — (Bei Seite.) Sie ſchweigt; — twiß, ſie liebt ihn. — Was habe ich gethan? — Welchen Sturm habe ich in meinem Buſen erregt? u. ſ. w.

er erſcheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der n zu ſagen, daß Eſſex ihren Befehl erwarte. Er ſoll vor men. „Rutland," ſagt die Königin, „wir ſprechen ein- ſchon weiter; geh' nur. — Nottingham, tritt du näher."

Zug der Eiferſucht iſt vortrefflich. Eſſex kömmt; und folgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie ſtändiger und glücklicher vorbereitet ſeyn könnte. Eſſex s, ſcheint ſich völlig unterwerfen zu wollen; aber da ſie ſtehlt, ſich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; lt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Köni- veit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht ſchon ie Eiferſucht erbittert geweſen wäre. Es iſt eigentlich die htige Liebhaberin, welche ſchlägt, und die ſich nur der er Königin bedient. Eiferſucht überhaupt ſchlägt gern. — ch, meines Theils, möchte dieſe Scenen lieber auch nur , als den ganzen Eſſex des Corneille gemacht haben. Sie charakteriſtiſch, ſo voller Leben und Wahrheit, daß das es Franzoſen eine ſehr armſelige Figur dagegen macht.

Neunundfunfzigſtes Stück.

Den 24. November 1767.

r den Styl des Banks muß man aus meiner Ueber- nicht beurtheilen. Von ſeinem Ausdrucke habe ich gänz- ſehen müſſen. Er iſt zugleich ſo gemein und ſo koſtbar, jend und ſo hochtrabend, und das nicht von Perſon zu , ſondern ganz durchaus, daß er zum Muſter dieſer Art ißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwiſchen beide ı, ſo gut als möglich, durchzuſchleichen geſucht; dabei aber ı der einen lieber, als an der andern, ſcheitern wollen. ı habe mich mehr vor dem Schwülſtigen gehütet, als vor atten. Die mehrſten hätten vielleicht gerade das Gegen- than; denn ſchwülſtig und tragiſch halten viele ſo ziemlich rlei. Nicht nur viele der Leſer, auch viele der Dichter Ihre Helden ſollten wie andere Menſchen ſprechen? Was wären das für Helden? Ampullae et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blaſen und ellenlange Worte, das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen laſſen, ſagt Diderot,[1] (man merke, daß er vornehmlich von ſeinen Landsleuten ſpricht) das „Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den „Alten die volle prächtige Verſification beibehalten, die ſich doch „nur für Sprachen von ſehr abgemeſſenen Quantitäten, und ſehr „merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, nur für „eine in Noten geſetzte und mit Inſtrumenten begleitete Decla- „mation ſo wohl ſchickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung „und dem Geſpräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben „wir fahren laſſen."

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödie nicht durchgängig zum Muſter nehmen dürfen. Alle Perſonen ſprechen und unterhalten ſich da auf einem freien, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müſſen alſo faſt immer mit Zu- rückhaltung und Rückſicht auf ihre Würde ſprechen; ſie können ſich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den erſten den beſten Worten entladen; ſie müſſen ſie abmeſſen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeſchafft, die wir unſere Perſonen größtentheils zwiſchen ihren vier Wänden laſſen: was können wir für Urſache haben, ſie dem ungeachtet immer eine ſo geziemende, ſo ausgeſuchte, ſo rhetoriſche Sprache führen zu laſſen? Sie hört niemand, als dem ſie es erlauben wollen, ſie zu hören; mit ihnen ſpricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die alſo ſelbſt im Affecte ſind, und weder Luſt noch Muße haben, Ausdrücke zu controliren. Das war nur von dem Chore zu beſorgen, der, ſo genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit han- delte, und ſtets die handelnden Perſonen mehr richtete, als an ihrem Schickſale wirklichen Antheil nahm. Umſonſt beruft man ſich deßfalls auf den höhern Rang der Perſonen. Vornehme Leute haben ſich beſſer ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber ſie affectiren nicht unaufhörlich, ſich beſſer auszudrücken, als er. Am wenigſten in Leidenſchaften; deren jeder ſeine eigene Beredtſamkeit hat, mit der allein die Natur begeiſtert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die ſich der Unerzogenſte ſo gut verſteht, als der Polirteſte.

Bei einer geſuchten, koſtbaren, ſchwülſtigen Sprache kann niemals Empfindung ſeyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt ſie ſich mit den ſimpelſten, gemeinſten, platteſten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Eliſabeth ſprechen laſſe, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem franzöſiſchen Theater geſprochen. Den niedrigen, vertraulichen Ton, in dem ſie ſich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten ade- ligen Landfrau angemeſſen finden. „Iſt dir nicht wohl? — Mir „iſt ganz wohl. — Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig, „ein wenig unruhig bin ich. — Erzähle mir doch. — Nicht wahr, „Nottingham? Thu das! Laß hören! — Gemach, gemach! — „Du eiferſt dich aus dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre „Zunge! Mir ſteht es frei, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, „mitzuſpielen, wie ich will. — Auf den Kopf ſchlagen. — Wie „iſt's? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern

[1] Zweite Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Ueberſ. 247.

„Mann ſuchen. — Wie kannſt du ſo reden? — Du ſollſt es „ſchon ſehen. — Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte „ſie nicht länger vor Augen ſehen. — Komm her, meine Liebe; „laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — Ich dacht' es! — „Das iſt nicht länger auszuhalten.“ — Ja wohl iſt es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunſtrichter ſagen. —

Werden vielleicht auch manche von meinen Leſern ſagen. Denn leider giebt es Deutſche, die noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ihnen zu gefallen, habe ich dieſe Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreute, um den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anſchein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen Faden, und wollen ſich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achſelzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennt; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verſtand das beſſer; aber Racine lebte auch bei Hofe.“

Dem ohngeachtet würde mich das nicht irre machen. Deſto ſchlimmer für die Königinnen, wenn ſie wirklich nicht ſo ſprechen, nicht ſo ſprechen dürfen. Ich habe es lange ſchon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht iſt, wo ein Dichter die Natur ſtudiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menſchen Maſchinen macht, ſo iſt es das Werk des Dichters, aus dieſen Maſchinen wieder Menſchen zu machen. Die wahren Königinnen mögen ſo geſucht und affektirt ſprechen, als ſie wollen: ſeine Königinnen müſſen natürlich ſprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröſte ſich immer, wenn er ſchon ſonſt keine Königinnen geſprochen hat.

Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt eben ſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Gränzſcheidung dort wahrnimmt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtigſte Dichter iſt daher unfehlbar auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl ſcheint die Engländer vornehmlich nur der eine in ihrem Banks beleidigt zu haben. Sie tadelten weniger ſeinen Schwulſt, als die pöbelhafte Sprache, die er ſo edle und in der Geſchichte ihres Landes ſo glänzende Perſonen führen laſſe; und wünſchten lange, daß ſein Stück von einem Manne, der den tragiſchen Ausdruck mehr in ſeiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden.[1] Dieſes geſchah endlich auch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war ſeiner Profeſſion nach ein Maurer, und vertauſchte, wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle mit der Feder. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription drucken laſſen, die ihn als einen Mann vor Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 a ter. Als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man b von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Aber Brook l erſt einige Jahre hernach drucken; und ſo kann es wohl er, wie man ihm Schuld giebt, eben ſowohl den Eſſex als den vom Banks genutzt hat. Auch muß noch ein einem James Ralph vorhanden ſeyn. Ich geſtehe keinen geleſen habe, und alle drei nur aus den gelehrt büchern kenne. Von dem Eſſex des Brook, ſagt ein fra Kunſtrichter, daß er das Feuer und das Pathetiſche b mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gew Was er über die Rolle der Rutland, und über derſel zweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufi merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariſer Pa einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen ſpaniſchen Eſſex habe ich geleſen, de ſonderbar iſt, als daß ich nicht im Vorbeigehen etw ſagen ſollte. —

Sechzigſtes Stück.

Den 27. November 1767.

Er iſt von einem Ungenannten, und führt den T ſeine Gebieterin ſterben.[2] Ich finde ihn in einer S von Komödien, die Joſeph Padrino zu Sevilien geb und in der er das vierundſiebzigſte Stück iſt. Wem fertigt worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, n ſich ungefähr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche liche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Sp rück, und will der Königin in London Bericht davon Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwei Meilen von auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Bl finde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen und a Landgute hat er, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, viele Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſ und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von de thüre bewahrt, durch die er ehedem zu ihr gekomme natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern wird er an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben Armes der Themſe, ein Frauenzimmer gewahr (e ſchwüler Sommerabend), das mit den bloßen Füßen Waſſer ſitzt, und ſich abkühlt. Er bleibt voller Verw über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werde Schönheit, wie billig, wird weitläufig beſchrieben, und

[1] (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in ſome Places ſo low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman poſſeſſed of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn ſo celebrated a Part of Hiſtory with that Dignity of Expreſſion befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greateſt the World ever produced.

[1] (Journal Encycl. Mars 1761.) Il a auſſi fait t demence la Comteſſe de Rutland au moment que c époux eſt conduit à l'échafaud: ce moment ou cette eſt un objet bien digne de pitié, a produit une très gr ſation, et a été trouvé admirable à Londres: en Fra paru ridicule, il aurait été ſiffié et l'on aurait envoyé teſſe avec l'Auteur aux Petites-Maiſons.

[2] Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex; de u de esta Corte.

en über die allerliebſten weißen Füße in dem klaren Waſ-
hr ſpitzfindige Dinge geſagt. Nicht genug, daß der ent-
Graf zwei kryſtallene Säulen in einem fließenden Kry-
ſtehen ſieht; er weiß vor Erſtaunen nicht, ob das Waſſer
ryſtall ihrer Füße iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob
Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form
nſirt hat. [1] Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze
e auf dem weißen Geſichte: er kann nicht begreifen, in
er Abſicht die Natur ein ſo göttliches Monſtrum gebildet,
uf ſeinem Geſichte ſo ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem
nbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung, oder
zur Verſpottung? [2] Kaum hat ſich das Frauenzimmer
r angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb Tyrannin!
chuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwei maskirte Män-
it bloßem Degen auf ſie los gehen, weil der Schuß ſie nicht
ffen zu haben ſcheint. Eſſex beſinnt ſich nicht lange, ihr zu
zu eilen. Er greift die Mörder an, und ſie entfliehen. Er
hnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn,
eben nicht in Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwun-
t, knüpft ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die
de damit zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe
n, mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; jetzt
ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärmen ent-
ich möchte nicht gern, daß die Königin den Zufall erführe,
ch beſchwöre Euch daher um Eure Verſchwiegenheit. Sie
und Eſſex bleibt voller Erſtaunen über dieſe ſonderbare
benheit, über die er mit ſeinem Bedienten, Namens Coſme,
ei Betrachtungen anſtellt. Dieſer Coſme iſt die luſtige
n des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als ſein
hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber
doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an
Thüre Schildwache, und verſperrte ihm den Eingang.

[1] Las dos columnas bellas
Metiò dentro del rio, y como al vellas
Vi un crystal en el rio desatado,
Y vi crystal en ellas condensado,
No supe si las aguas que se vian
Eran sus pies, que liquidos corrian,
O si sus dos columnas se formaban
De las aguas, que alli se congelaban.

Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand ipft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt für Schrecken umen fuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eige-hand mittrinken.

Quiso probar a caso
El agua, y fueron crystalino vaso
Sus manos, acercò las a los labios,
Y entonces el arrayo llorò agravios,
Y como tanto, en fin, se parecia
A sus manos aquello que bebia,
Temi con sobresalto (y no fue en vano)
Que se bebiera parte de la mano.

[2] Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el rostro,
Juzguè, mirando tan divino monstruo,
Que la naturaleza cuidadosa
Desigual uniendo tan hermosa,
Quiso hacer por assombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

Furchtſam iſt Coſme für viere; [1] und das ſind die ſpaniſchen Narren gemeiniglich alle. Eſſex bekennt, daß er ſich unfehlbar in die ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herzen genommen hätte, daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft Raum darin laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſeyn? Was dünkt dich, Coſme? — Wer wird's geweſen ſeyn, antwortete Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die Beine gewaſchen? [2] — Aus dieſem Zuge kann man leicht auf das Uebrige ſchließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen ſeyn; Eſſex getraut ſich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verſchiebt ſeinen Beſuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene iſt noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es iſt des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Eliſabeth eine Verbindung mit ſeinem jüngſten Bruder vorgeſchlagen. Dieſes iſt der Herzog von Alanzon. Er iſt, unter dem Vorwande einer Geſandtſchaft, nach England gekommen, um dieſe Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt ſich alles, ſowohl von Seiten des Parlaments als der Königin, ſehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt ſich in ſie. Jetzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringſte von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr ſteht, zu entdecken. Sie ſagt bloß, Blanca ſuche ſich zu verheirathen, und da ſie hierauf ſich mit einem Manne, deſſen Stand ſo weit über den ihrigen erhaben ſey, doch keine Rechnung machen könne, ſo dürfte ſie ſchwerlich ſeiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf dieſen Einwurf die Lauterkeit ſeiner Abſichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier ſind in dieſem Punkte lange ſo ſtrenge und delikat nicht, als die Franzoſen). Er hat einen Brief an die Blanca geſchrieben, den Flora übergeben ſoll. Er wünſcht, es ſelbſt mit anzuſehen, was dieſer Brief für Eindruck auf ſie machen werde. Er ſchenkt Floren eine güldene Kette, und Flora verſteckt ihn in eine anſtoßende Galerie, indem Blanca mit Coſme hereintritt, welcher ihr die Ankunft ſeines Herrn meldet.

Eſſex kömmt. Nach den zärtlichſten Bewillkommnungen der Blanca, nach den theuerſten Verſicherungen des Grafen, wie ſehr er ihrer Liebe ſich würdig zu zeigen wünſche, müſſen ſich Flora und Coſme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er ſich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem ſie ihm drei Jahre widerſtanden, habe ſie endlich ſich ihm ergeben, und ihn, unter Verſicherung ſie zu heirathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hice dueño de mi honor:

[1] Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo,
Que no voi à focorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo à que quiera el miedo
Dexarme entrar: — — — —
— — — — — — — — — —
Cosme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

[2] La muger del hortelano,
Que se lavaba las piernas.

der Ausdruck sagt im Spanischen ein wenig viel.) Nur die Feindschaft, welche unter ihren beiderseitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Essex ist nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwischen gekommen sey. Nun aber habe er diese glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und so kann ich dir denn, sagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimnisse sicher anvertrauen. [1] —

Einundsechzigstes Stück.

Den 1. December 1767.

Hierauf beginnt sie eine lange Erzählung von dem Schicksale der Maria von Schottland. Wir erfahren (denn Essex selbst muß alles das ohne Zweifel längst wissen), daß ihr Vater und Bruder dieser unglücklichen Königin sehr zugethan gewesen; daß sie sich geweigert, an der Unterdrückung der Unschuld Theil zu nehmen; daß Elisabeth sie daher gefangen setzen, und in dem Gefängnisse heimlich hinrichten lassen. Kein Wunder, daß Blanca die Elisabeth haßt; daß sie fest entschlossen ist, sich an ihr zu rächen. Zwar hat Elisabeth nachher sie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und sie ihres ganzen Vertrauens gewürdigt. Aber Blanca ist unversöhnlich. Umsonst wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daselbst ruhig zu genießen. — Diesen Vorzug selbst wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen lassen. Sie hatte an ihren Oheim geschrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie seinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er sich im Verborgenen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieser Oheim war es gewesen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Essex, und wir mit ihm, wer die Person ist, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Essex ist, welcher ihren Anschlag vereiteln müssen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegränzte Liebe, deren sie Essex versichert, und wagt es, ihn nicht bloß zum Mitschuldigen machen zu wollen, sondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er soll sogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen ist, schreiben, und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müsse sterben; ihr Name sey allgemein verhaßt; ihr Tod sey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Essex, dem Vaterlande diese Wohlthat zu verschaffen.

Essex ist über diesen Antrag äußerst betroffen. Blanca, seine theure Blanca, kann ihm eine solche Verrätherei zumuthen? Wie sehr schämt er sich, in diesem Augenblicke, seiner Liebe! Aber was soll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, seinen Unwillen zu erkennen geben? Wird sie darum weniger bei ihren schändlichen Gesinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das ist unmöglich: Blanca, seine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er sie, durch Bitten und Vorstellungen, von ihrem Entschlusse abzubringen suchen? Er müßte nicht wissen, was für ein rac schöpf eine beleidigte Frau ist; wie wenig es sich erweichen, und durch Gefahr abschrecken läßt. W sie seine Abrathung, sein Zorn, zur Verzweiflung sie sich einem andern entdeckte, der so gewissenh und ihr zu Liebe alles unternähme? [1] — Dies schwindigkeit überlegt, faßt er den Vorsatz, sich um den Roberto, so heißt der Oheim der Blan seinen Anhängern, in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Essex nic wortet. „Graf, sagt sie, wenn Du erst lange mi gehst, so liebst Du mich nicht. Auch nur zweifeln, Undankbarer! [2] — Sey ruhig, Blanca! erwiedert entschlossen. — Und wozu? — Gleich will ich D geben."

Essex setzt sich nieder, an ihren Oheim zu indem tritt der Herzog aus der Galerie näher. G zu sehen, wer sich mit der Blanca so lange unte staunt, den Grafen von Essex zu erblicken. Aber staunt er über das, was er gleich darauf zu hi Essex hat an den Roberto geschrieben, und sagt d Inhalt seines Schreibens, das er sofort durch schicken will. Roberto soll mit allen seinen Fr nach London kommen; Essex will ihn mit seinen stützen; Essex hat die Gunst des Volks; nichts wir als sich der Königin zu bemächtigen; sie ist scho todt. Erst müßt ich sterben! ruft auf einmal de kömmt auf sie los. Blanca und der Graf erstau plötzliche Erscheinung; und das Erstaunen des l ohne Eifersucht. Er glaubt, daß Blanca den verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertigt die

[1] Bien podrè seguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño
Como a esposo, y como a amigo.

[1] Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla estoi corrido.
Blanca, que es mi dulce dueño.
Blanca, à quien quiero, y estimo,
Me propone tal traicion!
Que harè, porque si ofendido,
Respondiéndo, como es justo,
Contra su traicion me irrito,
No por esso ha de evitar
Su resuelto desatino.
Pues darle cuenta a la Reina
Es impossible, pues quiso
Mi suerte, que tenga parte
Blanca en aqueste delito,
Pues si procuro con ruegos
Disuadirla, es desvario,
Que es una muger resuelta
Animal tan vengativo,
Que no se dobla à los riesgos:
Antes con afecto impio,
En el mismo rendimiento
Suelen agusar los filos;
Y quizà desesperada
De mi enojo, o mi desvìo,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

[2] Si estàs consultando, Conde,
Allà dentro de ti mismo
Lo que has de hacer, no me quiere
Ya el dudarla fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Galerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemälde darin zu betrachten. [1]

Der Herzog. Bei dem Leben meines Bruders, bei dem mir noch koſtbarern Leben der Königin, bei — Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklärung zu danken. Auf Sie iſt im geringſten nicht dabei geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freilich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

Der Graf. Wer darf das ſagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Abſicht mag auch geweſen ſeyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um ſo weniger darf ich mich dieſes Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil ſie der Ihrigen verluſtig ſind. Wären Sie ſo unbeſcholten, als ich Sie ſonſt geglaubt, ſo würde ich Sie zu züchtigen wiſſen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Eſſex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht ſind, ein Mann von Ehre: ſo ſollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Eſſex? Wenn Sie dieſer berufene Krieger ſind: wie können Sie ſo viele große Thaten durch eine ſo unwürdige That vernichten wollen? —

Zweiundſechzigſtes Stück.

Den 4. December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm ſein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, ſich eines beſſern zu beſinnen; er will es vergeſſen, was er gehört habe; er iſt verſichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einſtimme, und daß ſie ſelbſt ihm eben das würde geſagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er ſchließt endlich: „Noch einmal, Graf; gehen Sie in ſich! Stehen Sie von einem „ſo ſchändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie ſelbſt! „Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: ſo erinnern Sie „ſich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen Henker!“ [1] — Hiermit entfernt ſich der Herzog. Eſſex iſt in der äußerſten Verwirrung; es ſchmerzt ihn, ſich für einen Verräther gehalten zu wiſſen; gleichwohl darf er es jetzt nicht wagen, ſich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß ſich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da ſeiner Königin am getreueſten geweſen ſey, als er es am wenigſten zu ſeyn geſchienen. [2] So ſpricht er mit ſich ſelbſt: zur Blanca aber ſagt er, daß er den Brief ſogleich an ihren Oheim ſenden wolle, und geht ab. Blanca beßgleichen; nachdem ſie ihren Unſtern verwünſcht, ſich aber noch damit getröſtet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog ſey, welcher von dem Anſchlage des Grafen wiſſe.

Die Königin erſcheint mit ihrem Kanzler, dem ſie es vertraut hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl beſetze; und morgen will ſie nach London zurückkehren. Der Kanzler iſt der Meinung, die Meuchelmörder aufſuchen zu laſſen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der ſie anzeigen werde, eine anſehnliche Belohnung zu verheißen, ſollte er auch ſelbſt ein Mitſchuldiger ſeyn. „Denn da es ihrer zwei waren, ſagt er, die den Anfall thaten, „ſo kann leicht einer davon ein eben ſo treuloſer Freund ſeyn,

[1] Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas estimo,
De la Reina mi señora,
Y por — pero yo lo digo,
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del decirlo,
Que no tiene Blanca parte
De estar yo aqui — — — —
— — — — — — —
Y estad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dè,
No satisfacion, aviso
De esta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — Cond. Imagino
Que no me conoceis bien.
Duq. No os havia conocido
Hasta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he visto
Que os reconozco traidor.
Cond. Quien dixere — Duq. Yo lo dige,
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo sufriros.
Cond. Qualquier cosa que yo intente —
Duq. Mirad que estoi persuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y assi quando os he cogido
En un lance que me dà
De que sois cobarde indicios,
No he de aprovecharme de esto,
Y assi os perdona mi brio
Este rato que teneis
El valor desminuido;
Que a estar todo vos entero,
Supiera daros castigo.
Cond. Yo soi el Conde de Sex
Y nadie se me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. Duq. Yo tengo brio
Para que sin ser quien soi,
Pueda mi valor invicto
Castigar, non digo yo
Solo a vos: mas a vos mismo,
Siendo leal, que es lo mas
Con que queda encarecido.
Y pues sois tan gran Soldado,
No echeis a perder, os pido,
Tantas heroicas hazaña
Con un hecho tan indignos —

[1] Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno.
Corresponded à quien sois,
Y sino bastan avisos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

[2] No he de responder al Duque
Hasta que el sucesso mismo
Muestre como fueron falsos
De mi traicion los indicios.
Y que soi mas leal, quanto
Mas traidor he parecido.

„als er ein treuloſer Unterthan iſt.“[1] — Aber die Königin mißbilligt dieſen Rath; ſie hält es für beſſer, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu laſſen, daß es Menſchen gegeben, die ſich einer ſolchen That erkühnen dürfen. „Man muß, ſagt ſie, die Welt glauben machen, daß die „Könige ſo wohl bewacht werden, daß es der Verrätherei un„möglich iſt, an ſie zu kommen. Außerordentliche Verbrechen „werden beſſer verſchwiegen, als beſtraft. Denn das Beiſpiel „der Strafe iſt von dem Beiſpiele der Sünde unzertrennlich; „und dieſes kann oft eben ſo ſehr anreizen, als jenes ab„ſchrecken.“[2]

Indem wird Eſſex gemeldet, und vorgelaſſen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge ſeiner Expedition abſtattet, iſt kurz. Die Königin ſagt ihm auf eine ſehr verbindliche Weiſe: „Da ich euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges ſchon genug.“[3] Sie will von keinen nähern Umſtänden hören, bevor ſie ſeine Dienſte nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen ſogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Eſſex ſind allein; das Geſpräch wird vertraulicher; Eſſex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt ſie, und Eſſex würde es aus dieſer bloßen Bemerkung ſchließen, daß er ſie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht ſchon geſchloſſen hätte. Die Königin hat den Grafen ſchon längſt heimlich geliebt; und nun iſt ſie ihm ſogar das Leben ſchuldig.[4] Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verſchiedene Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken, ſich erkühnen dürfe. Die Königin iſt auf dem Puncte, ſich ihm zu erkennen zu geben: doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen: er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennt. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führt, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

[1] Y pues son dos los culpados
Podrà ser, que alguno de ellos
Entregue al otro; que es llano,
Que serà traidor amigo
Quien fue desleal vassallo.

[2] Y es gran materia de estado
Dar a entender, que los Reyes
Estan en si tan guardados
Que aunque la traicion los busque
Nunca ha de poder hallarlos;
Y assi el secreto averigue
Enormes delitos, quando
Mas que el castigo, escarmientos
Dè de exemplares el pecado.

[3] Que ya solo con miraros
Sè el sucesso de la guerra.

[4] No bastaba, amor tyranno,
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

Die Königin. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königin. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze?

Eſſex. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Eſſex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſex. Du erhebſt mich bis zur Sonne, —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſex. Aber, weil du meiner Seele dich bemächtigt: —

Die Königin. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge

Eſſex. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen![1]

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleien Geſchmack zu finden. Noch vor einigen dreißig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn unſere Staats- und Heldenactionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königin den Eſſex beurlaubt und ihm befohlen ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drei, welche ſie Jornadas, Tagwerke, nennen. Ihre allerälteſten Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte; und Lope folgte ihm darin, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern Neuen Kunſt, Komödien zu machen;[2] mit der ich aber eine

[1] Rein. Loco Amor — Cond. Necio impossible —
Rein. Què ciego — Cond. Què temerario —
Rein. Me abates a tal baxeza —
Cond. Me quieres subir tan alto —
Rein. Advierte, que soi la Reina —
Cond. Advierte que soi vasallo —
Rein. Pues me humillas a el abysmo —
Cond. Pues me acercas a los rayos —
Rein. Sin reparar mi grandeza —
Cond. Sin mirar mi humilde estado —
Rein. Ya que te miro acà dentro —
Cond. Ya que en mi te vas entrando —
Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma, y los labios.

[2] Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves insigne ingenio,
Puso en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, come pies de niño,
Que eran etonces niñas las Comedias,
Y yo las escrivi de onze, y doze años,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

des Cervantes in Widerſpruch finde,[1] wo ſich dieſer den anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Acten, aus ſie ſonſt beſtanden, auf drei gebracht zu haben. Der e Literator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will bei nicht aufhalten.

Dreiundſechzigſtes Stück.

Den 8. December 1767.

: Königin iſt von dem Landgute zurückgekommen; und leichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach m ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröffnet em Coſme den zweiten Act, der in dem königlichen : ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit Pi- erſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er be- wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen en. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das r der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben n. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zu Blanca ill. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Ge- machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde ſie hlagen müſſen. Indem er ſie dem Coſme zur Verwah- bergiebt, kömmt Blanca dazu. Coſme will ſie geſchwind n: aber es kann ſo geſchwind nicht geſchehen, daß es nicht merken ſollte. Blanca nimmt den Grafen mit ſich igin; und Eſſex ermahnt im Abgehen den Coſme, we- Schärpe reinen Mund zu halten, und ſie niemanden zu

me hat, unter ſeinen andern guten Eigenſchaften, auch aß er ein Erzplauderer iſt. Er kann kein Geheimniß eine bewahren; er fürchtet ein Geſchwär im Leibe davon zu en; und das Verbot des Grafen hat ihn zu rechter Zeit , daß er ſich dieſer Gefahr bereits ſechsundbreißig Stun- geſetzt habe.[2] Er giebt Floren die Piſtolen, und hat nd ſchon auf, ihr auch die ganze Geſchichte von der mas- Dame und der Schärpe zu erzählen. Doch eben beſinnt daß es wohl eine würdigere Perſon ſeyn müſſe, der er heimniß zuerſt mittheile. Es würde nicht laſſen, wenn ra rühmen könnte, ihn deſſen deflorirt zu haben.[3] (Ich n allerlei Art des ſpaniſchen Witzes eine kleine Probe chten ſuchen.)

me darf auf dieſe würdigere Perſon nicht lange warten. wird von ihrer Neugierde viel zu ſehr gequält, daß ſie t ſobald als möglich von dem Grafen losmachen ſollen, erfahren, was Coſme vorhin ſo haſtig vor ihr zu ver- geſucht. Sie kömmt alſo ſogleich zurück, und nachdem ſie rſt gefragt, warum er nicht ſchon nach Schottland abge- , wohin ihn der Graf ſchicken wollen, und er ihr geant- wortet, daß er mit anbrechenden Tage abreiſen werde: ver- langt ſie zu wiſſen, was er da verſteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Coſme läßt nicht lange in ſich dringen. Er ſagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimmt ſie ihm ab. Die Art, mit der er ſich ſeines Geheimniſſes entledigt, iſt äußerſt eckel. Sein Magen will es nicht länger bei ſich be- halten; es ſtößt ihm auf; es kneipt ihn; er ſteckt den Finger in den Hals; er giebt es von ſich; und um einen beſſeren Ge- ſchmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geſchwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen.[4] Blanca kann aus ſeinem verwirrten Geſchwätze zwar nicht recht klug werden: ſie verſteht aber doch ſo viel daraus, daß die Schärpe das Ge- ſchenk einer Dame iſt, in die Eſſex verliebt werden könnte, wenn es nicht ſchon ſey. „Denn er iſt doch nur ein Mann;“ ſagt ſie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne anvertraut hat! Der beſte iſt noch ſo ſchlimm!“[5] — Um ſeiner Untreue alſo zuvorzukommen, will ſie ihn je eher je lieber heirathen.

Die Königin tritt herein, und iſt äußerſt niedergeſchlagen. Blanca fragt, ob ſie die übrigen Hofdamen rufen ſoll: aber die Königin will lieber allein ſeyn; nur Irene ſoll kommen, und vor dem Zimmer ſingen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Eſſex liebt die Blanca: aber er iſt ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin ſeyn zu wollen. Er wirft ſich dieſen Ehr- geiz ſelbſt vor; er beſtraft ſich deßwegen; ſein Herz gehört der Blanca; eigennützige Abſichten müſſen es ihr nicht entziehen wollen; unächte Convenienz muß keinen ächten Affect beſiegen.[6] Er will ſich alſo lieber wieder entfernen, als er die Königin ge- wahr wird: und die Königin, als ſie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber ſie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu ſingen. Sie ſingt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, deſſen Sinn dieſer iſt: Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o ſo laß das Mitleid, welches ſie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindeſt, daß ich es bin, der ſie führt.“ Der Königin gefällt das Lied; und Eſſex findet es bequem, ihr durch

n der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a re- as Comedias a tres Journadas, de cinco que tenian.

[2] — Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entregò,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, ò la mitad,
Se me hace postema un cuento.

[3] Alla Flora; mas no,
Sera persona mas grave —
No es bien que Flora se alabe
Que el cuento me desflorò.

[4] Ya se me viene a la boca
La purga. — —
O que regueldos tan secos
Me vienen! terrible aprieto. —
Mi estomago no lo lleva;
Protesto que es gran trabajo,
Meto los dedos. —
Y pues la purga he trocado,
Y el secreto he vomitado
Desde el principio hasta el fin,
Y sin dexar cosa alguna,
Tal asco me diò al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a morder de una azeituna. —

[5] Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fiò su honor,
Siendo tan malo el mejor.

[6] Abate, abate las alas,
No subas tanto, busquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia bastarda
Venza un legitimo afecto.

daſſelbe auf eine verſteckte Weiſe ſeine Liebe zu erklären. Er ſagt, er habe es gloſſirt,[1] und bittet um Erlaubniß, ihr ſeine Gloſſe vorſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Königin lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilligt ſeine Art zu lieben. „Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, kann nicht groß ſeyn; denn Liebe wächst nur durch Gegenliebe, Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen nur verluſtig."

[1] Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche ſie Glossas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichſam zum Texte, und erklären oder umſchreiben dieſen Text ſo, daß ſie die Zeilen ſelbſt in dieſe Erklärung oder Umſchreibung wiederum einflechten. Den Text heißen ſie Mote oder Letra, und die Auslegung insbeſondere Glossa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt iſt. Hier läßt der Dichter den Eſſex das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen beſteht, deren jede er in einer beſondern Stanze umſchreibt, die ſich mit der umſchriebenen Zeile ſchließt. Das Ganze ſieht ſo aus:

MOTE.

Si acaso mis desvarios
Llegaren a tus umbrales,
La lastima de ser males
Quite el horror de her mios.

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi osadia tan poca
Que entre el respeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y assi non llengan tan mios
Mis males a tus orejas.
Porque no han de ser oidos
Si acaso digo mis quexas,
Si acaso mis desvarios.
El ser tan mal explicados
Sea su mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El silencio, y vos su oficio,
Quedaran mas ponderados:
Desde oy por estas señales
Sean de ti conocidos,
Que sin duda son mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conecidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no sabiendo a quales
Mas tu ingratitud se deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva
La lastima de ser males.
En mi este afecto violento
Tu hermoso desden le causa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la causa;
Y mio, porque yo siento;
Sepan, Laura, tus desvios
Que mis males son tan tuyos,
Y en mis cuerdos desvarios
Estos que tienen de tuyos
Quite el horror de ser mios.

Es müſſen aber eben nicht alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freiheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die älteren Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, die nach dem Boſcan und Garcilaſſo ziemlich aus der Mode gekommen,

Vierundſechzigſtes Stück.

Den 11. December 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Bel Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Glück: denn ſo l ſeine Liebe verſchweige, ſey ſie noch unverworfen, könn noch von der ſüßen Vorſtellung täuſchen laſſen, daß ſie dürfe genehmigt werden. Der Unglückliche ſey glücklich, er noch nicht wiſſe, wie unglücklich er ſey.[1] Die Königin legt dieſe Sophiſtereien als eine Perſon, der ſelbſt da legen iſt, daß Eſſex nicht länger darnach handle; und durch dieſe Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das E niß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe; als Blanca her den Herzog anzumelden. Dieſe Erſcheinung der Bla wirkt einen von den ſonderbarſten Theaterſtreichen. Denn hat die Schärpe um, die ſie dem Coſme abgenommen, zwar die Königin, aber nicht Eſſex gewahr wird.[2]

[1] — El mas verdadero amor
Es el que en si mismo quieto
Descansa, sin atender
A mas paga, o mas intento
La correspondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. —
— — — —
Dentro esta del silencio, y del respeto
Mi amor, y assi mi dicha esta segura,
Presumiendo tal voz (dulce locura!)
Que es admitido del mayor sugeto.
Dexandome engañar de este concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio sera la lengua, si aventura
Un bien que esta seguro en el secreto. —
Que es feliz quien no siendo venturoso
Nunca llega a saber, que es desdichado.

[2] Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio;
Digo pues, ea, ossadia,
Ella me alentò, que temo? —
Que sera bien que a tu Alteza —
(Sale Blanca con la vanda puesta.)
BL. Señora, el duque — CON. A mal tiempo
Viene Blanca. BL. Esta aguardando
En la antecamara — REIN. Ay, cielo!
BL. Para entrar — REIN. Que es lo que miro
BL. Licencia. REIN. Decid; — que veo! —
Decid que espere; — esto! loca!
Decid, andad. BL. Ya obedezco,
REIN. Venid aca, volved. BL. Que manda
Vuestra Alteza? REIN. El daño es cierto.
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — mientras yo salgo —
Y dexadme. BL. Que es aquesto?
Ya voi. CON. Ya Blanca se fue,
Quiero pues volver. — REIN. Ha zelos!
CON. A declararme atrevido,
Pues si me atrevo, me atrevo
En fè de sus pretensiones.
REIN. Mi prenda en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſt. Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an n Hülfsmittel ſterben kann? Was fürchte ich noch? — Kögin, wann denn alſo, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag m das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät? —

Die Königin. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt in Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, - Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, ß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ne eigene Ueberredung.

Die Königin. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bei ott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo iel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — wie Ihre Majeſtät geſagt, - nd wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man rch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kommt; — wenn an viel edler ſtirbt; — ſo will auch ich, —

Die Königin. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wenn ich — Warum fürchte ich mich noch? — wenn ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königin. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Thor! Unſinniger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß Sie den Verſtand verloren. —

Und ſo fahren Ihro Majeſtät fort, den armen Grafen auszuſcheltern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp bringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhüben, von ihren Strahlen zerſtreut würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſex. Er zieht ſich beſchämt zurück und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Palaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können.[1] Er entfernt ſich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frei geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müſſe, oder ihre Ehre ſey verloren. Der Herzog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich bei der Königin ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald in tiefen Gedanken wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. — Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen: und ſo läßt er ſie.

Die Königin wird neugierig und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhängen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann. Sie fleht die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bekennen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königin, ſondern nur die Frau.[2]

Fünfundſechzigſtes Stück.

Den 15. December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleien, Seufzer, Liebkoſungen, und

[1] — — No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que se engendraron
Tan livianos pensamientos.

[2] — — Ya estoi resuelta;
No a la voluntad mudable
De un hombre esté yo sujeta,
Que aunque ne sè que mi olvide,
Es necessedad, que yo quiera
Dexar a su cortesia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Isabela, escuchadme,
Y al escucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con las orejas.
Isabella os he llamado
En esta ocasion, no Reina,
Que quando vengo a deciros
Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os pareszca,
No Reina, muger os busco.
Solo muger os quisiera. —

Que pueda tanto un afecto
En mi. Con. Segun lo que dixo
Vuestra Alteza aqui, y supuesto,
Que cuesta cara la dicha,
Que se compra con el miedo,
Quiero morir nobelmente.
Rein. Porque lo decis? Con. Que espero,
Si a vuestra Alteza (que dudo!)
Le declarasse mi afecto,
Algun amor — Rein. Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoceisme? Quien soi yo?
Decid, quien soi? que sospecho,
Que se os huyo la memoria. —

eſonders Thränen ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu ntergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen!)er Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königin. Was höre ich?

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königin. —

Die Königin (bei Seite). Ich bin des Todes! — Nun?)eiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach ehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie lbſt zu hören wünſcht. Sie hört, wo und wie der Graf glück- ch geweſen;[1] und als ſie endlich auch hört, daß er ihr die Ehe erſprochen und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens ringe; ſo bricht der ſo lange zurückgehaltene Sturm auf einmal us. Sie verhöhnt das leichtgläubige Mädchen auf das empfind- chſte und verbietet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu enken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königin iferſucht ſeyn müſſe, und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königin. Eiferſucht? — Nein; bloß deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den rafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo ermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage h, zu lieben? — ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzu- hen? — ſich nur einen Gedanken von ihm in den Sinn kom- en zu laſſen: das ſollte dieſer andern nicht das Leben koſten? – Du ſiehſt, wie ſehr mich eine bloß vorausgeſetzte, erdichtete iferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bei einer wahren un würde. Jetzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig: hüte dich, mich wirklich zu machen![2]

[1] Bl. Le llamè una noche obscura —
Rein. Y vino a verte? Bl. Pluguiera
A dios, que no fuera tanta
Mi desdicha, y su fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y yo que dos veces ciega,
Por mi mal, estaba entonces
Del amor, y las tinieblas —

[2] Rein. Este es zelo, Blanca. Bl. Zelos,
Afiadiendose una letra.
Rein. Que decis? Bl. Señora, que
Si acaso possible fuera,
A no ser vos la que dice
Essas palabras, dixera,
Que eran zelos. Rein. Que son zelos?
No son zelos, es ofensa
Que me estais haciendo vos.
Supongamos, que quisiera
A el Conde en esta ocasion:
Pues si yo a el Conde quisiera
Y alguna atrevida, loca
Presumida, descompuesta
Le quisiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No sè que diga,
No hai cosa que menos sea —
No la quitara la vida?
La sangre no la bobiera? —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y dispararon mi enojo —
Mirad que no me deis zelos,
Que si fingidos se altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, que hiciera —
Escarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

Mit dieſer Drohung geht die Königin ab, und läßt die Blanca in der äußerſten Verzweiflung. Dieſes fehlte noch zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will ſie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſchloſſen: aber warum ſoll Blanca noch erſt warten, bis ſie ein anderer für ſie vollzieht? Sie will ſie ſelbſt bewerkſtelligen, und noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Königin muß ſie ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein, und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie ſieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, ſich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedene Briefſchaften, die ihm die Königin nur auf einen Tiſch zu legen befiehlt; ſie will ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie ihren Reichsgeſchäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht und beurlaubt den Kanzler. Nun iſt ſie allein und ſetzt ſich zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebten Kummers entſchlagen, und anſtändigern Sorgen überlaſſen. Aber das erſte Papier, was ſie in die Hände nimmt, iſt die Bittſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben," ſagt ſie, „von einem Grafen ſeyn, was mir zuerſt vorkömmt!" Dieſer Zug iſt vortrefflich. Auf einmal iſt ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den ſie jetzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca iſt ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Laſt macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befreie, will ſie bei dem Bruder des Todes Linderung ſuchen: und ſo fällt ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein und hat eine von den Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte ſie zu Anfang dieſes Acts nicht vergebens dahin tragen laſſen.) Sie findet die Königin allein und entſchlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte ſie ſich wünſchen? Aber eben hat der Graf die Blanca geſucht, und ſie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geſchieht. Er kömmt alſo, ſie hier zu ſuchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderiſchen Arm zu fallen, und ihr die Piſtole, die ſie auf die Königin ſchon geſpannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und alles kömmt aus dem Schloſſe herzugelaufen.

Die Königin (im Erwachen). Ha! Was iſt das?

Der Kanzler. Herbei, herbei! Was war das für ein Knall in dem Zimmer der Königin? Was geſchieht hier?

Eſſex (mit der Piſtole in der Hand). Grauſamer Zufall!

Die Königin. Was iſt das, Graf?

Eſſex. Was ſoll ich thun?

Die Königin. Blanca, was iſt das?

Blanca. Mein Tod iſt gewiß!

Eſſex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Eſſex (bei Seite). Wozu ſoll ich mich entſchließen? Schweige

fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: be ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, Blanca, meiner theuersten Blanca.

e Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Bist Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein :? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: erin! Verräther! Und doch kann nur eines von euch dienen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben suchte, ich es dem andern schuldig. Wem bin ich es schuldig,

Wer suchte es, Blanca? Ihr schweigt? — Wohl, t nur! Ich will in dieser Ungewißheit bleiben; ich will ıschuldigen nicht wissen, um den Schuldigen nicht zu

Vielleicht dürfte es mich eben so sehr schmerzen, meinen ger zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca re Verrätherei vergeben, ich will sie ihr verdanken, wenn er Graf nur unschuldig war. [1]

er der Kanzler sagt: wenn es die Königin schon hierbei ewenden lassen, so dürfe er es doch nicht; das Verbre-) zu groß; sein Amt erfordere, es zu ergründen; beson- : aller Anschein sich wider den Grafen erkläre.

e Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es chen. — Graf, —

ſſex. Königin! —

ie Königin. Bekennen Sie die Wahrheit. — (Bei Seite.) ie sehr fürchtet meine Liebe, sie zu hören! — War es ı?

ſſex. Ich Unglücklicher!

ie Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

ſſex. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

ie Königin. Sie waren es also?

ſſex. Schreckliches Schicksal! — Ich weiß nicht.

ie Königin. Sie wissen es nicht? — Und wie kömmt mörderische Werkzeug in Ihre Hand? —

er Graf schweigt und die Königin befiehlt, ihn nach dem r zu bringen. Blanca, bis sich die Sache mehr aufhellt, soll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt und der zweite Aufzug schließt.

[1] Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio esta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, respondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confusamente:
Ha, traidora, dixo el Conde:
Blanca dixo: Traidor eres.
Estas razones de entrambos
A entrambas cosas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no saber el traidor,
No saber el innocente.
Mejor es quedar confusa,
En duda mi juicio quede,
Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A pensar, que es el traidor,
Que es el leal tambien piense.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fuesse,
Solo à trueque de que el Conde
Fuera el, que estaba innocente. —

Sechundſechzigſtes Stück.

Den 18. December 1767.

Der dritte Aufzug fängt sich mit einem langen Monologe der Königin an, die allen Scharfsinn der Liebe aufbietet, den Grafen unschuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht gespart, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Besonders geht sie mit den Voraussetzungen wider die Blanca ein wenig sehr weit; sie denkt über diesen Punct überhaupt lange so zärtlich und sittsam nicht, als wir es wohl wünschen möchten und als sie auf unsern Theatern denken müßte. [1]

Es kommen der Herzog und der Kanzler: jener, ihr seine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieser, ihr einen neuen Beweis, der sich wider den Essex äußert, vorzulegen. Auf der Pistole, die man ihm aus der Hand genommen, steht sein Name; sie gehört ihm; und wem sie gehört, der hat sie unstreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts scheint den Essex unwidersprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Cosme hat bei anbrechendem Tage mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen und ist angehalten worden. Seine Reise sieht einer Flucht sehr ähnlich und eine solche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen seines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird also vor den Kanzler gebracht und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem sich Cosme rechtfertigt, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er sagen soll, wo er hingewollt, läßt er sich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm sein Graf, an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieser Brief enthält. Er wird gelesen und Cosme erstaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgesehen gewesen. Aber noch mehr erstaunt er über den Schluß desselben, worin der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto seine Antwort sicher bestellen könne. „Was „höre ich? ruft Cosme. Ich ein Vertrauter? Bei diesem und „jenem! ich bin kein Vertrauter; ich bin niemals einer gewesen „und will auch in meinem Leben keiner seyn. — Habe ich wohl „das Ansehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wissen, „was mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dafür zu „nehmen. Ich ein Vertrauter, ich, dem das geringste Geheim- „niß zur Last wird? Ich weiß zum Exempel, daß Blanca und „mein Herr einander lieben, und daß sie heimlich mit einander

[1] No pudo ser que mintiera
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado,
Sin estar enamorado,
Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos sabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quando al decir sus enojos
Y su despecho reñi?

„verheirathet ſind: es hat mir ſchon lange das Herz abdrücken „wollen; und nun will ich es nur ſagen, damit ſie hübſch ſehen, „meine Herren, was für ein Vertrauter ich bin. Schade, daß „es nicht etwas viel wichtigeres iſt: ich würde es eben ſo wohl „ſagen.“ [1] Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherei des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch ſein Stillſchweigen brechen zu müſſen und der Königin nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kanzler bringt auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald die Königin wieder allein iſt, reizen ſie ſowohl beleidigte Majeſtät als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröffnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für ſchuldig erkannt und zum Tode verurtheilt habe, welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine Unſchuld.

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, wollte ich gern glauben: aber ſo viele Beweiſe wider Sie! — Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben? Iſt es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie in dem Zimmer der Blanca nicht ausdrücklich den Tod der Königin beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freilich gehört.

Der Kanzler. Sah die Königin, als ſie erwachte, nicht die Piſtole in Ihrer Hand? Gehört die Piſtole, auf der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

Eſſex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eigenen Munde vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich das mörderiſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück und nicht Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielt Ihnen Ihr Schick harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe müſſen.

Eſſex. Schlimm genug. [1]

„Wiſſen Ihro Gnaden nicht, fragt Coſme, der „ob ſie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler Nein, weil ihn ſein Herr hinlänglich gerechtfertigt habe Graf erſucht den Kanzler, zu verſtatten, daß er die Bl vor ſeinem Tode ſprechen dürfe. Der Kanzler bedauer als Richter, ihm dieſe Bitte verſagen müſſe; weil worden, ſeine Hinrichtung ſo heimlich als möglich ge laſſen, aus Furcht vor den Mitverſchworenen, die er ſowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel in D ben möchte. Er ermahnt ihn, ſich zum Tode zu ber geht ab. Der Graf wünſchte bloß deßwegen die Bl einmal zu ſprechen, um ſie zu ermahnen, von ihrem abzuſtehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, ſo ſchriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, ſein ſie hinzugeben; bei dieſem Opfer, das die Verliebten der Zunge führen, das aber nur bei ihm zur Wirkli langt, will er ſie beſchwören, es nicht fruchtlos bleiben Es iſt Nacht; er ſetzt ſich nieder zu ſchreiben und befiehl den Brief, den er ihm hernach geben werde, ſogleich na Tode der Blanca einzuhändigen. Coſme geht ab, um auszuſchlafen.

[1] Que escucho? Señores mios,
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente soi,
Si lo he sido, o si lo fuere,
Ni tengo intencion de serlo.
— — — Tengo yo
Cara de ser confidente?
Yo no sè que ha visto en mi
Mi amo para tenerme
En esta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fuesse
Cosa de mas importancia
Un secretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que estan casados los dos
En secreto — — —

[1] Cond. Solo el descargo que tengo
Es el estar innocente.
Seneschal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. Con. Yo muero
Innocente. Sen. Pues decid
No escribisteis a Roberto
Esta carta? Aquesta firma
No es la vuestra? Con. No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyò en el aposento
De Blanca trazar la muerte
De la Reina? Con. Aquesso es cierto.
Sen. Quando despertò la Reina
No os hallò, Conde, a vos mesmo
Con la pistola en la mano?
Y la pistola que vemos
Vuestro nombre alli gravado
No es vuestro? Con. Os lo concedo.
Sen. Luego vos estais culpado.
Con. Esso solamente niego.
Sen. Pues como escribisteis, Conde.
La carta al traidor Roberto?
Con. No lo sè. Sen. Pues como el Duque
Que escuchò vuestros intentos,
Os convence en la traicion?
Con. Porque assi lo quiso el cielo.
Sen. Como hallando en vuestra mano
Os culpa el vil instrumento?
Con. Porque tengo poca dicha. —
Sen. Pues sabed, que si es desdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vuestra fortuna,
Conde amigo, que supuesto
Que no dais otro descargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vuestra cabeza
Ha de pagar —

Siebenundſechzigſtes Stück.

Den 22. December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl ſchwerlich erwartet hätte. Alles iſt ruhig und ſtille, als auf einmal eben die Dame, welcher Eſſex in dem erſten Acte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem Geſichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es iſt die Königin. „Der Graf," ſagt ſie vor ſich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der „Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das ſchreit um Rache. „Durch ſeine Verurtheilung iſt der Gerechtigkeit ein Genüge ge„ſchehen: nun geſchehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!" [1] Indem ſie näher kömmt, wird ſie gewahr, daß der Graf ſchreibt. „Ohne Zweifel," ſagt ſie, „an ſeine Blanca! Was ſchadet das? „Ich komme aus Liebe, aus der feurigſten, uneigennützigſten „Liebe: jetzt ſchweige die Eiferſucht! — Graf!" — Der Graf hört ſich rufen, ſieht hinter ſich, und ſpringt voller Erſtaunen auf. „Was ſeh ich!" — „Keinen Traum," fährt die Königin fort, „ſondern die Wahrheit. Eilen Sie, ſich davon zu überzeu„gen, und laſſen Sie uns koſtbare Augenblicke nicht mit Zwei„feln verlieren. — Sie erinnern ſich doch meiner? Ich bin die, „der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie morgen ſter„ben ſollen; und ich komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, „Ihnen Leben für Leben zu geben. Ich habe den Schlüſſel des „Gefängniſſes zu bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, „wie? Hier iſt er; nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in „den Park eröffnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein „Leben, das mir ſo theuer iſt."

Eſſex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich ſonſt ſo viel gewagt haben, als ich wage?

Eſſex. Wie ſinnreich iſt das Schickſal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück ſelbſt unglücklich zu machen. Ich ſcheine glücklich, weil die mich zu befreien kommt, die meinen Tod will: aber ich bin um ſo viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freiheit mir anbietet. — [2]

Die Königin verſteht hieraus genugſam, daß ſie Eſſex kennt. Er verweigert ſich der Gnade, die ſie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, ſie mit einer andern zu vertauſchen.

Die Königin. Und mit welcher?

Eſſex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß ſie in Ihrem Vermögen ſteht, — mit der Gnade, mir das Angeſicht meiner Königin ſehen zu laſſen. Es iſt die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bei dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königin (vor ſich). Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertigt! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, — Graf; wohl: aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich jetzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen. [1]

Eſſex (indem er den Schlüſſel nimmt). Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal auf dem Angeſichte der Königin, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eines ſind, ſo gehört doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken (indem ſie die Maske abnimmt) iſt der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet — [2]

Die Königin. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt größer, als Ihre Dienſte.

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu verſprechen?

Die Königin. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königin ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Dieſe hat ſchon mehr gethan, als ſie ſollte: ſie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

[1] El Conde me diò la vida
Y assi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y assi ofendida me quexo.
Pues ya que con la sentencia
Esta parte he satisfecho,
Pues cumpli con la justicia,
Con el amor cumplir quiero. —
[2] Ingeniosa mi fortuna
Hallò en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoso veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien desdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

[1] Pues si esto ha de fer, primero
Tomad, Conde, aquesta llave,
Que si ha de fer instrumento
De vuestra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,
Serè, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida
Me empeñe, por lo que os debo,
Por si no puedo despues,
De esta suerte me prevengo.
[2] Morirè yo consolado,
Aunque si por privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de este indulto, Señora,
Vida por ley me prometo;
Esto es en comun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero si en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Major indulto en mis hechos,
Mis hazañas — —

Die Königin. Sie haben ſchon gehört, daß ich dieſe Dame nicht bin. Aber geſetzt, ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königin. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel eröffnen kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freiheit bewirken ſoll, muß nicht meiner Furchtſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem elenden Schlüſſel für alles das abzulohnen?[1] Ich will mein Leben einem anſtändigern Mittel zu danken haben, oder ſterben. (Indem er nach dem Fenſter geht.)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Eſſex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn bei dir alle meine Hoffnung beruht, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröffnet das Fenſter, und wirft den Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal.) Durch die Flucht wäre mein Leben viel zu theuer erkauft.[2]

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben ſehr übel gethan.

Eſſex. Wenn ich ſterbe: ſo darf ich wenigſtens laut ſagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlaſſe. — Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht: ſo denke ſie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienſte: es ſteht bei ihr, ſie zu belohnen, oder mit dem Andenken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Eſſex. So muß ich denn ſterben?

Die Königin. Ohnfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königin muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. Morgen müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, daß ſie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf pfehle Sie der Vorſicht! —

[1] Luego esta, que assi camino
Abrirà a mi vida, abriendo,
Tambien lo abrirà a mi infamia;
Luego esta, que instrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrà de ſer de mi miedo.
Esta, quo solo me sirve
De huir, es el desempeño
De Reinos, que os he ganado,
De servicios, que os he hecho,
Y en fin, de essa vida, de essa,
Que teneis oy por mi esfuerzo?
En esta se cifra tanto? —

[2] Vil instrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por esta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre sus crystales quiero,
Si sois mi esperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamasis sepulte
Mi esperanza, y mi remedio.

Achtundſechzigſtes Stück.

Den 25. December 1767.

Noch einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch ei rufungen in der Stille: und beide, der Graf und die gehen ab, jedes von einer beſondern Seite. Im Her muß man ſich einbilden, hat Eſſex Coſmen den Brie den er an die Blanca geſchrieben. Denn den Augenbl kömmt dieſer damit herein, und ſagt, daß man ſein zum Tode führe; ſobald es damit vorbei ſey, wolle er so wie er es verſprochen, übergeben. Indem er ihr ſieht, erwacht ſeine Neugierde. „Was mag dieſer E „enthalten? Eine Eheverſchreibung? die käme ein wen „Die Abſchrift von ſeinem Urtheile? die wird er doch „ſchicken, die es zur Wittwe macht. Sein Teſtament? „nicht. Nun was denn?“ Er wird immer begieriger fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal faſt das Leb hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe ſein ſtünde. „Wäre ich nicht, ſagt er, bei einem Haare „trauten darüber geworden? Hol der Geyer die Verth „Nein, das muß mir nicht wieder begegnen!“ Kur beſchließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. daß ihn der Inhalt äußerſt betroffen macht; er glaubt hier, das ſo wichtige und gefährliche Dinge enthalte, ſchwind genug los werden zu können; er zittert über d Gedanken, daß man es in ſeinen Händen finden kön es freiwillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges be zu bringen.

Eben kömmt die Königin mit dem Kanzler herau will ſie den Kanzler nur erſt abfertigen laſſen; und Seite. Die Königin ertheilt dem Kanzler den letzten Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich und ganz in vollzogen werden; das Volk ſoll nichts davon erfahren geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue u ſam zurufe.[1] Den Kopf ſoll der Kanzler in den Sac und, nebſt dem blutigen Beile, unter einen Teppich le hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihne Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an d ſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuſchä ihre Königin eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie g zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Di läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes.[2]

[1] Hasta que el tronco cadaver
Le sirva de muda lengua.

[2] Y assi al salon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el sangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por symbolo de justicia,
Costumbre de Inglaterra:
Y en estando todos juntos,
Monstrandome justiciera,
Exhortandolos primero
Con amor a la obediencia,

er Kanzler geht mit diesen Befehlen ab und Cosme tritt nigin an. „Diesen Brief, sagt er, hat mir mein Herr en, ihn nach seinem Tode der Blanca einzuhändigen. abe ihn aufgemacht, ich weiß selbst nicht warum; und da inge darin finde, die Ihro Majestät wissen müssen, und em Grafen vielleicht noch zu Statten kommen können: inge ich ihn Ihro Majestät, und nicht der Blanca.“ Die n nimmt den Brief, und liest: „Blanca, ich nahe mich em letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, ir zu sprechen: empfange also meine Ermahnung schrift- Aber vor's erste lerne mich kennen; ich bin nie der Ver- r gewesen, der ich dir vielleicht geschienen; ich versprach, r der bewußten Sache behülflich zu seyn, bloß um der gin desto nachdrücklicher zu dienen, und den Roberto, seinen Anhängern, nach London zu locken. Urtheile, wie meine Liebe ist, da ich dem ungeachtet eher selbst sterben, in Leben in Gefahr setzen will. Und nun die Ermahnung: von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizet; ist mich nun nicht mehr; und es möchte sich nicht alle einer finden, der dich so sehr liebte, daß er den Tod des ithers für dich sterben wollte.“ [1] —

ensch! ruft die bestürzte Königin, was hast du mir da t? Nun? sagt Cosme, bin ich noch ein Vertrauter? — fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler, ein- n! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, Grafen, — geschwind!“ — Und eben wird er gebracht: chnam nämlich. So groß die Freude war, welche die n auf einmal überströmte, ihren Grafen unschuldig zu so groß sind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hin- t zu sehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern! —

schließt sich dieses Stück, bei welchem ich meine Leser t zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir it den dramatischen Werken der Spanier so wenig be- ich wüßte kein einziges, welches man uns übersetzt, oder

Les mostrarè luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.
Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de escribirte un consejò,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promessa
De ayudar en lo que sabes,
Fue por servir a la Reina,
Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que seguirle intentan;
Para aquesto fue la carta:
Esto he querido que sepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que assi se dexa
Morir, por guardar tu vida.
Este ha sido la advertencia:
(Valgame dios!) el consejo
Es, que desistas la empressa
A que Roberto te incita.
Mira que sin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conservarte la vida
Por traidor la suya pierda, —

auch nur auszugsweise mitgetheilt hätte. Denn die Virginia des Augustino de Montiano y Luyando ist zwar spanisch geschrieben; aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der correcten Manier der Franzosen, regelmäßig aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bei weitem so vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. [1] Wenn das zweite Stück des nämlichen Verfassers nicht besser gerathen ist; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben diesen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: so mögen sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die echten spanischen Stücke sind vollkommen nach der Art dieses Essex. In allen einerlei Fehler und einerlei Schönheiten, mehr oder weniger, das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen, aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel, eine sehr sinnreiche Verwicklung, sehr viele und sonderbare und immer neue Theaterstreiche; die ausgesparteſten Situationen, meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das sind allerdings Schönheiten; ich sage nicht, daß es die höchsten sind; ich leugne nicht, daß sie zum Theil sehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind. Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit und sage mir, ob ihnen andere als Schönheiten solcher Art übrig bleiben? Was haben sie sonst noch viel Gutes, als Verwicklung und Theaterstreiche und Situationen?

Anständigkeit, wird man sagen. — Nun ja; Anständigkeit. Alle ihre Verwicklungen sind anständiger und einförmiger; alle ihre Theaterstreiche anständiger und abgedroschner; alle ihre Situationen anständiger und gezwungener. Das kömmt von der Anständigkeit!

Aber Cosme, dieser spanische Hanswurst; diese ungeheure Verbindung der pöbelhaftesten Possen mit dem feierlichsten Ernste; diese Vermischung des Komischen und Tragischen, durch die das spanische Theater so berüchtigt ist? Ich bin weit entfernt, diese zu vertheidigen. Wenn sie zwar bloß mit der Anständigkeit stritte, — man versteht schon, welche Anständigkeit ich meine; — wenn sie weiter keinen Fehler hätte, als daß sie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß sie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel und allen den Gaukeleien zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit besserm Stoffe sey, als er: so würde mir die unsinnigste Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernst, von Schwarz auf Weiß willkommner seyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armseligkeiten mehr heißen, unfehlbar einschläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Neunundsechzigstes Stück.

Den 29. December 1767.

Lope de Vega, ob er schon als der Schöpfer des spanischen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits so daran gewöhnt, daß er

[1] Theatralische Bibliothek, erstes Stück, S. 117.

ihn wider Willen mit anſtimmen mußte. In ſeinem Lehrgedichte über die Kunſt, neue Komödien zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert er genug darüber. Da er ſah, daß es nicht möglich ſey, nach den Regeln und Muſtern der Alten für ſeine Zeitgenoſſen mit Beifall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelloſigkeit wenigſtens Gränzen zu ſetzen; das war die Abſicht dieſes Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch der Geſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grundſätze haben, und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit einer beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die klaſſiſchen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen wollen. Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könntet ihr in euern Komödien auf„treten laſſen. Ich höre zwar, daß unſer weiſer Monarch (Phi„lipp der Zweite) dieſes nicht gebilligt; es ſey nun, weil er „einſah, daß es wider die Regeln laufe, oder weil er es der „Würde eines Königes zuwider glaubte, ſo mit unter den Pöbel „gemengt zu werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieſes wieder „zur älteſten Komödie zurückkehren heißt, die ſelbſt Götter ein„führte; wie unter andern in dem Amphitruo des Plautus zu „ſehen: und ich weiß gar wohl, daß Plutarch, wenn er von „Menandern redet, die älteſte Komödie nicht ſehr lobt. Es „fällt mir alſo freilich ſchwer, unſere Mode zu billigen. Aber „da wir uns nun einmal in Spanien ſo weit von der Kunſt „entfernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch hierüber ſchwei„gen. Es iſt wahr, das Komiſche mit dem Tragiſchen vermiſcht, „Seneca mit dem Terenz zuſammengeſchmolzen, giebt kein ge„ringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Paſiphae war. „Doch dieſe Abwechſelung gefällt nun einmal; man will nun „einmal keine andere Stücke ſehen, als die halb ernſthaft und „halb luſtig ſind; die Natur ſelbſt lehrt uns die Mannichfaltig„keit, von der ſie einen Theil ihrer Schönheit entlehnt." [1]

Die letzten Worte ſind es, weßwegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Poſſirlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen zum Muſter dient? Es ſcheint ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht bloß die Fehler ſeiner Bühne beſchönigt; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

„Man tadelt," ſagt einer von unſern neueſten Scribenten, „an Shakeſpeare, — demjenigen unter allen Dichtern ſeit Ho„mer, der die Menſchen, vom Könige bis zum Bettler, und „von Julius Cäſar bis zu Jak Fallſtaff, am beſten gekannt, und „mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch „geſehen hat, — daß ſeine Stücke keinen, oder doch nur einen „ſehr fehlerhaften unregelmäßigen und ſchlecht ausgeſonnenen „Plan haben; daß komiſches und tragiſches darin auf die ſelt„ſamſte Art durch einander geworfen iſt, und oft eben dieſelbe „Perſon, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thrä„nen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf „uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen Aus„druck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch ver„geſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer wird, uns wie„der in die Faſſung zu ſetzen, worin er uns haben möchte. — „Man tadelt das, und denkt nicht daran, daß ſeine Stücke eben „darin natürliche Abbildungen des menſchlichen Lebens ſind."

„Das Leben der meiſten Menſchen und (wenn wir es ſagen „dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper ſelbſt, in ſo „fern wir ſie als eben ſo viel moraliſche Weſen betrachten, gleicht „den Haupt- und Staats-Actionen im alten gothiſchen Geſchmack „in ſo vielen Puncten, daß man beinahe auf die Gedanken kom„men möchte, die Erfinder dieſer letztern wären klüger geweſen, „als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar „die heimliche Abſicht gehabt hätten, das menſchliche Leben lächer„lich zu machen, wenigſtens die Natur eben ſo getreu nachahmen „wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn ließen, ſie zu ver„ſchönern. Um jetzt nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu „ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben die wichtigſten „Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten Acteurs geſpielt „werden, was kann ähnlicher ſeyn, als es beide Arten der Haupt„und Staats-Actionen einander in der Anlage, in der Abthei„lung und Dispoſition der Scenen, im Knoten und in der Ent„wicklung zu ſeyn pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der „einen und der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes „gerade ſo und nicht anders gemacht haben? Wie oft über„raſchen ſie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im „mindeſten vorbereitet waren? Wie oft ſehen wir Perſonen kom„men und wieder abtreten, ohne daß ſich begreifen läßt, wa„rum ſie kamen oder warum ſie wieder verſchwinden? Wie viel „wird in beiden dem Zufall überlaſſen? Wie oft ſehen wir die „größeſten Wirkungen durch die armſeligſten Urſachen hervor„gebracht? Wie oft das Ernſthafte und Wichtige mit einer „leichtſinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit lächerlicher „Gravität behandelt? Und wenn in beiden endlich alles ſo „kläglich verworren und durch einander geſchlungen iſt, daß „man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln an„fängt: wie glücklich ſehen wir durch irgend einen unter Blitz „und Donner aus papiernen Wolken herabſpringenden Gott, „oder durch einen friſchen Degenhieb den Knoten auf einmal „zwar nicht aufgelöſet, aber doch aufgeſchnitten, welches in ſo „fern auf eines hinauslauft, daß auf die eine oder die andere

[1] Eligese el sujeto, y no se mire,
(Perdonen los preceptos) si es de Reyes,
Aunque por esto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de España, y Señor nuestro,
En viendo un Rey en ellos se enfadava,
O fuesse el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Este es bolver à la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puso Dioses,
Como en su Anfitrion lo muestra Jupiter.
Sabe Dios, que me pesa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No siente bien de la Comedia antigua,
Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en España le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos esta vez los labios.
Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque sea,
Como otro Minotauro de Pasife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aquesta variedad deleyta mucho
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza,

s Stück ein Ende hat, und die Zuschauer klatschen oder können, wie sie wollen oder — dürfen. Uebrigens weiß was für eine wichtige Person in den komischen Tragö- wovon wir reden, der edle Hanswurst vorstellt, der sich, thlich zum ewigen Denkmal des Geschmacks unserer ern, auf dem Theater der Hauptstadt des deutschen erhalten zu wollen scheint. Wollte Gott, daß er seine allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viel große e auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen mit Hanswurst, — oder, welches noch ein wenig ärger rch Hanswurst, — aufführen gesehen? Wie oft haben ßesten Männer, dazu geboren, die schützenden Genii hrons, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen schen Streich von Hanswurst oder solchen Leuten ver- hen müssen, welche, ohne eben sein Wamms und seine Hosen zu tragen, doch gewiß seinen ganzen Charakter trugen? Wie oft entsteht in beiden Arten der Tragi- ien die Verwicklung selbst lediglich daher, daß Haus- urch irgend ein dummes und schelmisches Stückchen von Arbeit den gescheidten Leuten, ehe sie sich's versehen kön- r Spiel verderbt?" —

n in dieser Vergleichung des großen und kleinen, des lichen und nachgebildeten, heroischen Possenspiels — nit Vergnügen aus einem Werke abgeschrieben, welches unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört, das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben scheint. In Frankreich und England würde es das Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers uf aller Zungen seyn. Aber bei uns? Wir haben es, it gut. Unsere Großen lernen fürs erste an den *** nd freilich ist der Saft aus einem französischen Roman und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr ärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, en sie auch wohl einmal über den — Agathon.! Die- as Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es ht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht l, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten ung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere ter darüber beobachten, oder in welchem kalten und igen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und oman für den denkenden Kopf von klassischem Ge- Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, daß es einige Leser mehr dadurch bekömmt. Die weni- es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedem egen).

Siebzigstes Stück.

Den 1. Januar 1768.

n in dieser Vergleichung, sage ich, die satyrische Laune sehr vorstäche: so würde man sie für die beste Schutz- s komisch-tragischen oder tragisch-komischen Drama el habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt , für die gesflissentlichste Ausführung des Gedankens e halten dürfen. Aber zugleich würde sie auch die ung desselben seyn. Denn sie würde zeigen, daß eben iel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen

iter Theil. S. 192.

Ernstes mit der possenhaften Lustigkeit rechtfertigen soll, eben so gut jedes dramatische Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menschenverstand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundsatz der Kunst seyn, oder, wenn sie es doch bliebe, würde durch ihn selbst die Kunst, Kunst zu seyn, aufhören; wenigstens keine höhere Kunst seyn, als etwa die Kunst, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der seltsamste kann so seltsam nicht seyn, daß er nicht natürlich scheinen könnte; bloß und allein der scheint es nicht, bei welchem sich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunst die Kunst ausmacht; der künstlichste in diesem Verstande ist hier der schlechteste, und der wildeste der beste!

Als Kritikus dürfte unser Verfasser ganz anders sprechen. Was er hier so sinnreich aufstützen zu wollen scheint, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbarischen Geschmacks verdammen, wenigstens als die ersten Versuche der unter ungeschlachteten Völkern wieder auflebenden Kunst vorstellen, an deren Form irgend ein Zusammenfluß gewisser äußerlichen Ursachen oder das Ohngefähr den meisten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigsten, auch wohl ganz oder gar keinen Antheil hatte. Er würde schwerlich sagen, daß die ersten Erfinder des Mischspiels (da das Wort einmal da ist, warum soll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben so getreu nachahmen wollen, als die „Griechen sich angelegen seyn lassen, sie zu verschönern."

Die Worte getreu und verschönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenstande der Nachahmung, gebraucht, sind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wissen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; selbst was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verschönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die schöner seyn wolle, als die Natur, sey eben darum nicht Natur. Beide erklären sich für Verehrer der einzigen Natur, so wie sie ist: jene finden in ihr nichts zu vermeiden, diese nichts hinzuzusetzen. Jenen also müßte nothwendig das gothische Mischspiel gefallen, so wie diese Mühe haben würden, an den Meisterstücken der Alten Geschmack zu finden.

Wenn dieses nun aber nicht erfolgte? Wenn jene, so große Bewunderer sie auch von der gemeinsten und alltäglichsten Natur sind, sich dennoch wider die Vermischung des Possenhaften und Interessanten erklärten? Wenn diese, so ungeheuer sie auch alles finden, was besser und schöner seyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechische Theater, ohne den geringsten Anstoß von dieser Seite, durchwandelten? Wie wollten wir diesen Widerspruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erst behauptet, widerrufen müssen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer solchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir streiten, mit dem menschlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, ist doch so richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können. — Der Hauptgedanke ist dieser: es ist wahr und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie gothischer Erfindung die Natur getreu nachahmt; sie ahmt sie nur in einer Hälfte getreu

nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich; sie ahmt die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks seyn; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sey der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten.

Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man sieht schon, wo ich hinaus will. —

Den fünfundvierzigsten Abend (Freitags; den 12. Juli) wurden die Brüder des Hrn. Romanus und das Orakel vom Saint-Foix gespielt.

Das erstere Stück kann für ein deutsches Original gelten, ob es schon größten Theils aus den Brüdern des Terenz genommen ist. Man hat gesagt, daß auch Moliere aus dieser Quelle geschöpft habe und zwar seine Männerschule. Der Herr von Voltaire macht seine Anmerkungen über dieses Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Hrn. von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen: wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt, wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere; (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beifallen) und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen weniger behülflich seyn könnte; secundus vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann: so kommt er nach und nach in die Materie und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Hrn. von Voltaire. Also auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwan mehr muthwillig als gründlich scheinen wollte, der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, set certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es bloß aus Mißtrauen in mich selbst.

„Die Brüder des Terenz, sagt der Herr von Voltaire, können höchstens die Idee zu der Männerschule gegeben haben. In „den Brüdern sind zwei Alte von verschiedner Gemüthsart, die „ihre Söhne ganz verschieden erziehen; eben so sind in der Männerschule zwei Vormünder, ein sehr strenger und ein sehr nachsehender: das ist die ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern ist „fast ganz und gar keine Intrigue, die Intrigue in der Männerschule hingegen ist fein und unterhaltend und komisch. Eine „von den Frauenzimmern des Terenz, welche eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, erscheint bloß auf dem Theater, um niederzukommen. Die Isabelle des Moliere ist fast „immer auf der Scene, und zeigt sich immer witzig und reizend, „und verbindet sogar die Streiche, die sie ihrem Vormunde „spielt, noch mit Anstand. Die Entwicklung in den Brüdern ist „ganz unwahrscheinlich; es ist wider die Natur, daß ein Alter, „der sechzig Jahre ärgerlich und streng und geizig gewesen, auf „einmal lustig und höflich und freigebig werden sollte. Die Entwicklung in der Männerschule aber ist die beste von allen Entwicklungen des Moliere; wahrscheinlich, natürlich, aus der „Intrigue selbst hergenommen, und was ohnstreitig nicht das „schlechteste daran ist, äußerst komisch."

Einundsiebzigstes Stück.

Den 5. Januar 1768.

Es scheint nicht, daß der Herr von Voltaire, seitdem er aus der Klasse bei den Jesuiten gekommen, den Terenz viel wieder gelesen habe. Er spricht ganz so davon, als von einem alten Traume; es schwebt ihm nur noch so was davon im Gedächtnisse, und das schreibt er auf gut Glück so hin, unbekümmert, ob es gehauen oder gestochen ist. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks sagt, „daß sie bloß auf dem Theater erscheine, um niederzukommen." Sie erscheint gar nicht auf dem Theater; sie kommt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt bloß ihre Stimme aus dem Hause; und warum sie eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, das läßt sich auch gar nicht absehen. Den Griechen und Römern war nicht alles interessant, was es den Franzosen ist. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Wasser gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlassen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem sehr ungeschickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea ist der mürrische, strenge Vater, und dieser soll seinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das ist, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet seinen Charakter bis ans Ende. Donatus sagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, saevus Demea, Leno avarus u. s. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire sagen. Nach Belieben; wenn wir Deutsche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger gelesen und besser verstanden, als Voltaire. Doch es ist ja von keinem verlornen Stücke die Rede; es ist noch da, man lese selbst.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigsten Vorstellungen zu besänftigen gesucht, bittet er ihn, wenigstens auf heute sich seines Aergerniſſes zu entschlagen, wenigstens heute lustig zu seyn. Endlich bringt er ihn auch so weit; heute will Demea alles gut seyn lassen; aber morgen, bei früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelassen hat; die Sängerin, die diesem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es ist doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts kostet; aber zu singen wird sie nicht viel bekommen, sie soll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Acts, wo Demea allein ist, scheint es zwar, wenn man seine Worte so obenhin nimmt, als ob er völlig von seiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundsätzen des Micio zu handeln anfangen wolle.[1] Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er sich anthun soll, verstehen muß. Denn auch diesen Zwang weiß er hernach so zu nutzen, daß er zu der förmlichsten hämischsten Verspottung seines gefälligen Bruders ausschlägt. Er stellt sich lustig, um die andern wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er macht in dem verbindlichsten Tone die bittersten Vorwürfe; er wird nicht freigebig, sondern er spielt den Verschwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Absicht, als um alles, was er Verschwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieses erhellt unwidersprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der sich durch den Anschein betrügen läßt und ihn wirklich verändert glaubt.[2] Hic ostendit Terentius, sagt Donatus, magis Demeam simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meint, selbst diese Verstellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geschmählt und gepoltert habe: denn eine solche Verstellung erfordere mehr Gelassenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierin ist Terenz ohne Tadel, und er hat alles so vortrefflich motivirt, bei jedem Schritte Natur und Wahrheit so genau beobachtet, bei dem geringsten Uebergange so feine Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur ist öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe sehr nöthig, sich das Spiel des Acteurs dabei zu denken; denn dieses schrieben die alten Dichter nicht bei. Die Declamation hat ihren eignen Künstler, und in dem Uebrigen konnten sie sich ohne Zweifel auf die Einsicht der Spieler verlassen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten. Nicht selten befanden sich unter diesen die Dichter selbst; sie sagten, wie sie es haben wollten; und da sie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis sie gespielt waren, als bis man sie gesehen und gehört hatte: so konnten sie es um so mehr überhoben seyn, den geschriebenen Dialog durch Einschiebsel zu unterbrechen, in welchen sich der beschreibende Dichter gewissermaßen mit unter die handelnden Personen zu mischen scheint. Wenn man sich aber einbildet, daß die alten Dichter, um sich diese Einschiebsel zu ersparen, in den Reden selbst, jede Bewegung, jede Gebärde, jede Miene, jede besondre Abändrung der Stimme, die dabei zu beobachten, mit anzudeuten gesucht, so irrt man sich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer solchen Andeutung sich nicht die geringste Spur zeigt, und wo gleichwohl der wahre Verstand nur durch die Errathung der wahren Action kann getroffen werden; ja in vielen scheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was der Schauspieler durch jene ausdrücken muß.

Selbst in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden sich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewissermaßen die Mißdeutung beruht, die ich bestreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit seinen eignen Augen gesehen, daß es sein ehrbarer frommer Sohn ist, für den die Sängerin entführt worden, und stürzt mit dem unbändigsten Geschrei heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Gesicht.

Demea. Ha! da ist er, der mir sie beide verdirbt — meine Söhne, mir sie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O so mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bei mir, es soll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns bloß bei der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warst du es nicht selbst, der es zuerst auf die Bahn brachte, daß sich ein jeder nur um den seinen bekümmern sollte? Antworte.[1] u. s. w.

Wer sich hier nur an die Worte hält und kein so richtiger Beobachter ist, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geschwind austobe, viel zu geschwind diesen gelassenern Ton anstimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beifallen, daß jeder Affect, wenn er aufs äußerste gekommen, nothwendig wieder sinken müsse; daß Demea, auf den Verweis seines Bruders, sich des ungestümen Jachzorns nicht anders als schämen könne; das alles ist auch ganz gut, aber es ist doch noch nicht das rechte. Dieses lasse er sich also vom

[1] — Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excurso spatio mitto —

[2] Mi. Quid istuc? quae res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quae istaec subita est largitas? De. Dicam tibi:
Ut id ostenderem, quod te isti facilem et festivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex aequo et bono,
Sed ex assentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
Nunc adeo, si ob eam rem vobis mea vita invisa est, Aeschine,
Quia non justa injusta prorsus omnia, omnino obsequor;
Missa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

[1] — — — De. Eccum adest
Communis corruptela nostrum liberum.
Mi. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
De. Repressi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipsam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo est ortum, ne tu curares meum,
Neve ego tuum? responde. —

Donatus lehren, der hier zwei vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, ſagt er, paulo citius destomachatus, quam res etiam incertae poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati, omissa saevitia ad ratiocinationes saepe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er ſich einbildet, daß ſich gegen ſeine Beſchwerden durchaus nichts einwenden laſſe: ſo wird er ſich bei dem Schelten gerade am wenigſten aufhalten, ſondern zu den Beweiſen eilen, um ſeinen Gegner durch eine ſo ſonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen ſeines kochenden Geblüts nicht ſo unmittelbar gebieten kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: ſo macht Donatus die zweite Anmerkung: non quod dicatur, sed quo gestu dicatur, specta: et videbis neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea ſagt zwar: ich mäßige mich, ich bin wieder bei mir; aber Geſicht und Gebärde und Stimme verrathen genugſam, daß er ſich noch nicht gemäßigt hat, daß er noch nicht wieder bei ſich iſt. Er beſtürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle ſeine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zu Worte zu kommen.

Zweiundſiebzigſtes Stück.

Den 8. Januar 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringſten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart ſeiner Kinder unwillig zu ſeyn, iſt ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nerrgeln. Micio muß auch nur abbrechen und ſich begnügen, daß ihm die mürriſche Laune, die er nicht ändern kann, wenigſtens auf heute Frieden laſſen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabei nehmen läßt, ſind meiſterhaft. [1]

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit dieſen ſchönen Grundſätzen, mit dieſer deiner lieben Nachſicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Beſſer als du glaubſt. — Und nun genug davon! Heute ſchenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute ſeyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, ſobald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Burſche geht mit. —

Micio. Lieber noch ehe es Tag wird, dächte ich. Sey nur heute luſtig!

[1] — — — De. Ne nimium modo
Bonae tuae istae nos rationes, Micio,
Et tuus iste animus aequus subvertat. Mi. Tace;
Non flet. Mitte jam istaec; da te hodie mihi:
Exporge frontem. De. Scilicet ita tempus fert,
Faciendum est: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. Mi. De nocte censeo:
Hodie modo hilarum fac te. De. Et istam psaltriam
Una illuc mecum hinc abstraham. Mi. Pugnaveris.
Eo pacto prorsum illic alligaris filium.
Modo facito, ut illam serves. De. Ego istuc videro,
Atque ibi favillae plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo sit faxo et molendo; praeter haec
Meridie ipso faciam ut stipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo est. Mi. Placet.
Nunc mihi videre sapere. Atque equidem filium,
Tum etiam si nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
De. Derides? fortunatus, qui istoc animo sies:
Ego sentio. Mi. Ah pergisne? De. Jam jam desino.

Demea. Auch das Menſch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird ſich der Sohn gewiß nicht weg wünſchen. Nur halte ſie auch gut.

Demea. Da laß mich vorſorgen! Sie ſoll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlſtaubs und Kohlſtaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu ſoll ſie mir am heißen Mittage ſtoppeln gehn, bis ſie ſo trocken, ſo ſchwarz geworden, als ein Löſchbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun biſt du auf dem rechten Wege! — Und alsdann, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bei ihr ſchlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachſt du mich aus? — Bei ſo einer Gemüthsart freilich kannſt du wohl glücklich ſeyn. Ich fühl es, leider —

Micio. Du fängſt doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch ſchon wieder auf.

Bei dem „Lachſt du mich aus?“ des Demea merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus EGO SENTIO, amare severeque dicit. Unvergleichlich! Demea, deſſen voller Ernſt es war, daß er die Sängerin nicht als Sängerin, ſondern als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio ſelbſt braucht nicht zu lachen: je ernſthafter er ſich ſtellt, deſto beſſer. Demea kann darum doch ſagen: Lachſt du mich aus? und muß ſich zwingen wollen, ſein eignes Lachen zu verbeißen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl es leider“ ſagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber ſo ungern, ſo kurz das Lachen auch iſt: ſo große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann wie Demea hat man wirklich fürs erſte gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je ſeltner ihm dieſe wohlthätige Erſchütterung iſt, deſto länger hält ſie innerlich an; nachdem er längſt alle Spur derſelben auf ſeinem Geſichte vertilgt, dauert ſie noch fort, ohne daß er es ſelbſt weiß, und hat auf ſein nächſtfolgendes Betragen einen gewiſſen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bei einem Grammatiker ſo feine Kenntniſſe geſucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir jetzt bei dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einſicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen claſſiſcher Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht bloß wegen der Sprache ſtudirt zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber dieſer Donatus (Aelius) ſo vorzüglich reich an Bemerkungen iſt, die unſern Geſchmack bilden können, daß er die verſteckteſten Schönheiten ſeines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von ſeinen größern Gaben, als von der Beſchaffenheit ſeines Autors ſelbſt. Das römiſche Theater war zur Zeit des Donatus noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch geſpielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen geſpielt, die ſich aus den beſſern Zeiten des römiſchen Geſchmacks herſchrieben: er durfte alſo nur anmerken, was er ſah und hörte; er brauchte alſo nur Aufmerkſamkeit und Treue, um ſich das Verdienſt zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er ſelbſt ſchwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauſpieler mehr lernen könnte, als dieſen Commentar des Donatus über den Terenz; und bis das Latein unter unſern Schauſpielern üblicher wird, wünſchte ich ſehr,

ß man ihnen eine gute Ueberſetzung davon in die Hände geben ollte. Es verſteht ſich, daß der Dichter dabei ſeyn und aus m Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Wortklärung betrifft. Die Dacier hat in dieſer Abſicht den Donas nur ſchlecht genutzt, und ihre Ueberſetzung des Textes iſt äßig und ſteif. Eine neuere deutſche, die wir haben, hat das erdienſt der Richtigkeit ſo ſo, aber das Verdienſt der komiſchen prache fehlt ihr gänzlich; [1] und Donatus iſt auch nicht weiter braucht, als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es äre alſo keine gethane Arbeit, was ich vorſchlage; aber wer ſoll thun? Die nichts beſſers thun könnten, können auch dieſes icht: und die etwas beſſers thun könnten, werden ſich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unſern Nachahmer zu kommen - Es iſt doch ſonderbar, daß auch Herr Romanus den falſchen edanken des Voltaire gehabt zu haben ſcheint. Auch er hat glaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine mzliche Veränderung vorgehe; wenigſtens läßt er ſie mit dem harakter ſeines Lyſimons vorgehen. „Je Kinder," läßt er ihn fen, „ſchweigt doch! Ihr überhäuft mich ja mit Liebkoſungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles ſchmeichelt mir, bloß weil ich einmal ein bißchen freundlich ausſehe. Bin ich's denn, oder bin ich's nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! Es iſt doch hübſch, wenn man geliebt wird. Ich will auch gewiß ſo bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich ſo eine vergnügte Stunde gehabt hätte." Und Frontin ſagt: „Nun unſer Alter irbt gewiß bald. [2] Die Veränderung iſt gar zu plötzlich." Ja ohl; aber das Sprüchwort und der gemeine Glaube von den wermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeun, ſoll doch wohl nicht im Ernſte hier etwas rechtfertigen?

[1] Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir die Stelle daraus uzuführen, die ich eben jetzt überſetzt habe. Was mir hier aus der ter gefloſſen, iſt weit entfernt, ſo zu ſeyn, wie es ſeyn ſollte: aber an wird doch ungefähr daraus ſehen können, worin das Verdienſt ſteht, das ich dieſer Ueberſetzung abſprechen muß.

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine jenen Gründe und dein gleichgültiges Gemüthe ſie ganz und gar s Verderben ſtürzen.

Micio. Ach, ſchweig doch nur, das wird nicht geſchehen. Laß s immer ſeyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den unzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es ſo mit ſich, ich muß es ohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem ohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht ieber gehen willſt; ſey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerin will ich zugleich mit herausſchleppen.

Micio. Da thuſt du wohl, dadurch wirſt du machen, daß dein ohn ohne ſie nicht wird leben können. Aber ſorge auch, daß du ſie t verhältſt.

Demea. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Sie ſoll mir kochen, t Rauch, Aſche und Mehl ſollen ſie ſchon kenntlich machen. Außerm ſoll ſie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren leſen, t dann will ich ſie ihm ſo verbrannt und ſo ſchwarz, wie eine ohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun ſeh ich recht ein, daß du weiſch handelſt; aber dann kannſt du auch deinen Sohn mit Gewalt ingen, daß er ſie mit zu Bette nimmt.

Demea. Lachſt du mich etwa aus? Du biſt glücklich, daß du n ſolches Gemüth haſt; aber ich fühle.

Micio. Ach! hältſt du noch nicht inne?

Demea. Ich ſchweige ſchon.

[2] So ſoll es ohne Zweifel heißen, und nicht: ſtirbt ohnmögch bald. Für viele von unſern Schauſpielern iſt es nöthig, auch liche Druckfehler anzumerken.

Dreiundſiebzigſtes Stück.

Den 12. Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bei dem Terenz geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun ſo macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!" Er iſt es ganz und gar nicht, der ſich nach der Weiſe der andern, ſondern die andern ſind es, die ſich nach ſeiner Weiſe künftig zu bequemen verſprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lyſimon in unſern deutſchen Bildern bei der Vorſtellung gleichwohl immer ſo wohl aufgenommen werden? Der beſtändige Rückfall des Lyſimon in ſeinen alten Charakter macht ſie komiſch: aber bei dieſem hätte es auch bleiben müſſen. — Ich verſpare das Weitere, bis zu einer zweiten Vorſtellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foix, welches dieſen Abend den Beſchluß machte, iſt allgemein bekannt und allgemein beliebt.

Den ſechsundvierzigſten Abend (Montags, den 20. Julius) ward Miß Sara, und den ſiebenundvierzigſten, Tages darauf, Nanine wiederholt. Auf die Nanine folgte der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Acte.

Oder, wie es wörtlicher und beſſer heißen würde: die unvermuthete Entwickelung. Denn es iſt einer von denen Titeln, die nicht ſowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewiſſen Einwendungen vorbauen ſollen, die der Dichter gegen ſeinen Stoff oder deſſen Behandlung vorher ſieht. Ein Vater will ſeine Tochter an einen jungen Menſchen verheirathen, den ſie nie geſehen hat. Sie iſt mit einem andern ſchon halb richtig, aber dieſes auch ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß es faſt gar nicht mehr richtig iſt. Unterdeſſen möchte ſie ihn doch noch lieber als einen ganz Unbekannten und ſpielt ſogar, auf ſein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freier abzuſchrecken. Dieſer kommt; aber zum Glücke iſt es ein ſo ſchöner liebenswürdiger Mann, daß ſie gar bald ihre Verſtellung vergißt und in aller Geſchwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel und alle Leſer und Zuſchauer werden ausrufen: das iſt auch ſehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen ſo mühſam geſchürzt hat, in einer einzigen nicht zu löſen, ſondern mit eins zu zerhauen! Nun aber iſt dieſer Fehler in dem Titel ſelbſt angekündigt und durch dieſe Ankündigung gewiſſermaßen gerechtfertigt. Denn, wenn es nun wirklich einmal ſo einen Fall gegeben hat: warum ſoll er nicht auch vorgeſtellt werden können? Er ſahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie ſo ähnlich, und ſollte er denn eben deßwegen um ſo unſchicklicher zur Komödie ſeyn? — Nach der Strenge allerdings; denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennt, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht ſehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang iſt, daß Jungfer Argante den Eraſt und nicht den Dorante heirathet, und dieſer iſt hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten iſt ſo lau, ſo wetterläunſch; ſie liebt ihn, weil ſie ſeit vier Jahren niemanden geſehen hat, als ihn, manchmal liebt ſie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, ſo wie es kommt; hat ſie ihn lange nicht geſehen, ſo kommt er ihr liebenswürdig genug vor; ſieht ſie ihn alle Tage, ſo macht er ihr Langeweile;

besonders stoßen ihr dann und wann Gesichter auf, gegen welche sie Dorantens Gesicht so kahl, so unschmackhaft, so eckel findet! Was brauchte es also weiter, um sie ganz von ihm abzubringen, als daß Erast, den ihr ihr Vater bestimmte, ein solches Gesicht ist? Daß sie diesen also nimmt, ist so wenig unerwartet, daß es vielmehr sehr unerwartet seyn würde, wenn sie bei jenem bliebe. Entwicklung hingegen ist ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involvirt eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abspringt, ohne sich um sich Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil seiner Personen läßt. Und so ist es hier: Peter wird es mit Doranten schon ausmachen; der Dichter empfiehlt sich ihm.

Den achtundvierzigsten Abend (Mittwochs, den 22. Julius) ward das Trauerspiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt; zum Beschlusse Herzog Michel.

Dieses Stück ist ohnstreitig eines von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden im geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakespeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. „Sollte ich also, sagt er, bei der Vergleichung schon viel ver„lieren: so wird man doch wenigstens finden, daß ich kein Pla„gium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienst „gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen."

Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

Shakespeare will studirt, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das seyn, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespeares keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespeare, sind nach den großen Maaßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig seyn. Die meisten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er gesponnen ist. Die wenigen, welche die Kunst verstehen, verrathen den Meister nicht und wissen, daß ein Goldkorn so künstlich kann getrieben seyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bei weitem übersteigt.

Ich für mein Theil bedauere es also wirklich, daß unserm Dichter Shakespeares Richard so spät beigefallen. Er hätte ihn können gekannt haben und doch eben so original geblieben seyn, als er jetzt ist; er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß ein einziger übertragener Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, so würde ich Shakespeares Werk wenigstens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darin zu erkennen nicht vermögend gewesen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieses nicht gethan? Und warum sollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben so wohl seyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtentheils viel scharfsinniger ist, als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten seyn, sie auch von andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilt; schaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämisch, alles gilt ihm gleich; und auch das schaalste, linkste, hämischste Urtheil ist ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen: aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für so etwas außerordentliches halten: und doch muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel als ein unverdientes Lob auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigstens nicht bei dem Verfasser, — höchstens nur bei einem oder dem andern Mitsprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner übrigen Lustspiele gelobt hätte.[1] — Auf Unkosten? aber doch wenigstens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke so möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß Ihr letztes immer ihr bestes ist! —

Vierundsiebzigstes Stück.

Den 15. Januar 1768.

Zur Sache. — Es ist vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünschte.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derselben weder

[1] Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmids Zusätzen zu seiner Theorie der Poesie, S. 45.

tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht seyn
enn weder mit des einen noch mit des andern Un-
e sich jener Zweck erreichen.
ne ich dieses ein: so ist Richard der Dritte eine Tra-
e ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: so
gar nicht mehr, was eine Tragödie ist.
Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert,
unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das
ie Bühne getragen. Ich sage, die Bühne; daß es die
klich getragen habe, daran zweifle ich.
für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers
? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es
icht angelegt; und es sind ganz andere Personen in
Werke, die er zu Gegenständen unseres Mitleids ge-
.

Schrecken? — Sollte dieser Bösewicht, der die Kluft,
vischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Lei-
lt, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der
en seyn müssen; sollte dieser blutdürstige, seines Blut-
ch rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teu-
Schrecken in vollem Maaße erwecken?
[erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Er-
über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über
n, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der
r zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsetzlicher
die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem
n hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil em-
assen.
dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten
nerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle
mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes
en begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld
Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Ver-
einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den
enschen in eine Maschine, ehe sie uns bei der gräßlichen
Iten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer
erderbniß fähig sey.
den Franzosen führt Crebillon den Beinamen des Schreck-
ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in
gödie nicht seyn sollte, als von dem echten, das der
h zu dem Wesen der Tragödie rechnet.
dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen.
ort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht; Mitleid
cht, sagt er, soll die Tragödie erregen, nicht Mitleid
recken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der
es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben
ötzliche, dieses Ueberraschende, welches die Idee desselben
t, zeigt deutlich, daß die, von welchen sich hier die Ein-
des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht her-
nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles
– Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen;
ube mir also einen kleinen Ausschweif.
s Mitleid, sagt Aristoteles, verlangt einen, der unver-
idet, und die Furcht einen unsers gleichen. Der Böse-
st weder dieses noch jenes: folglich kann auch sein Un-
eder das erste noch das andere erregen." [1]

Furcht, sage ich, nennen die neuern Ausleger und Uebersetzer Schrecken und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat sich, sagt einer aus der Menge,[1] über die Er-
„klärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der
„That enthält sie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches
„sie an ihrer Allgemeinheit hindert und sie allzusehr einschränkt.
„Wenn Aristoteles durch den Zusatz „unsers gleichen" nur bloß
„die Aehnlichkeit der Menschheit verstanden hat, weil nämlich
„der Zuschauer und die handelnde Person beide Menschen sind,
„gesetzt auch, daß sich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und
„ihrem Range ein unendlicher Abstand befände: so war dieser
„Zusatz überflüssig, denn er verstand sich von selbst. Wenn er
„aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Personen, oder
„solche, die einen vergeblichen Fehler an sich hätten, Schrecken
„erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die Vernunft und
„die Erfahrung ist ihm sodann entgegen. Das Schrecken ent-
„springt unstreitig aus einem Gefühl der Menschlichkeit: denn
„jeder Mensch ist ihm unterworfen, und jeder Mensch erschüt-
„tert sich, vermöge dieses Gefühls, bei dem widrigen Zufalle
„eines andern Menschen. Es ist wohl möglich, daß irgend je-
„mand einfallen könnte, dieses von sich zu leugnen; allein dieses
„würde allemal eine Verläugnung seiner natürlichen Empfin-
„dungen, und also eine bloße Prahlerei aus verderbten Grund-
„sätzen, und kein Einwurf seyn. — Wenn nun auch einer laster-
„haften Person, auf die wir eben unsere Aufmerksamkeit wen-
„den, unvermuthet ein widriger Zufall zustößt, so verlieren wir
„den Lasterhaften aus dem Gesichte, und sehen bloß den Menschen.
„Der Anblick des menschlichen Elends überhaupt macht uns
„traurig, und die plötzliche, traurige Empfindung, die wir
sodann haben, ist das Schrecken."

Ganz recht, aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was sagt dieses wider den Aristoteles? Nichts. Aristoteles denkt an dieses Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unsers gleichen setzen könne. Dieses Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorsteht, ist ein mitleidiges Schrecken und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verstünde.

„Das Mitleid," sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen,[2] „ist eine vermischte Empfindung, die aus der
„Liebe zu einem Gegenstande und aus der Unlust über dessen
„Unglück zusammengesetzt ist. Die Bewegungen, durch welche
„sich das Mitleid zu erkennen giebt, sind von den einfachen
„Symptomen der Liebe sowohl als der Unlust unterschieden,
„denn das Mitleid ist eine Erscheinung. Aber wie vielerlei kann
„diese Erscheinung werden! Man ändre nur in dem bedauerten
„Unglück die einzige Bestimmung der Zeit: so wird sich das
„Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben.
„Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weint, em-
„pfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn sie hält das Unglück
„für geschehen und bejammert ihren gehabten Verlust. Was
„wir bei den Schmerzen des Philoktets fühlen, ist gleichfalls

[1] 13. Kapitel der Dichtkunst.

[1] Hr. S. in der Vorrede zu s. komischen Theater, S. 35.
[2] Philosophische Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn, zweiter Theil, S. 4.

„Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die „Qual, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt gegenwärtig „und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn aber Oedip ſich „entſetzt, indem das große Geheimniß ſich plötzlich entwickelt; „wenn Monime erſchrickt, als ſie den eiferſüchtigen Mithridates „ſich entfärben ſieht; wenn die tugendhafte Desdemona ſich „fürchtet, da ſie ihren ſonſt zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr „reden hört: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! „Aber mitleidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges „Schrecken. Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen „der Empfindungen iſt in allen dieſen Fällen einerlei. Denn, „da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden iſt, uns an die „Stelle des Geliebten zu ſetzen; ſo müſſen wir alle Arten von „Leiden mit der geliebten Perſon theilen, welches man ſehr „nachdrücklich Mitleiden nennt. Warum ſollten alſo nicht auch „Furcht, Schrecken, Zorn, Eiferſucht, Rachbegier und über„haupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, ſogar den „Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entſtehen können? „— Man ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der größte Theil der „Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und Mit„leiden eintheilt. Schrecken und Mitleiden! Iſt denn das thea„traliſche Schrecken kein Mitleiden? Für wen erſchrickt der Zu„ſchauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den Dolch zieht? „Gewiß nicht für ſich, ſondern für den Aegiſth, deſſen Erhal„tung man ſo ſehr wünſcht und für die betrogne Königin, die „ihn für den Mörder ihres Sohnes anſieht. Wollen wir aber „nur die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern Mit„leiden nennen: ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, ſondern „alle übrigen Leidenſchaften, die uns von einem andern mit„getheilt werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterſchei„den.“ —

Fünfundſiebzigſtes Stück.

Den 19. Januar 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſt um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefähr empfunden haben; wenigſtens iſt es unleugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilt werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern für dieſen andern erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhängt ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mi Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitle

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden uns einen neuen Commentar über ſeine Dichtkunſt lieſe welcher den Dacierſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange b Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt wo er ſich deren am wenigſten vermuthet; beſonders mu Bücher der Rhetorik und Moral ſtudiren. Man ſollt denken, dieſe Aufſchlüſſe müßten die Scholaſtiker, wel Schriften des Ariſtoteles an den Fingern wußten, längſt den haben. Doch die Dichtkunſt war gerade diejenige von Schriften, um die ſie ſich am wenigſten bekümmerten. fehlten ihnen andere Kenntniſſe, ohne welche jene Au wenigſtens nicht fruchtbar werden konnten; ſie kannt Theater und die Meiſterſtücke deſſelben nicht.

Die authentiſche Erklärung dieſer Furcht, welche Ari dem tragiſchen Mitleid beifügt, findet ſich in dem fünft achten Kapitel des zweiten Buchs ſeiner Rhetorik. Es n nicht ſchwer, ſich dieſer Kapitel zu erinnern; gleichwohl vielleicht keiner ſeiner Ausleger ihrer erinnert, wenigſte keiner den Gebrauch davon gemacht, der ſich davon mach Denn auch die, welche ohne ſie einſahen, daß dieſe Furc das mitleidige Schrecken ſey, hätten noch ein wichtiges aus ihnen zu lernen gehabt: die Urſache nämlich, war Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum Furcht, warum keine andere Leidenſchaft, und warum mehrere Leidenſchaften, beigeſellt habe. Von dieſer Urſache ſie nichts, und ich möchte wohl hören, was ſie aus ihrem antworten würden, wenn man ſie fragte: warum z. E. d gödie nicht eben ſo wohl Mitleid und Bewunderung, als F und Furcht erregen könne und dürfe?

Es beruht aber alles auf dem Begriffe, den ſich Ari von dem Mitleid gemacht hat. Er glaubte nämlich, d Uebel, welches der Gegenſtand unſers Mitleidens werde nothwendig von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, daß wir für uns ſelbſt oder für eines von den Unſrigen zu bef hätten. Wo dieſe Furcht nicht ſey, könne auch kein M Statt finden. Denn weder der, den das Unglück ſo tief gedrückt habe, daß er weiter nichts für ſich zu fürchten fäh der, welcher ſich ſo vollkommen glücklich glaube, daß er g begreife, woher ihm ein Unglück zuſtoßen könne, weder d zweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit andern Mi haben. Er erklärte daher auch das Fürchterliche und da leidswürdige, eines durch das andere. Alles das, ſagt uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegne oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde: [1] un das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden es uns ſelbſt bevorſtünde. Nicht genug alſo, daß der U liche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück ni diene, ob er es ſich ſchon durch irgend eine Schwachheit zug

[1] Ὡς δ ἁπλως εἰπειν, φοβερα ἐξιν, ὁσα ἐφ' ἑτερων μενα, ἢ μελλοντα, ἐλεεινα ἐξιν. Ich weiß nicht, was den lius Portus (in ſeiner Ausgabe der Rhetorik, Spirae 1598) kommen iſt, dieſes zu überſetzen: Denique ut simpliciter formidabilia sunt, quaecunque simulac in aliorum pote venerunt, vel ventura sunt, miseranda sunt. Es muß weg heißen: quaecunque aliis evenerunt, vel eventura su

seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für uns verloren, sey nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen, und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

So dachte Aristoteles von dem Mitleiden und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, so wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklärung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte seine Stücke schon alle geschrieben, als er sich hinsetzte, über die Dichtkunst des Aristoteles zu commentiren.[1] Er hatte fünfzig Jahre für das Theater gearbeitet, und nach dieser Erfahrung würde er uns unstreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatischen Codex haben sagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit seiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieses scheint er höchstens nur in Absicht auf die mechanischen Regeln in der Kunst gethan zu haben. In den wesentlichern ließ er sich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verstoßen, gleichwohl nicht wider ihn verstoßen haben wollte: so suchte er sich durch Auslegungen zu helfen, und ließ seinen vorgeblichen Lehrmeister Dinge sagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und sie als die vollkommensten untadelhaftesten Personen geschildert; er hatte die abscheulichsten Ungeheuer in dem Prusias, in dem Pholas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Aristoteles, daß sie zur Tragödie unschicklich wären, weil beide weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bei diesem Widerspruche weder sein Ansehen, noch das Ansehen des Aristoteles leiden möge? „O, sagt er, mit dem Aristoteles können wir „uns hier leicht vergleichen.[2] Wir dürfen nur annehmen, er habe „eben nicht behaupten wollen, daß beide Mittel zugleich, sowohl „Furcht als Mitleid, nöthig wären, um die Reinigung der Leidenschaften zu bewirken, die er zu dem letzten Endzwecke der „Tragödie macht: sondern nach seiner Meinung sey auch eines „zureichend. — Wir können diese Erklärung, fährt er fort, aus „ihm selbst bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, „welche er von der Ausschließung derjenigen Begebenheiten, die „er in den Trauerspielen mißbilligt, giebt. Er sagt niemals: „dieses oder jenes schickt sich in die Tragödie nicht, weil es bloß „Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder dieses ist daselbst un„erträglich, weil es bloß die Furcht erweckt, ohne das Mitleid „zu erregen. Nein; sondern er verwirft sie deßwegen, weil sie, „wie er sagt, weder Mitleid noch Furcht zuwege bringen, und „giebt uns dadurch zu erkennen, daß sie ihm deßwegen nicht ge„fallen, weil ihnen sowohl das eine als das andere fehlt, und „daß er ihnen seinen Beifall nicht versagen würde, wenn sie nur „eines von beiden wirkten."

Sechsundsiebzigstes Stück.

Den 22. Januar 1768.

Aber das ist grundfalsch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch sonst auf die Verdrehungen ziemlich aufmerksam war, welche Corneille von dem Texte des Aristoteles zu seinem Besten zu machen suchte, diese größte von allen übersehen können. Zwar, wie konnte er sie nicht übersehen, da es ihm nie einkam, des Philosophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie gesagt, es ist grundfalsch, was sich Corneille einbildet. Aristoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er seine eigenen Erklärungen vergessen können, man müßte glauben, daß er sich auf die handgreiflichste Weise widersprechen können. Wenn, nach seiner Lehre, kein Uebel eines andern unser Mitleid erregt, was wir nicht für uns selbst fürchten: so konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden seyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erregt; denn er hielt die Sache selbst für unmöglich; dergleichen Handlungen existirten ihm nicht; sondern sobald sie unser Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten sie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch diese Furcht erweckten sie Mitleid. Noch weniger konnte er sich die Handlung einer Tragödie vorstellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unser Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns selbst errege, auch unser Mitleid erwecken müsse, sobald wir andere damit bedroht oder betroffen erblickten; und das ist eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, sondern andern begegnen sehen.

Es ist wahr, wenn Aristoteles von den Handlungen spricht, die sich in die Tragödie nicht schicken, so bedient er sich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß sie weder Mitleid noch Furcht erwecken. Aber desto schlimmer, wenn sich Corneille durch dieses weder noch verführen lassen. Diese disjunctive Partikeln involviren nicht immer, was er sie involviren läßt. Denn wenn wir zwei oder mehrere Dinge von einer Sache durch sie verneinen, so kömmt es darauf an, ob sich diese Dinge eben so wohl in der Natur von einander trennen lassen, als wir sie in der Abstraction und durch den symbolischen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ohngeachtet noch bestehen soll, ob ihr schon das eine oder das andere von diesen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer sagen, sie sey weder schön noch witzig: so wollen wir allerdings sagen, wir würden zufrieden

[1] Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scène, sagt er in seiner Abhandlung über das Drama. Sein erstes Stück, Melite, war von 1625, und sein letztes, Surena, von 1675, welches gerade die fünfzig Jahre ausmacht, so daß es gewiß ist, daß er, bei den Auslegungen des Aristoteles, auf alle seine Stücke ein Auge haben konnte und hatte.

[2] Il est aisé de nous accommoder avec Aristote etc.

ſeyn, wenn ſie auch nur eins von beiden wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nicht bloß in Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getrennt. Aber wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir zufrieden ſeyn würden, wenn er nur eins von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſind relativ; wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehmen: wenn wir ſagen, dieſes Gemälde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch Kolorit; wollen wir damit ſagen, daß ein gutes Gemälde ſich mit einem von beiden begnügen könne? — Das iſt ſo klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Ariſtoteles von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe zu beſorgen haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nicht, um Unluſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegenſtandes zu empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſteht bloß aus der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie unſere Liebe aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſelben; und aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt entſpringt die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch ſonach glaube ich nicht, die Sache des Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn, wenn wir auch ſchon, ohne Furcht für uns ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo iſt es doch unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzüglicher wird, als es ohne ſie ſeyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermiſchte Empfindung über das phyſikaliſche Uebel eines geliebten Gegenſtandes, nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächst, in welchem ſie Affect genannt zu werden verdient?

Ariſtoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach ſeinen primitiven Regungen, er betrachtet es bloß als Affect. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funken den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns ſelbſt, nennt er Philanthropie, und nur den ſtärkern Regungen dieſer Art, welche mit Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſind, giebt er den Namen des Mitleids. Alſo behauptet er zwar, daß das Unglück eines Böſewichts weder unſer Mitleid noch unſere Furcht errege: aber er ſpricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Böſewicht iſt noch Menſch, iſt noch ein Weſen, das bei allen ſeinen moraliſchen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um ſein Verderben, ſeine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bei dieſer etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichſam, zu empfinden. Aber, wie ſchon geſagt, dieſe mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, ſondern Philanthropie. „Man muß, ſagt er, keinen „Böſewicht aus unglücklichen Umſtänden in glückliche gelangen „laſſen; denn das iſt das untragiſchſte, was nur ſeyn kann; es „hat nichts von allem, was es haben ſollte; es erweckt weder „Philanthropie, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein „völliger Böſewicht ſeyn, der aus glücklichen Umſtänden in un„glückliche verfällt; denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar „Philanthropie, aber weder Mitleid noch Furcht erwecken.“ Ich kenne nichts kahleres und abgeſchmackteres, als die gew Ueberſetzungen dieſes Wortes Philanthropie. Sie gebe das Adjectivum davon im Lateiniſchen durch hominil tum; im Franzöſiſchen durch ce que peut faire quelq sir; und im Deutſchen durch „was Vergnügen mache Der einzige Goulſton, ſo viel ich finde, ſcheint den Philoſophen nicht verfehlt zu haben, indem er das φιλ πον durch quod humanitatis sensu tangat überſetzt allerdings iſt unter dieſer Philanthropie, auf welche da auch eines Böſewichts Anſpruch macht, nicht die Fre ſeine verdiente Beſtrafung, ſondern das ſympathetiſch der Menſchlichkeit zu verſtehen, welches, trotz der Bo daß ſein Leiden nichts als Verdienſt ſey, dennoch in den blicke des Leidens in uns ſich für ihn regt. Herr Cu zwar dieſe mitleidigen Regungen für einen unglücklich nicht nur auf eine gewiſſe Gattung der ihn treffenden U ſchränken. „Solche Zufälle des Laſterhaften, ſagt er, „Schrecken noch Mitleid in uns wirken, müſſen Folg „Laſters ſeyn: denn treffen ſie ihn zufällig, oder wohl „ſchuldig, ſo behält er in dem Herzen der Zuſchauer die „der Menſchlichkeit, als welche auch einem unſchuldig „Gottloſen ihr Mitleid nicht verſagt.“ Aber er ſcheint di genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn glück, welches den Böſewicht befällt, eine unmittelba ſeines Verbrechens iſt, können wir uns nicht entwehren, Anblicke dieſes Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge,“ ſagt der Verfaſſer der Briefe Empfindungen, „die ſich um einen Verurtheilten in di „ſen drängt. Sie haben alle Greuel vernommen, die „ſterhafte begangen; ſie haben ſeinen Wandel und viel „ſelbſt verabſcheut. Jetzt ſchleppt man ihn entſtellt u „mächtig auf das entſetzliche Schaugerüſt. Man arb „durch das Gewühl, man ſtellt ſich auf die Zehen, ma „die Dächer hinan, um die Züge des Todes ſein Ge „ſtellen zu ſehen. Sein Urtheil iſt geſprochen; ſein He „ſich ihm; ein Augenblick wird ſein Schickſal entſcheide „ſehnlich wünſchen jetzt aller Herzen, daß ihm verziehen „Ihm? dem Gegenſtande ihres Abſcheues, den ſie einen „blick vorher ſelbſt zum Tode verurtheilt haben würde „durch wird jetzt ein Strahl der Menſchenliebe wiede „ihnen rege? Iſt es nicht die Annäherung der Str „Anblick der entſetzlichſten phyſikaliſchen Uebel, die u „mit einem Ruchloſen gleichſam ausſöhnen und ihm unſ „erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitle „ſeinem Schickſale ſeyn.“

Und eben dieſe Liebe, ſage ich, die wir gegen unſern menſchen unter keinerlei Umſtänden ganz verlieren kön unter der Aſche, mit welcher ſie andere ſtärkere Empfi überdecken, unverlöſchlich fortglimmt, und gleichſam n günſtigen Windſtoß von Unglück und Schmerz und B erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubreche dieſe Liebe iſt es, welche Ariſtoteles unter dem Namen lanthropie verſteht. Wir haben Recht, wenn wir ſie n dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Ariſtoteles h nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, wie geſagt, von dem höchſten Grade der mitleidigen dungen, in welchem ſie durch die Dazukunft einer wa lichen Furcht für uns ſelbſt Affect werden, zu unterſchei

Siebenundsiebzigstes Stück.

Den 26. Januar 1768.

m Einwurfe ist hier noch vorzukommen. Wenn Aristo-
ien Begriff von dem Affecte des Mitleids hatte, daß er
big mit der Furcht für uns selbst verknüpft seyn müsse:
: es nöthig, der Furcht noch insbesondere zu erwähnen?
ort Mitleid schloß sie schon in sich, und es wäre genug
, wenn er bloß gesagt hätte: die Tragödie soll durch Er-
des Mitleids die Reinigung unserer Leidenschaft bewir-
enn der Zusatz der Furcht sagt nichts mehr, und macht
s er sagen soll, noch dazu schwankend und ungewiß.
antworte: wenn Aristoteles uns bloß hätte lehren wol-
liche Leidenschaften die Tragödie erregen könne und solle,
: er sich den Zusatz der Furcht allerdings haben ersparen
nd ohne Zweifel sich wirklich erspart haben; denn nie
Philosoph ein größerer Wortsparer als er. Aber er
ns zugleich lehren, welche Leidenschaften durch die in der
: erregten in uns gereinigt werden sollten; und in dieser
nußte er der Furcht insbesondere gedenken. Denn ob-
ach ihm, der Affekt des Mitleids weder in noch außer
:ater ohne Furcht für uns selbst seyn kann; ob sie schon
wendiges Ingredienz des Mitleids ist: so gilt dieses doch
h umgekehrt, und das Mitleid für andere ist kein In-
der Furcht für uns selbst. Sobald die Tragödie aus
unser Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den em-
n Regungen in uns zurück, als die wahrscheinliche
die uns das bemitleidete Uebel für uns selbst schöpfen
Diese nehmen wir mit; und so wie sie, als Ingredienz
eids, das Mitleid reinigen helfen, so hilft sie nun auch,
für sich fortdauernde Leidenschaft, sich selbst reinigen.
um anzuzeigen, daß sie dieses thun könne und wirklich
ıb es Aristoteles für nöthig, ihrer insbesondere zu ge-

ist unstreitig, daß Aristoteles überhaupt keine strenge lo-
finition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne
ie bloß wesentlichen Eigenschaften derselben einzuschrän-
er verschiedene zufällige hineingezogen, weil sie der da-
ebrauch nothwendig gemacht hatte. Diese indeß abge-
nd die übrigen Merkmale in einander reducirt, bleibt
ommen genaue Erklärung übrig: die nämlich, daß die
, mit einem Worte, ein Gedicht ist, welches Mitleid
Ihrem Geschlechte nach ist sie die Nachahmung einer
g; so wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung
) die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung.
:n beiden Begriffen lassen sich vollkommen alle ihre Re-
:iten: und sogar ihre dramatische Form ist daraus zu
n.

em letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigstens
) keinen Kunstrichter zu nennen, dem es nur eingekom-
e, es zu versuchen. Sie nehmen alle die dramatische
r Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun so
es einmal so ist, und das man so läßt, weil man es
t. Der einzige Aristoteles hat die Ursache ergründet,
bei seiner Erklärung mehr vorausgesetzt, als deutlich
n. „Die Tragödie, sagt er, ist die Nachahmung einer
ng — die nicht vermittelst der Erzählung, sondern ver-
des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und
„dergleichen Leidenschaften bewirkt." So drückt er sich von Wort zu Wort aus. Wem sollte hier nicht der sonderbare Gegensatz: „nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des „Mitleids und der Furcht," befremden? Mitleid und Furcht sind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Absicht zu erreichen: und die Erzählung kann sich nur auf die Art und Weise beziehen, sich dieser Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheint hier also Aristoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheint hier nicht offenbar der eigentliche Gegensatz der Erzählung, welches die dramatische Form ist, zu fehlen? Was thun aber die Uebersetzer bei dieser Lücke? Der eine umgeht sie ganz behutsam, und der andere füllt sie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darin, als eine vernachlässigte Wortfügung, an die sie sich nicht halten zu dürfen glauben, wenn sie nur den Sinn des Philosophen liefern. Dacier übersetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. s. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, sondern (durch Vorstellung der Handlung selbst) uns vermittelst des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigt." O, sehr recht! Beide sagen, was Aristoteles sagen will, nur daß sie es nicht so sagen, wie er es sagt. Gleichwohl ist auch an diesem Wie gelegen; denn es ist wirklich keine bloß vernachlässigte Wortfügung. Kurz, die Sache ist diese: Aristoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfordere; daß wir längst vergangene oder fern in der Zukunft bevorstehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht so stark bemitleiden können, als ein anwesendes; daß es folglich nothwendig sey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das ist, nicht in der erzählenden Form, sondern als gegenwärtig, das ist, in der dramatischen Form, nachzuahmen. Und nur dieses, daß unser Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, sondern fast einzig und allein durch die gegenwärtige Anschauung erregt wird, nur dieses berechtigte ihn, in der Erklärung anstatt der Form der Sache die Sache gleich selbst zu setzen, weil diese Sache nur dieser einzigen Form fähig ist. Hätte er es für möglich gehalten, daß unser Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: so würde es allerdings ein sehr fehlerhafter Sprung gewesen seyn, wenn er gesagt hätte, „nicht durch die Erzählung, sondern durch Mitleid und Furcht." Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatische Form zu erregen sey: so konnte er sich diesen Sprung der Kürze wegen erlauben. — Ich verweise deßfalls auf das nämliche neunte Kapitel des zweiten Buchs seiner Rhetorik. [1]

Was endlich den moralischen Endzweck anbelangt, welchen Aristoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derselben bringen zu müssen glaubte: so ist bekannt, wie sehr besonders in den neuern Zeiten darüber gestritten worden. Ich getraue mich aber zu erweisen, daß alle, die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht verstanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken untergeschoben, ehe sie gewiß wußten,

[1] *Επει δ' εγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα εἰσι, τα δε μυριοζον ἐτος γενομενα, ἡ εσομενα, οὐτ' ἐλπιζοντες, οὐτε μεμνημενοι, ἡ ὁλως οὐκ ἐλεουσιν, ἡ οὐχ' ὁμοιως; ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὁλως τη ὑποκρισει, ἐλλεεινοτερους εἶναι.*

welches ſeine wären. Sie beſtreiten Grillen, die ſie ſelbſt gefangen, und bilden ſich ein, wie unwiderſprechlich ſie den Philoſophen widerlegen, indem ſie ihr eigenes Hirngeſpinnſte zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieſer Sache hier nicht einlaſſen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu ſprechen ſcheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

1. Sie laſſen den Ariſtoteles ſagen, „die Tragödie ſolle uns vermittelſt des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigen.“ Der vorgeſtellten? Alſo, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn, unglücklich wird: ſo iſt es unſere Neugierde, unſer Ehrgeiz, unſere Liebe, unſer Zorn, welchen die Neugierde reinigen ſoll? Das iſt dem Ariſtoteles nie in den Sinn gekommen. Und ſo haben die Herren gut ſtreiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Rieſen; ſie jagen in der gewiſſen Hoffnung des Sieges darauf los, und kehren ſich an keinen Sancho, der weiter nichts als geſunden Menſchenverſtand hat, und ihnen auf ſeinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, ſich nicht zu übereilen und doch nur erſt die Augen recht aufzuſperren. *Των τοιουτων παθηματων*, ſagt Ariſtoteles; und das heißt nicht, der vorgeſtellten Leidenſchaften; das hätten ſie überſetzen müſſen durch dieſer und dergleichen oder der erweckten Leidenſchaften. Das *τοιουτων* bezieht ſich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht erregen, bloß um dieſe und dergleichen Leidenſchaften, nicht aber alle Leidenſchaften ohne Unterſchied zu reinigen. Er ſagt aber *τοιουτων* und nicht *τουτων*; er ſagt dieſer und dergleichen, und nicht bloß dieſer: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht bloß das eigentlich ſogenannte Mitleid, ſondern überhaupt alle philantropiſche Empfindungen, ſo wie unter der Furcht nicht bloß die Unluſt über ein uns bevorſtehendes Uebel, ſondern auch jede damit verwandte Unluſt, auch die Unluſt über ein gegenwärtiges, auch die Unluſt über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verſtehe. In dieſem ganzen Umfange ſoll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unſer Mitleid und unſere Furcht reinigen; aber auch nur dieſe reinigen und keine andere Leidenſchaften. Zwar können ſich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenſchaften nützliche Lehren und Beiſpiele finden; doch ſind dieſe nicht ihre Abſicht; dieſe hat ſie mit der Epopee und Komödie gemein, in ſo fern ſie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt iſt, nicht aber in ſo fern ſie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbeſondere iſt. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie: es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern; wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.

Achtundſiebzigſtes Stück.

Den 29. Januar 1768.

2. Da die Gegner des Ariſtoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenſchaften er eigentlich durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie in uns gereinigt haben wollte: ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch mit der Reinigung ſelbſt irren mußten. Ariſtoteles verſpricht am Ende ſeiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik redet, von dieſer Reinigung in ſeiner Dichtkunſt weitläuftiger zu handeln. „Weil man aber, ſagt Corneille, ganz und gar nichts von dieſer „Materie darin findet, ſo iſt der größte Theil ſeiner Ausleger „auf die Gedanken gerathen, daß ſie nicht ganz auf uns gekom„men ſey.“ Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch ſchon in dem, was uns von ſeiner Dichtkunſt noch übrig, es mag viel oder wenig ſeyn, alles zu finden, was er einem, der mit ſeiner Philoſophie ſonſt nicht ganz unbekannt iſt, über dieſe Sache zu ſagen für nöthig halten konnte. Corneille ſelbſt bemerkte eine Stelle, die uns, nach ſeiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weiſe zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenſchaften in der Tragödie geſchehe: nämlich die, wo Ariſtoteles ſagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unſers gleichen.“ Dieſe Stelle iſt auch wirklich ſehr wichtig, nur daß Corneille einen falſchen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenſchaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke, ſagt er, von welchem „wir unſers gleichen befallen ſehen, erweckt in uns die Furcht, „daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht er„weckt die Begierde, ihm auszuweichen; und dieſe Begierde ein „Beſtreben, die Leidenſchaft, durch welche die Perſon, die wir „bedauern, ſich ihr Unglück vor unſern Augen zuzieht, zu reini„gen, zu mäßigen, zu beſſern, ja gar auszurotten; indem einem „jeden die Vernunft ſagt, daß man die Urſache abſchneiden „müſſe, wenn man die Wirkung vermeiden wolle.“ Aber dieſes Raiſonnement, welches die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenſchaften bewirkt, iſt falſch und kann unmöglich die Meinung des Ariſtoteles ſeyn; weil ſonach die Tragödie gerade alle Leidenſchaften reinigen könnte, nur nicht die zwei, die Ariſtoteles ausdrücklich durch ſie gereinigt wiſſen will. Sie könnte unſern Zorn, unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeiz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereinigt laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beides ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nämlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punct ſeyn, in welchem zwei gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie gereinigt

ollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der er Tragödie sehr gering seyn würde, wenn er bloß ingeschränkt wäre: so ließ er sich verleiten, nach der g des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch gen Leidenschaften beizulegen. Wie nun Corneille diese Theil leugnete, und in Beispielen zeigte, daß sie mehr r Gedanke, als eine Sache sey, die gewöhnlicher Weise lichkeit gelange: so mußte er sich mit ihm in diese Beist einlassen, wo er sich denn so in der Enge fand, daß altsamsten Drehungen und Wendungen machen mußte, n Aristoteles mit sich durchzubringen. Ich sage, seinen s: denn der rechte ist weit eintfernt, solcher Drehungen bungen zu bedürfen. Dieser, um es abermals und zu sagen, hat an keine andere Leidenschaften gedacht, s Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen solle, nser Mitleid und unsere Furcht selbst; und es ist ihm hgültig, ob die Tragödie zu Reinigung der übrigen ıften viel oder wenig beiträgt. An jene Reinigung Dacier allein halten sollen: aber freilich hätte er sodann n vollständigern Begriff damit verbinden müssen. „Wie gödie, sagt er, Mitleid und Furcht errege, um Mitleid cht zu reinigen, das ist nicht schwer zu erklären. Sie e, indem sie uns das Unglück vor Augen stellt, in das gleichen durch nicht vorsetzliche Fehler gefallen sind; reinigt sie, indem sie uns mit diesem nämlichen Unkannt macht, und uns dadurch lehrt, es weder allzufürchten, noch allzusehr davon gerührt zu werden, wenn virklich selbst treffen sollte. — Sie bereitet die Menschen, widrigsten Zufälle muthig zu ertragen, und macht die ndesten geneigt, sich für glücklich zu halten, indem sie glücksfälle mit weit größern vergleichen, die ihnen die e vorstellt. Denn in welchen Umständen kann sich wohl nsch finden, der bei Erblickung eines Oedips, eines ts, eines Orests nicht erkennen müßte, daß alle Uebel, ı erdulden, gegen die, welche diese Männer erdulden gar nicht in Vergleichung kommen?" Nun das ist se Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens aben. Er fand sie fast mit den nämlichen Worten bei toiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. ı indeß einzuwenden, daß das Gefühl unsers eigenen nicht viel Mitleid neben sich duldet; daß folglich bei den, dessen Mitleid nicht zu erregen ist, die Reinigung erung seiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfol: will ich ihm alles, so wie er es sagt, gelten lassen. n muß ich: wie viel er nun damit gesagt? Ob er im ı mehr damit gesagt, als, daß das Mitleid unsere inige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der eil der Forderung des Aristoteles. Denn wenn Aristouptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, id und Furcht zu reinigen: wer sieht nicht, daß dieses : sagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn verschiedenen Combinationen der hier vorkommenden muß der, welcher den Sinn des Aristoteles ganz erschö, stückweise zeigen: 1. wie das tragische Mitleid, unser 2. wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3. wie das Mitleid unsere Furcht, und 4. wie die tragische Furcht leid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber ur an den dritten Punct gehalten, und auch diesen nur sehr schlecht, und auch diesen nur zur Hälfte erläutert. Denn wer sich um einen richtigen und vollständigen Begriff von der Aristotelischen Reinigung der Leidenschaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Puncten einen doppelten Fall in sich schließt. Da nämlich, es kurz zu sagen, diese Reinigung, in nichts anderem beruht, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extrem findet, zwischen welchen sie inne steht: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend seyn; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, steuern; so wie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids. Dacier aber, wie gesagt, hat nur gezeigt, wie das tragische Mitleid unsere allzugroße Furcht mäßige; und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derselben abhelfe, oder sie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilsamern Grade erhöhe; geschweige, daß er auch das Uebrige sollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlassen, auch im geringsten nicht ergänzt; aber wohl sonst, um nach ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu setzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keineswegs der Tragödie als Tragödie insbesondere zukommen; z. E. daß sie die Triebe der Menschlichkeit nähren und stärken; daß sie die Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster wirken solle u. s. w. [1] Lieber! welches Gedicht sollte das nicht? Soll es aber ein jedes: so kann es nicht das unterscheidende Kennzeichen der Tragödie seyn; so kann es nicht das seyn, was wir suchten.

Neunundsiebzigstes Stück.

Den 2. Februar 1768.

Und nun wieder auf unsern Richard zu kommen. — Richard also erweckt eben so wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verstande für die plötzliche Ueberraschung des Mitleids, noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles für heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er diese erregte, würde er auch Mitleid erregen; so gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unsers Mitleids nur im geringsten würdig fänden. Aber er ist so ein abscheulicher Kerl, so ein eingefleischter Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unsern Augen den Martern der Hölle übergeben sehen, ohne das geringste für ihn zu empfinden, ohne im geringsten zu fürchten, daß, wenn solche Strafe nur auf solche Verbrechen folge, sie auch unsrer erwarte. Und was ist endlich das Unglück, die

[1] Hr. Curtius in seiner Abhandlung von der Absicht des Trauerspiels, hinter der Aristotelischen Dichtkunst.

Strafe, die ihn trifft? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir mit anſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Fauſt geſtorben. Als der Königin dieſes erzählt wird, läßt ſie der Dichter ſagen:

Dieß iſt etwas! —

Ich habe mich nie enthalten können, bei mir nachzuſprechen: nein, das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch als ein Mann auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph ſeiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν. [1]) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm, aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird: er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? —

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir bei dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabei, und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Qual.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das ſich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird leugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellt, und Verzweiflung von weitem nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiße wie er wolle — Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheint. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufſtößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ei tenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſ an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zun auflöſe, werde es auch in jenem geſchehen; und er ver ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbeg Wege der Vorſicht mit in ſeinen kleinen Zirkel flicht, fliſſentlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſc damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und Lehre der Vernunft in uns bleiben ſoll, wenn wir, ſerer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen halten ſollen: ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die vern Beiſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe als möglich erinnert werden. Weg mit ihnen von der Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit i

Wenn nun aber der Perſonen des Richards keine ei erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er g ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer P hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftigt, we vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie de wendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles beſchäftigt gnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht; aber es iſt darauf zu an Ueberhaupt, wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon di heiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſ heiten haben. Poeſie des Ausdrucks, Bilder, Tirade Geſinnungen, einen feurigen hinreißenden Dialog, Veranlaſſungen für den Acteur, den ganzen Umfa Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechslungen zu ſen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tra her kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht; aber auch ſchäftigung unſeres Abſcheues iſt nicht ganz ohne Ver beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheure in den Verbrechen participirt Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns er

Alles, was Richard thut, iſt Greuel; aber alle die geſchehen in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Pl überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird uns gierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgefü werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zwe ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Mor Zwecks, Vergnügen gewährt.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte: wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreiche uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewan tel; wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchte nicht gern, auch noch bloß vor langer Weile, vergoſſe Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der

[1] *Arist. Rhet. Lib. II. Cap. 9.*

hören wir ungerner; die Absicht interessirte uns, als zu
ende Absicht; wenn sie aber nun erreicht wäre, würden
ichts als das Abscheuliche derselben erblicken, würden wir
hen, daß sie nicht erreicht wäre; diesen Wunsch sehen wir
s, und uns schaudert vor der Erreichung.
ie guten Personen des Stücks lieben wir; eine so zärtliche
e Mutter, Geschwister, die so ganz eines in dem andern
; diese Gegenstände gefallen immer, erregen immer die
en sympathetischen Empfindungen, wir mögen sie finden
ir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu sehen, ist zwar
, ist zwar für unsere Ruhe, zu unserer Besserung kein sehr
ßliches Gefühl; aber es ist doch immer Gefühl.
nd sonach beschäftigt uns das Stück durchaus und vergnügt
diese Beschäftigung unserer Seelenkräfte. Das ist wahr;
ie Folge ist nicht wahr, die man daraus zu ziehen meint:
ch, daß wir also damit zufrieden seyn können.
in Dichter kann viel gethan und doch noch nichts damit
n haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf
at; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung
men; es muß diese vornehmlich haben, und alle andere
n den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen, besonders
die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und
arkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens
, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbrin-
ollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten er-
nde Gattung eben so wohl zu erhalten wären. Ein Bund
) aufzuheben muß man keine Maschinen in Bewegung
; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht
ner Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen
ben, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigstes Stück.

Den 5. Februar 1768.

Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein
er erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse
ert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich
einem Werke und mit der Aufführung desselben weiter
hervorbringen will, als einige von den Regungen, die
ute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel ge-
ungefähr auch hervorbringen würde.
ie dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid
furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern
diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt wer-
und gleichwohl will man lieber alle andere darin erregen,
ese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brau-
als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.
as Publicum nimmt vorlieb. — Das ist gut und auch
gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an
an immer vorlieb nehmen muß.
s ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk
ie Schauspiele waren; besonders jenes auf das tragische.
leichgiltig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Thea-
Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt,
ie Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außer-
lichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Au-
ck nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu
; dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher
lücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Gel-
des werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle,
fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus
Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden
ins Theater; und nur wenige und diese wenige nur sparsam aus
anderer Absicht.

Ich sage wir, unser Volk, unsere Bühne; ich meine aber
nicht bloß uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig
genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern
Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und
große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken,
das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was
ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir
Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren
ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz
Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein
Theater haben.

Kein tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche
die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt! — Man
höre einen Franzosen selbst davon sprechen.

„Bei den hervorstechenden Schönheiten unsers Theaters,"
sagt der Herr von Voltaire, „fand sich ein verborgner Fehler,
„den man nicht bemerkt hatte, weil das Publicum von selbst
„keine höheren Ideen haben konnte, als ihm die großen Meister
„durch ihre Muster beibrachten. Der einzige Saint-Evremont
„hat diesen Fehler aufgemutzt; er sagt nämlich, daß unsere
„Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid
„erwecken solle, aufs höchste Zärtlichkeit errege, daß Rührung
„die Stelle der Erschütterung und Erstaunen die Stelle des
„Schreckens vertrete; kurz, daß unsere Empfindungen nicht tief
„genug gingen. Es ist nicht zu läugnen, Saint-Evremont hat
„mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des französi-
„schen Theaters getroffen. Man sage immerhin, daß Saint-
„Evremont der Verfasser der elenden Komödie Sir Politik
„Wouldbe und noch einer andern eben so elenden, die Opern
„genannt, ist; daß seine kleinen gesellschaftlichen Gedichte das
„kahlste und gemeinste sind, was wir in dieser Gattung haben;
„daß er nichts als ein Phrasendrechsler war; man kann keinen
„Funken Genie haben und gleichwohl viel Witz und Geschmack
„besitzen. Sein Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da er
„die Ursache, warum die meisten von unsern Stücken so matt
„und kalt sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem
„Grade von Wärme gefehlt; das andere hatten wir alles."

Das ist: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben
sollten; unsere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine
Tragödien waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Diese Kälte aber," fährt er fort, „diese einförmige Mat-
„tigkeit entsprang zum Theil von dem kleinen Geiste der Galan-
„terie, der damals unter unsern Hofleuten und Damen so
„herrschte und die Tragödie in eine Folge von verliebten Ge-
„sprächen verwandelte, nach dem Geschmacke des Cyrus und
„der Clelie. Was für Stücke sich hiervon noch etwa ausnah-
„men, die bestanden aus langen politischen Raisonnements,
„dergleichen den Sertorius so verdorben, den Otho so kalt, und
„den Surena und Attila so elend gemacht haben. Noch fand
„sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe pathetische von
„unserer Scene zurückhielt und die Handlung wirklich tragisch
„zu machen verhinderte; und diese war das enge schlechte Thea-
„ter mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf

„einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuſchauern „angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen „Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer beſte„chen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Action ließ ſich „da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des „Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzäh„lungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr Geſpräche als Spiele. „Jeder Acteur wollte in einem langen Monologe glänzen, und „ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — „Bei dieſer Form fiel alle theatraliſche Handlung weg; fielen „alle die großen Ausdrücke der Leidenſchaften, alle die kräftigen „Gemälde der menſchlichen Unglücksfälle, alle die ſchrecklichen „bis in das Innerſte der Seele bringende Züge weg; man „rührte das Herz nur kaum, anſtatt es zu zerreißen.“

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen uns nichts als den Fat oder den Schulmeiſter hören; und dieſe fordern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweite Urſache? — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfordert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Ariſtoteles ſollte er es allerdings. „Furcht und „Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs Geſicht er„regen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begeben„heiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vorzüglicher und die „Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn die Fabel muß ſo ein„gerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, den, der den Verlauf „ihrer Begebenheiten bloß anhört, zu Mitleid und Furcht über „dieſe Begebenheiten bringt; ſo wie die Fabel des Oedips, die „man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Dieſe „Abſicht aber durch das Geſicht erreichen wollen, erfordert weni„ger Kunſt, und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung des „Stücks übernommen.“

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpeares eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beiſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte; und dem ohngeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpeares ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind. [1]

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheint, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; keine Zuſchauer werden mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Decorateur hat freies Feld; er malt und baut dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt: aber wo ſind ſie denn die wärmern Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

Einundachtzigſtes Stück.

Den 9. Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen; und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer; der Braß von dem Volke aber iſt keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will bloß ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine, ſie haben es noch nicht, weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freilich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen wie mit einzelnen Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Kritik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle; und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und

[1] (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78, 79.) — Some have insinuated, that fine scenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarse stuff, upon the drawing up of which, the stage appeared either with bare walls on the sides, coarsly matted, or covered with tapestry; so that for the place originally represented, and all the successive changes, in which the poets of those times freely indulged themselves, there was nothing to help the spectator's understanding, or to assist the actor's performance, but bare imagination. — The spirit and judgement of the actors supplied all deficiencies, and made as some would insinuate, plays more intelligible without scenes, than they afterwards were with them.

sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmacke seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte; und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage (die es zwar auch nie gewesen), ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden, als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst und zum Theil ihre Nachbarn mit hintergangen: nun komme einer und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.

Diese letztern besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten), als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen, — nichts anders, als das kahlste, wäßrigste, untragischste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet, so sucht er, bei einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation; entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poëmes que nous avons vû réussir sur nos théatres: um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpunkte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kommt, beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid ohne Furcht; ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und sehr großes Mitleid, aber Furcht wohl schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? aber Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille, und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen, so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan; und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen, die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen; genug, daß es nicht die aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahirt hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahren Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französische Tragödien geworden; weil ihre Verfasser alle nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille sich vorsetzten. Ich habe schon gesagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen; aber auch durch diese bloße Verbindung wird die erstere geschwächt und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödien seiner Zeit noch eher die erste als die zweite Absicht erreichten. „Unsere Tragödie, sagt er, ist „zu Folge jener noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht „zu erwecken und zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur sehr „selten, die doch gleichwohl die wichtigere ist, und sie reinigt die „übrigen Leidenschaften nur sehr wenig, oder da sie gemeiniglich „nichts als Liebesintriguen enthält, wenn sie ja eine davon rei„nigte, so würde es einzig und allein die Liebe seyn, woraus „denn klar erhellt, daß ihr Nutzen nur sehr klein ist.“ [1] Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher französische Tragödien, welche der zweiten, als welche der ersten Absicht ein Genüge leisten. Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen; aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann; aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders, als sehr gute Köpfe seyn; sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang:

[1] (Poet. d'Arist. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragédie peut réussir assez dans la première partie, c'est à dire, qu'elle peut exciter et purger la terreur et la compassion. Mais elle parvient rarement à la dernière, qui est pourtant la plus utile, elle purge peu les autres passions, ou comme elle roule ordinairement sur des intrigues d'amour, si elle en purgeoit quelqu'une, ce seroit celle-là seule, et par là il est aisé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpeare zum Shakeſpeare macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Forderungen des Ariſtoteles im Widerſpruch; aber jene deſto öfter. Denn nur weiter —

Zweiundachtzigſtes Stück.

Den 12. Februar 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne all ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich. — Ganz recht, ſagt Corneille: „ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen „den, welcher das Leiden verurſacht, als Mitleid für den, wel„chen es trifft. Jene Empfindung alſo, welche nicht die eigent„liche Wirkung der Tragödie ſeyn ſoll, würde, wenn ſie nicht „ſehr fein behandelt wäre, dieſe erſticken, die doch eigentlich her„vorgebracht werden ſollte. Der Zuſchauer würde mißvergnügt „weggehen, weil ſich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden ver„miſcht, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit weg„nehmen können. Aber — kommt Corneille hinten nach; denn „mit einem Aber muß er nachkommen, aber, wenn dieſe Ur„ſache wegfällt, wenn es der Dichter ſo eingerichtet, daß der „Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für ſich als Wider„willen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: alsdann? — O „alsdann, ſagt Corneille, halte ich dafür, darf man ſich gar „kein Bedenken machen, auch den tugendhafteſten Mann auf „dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ [1] — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache macht Corneille ein Inſofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, inſofern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglückes ſelbſt; Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß, wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann; genug, daß vors erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertigt ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles bloß an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken und verſchiedene Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ohngeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a sû prévoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples sur les théatres de son tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — „Die erſte,“ ſagt er, „iſt, wenn „ein ſehr Tugendhafter durch einen ſehr Laſterhaften verfolgt „wird, der Gefahr aber entkommt, und ſo, daß der Laſterhafte „ſich ſelbſt darin verſtrickt, wie es in der Rodogune und im „Heraklius geſchieht, wo es ganz unerträglich würde geweſen „ſeyn, wenn in dem erſten Stücke Antiochus und Rodogune, „und in dem andern Heraklius und Pulcheria und Martian „umgekommen wären, Cleopatra und Pholas aber triumphirt „hätten. Das Unglück der erſtern erweckt ein Mitleid, welches „durch den Abſcheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht „erſtickt wird, weil man beſtändig hofft, daß ſich irgend ein „glücklicher Zufall ereignen werde, der ſie nicht unterliegen „laſſe.“ Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe! Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglück; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zweite Manier! „Auch kann es ſich zutragen, ſagt „Corneille, daß ein ſehr tugendhafter Mann verfolgt wird und „auf Befehl eines andern umkommt, der nicht laſterhaft genug „iſt, unſern Unwillen allzuſehr zu verdienen, indem er in der „Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr „Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix ſeinen Eidam Po„lyeukt umkommen läßt, ſo iſt es nicht aus wüthendem Eifer „gegen die Chriſten, der ihn uns verabſcheuungswürdig machen „würde, ſondern bloß aus kriechender Furchtſamkeit, die ſich nicht „getraut, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor deſſen „Haſſe und Rache er in Sorgen ſteht. Man faßt alſo wohl eini„gen Unwillen gegen ihn und mißbilligt ſein Verfahren; doch „überwiegt dieſer Unwille nicht das Mitleid, welches wir für „den Polyeukt empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn „ſeine wunderbare Bekehrung zum Schluſſe des Stücks nicht „völlig wieder mit den Zuhörern ausſöhnen ſollte.“ Tragiſche Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten und ſelbſt in Athen gegeben. Warum ſollte es alſo dem Ariſtoteles an einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus eben ſo erleuchtet zu werden, als Corneille? Poſſen! Die furchtſamen, ſchwanken unentſchloſſenen Charaktere, wie Felix, ſind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen ſie noch obendrein ihrerſeits kalt und eckel, ohne ſie auf der andern Seite im geringſten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie geſagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den ſie erwecken; ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trifft; das ſie einmal ſo unverſchuldet trifft als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn, mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne all ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht als möglich; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielen vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und

[1] J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur *a scène des hommes* très vertueux.

Vernunft überzeugt haben sollte, daß er eben so unrichtig als gottesläſterlich ist? — Das nämliche würde sicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn sie Corneille nicht selbst näher anzugeben vergessen hätte.

5. Auch gegen das, was Aristoteles von der Unschicklichkeit eines ganz Lasterhaften zum tragischen Helden sagt, als dessen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille seine Läuterungen bei. Mitleid zwar, gesteht er zu, könne er nicht erregen, aber Furcht allerdings. Denn ob sich schon keiner von den Zuschauern der Laster desselben fähig glaube, und folglich auch desselben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: so könnte doch ein jeder irgend eine jenen Lastern ähnliche Unvollkommenheit bei sich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derselben gegen sie auf seiner Hut zu seyn lernen. Doch dieses gründet sich auf den falschen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften hatte, und widerspricht sich selbst. Denn ich habe schon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich ist, und daß der Bösewicht, wenn es möglich wäre, daß er unsere Furcht erregen könne, auch nothwendig unser Mitleid erregen müßte. Da er aber dieses, wie Corneille selbst zugesteht, nicht kann: so kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeschickt, die Absicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Aristoteles hält ihn hierzu noch für ungeschickter als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher besser als schlimmer wählen solle. Die Ursache ist klar; ein Mensch kann sehr gut seyn und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringsten gräßlich zu seyn, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Was Du Bos[1] von dem Gebrauche der lasterhaften Personen in der Tragödie sagt, ist das nicht, was Corneille will. Du Bos will sie nur zu den Nebenrollen erlauben; bloß zu den Werkzeugen, die Hauptpersonen weniger schuldig zu machen; bloß zur Abstechung. Corneille aber will das vornehmste Interesse auf sie beruhen lassen, so wie in der Rodogune; und das ist es eigentlich, was mit der Absicht der Tragödie streitet und nicht jenes. Du Bos merkt dabei auch sehr richtig an, daß das Unglück dieser subalternen Bösewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, sagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber also sollte sich der Dichter auch schon deßwegen ihrer so viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Absicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn sie bloße Hülfsmittel sind, durch die sie der Dichter desto besser mit andern Personen zu erreichen sucht: so ist es unstreitig, daß das Stück noch besser seyn würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne sie hätte. Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie.

Dreiundachtzigstes Stück.

Den 16. Februar 1768.

6. Und endlich die Mißdeutung der ersten und wesentlichsten Eigenschaft, welche Aristoteles für die Sitten der tragischen Personen fordert! Sie sollen gut seyn, die Sitten. — Gut? sagt Corneille. „Wenn gut hier so viel als tugendhaft heißen soll: so wird es mit den meisten alten und neuen Tragödien übel aussehen, in welchen schlechte und lasterhafte, wenigstens mit einer Schwachheit, die nächst der Tugend so recht nicht bestehen kann, behaftete Personen genug vorkommen. „Besonders ist ihm für seine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Aristoteles fordert, will er also durchaus für keine moralische Güte gelten lassen; es muß eine andere Art von Güte seyn, die sich mit dem moralisch Bösen eben so wohl verträgt als mit dem moralisch Guten. Gleichwohl meint Aristoteles schlechterdings eine moralische Güte, nur daß ihm tugendhafte Personen und Personen, welche in gewissen Umständen tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerlei sind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falsche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäresis ist, durch welche allein nach unserm Weltweisen freie Handlungen zu guten oder bösen Sitten werden, hat er gar nicht verstanden. Ich kann mich jetzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlassen; er läßt sich nur durch den Zusammenhang, durch die syllogistische Folge aller Ideen des griechischen Kunstrichters einleuchtend genug führen. Ich verspare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bei dieser ohnedem nur darauf ankommt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille bei Verfehlung des richtigen Weges ergriffen. Dieser Ausweg lief dahin, daß Aristoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder strafbaren Neigung verstehe, so wie sie der eingeführten Person entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr schicklich beigelegt werden könne: le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune, sagt er, ist äußerst böse; da ist „kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheue, wenn er sie nur „auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie allem in der „Welt vorzieht; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre „Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre „Handlungen verdammt, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß. Eben dieses getraue ich mir von dem „Lügner zu sagen. Das Lügen ist unstreitig eine lasterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt seine Lügen mit einer solchen „Gegenwart des Geistes, mit so vieler Lebhaftigkeit vor, daß „diese Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt und die Zuschauer gestehen müssen, daß die Gabe so zu lügen ein Laster „sey, dessen kein Dummkopf fähig ist.“ — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es ist um alle Wahrheit, um alle Täuschung, um allen sittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer bescheiden und einfältig ist, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantisch; das Laster aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Gesichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laster abschrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit desselben verbirgt! Die Folgen sind zufällig, und die Erfahrung lehrt, daß sie eben so oft glücklich als unglücklich fallen. Dieses bezieht sich auf die Reinigung der Leidenschaften, wie sie Corneille sich dachte. Wie ich mir sie vorstelle, wie sie Aristoteles

[1] Réflexions cr. T. I. Sect. XV.

gelehrt hat, iſt ſie vollends nicht mit jenem trügeriſchen Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. — Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meint nämlich, „die Sitten ſollen gut ſeyn," heiße nichts mehr als ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles soient bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man „gut ausdrücken" für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus charakteriſirten Perſonen perſonifirte Charaktere, aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind. —

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum; denn er iſt ganz aus einer Erzählung in den Bremiſchen Beiträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komiſchen, wie ſeine Candidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affectirt. Herr Löwen hat ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudirte.

Den neunundvierzigſten Abend (Donnerſtags, den 23. Juli) ward das Luſtſpiel des Herrn von Voltaire: die Frau die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluſſe des L'Affichard: Iſt er von Familie? wiederholt.

Die Frau die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Herr von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden, aber noch nicht zu Paris, ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da ſeit der Zeit keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten; denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil — ich weiß ſelbſt nicht! Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feierkleide ſehen.

Charaktere und Intereſſe hat das Stück nicht, aber verſchiedene Situationen, die komiſch genug ſind. Zwar iſt auch das Komiſche aus dem allergemeinſten Fache, da es ſich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverſtändniſſe gründet. Doch die Lacher ſind nicht eckel; am wenigſten würden es unſre deutſchen Lacher ſeyn, wenn ihnen das Fremde der Sitten und die elende Ueberſetzung das mot pour rire nur nicht meiſtens ſo unverſtändlich machte.

Den funfzigſten Abend (Freitags, den 24. Juli) ward Greffets Sidney wiederholt. Den Beſchluß machte der ſehende Blinde.

Dieſes kleine Stück iſt vom Le Grand und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles einem alten Stücke des de Broſſe abgeborgt. Ein Offizier, ſchon etwas bei Jahren, will eine junge Wittwe heirathen, in die er verliebt iſt, als er Ordre bekömmt, ſich zur Armee zu verfügen. Er verläßt ſeine Verſprochene mit den wechſelſeitigen Verſicherungen der aufrichtigſten Zärtlichkeit. Kaum aber iſt er weg, ſo nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von dieſem Offizier an. Die Tochter deſſelben macht ſich gleichergeſtalt, die Abweſenheit ihres Vaters zu Nutze und nimmt einen jungen Menſchen, den ſie liebt, im Hauſe auf. Dieſe doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ihnen ſchreiben läßt, daß er ſein Geſicht verloren habe. Die Liſt gelingt; er kommt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, ſieht er alles, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Die Entwicklung läßt ſich errathen; da der Offizier an der Unbeſtändigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, ſo erlaubt er ſeinem Sohne ſie zu heirathen und der Tochter giebt er die nämliche Erlaubniß, ſich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen zwiſchen der Wittwe und dem Sohn des Offiziers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komiſches; die Wittwe verſichert, daß ihr der Zufall des Offiziers ſehr nahe gehe, daß ſie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt ſie ſeinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm ſonſt ihre Zärtlichkeit durch Gebärden. Das iſt der Inhalt des alten Stücks vom de Broſſe[1] und iſt auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in dieſem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben iſt, um jene fünf Akte deſto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater iſt ein Onkel geworden, und was ſonſt dergleichen kleine Veränderungen mehr ſind. Es mag endlich entſtanden ſeyn wie es will; genug, es gefällt ſehr. Die Ueberſetzung iſt in Verſen, und vielleicht eine von den beſten, die wir haben; ſie iſt wenigſtens ſehr fließend und hat viele drollige Zeilen.

Vierundachtzigſtes Stück.

Den 19. Februar 1768.

Den einundfunfzigſten Abend, (Montags, den 27. Juli) ward der Hausvater des Herrn Diderot aufgeführt.

Da dieſes vortreffliche Stück, welches den Franzoſen nur ſo ſo gefällt, — wenigſtens hat es mit Müh und Noth kaum ein- oder zweimal auf dem Pariſer Theater erſcheinen dürfen, — ſich allem Anſehen nach lange, ſehr lange und warum nicht immer? auf unſern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können geſpielt werden: ſo hoffe ich Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich ſowohl über das Stück ſelbſt, als über das ganze dramatiſche Syſtem des Verfaſſers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. — Nicht erſt mit dem natürlichen Sohne in den beigefügten Unterredungen, welche zuſammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot ſein Mißvergnügen mit dem Theater ſeiner Nation geäußert. Bereits verſchiedene Jahre vorher ließ er es ſich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht

[1] Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

davon habe, mit welchen sich seine Landsleute täuschen und Europa sich von ihnen täuschen lassen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freilich dergleichen Dinge nicht sucht: in einem Buche, in welchem der persiflirende Ton so herrscht, daß den meisten Lesern auch das, was guter gesunder Verstand darin ist, nichts als Posse und Höhnerei zu seyn scheint. Ohne Zweifel hatte Diderot seine Ursachen, warum er mit seiner Herzensmeinung lieber erst in einem solchen Buche hervorkommen wollte; ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will.

Dieses Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es jetzt durchaus nicht geschrieben haben. Daran thut Diderot auch sehr wohl; aber doch hat er es geschrieben und muß es geschrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius seyn will. Auch ist es gewiß, daß nur ein solcher junger Mann dieses Buch schreiben konnte, der sich einmal schämen würde, es geschrieben zu haben.

Es ist eben so gut, wenn die wenigsten von meinen Lesern dieses Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dient. —

Ein Kaiser — was weiß ich wo und welcher? — hatte mit einem gewissen magischen Ringe gewisse Kleinode so viel häßliches Zeug schwatzen lassen, daß seine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geschlechte darüber brechen mögen; wenigstens nahm sie sich auf die ersten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majestät und ein Paar witzige Köpfe einzuschränken. Diese waren Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann, und Riccaric, ein Mitglied der kaiserlichen Academie, ein Mann, der das Alterthum studirt hatte und ein großer Verehrer desselben war, doch ohne Pedant zu seyn. Mit diesen unterhält sich die Favoritin einsmals, und das Gespräch fällt auf den elenden Ton der academischen Reden, über den sich niemand mehr ereifert als der Sultan selbst, weil es ihn verdrießt, sich nur immer auf Unkosten seines Vaters und seiner Vorfahren darin loben zu hören, und er wohl voraussieht, daß die Academie eben so auch seinen Ruhm einmal dem Ruhme seiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beigefallen; und so spinnt sich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Lesern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr, antwortete Riccaric „dem Selim. Die Academie ist noch jetzt das Heiligthum des „guten Geschmacks, und ihre schönsten Tage haben weder Welt„weise noch Dichter aufzuweisen, denen wir nicht andere aus „unserer Zeit entgegen setzen könnten. Unser Theater ward für „das erste Theater in ganz Afrika gehalten und wird noch dafür „gehalten. Welch ein Werk ist nicht der Tamerlan des Tyri„graphe! Es verbindet das Pathetische des Eurisope mit dem „Erhabnen des Azophe. Es ist das klare Alterthum!"

„Ich habe, sagte die Favoritin, die erste Vorstellung des „Tamerlans gesehen und gleichfalls den Faden des Stücks sehr „richtig geführt, den Dialog sehr zierlich und das Anständige „sehr wohl beobachtet gefunden."

„Welcher Unterschied, Madame, unterbrach sie Riccaric, „zwischen einem Verfasser wie Tyrigraphe, der sich durch Lesung „der Alten genährt, und dem größten Theil unsrer Neuern!"

„Aber diese Neuern, sagte Selim, die Sie hier so wacker „über die Klinge springen lassen, sind doch bei weitem so ver„ächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein „Genie, keine Erfindung, kein Feuer, keine Charaktere, keine „Schilderungen, keine Tiraden bei ihnen? Was bekümmre ich „mich um Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht? Es „sind wahrlich nicht die Bemerkungen des weisen Almubir und „des gelehrten Abdalbok, noch die Dichtkunst des scharfsinnigen „Facardin, die ich alle nicht gelesen habe, welche es machen, „daß ich die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des Alba„boukre und so vieler andren Saracenen bewundre! Giebt es „denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? „Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen diese sie stu„birten?"

„Die Natur, antwortete Riccaric, zeigt sich uns alle Augen„blicke in verschiedenen Gestalten. Alle sind wahr, aber nicht „alle sind gleich schön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das „müssen wir aus den Werken lernen, von welchen Sie eben „nicht viel zu halten scheinen. Es sind die gesammelten Erfah„rungen, welche ihre Verfasser und deren Vorgänger gemacht „haben. Man mag ein noch so vortrefflicher Kopf seyn, so er„langt man doch nur seine Einsichten eine nach der andern; und „ein einzelner Mensch schmeichelt sich vergebens, in dem kurzen „Raume seines Lebens, alles selbst zu bemerken, was in so „vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonst ließe „sich behaupten, daß eine Wissenschaft ihren Ursprung, ihren „Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiste zu „verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfahrung ist."

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget weiter „nichts, als daß die Neuern, welche sich alle die Schätze zu „Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit gesammelt worden, „reicher seyn müssen, als die Alten; oder wenn Ihnen diese „Vergleichung nicht gefällt, daß sie auf den Schultern dieser Ko„lossen, auf die sie gestiegen, nothwendig müssen weiter sehen „können, als diese selbst. Was ist auch in der That ihre Natur„lehre, ihre Astronomie, ihre Schiffskunst, ihre Mechanik, ihre „Rechenlehre, in Vergleichung mit unsern? Warum sollten wir „ihnen also in der Beredtsamkeit und Poesie nicht eben so wohl „überlegen seyn?"

„Selim, versetzte die Sultane, der Unterschied ist groß, und „Riccaric kann Ihnen die Ursachen davon ein andermal erklä„ren. Er mag Ihnen sagen, warum unsere Tragödien schlechter „sind als der Alten ihre; aber daß sie es sind, kann ich leicht „selbst auf mich nehmen, Ihnen zu beweisen. Ich will Ihnen „nicht Schuld geben, fuhr sie fort, daß Sie die Alten nicht ge„lesen haben. Sie haben sich um zu viel schöne Kenntnisse be„worben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt seyn „sollte. Nun setzen Sie gewisse Ideen, die sich auf ihre Ge„bräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die „Ihnen nur deßwegen anstößig sind, weil sich die Umstände ge„ändert haben, bei Seite, und sagen Sie mir, ob ihr Stoff „nicht immer edel, wohlgewählt und interessant ist? ob sich die „Handlung nicht gleichsam von selbst einleitet? ob der simple „Dialog dem natürlichen nicht sehr nahe kommt? ob die Ent„wicklungen im geringsten gezwungen sind? ob sich das Inter„esse wohl theilt und die Handlung mit Episoden überladen ist? „Versetzen Sie sich in Gedanken in die Insel Alindala; unter„suchen Sie alles, was da vorging; hören Sie alles, was von „dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verschla„gene Forfanti ans Land stiegen, da gesagt ward; nähern Sie

„sich der Höhle des unglücklichen Polipsile; verlieren Sie kein „Wort von seinen Klagen und sagen Sie mir, ob das geringste „vorkommt, was Sie in der Täuschung stören könnte? Nennen „Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nämliche Prü„fung aushalten, welches auf den nämlichen Grad der Vollkom„menheit Anspruch machen kann: und Sie sollen gewonnen „haben."

„Beim Brama! rief der Sultan und gähnte; Madame „hat uns da eine vortreffliche akademische Vorlesung gehalten!"

„Ich verstehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritin fort, und „noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man sie abgefaßt „hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und rührt. „Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauspiels in „der so genauen Nachahmung einer Handlung besteht, daß der „ohne Unterbrechung betrogene Zuschauer bei der Handlung „selbst gegenwärtig zu seyn glaubt. Findet sich aber in den Tra„gödien, die Sie uns so rühmen, nur das geringste, was die„sem ähnlich sähe?"

Fünfundachtzigstes Stück.

Den 23. Februar 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darin loben? Er ist meistens so „vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder seyn würde, wenn „wirklich so viel Dinge in so kurzer Zeit geschehen wären. Der „Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heirath einer „Prinzessin, der Fall eines Prinzen, alles das geschieht so ge„schwind, wie man eine Hand umwendet. Kommt es auf eine „Verschwörung an? im ersten Act wird sie entworfen; im zwei„ten ist sie beisammen; im dritten werden alle Maaßregeln ge„nommen, alle Hindernisse gehoben, und die Verschwornen hal„ten sich fertig; mit nächstem wird es einen Aufstand setzen, „wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen „Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, interessant, „warm, wahrscheinlich? Ihnen kann ich nun so etwas am we„nigsten vergeben, der Sie wissen, wie viel es oft kostet, die „allerelendeste Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel „Zeit bei der kleinsten politischen Angelegenheit auf Einleitungen, „auf Besprechungen und Berathschlagungen geht."

„Es ist wahr, Madame, antwortete Selim, unsere Stücke „sind ein wenig überladen; aber das ist ein nothwendiges Uebel; „ohne Hülfe der Episoden würden wir uns vor Frost nicht zu „lassen wissen."

„Das ist: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und „Geist zu geben, muß man die Handlung weder so vorstellen, „wie sie ist, noch so, wie sie seyn sollte. Kann etwas lächerliche„res gedacht werden? Schwerlich wohl; es wäre denn etwa „dieses, daß man die Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere „Sonate spielen läßt, während daß die Zuhörer um den Prin„zen bekümmert seyn sollen, der auf dem Puncte ist, seine Ge„liebte, seinen Thron und sein Leben zu verlieren."

„Madame, sagte Mongogul, Sie haben vollkommen Recht; „traurige Arien müßte man indeß spielen, und ich will Ihnen „gleich einige bestellen geben. Hiermit stand er auf und ging „heraus, und Selim, Riccaric und die Favoritin setzten die „Unterredung unter sich fort."

„Wenigstens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie „nicht leugnen, daß, wenn die Episoden uns aus der Täuschung „heraus bringen, der Dialog uns wieder herein setzt. Ich „wüßte nicht, wer das besser verstünde, als unsere t „Dichter."

„Nun, so versteht es durchaus niemand, antwortet „Zoza. Das Gesuchte, das Witzige, das Spielende, da „herrscht, ist tausend und tausend Meilen von der Nat „fernt. Umsonst sucht sich der Verfasser zu verstecken; er „meinen Augen nicht und ich erblicke ihn unaufhörlich „seinen Personen. Cinna, Sertorius, Maximus, Aemi „alle Augenblicke das Sprachrohr des Corneille. So „man bei unsern alten Saracenen nicht mit einander. „Riccaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stell „aus übersetzen; und Sie werden die bloße Natur hör „sich durch den Mund derselben ausdrückt. Ich möchte „gern zu den Neuern sagen: „Meine Herren, anstatt „euern Personen bei aller Gelegenheit Witz gebt, so „doch lieber in Umstände zu setzen, die ihnen welchen ge

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem „und dem Dialoge unserer dramatischen Stücke ges „scheint es wohl nicht, sagte Selim, daß sie den Entwick „wird Gnade widerfahren lassen."

„Nein, gewiß nicht, versetzte die Favoritin; es gie „bert schlechte für eine gute. Die eine ist nicht vorberei „andere ereignet sich durch ein Wunder. Weiß der „nicht, was er mit einer Person, die er von Scene zu „ganze fünf Acte durchgeschleppt hat, anfangen soll: ge „fertigt er sie mit einem guten Dolchstoße ab; die gan „fängt an zu weinen und ich, ich lache, als ob ich to „Hernach, hat man wohl jemals so gesprochen, wie wi „miren? Pflegen die Prinzen und Könige wohl an „gehen als sonst ein Mensch, der gut geht? Gesticuliren „jemals wie Besessene und Rasende? Und wenn Prinz „sprechen, sprechen sie wohl in so einem heulenden Tone „nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu einer „Grade der Vollkommenheit gebracht haben; und ich „Theils halte es fast für erwiesen, daß von allen Gattun „Literatur, auf die sich die Afrikaner in den letzten Jahrhu „gelegt haben, gerade diese die unvollkommenste geblieben

„Eben hier war die Favoritin mit ihrem Ausfall „unsere theatralische Werke, als Mongogul wieder here „Madame, sagte er, Sie werden mir einen Gefallen e „wenn Sie fortfahren. Sie sehen, ich verstehe mich dara „Dichtkunst abzukürzen, wenn ich sie zu lang finde."

„Lassen Sie uns, fuhr die Favoritin fort, einmal an „es käme einer ganz frisch aus Angote, der in seinem Le „keinem Schauspiele etwas gehört hätte, dem es aber n „Verstand noch an Welt fehle; der ungefähr wisse, was a „Hofe vorgehe; der mit den Anschlägen der Höflinge, „Eifersucht der Minister, mit den Hetzereien der Weib „ganz unbekannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen „Mein Freund, es äußern sich in dem Seraglio schreckl „wegungen. Der Fürst, der mit seinem Sohne mißverg „weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Manimonban „ist ein Mann, den ich für fähig halte, an beiden bi „samste Rache zu üben. Diese Sache muß, allem Ansehe „sehr traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, so „machen, daß Sie von allem, was vorgeht, Zeuge seyn „Er nimmt mein Anerbieten an, und ich führe ihn in „Gitterwerk vermachte Loge, aus der er das Theat

es er für den Palaſt des Sultans hält. Glauben Sie
, daß trotz alles Ernſtes, in dem ich mich zu erhalten be-
te, die Täuſchung dieſes Fremden einen Augenblick dauern
te? Müſſen Sie nicht vielmehr geſtehen, daß er, bei dem
n Gange der Acteurs, bei ihrer wunderlichen Tracht, bei
ausſchweifenden Gebärden, bei dem ſeltſamen Nachdrucke
gereimten, abgemeſſenen Sprache, bei tauſend andern
reimtheiten, die ihm auffallen würden, gleich in der erſten
ne mir ins Geſicht lachen und gerade heraus ſagen würde,
ich ihn entweder zum beſten haben wollte, oder daß der
t mit ſammt ſeinem Hofe nicht wohl bei Sinnen ſeyn
ten."

Ich bekenne, ſagte Selim, daß mich dieſer angenommene
verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken
n, daß wir in das Schauſpiel gehen mit der Ueberzeugung,
Nachahmung einer Handlung, nicht aber der Handlung
beizuwohnen."

Und ſollte denn dieſe Ueberzeugung verwehren, erwiederte
poza, die Handlung auf die allernatürlichſte Art vorzu-
n?" —

ier kommt das Geſpräch nach und nach auf andere Dinge,
s nichts angehen. Wir wenden uns alſo wieder zu ſehen,
vir geleſen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle
Wahrheiten waren damals in den Wind geſagt. Sie er-
eher keine Empfindung in dem franzöſiſchen Publicum,
s ſie mit allem didaktiſchen Ernſte wiederholt und mit
n begleitet wurden, in welchen ſich der Verfaſſer von
n der gerügten Mängel zu entfernen und den Weg der
und Täuſchung beſſer einzuſchlagen bemüht hatte. Nun
der Neid die Kritik. Nun war es klar, warum Diderot
heater ſeiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit
ahe, auf dem wir es durchaus glauben ſollen; warum er
Fehler in den geprieſenen Meiſterſtücken deſſelben fand:
nd allein, um ſeinen Stücken Platz zu ſchaffen. Er mußte
ethode ſeiner Vorgänger verſchrieen haben, weil er em-
, daß in Befolgung der nämlichen Methode er unendlich
ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan
der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Menſch
n als ſeinen kaufe. Und ſo fielen die Paliſſots über ſeine
e her.

llerdings hatte er ihnen auch in ſeinem natürlichen
te manche Blöße gegeben. Dieſer erſte Verſuch iſt bei
n das nicht, was der Hausvater iſt. Zu viel Einförmig-
den Charakteren, das Romantiſche in dieſen Charakteren
ein ſteifer koſtbarer Dialog, ein pedantiſches Geklinge
eumodiſch philoſophiſchen Sentenzen: alles das machte
ablern leichtes Spiel. Beſonders zog die feierliche Thereſia
Conſtantia, wie ſie in dem Originale heißt) die ſo philo-
h ſelbſt auf die Freierei geht, die mit einem Manne, der
ht mag, ſo weiſe von tugendhaften Kindern ſpricht, die ſie
m zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihrer Seite. Auch
nan nicht leugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot
igefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darin
m, ein wenig eitel und pompös war; daß verſchiedene An-
ngen als ganz neue Entdeckungen darin vorgetragen wur-
die doch nicht neu und dem Verfaſſer nicht eigen waren;
dere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die ſie
n blendenden Vortrage zu haben ſchienen.

Sechsundachtzigſtes Stück.

Den 28. Februar 1768.

J. E. Diderot behauptete,[1] daß es in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein Dutzend wirklich komiſche Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären, und daß die kleinen Verſchiedenheiten unter den menſchlichen Charakteren nicht ſo glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermiſchten Charaktere. Er ſchlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, ſondern die Stände auf die Bühne zu bringen, und wollte die Bearbeitung dieſer zu dem beſondern Geſchäfte der ernſthaften Komödie machen. „Bisher, ſagt er, iſt in der Komödie der „Charakter das Hauptwerk geweſen, und der Stand war nur „etwas Zufälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk „und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter „zog man die ganze Intrigue: man ſuchte durchgängig die Um-„ſtände, in welchen er ſich am beſten äußert, und verband dieſe „Umſtände unter einander. Künftig muß der Stand, müſſen „die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten deſſelben „zur Grundlage des Werks dienen. Dieſe Quelle ſcheint mir weit „ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm „Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der Charakter „nur ein wenig übertrieben, ſo konnte der Zuſchauer zu ſich ſelbſt „ſagen, das bin ich nicht. „Das aber kann er unmöglich leug-„nen, daß der Stand, den man ſpielt, ſein Stand iſt; ſeine „Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er „hört, nothwendig auf ſich anwenden."

Was Paliſſot hierwider erinnert,[2] iſt nicht ohne Grund. Er leugnet es, daß die Natur ſo arm an urſprünglichen Charakteren ſey, daß ſie die komiſchen Dichter bereits ſollten erſchöpft haben. Moliere ſahe noch genug neue Charaktere vor ſich, und glaubte kaum den allerkleinſten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verſchiedene derſelben in der Geſchwindigkeit entwirft, iſt ſo merkwürdig als lehrreich, indem ſie vermuthen läßt, daß der Miſanthrop ſchwerlich ſein Non plus ultra in dem hohen Komiſchen dürfte geblieben ſeyn, wenn er länger gelebt hätte.[3] Paliſſot

[1] S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321. 322 der Ueberſ.

[2] Petites Lettres sur de grands Philosophes. Lettr. II.

[3] (Impromptu de Versailles Sc. 2.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Molière) fournirons toujours assez de matière, et nous ne prenons guères le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuisé dans ses Comédies tous les ridicules des hommes, et sans sortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractères de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde, et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges qu'ils donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au coeur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtisans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encensent dans la prosperité, et vous accablent dans la disgrace? N'a-t-il pas ceux qui sont toujours mécontens de la Cour, ces suivans inutiles, ces incommodes assidus, ces gens, dis-je, qui pour services ne peuvent compter que des importunités, et qui veulent qu'on les recompense d'avoir obsédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promenent leurs civilités à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes protestations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Molière aura

selbst ist nicht unglücklich, einige neue Charaktere von seiner eigenen Bemerkung beizufügen: den dummen Mäcen mit seinen kriechenden Clienten; den Mann an seiner unrechten Stelle; den Argliſtigen, dessen ausgekünstelte Anschläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermannes scheitern; den Scheinphilosophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit gesellschaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode sey. — Das sind wahrlich nicht gemeine Aussichten, die sich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da ist noch Ernte genug für die wenigen Schnitter, die sich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, sagt Palliſot, der komischen Charaktere wirklich so wenige, und diese wenigen wirklich alle schon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieser Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müssen? Wird er nicht traurig oder lustig, ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch seyn müssen? Wird es nicht bloß dieser Charakter seyn, der ihn aus der Klasse metaphysischer Abstrakte heraushebt und eine wirkliche Person aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige seyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freilich muß die Person, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moralischen Charakter haben; aber ich will, daß es ein solcher seyn soll, der mit den Pflichten und Verhältnissen des Standes nicht streitet, sondern aufs beste harmonirt. Also wenn diese Person ein Richter ist, so steht es mir nicht frei, ob ich ihn ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch machen will: er muß nothwendig ernsthaft und leutselig seyn, und jedesmal es in dem Grade seyn, den das vorhabende Geschäft erfordert.

Dieses, sage ich, könnte Diderot antworten; aber zugleich hätte er sich einer andern Klippe genähert, nämlich der Klippe der vollkommenen Charaktere. Die Personen seiner Stände würden nie etwas anders thun, als was sie nach Pflicht und Gewissen thun müßten; sie würden handeln, völlig wie es im Buche steht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorstellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug seyn, daß es sich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür fest zu setzen, und für diese eine eigene Dichtkunst zu schreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere scheint mir Diderot überhaupt nicht genug erkundigt zu haben. In seinen Stücken steuert er ziemlich gerade darauf los, und in seinen kritischen Seekarten findet sich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden sich Dinge darin, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere sich nur, was er bei Gelegenheit des Contrasts unter den Charakteren von den Brüdern des Terenz sagt.[1] „Die zwei contrastirten Väter darin sind mit so gleicher Stärke „gezeichnet, daß man dem feinsten Kunstrichter Trotz bieten kann, „die Hauptperson zu nennen; ob es Micio oder ob es Demea „seyn soll? Fällt er sein Urtheil vor dem letzten Auftritte, so „dürfte er leicht mit Erstaunen wahrnehmen, daß der, den er „ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen verständigen Mann „gehalten hat, nichts als ein Narr ist, und daß der, „für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verständige „seyn könnte. Man sollte zu Anfang des fünften Aufzuges „Drama's fast sagen, der Verfasser sey durch den beschw „Contrast gezwungen worden, seinen Zweck fahren zu las „das ganze Interesse des Stücks umzukehren. Was „daraus geworden? Dieses, daß man gar nicht mehr we „wen man sich interessiren soll. Vom Anfange her ist r „den Micio gegen den Demea gewesen, und am Ende „für keinen von beiden. Beinahe sollte man einen dritten „verlangen, der das Mittel zwischen diesen zwei Persone „und zeigte, worin sie beide fehlten."

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn sehr, diesen dritten es sey in dem nämlichen Stücke, oder auch allein. Welche glaubt nicht zu wissen, wie ein Vater seyn soll? Auf dem Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnt zu werden.

Diderot hat Recht: es ist besser, wenn die Charakte verschieden, als wenn sie contrastirt sind. Contrastirte Ch sind minder natürlich und vermehren den romantischen A an dem es den dramatischen Begebenheiten so schon selte Für eine Gesellschaft im gemeinen Leben, wo sich der C der Charaktere so abstechend zeigt, als ihn der komische verlangt, werden sich immer tausend finden, wo sie weite als verschieden sind. Sehr richtig! Aber ist ein Charak sich immer genau in dem geraden Gleise hält, das ihm V und Tugend vorschreiben, nicht eine noch seltenere Ersche Von zwanzig Gesellschaften im gemeinen Leben werden eh seyn, in welchen man Väter findet, die bei Erziehung Kinder völlig entgegengesetzte Wege einschlagen, als ei den wahren Vater aufweisen könnte. Und dieser wahre V noch dazu immer der nämliche, ist nur ein einziger, da d weichungen von ihm unendlich sind. Folglich werden die die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein je sich unnatürlicher, sondern auch unter einander einförmig als es die seyn können, welche Väter von verschiedenen C sätzen einführen. Auch ist es gewiß, daß die Charaktere, in ruhigen Gesellschaften bloß verschieden scheinen, sich vo contrastiren, sobald ein streitendes Interesse sie in Bew setzt. Ja es ist natürlich, daß sie sich sodann beeifern, noch von einander entfernt zu scheinen, als sie wirklich sind Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm sich zu betragen scheint; und der Laue wird kalt wie Ei jenen so viel Uebereilungen begehen zu lassen, als ihm nur nützlich seyn können.

Sieben- und achtundachtzigstes Stück.

Den 4. März 1768.

Und so sind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falsch. Er sieht der in den er mit seiner Lanze stoßen will, scharf genug; aber Hitze des Ansprengens verrückt die Lanze, und er stößt de gerade vorbei.

So sagt er über den natürlichen Sohn unter a „Welch ein seltsamer Titel! der natürliche Sohn! Warum h „Stück so? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? L „einen Vorfall veranlaßt sie? Zu welcher Situation giebt si „genheit? Welche Lücke füllt sie auch nur? Was kann also die

toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste.

[1] In der dr. Dichtkunst hinter dem Hausvater S. 358 d. Ueberſ.

faſſers dabei geweſen ſeyn? Ein paar Betrachtungen über
rurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen?
: vernünftige Menſch weiß denn nicht von ſelbſt, wie un-
ein ſolches Vorurtheil iſt?"

n Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war al-
zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde
unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine
r nicht kennt, und ſeine Schweſter von keinem Bruder
ſtand mir frei, den Titel davon zu entlehnen, und ich
t Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen
— Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag ich, wäre Pa-
it ungefähr widerlegt?

chwohl iſt der Charakter des natürlichen Sohnes einem
ern Einwurfe bloß geſtellt, mit welchem Paliſſot dem
weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nämlich: daß
tand der unehelichen Geburt und der daraus erfolgten
heit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen
n ſo viele Jahre hindurch ſah, ein viel zu eigenthümlicher
nderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines
rs viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer die-
llgemeinheit haben könne, welche nach der eigenen Lehre
rot ein komiſcher Charakter nothwendig haben muß. —
legenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über dieſe
nd welchem Reize von der Art brauchte ich in einer ſol-
riſt zu widerſtehen?

e komiſche Gattung, ſagt Diderot, [1] hat Arten, und die
e hat Individuen. Ich will mich erklären. Der Held
Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt Regulus oder
oder Cato, und ſonſt kein anderer. Die vornehmſte Per-
er Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Men-
orſtellen. Gäbe man ihr von ohngefähr eine ſo eigene
nomie, daß ihr nur ein einziges Individuum ähnlich
ſo würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurück-
— Terenz ſcheint mir einmal in dieſen Fehler gefallen
. — Sein Heautontimorumenos iſt ein Vater, der
r den gewaltſamen Entſchluß grämt, zu welchem er ſei-
ohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der ſich
en nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in Kleidung und
Ummerlich hält, allen Umgang flieht, ſein Geſinde ab-
und das Feld mit eigenen Händen baut. Man kann
hl ſagen, daß es ſo einen Vater nicht giebt. Die größte
würde kaum in einem ganzen Jahrhundert Ein Beiſpiel
ſeltſamen Betrübniß aufzuweiſen haben."

erſt von der Inſtanz des Heautontimorumenos. Wenn
harakter wirklich zu tadeln iſt, ſo trifft der Tadel nicht
den Terenz, als den Menander. Menander war der
r deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem
noch eine weit ausführlichere Rolle ſpielen laſſen, als er
opie des Terenz ſpielt, in der ſich ſeine Sphäre, wegen
oppelten Intrigue, wohl ſehr einziehen müſſen. [2] Aber

daß er von Menandern herrührt, dieſes allein ſchon hätte mich wenigſtens abgeſchreckt, den Terenz deßfalls zu verdammen. Das

ostendi, — which certainly could not have been implied, had the characters been the same in the Greek poet. Auch ſchon Adrian Barlandus, ja ſelbſt die alte Glossa interlinealis des Aſcenſius hatte das duplex nicht anders verſtanden: propter senes et juvenes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac latina senes duo, adolescentes item duo sunt. Und dennoch will mir dieſe Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll, wieder wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen Stoff ohne den Chremes und ohne den Clitipho habe behandeln können; beide ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung noch Auflöſung ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat und die vom Faerne angenommen worden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Verlegenheit haben die Kritiker bald das duplex, bald das simplici in der Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſermaßen berechtigten. Einige haben geleſen:

Duplex quae ex argumento facta est duplici.

Andere:

Simplex quae ex argumento facta est duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſt:

Simplex quae ex argumento facta est simplici?

Und in allem Ernſte, ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe die Stelle im Zuſammenhange und überlege meine Gründe.

Ex integra Graeca integram comoediam
Hodie sum acturus Heautontimorumenon:
Simplex quae ex argumento facta est simplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminasse graecas, dum facit
Paucas latinas —

Er ſchmelzte nämlich öfters zwei Stücke in eines und machte aus zwei griechiſchen Komödien eine einzige lateiniſche. So ſetzte er ſeine Andria aus der Andria und Perinthia des Menanders zuſammen; ſeinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes Dichters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nämlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertigt er ſich nun in dem Prolog des Heautontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

— — — Id esse factum hic non negat
Neque se pigere, et deinde factum iri autumat.
Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfter thun werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke und nicht auf das gegenwärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus zwei griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der ſtreitigen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

Simplex quae ex argumento facta est simplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menanders iſt, eben ſo einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeſchaltet; es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechiſchen Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem lateiniſchen; ich gebe alſo

Ex integra Graeca integram Comoediam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Gloſſe gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, iſt hier offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber keineswegs auf das zweite integram ſchicken würde. — Und ſo glaube ich, daß ſich meine Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! Nur wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoßen:

Novam esse ostendi, et quae esset —

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennt, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß bewieſen zu haben vorgeben, daß ſein

terred. S. 292 der Ueberſ.
lls nämlich die 6. Zeile des Prologs
Duplex quae ex argumento facta est simplici,
Dichter wirklich ſo geſchrieben und nicht anders zu verſtehen die Dacier und nach ihr der neue engliſche Ueberſetzer des Colman, ſie erklären. Terence only meant to ſay, that doubled the characters; instead of one old man, one allant, one mistress, as in Menander, he had two old . He therefore adds very properly: novam esse

ὦ Μενανδρε και βιε, ποτερος ἀρ' ὑμων ποτερον ἐμιμησατο; ist zwar frostiger, als witzig gesagt; doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter gesagt haben, der Charaktere zu schildern im Stande wäre, wovon sich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhundert ein einziges Beispiel zeigt? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein solcher Charakter entfallen seyn. Der fruchtbarste Kopf schreibt sich leer; und wenn die Einbildungskraft sich keiner wirklichen Gegenstände der Nachahmung mehr erinnern kann, so componirt sie deren selbst, welches denn freilich meistens Karrikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß schon Horaz, der einen so besonders zärtlichen Geschmack hatte, den Fehler, wovon die Rede ist, eingesehen, und im Vorbeigehen, aber fast unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle soll die in der zweiten Satyre des ersten Buchs seyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Ueber„treibung in die andere entgegengesetzte zu fallen pflegen. Fufi„bius, sagt er, fürchtet für einen Verschwender gehalten zu wer„den. Wißt ihr, was er thut? Er leiht monatlich für fünf Pro„cent, und macht sich im Voraus bezahlt. Je nöthiger der an„dere das Geld braucht, desto mehr fordert er. Er weiß die „Namen aller jungen Leute, die von gutem Hause sind und jetzt „in die Welt treten, dabei aber über harte Väter zu klagen ha„ben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieser Mensch wieder einen „Aufwand mache, der seinen Einkünften entspricht? Weit ge„fehlt! Er ist sein grausamster Feind, und der Vater in der Ko„mödie, der sich wegen der Entweichung seines Sohnes bestraft, „kann sich nicht schlechter quälen: non se pejus cruciaverit." — Dieses schlechter, dieses pejus, will Diderot, soll hier einen doppelten Sinn haben; einmal soll es auf den Fufidius und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beiläufige Hiebe, meint er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann seyn, ohne sich auf die vorhabende Stelle anwenden zu lassen. Denn hier, dünkt mich, würde die l fige Anspielung dem Hauptverstande nachtheilig werden. dius ist kein so großer Narr, wenn es mehr solche Narren Wenn sich der Vater des Terenz eben so abgeschmackt pe wenn er eben so wenig Ursache hätte, sich zu peinigen, a fidius, so theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fufid weniger seltsam und abgeschmackt. Nur alsdann, wenn Fu ohne alle Ursache eben so hart und grausam gegen sich sel als der Vater des Terenz mit Ursache ist, wenn jene schmutzigem Geize thut, was dieser aus Reue und Bet that: nur alsdann wird uns jener unendlich lächerlich verächtlicher, als mitleidswürdig wir diesen finden.

Und allerdings ist jede große Betrübniß von der Ar die Betrübniß dieses Vaters; die sich nicht selbst vergiß peinigt sich selbst. Es ist wider alle Erfahrung, daß kau hundert Jahre sich ein Beispiel einer solchen Betrübniß vielmehr handelt jede ungefähr eben so, nur mehr oder w mit dieser oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die der Betrübniß genauer gemerkt; er sah daher in dem Be des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Bet nicht bloß von dem Affecte hingerissen, thun, sondern a kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben.[1] Haec c recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: ma que declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, qu qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fec humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant s sus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quo lere intermiserint: pueros vero matres et magistri gare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verne si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum es dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus i puniens? u. s. w.

Menedemus aber, so heißt der Selbstpeiniger bei de renz, hält sich nicht allein so hart aus Betrübniß; sondern rum er sich auch jeden geringen Aufwand verweigert, Ursache und Absicht vornehmlich dieses, um desto mehr fi abwesenden Sohn zu sparen, und dem einmal ein desto g licheres Leben zu versichern, den er jetzt gezwungen, ein gemächliches zu ergreifen. Was ist hierin, was nicht h Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eige Seltsame darin bestehe, daß Menedemus selbst hackt, selbst selbst ackert: so hat er wohl in der Eile mehr an unsere neu an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater jetziger Zeit das freilich nicht so leicht thun: denn die wenigsten wür zu thun verstehen. Aber die wohlhabendsten, vornehmste mer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bek und schämten sich nicht, selbst Hand anzulegen.

Doch alles sey vollkommen wie es Diderot sagt! De rakter des Selbstpeinigers sey wegen des allzu Eigenthüm wegen dieser ihm fast nur allein zukommenden Falte, zu komischen Charakter so ungeschickt, als er nur will. Wä derot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann thümlicher seyn, als der Charakter seines Dorval? B Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur alle kommt, als der Charakter dieses natürlichen Sohnes? „ „nach meiner Geburt, läßt er ihn von sich selbst sagen, w „an einen Ort verschleudert, der die Gränze zwischen G

[1] Tusc. Quaest. lib. III. c. 27.

Stück neu ey, novam esse? — Doch diese Schwierigkeit kann ich sehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieser Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß sie schlechterdings die einzig wahre ist, ob sie gleich nur mir zugehört und kein Ausleger, so viel ich weiß, sie nur von weitem vermuthet hat. Ich sage nämlich: die Worte

Novam esse ostendi, et quae esset —

beziehen sich keineswegs auf das, was Terenz den Vorrednern in dem Vorigen sagen lassen; sondern man muß darunter verstehen apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe geflossen, sondern bloß, was im Lateinischen noch nicht vorhanden gewesen. Daß mein Stück, will er sagen, ein neues Stück sey, das ist ein solches Stück, welches noch nie lateinisch erschienen, welches ich selbst aus dem Griechischen übersetzt, das habe ich den Aedilen, die mir es abgekauft, bewiesen. Um mir hierin ohne Bedenken beizufallen, darf man sich nur an den Streit erinnern, welchen er wegen seines Eunuchus vor den Aedilen hatte. Diesen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechischen übersetztes Stück verkauft; aber sein Widersacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechischen, sondern aus zwei alten Stücken des Näv ius und Plautus genommen habe. Freilich hatte der Eunuchus mit diesen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beschuldigung des Lavinius falsch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechischen Quelle geschöpft, aus welcher, ihm unwissend, schon Näv ius und Plautus vor ihm geschöpft hatten. Also, um dergleichen Verleumdungen bei seinem Heautontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechische Original vorgezeigt und sie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht selbst von ihm gefordert haben. Und darauf geht das

Novam esse ostendi, et quae esset.

Gesellschaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, nach den Banden umzusehen, die mich mit den Menschen lpften, konnte ich kaum einige Trümmer davon erblicken. ig Jahre lang irrte ich unter ihnen einsam, unbekannt verabsäumt umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines chen empfunden, noch irgend einen Menschen angetroffen ben, der die meinige gesucht hätte." Daß ein natürliches ch vergebens nach seinen Eltern, vergebens nach Personen n kann, mit welchen es die nähern Bande des Bluts pfen: das ist sehr begreiflich; das kann unter zehnen begegnen. Aber daß es ganze dreißig Jahre in der Welt ren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen ben zu haben, ohne irgend einen Menschen angetroffen n, der die seinige gesucht hätte: das, sollte ich fast sagen, hterdings unmöglich. Oder wenn es möglich wäre, welche ganz besonderer Umstände müßten von beiden Seiten, iten der Welt und von Seiten dieses so lange isolirten zusammen gekommen seyn, diese traurige Möglichkeit zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden en, ehe sie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorLieber wünschte ich sonst, ein Bär geboren zu seyn, als nsch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange n seyn! Man schleudere ihn hin, wohin man will; wenn unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe ungesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! s nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Mench es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche ffers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu wer- ganz in ihm zu verfließen, das Wasser heiße wie es che oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean. ichwohl soll diese dreißigjährige Einsamkeit unter den n den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher er kann ihm nun ähnlich sehen? Wer kann sich in ihm ? nur zum kleinsten Theil in ihm erkennen?

e Ausflucht finde ich doch, hat sich Diderot auszusparen Er sagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In sthaften Gattung werden die Charaktere oft eben so all- seyn, als in der komischen Gattung; sie werden aber weniger individuell seyn, als in der tragischen." Er onach antworten: Der Charakter des Dorval ist kein r Charakter; er ist ein Charakter, wie ihn das ernsthafte iel erfordert; wie dieses den Raum zwischen Komödie agödie füllen soll, so müssen auch die Charaktere dessel- Mittel zwischen den komischen und tragischen Charakteren sie brauchen nicht so allgemein zu seyn als jene, wenn nicht so völlig individuell sind als diese; und solcher Art ch wohl der Charakter des Dorval seyn.

wären wir glücklich wieder an dem Puncte, von wel- r ausgingen. Wir wollen untersuchen, ob es wahr sey, Tragödie Individuen, die Komödie aber Arten habe: ob es wahr sey, daß die Personen der Komödie eine nzahl von Menschen fassen und zugleich vorstellen müß- hingegen der Held der Tragödie nur der und der Mensch, ulus, oder Brutus, oder Cato sey und seyn solle. Ist , so hat auch das, was Diderot von den Personen der Gattung sagt, die er die ernsthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter seines Dorval wäre so tadelhaft nicht. Ist es aber nicht wahr, so fällt auch dieses von selbst weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer so ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neunundachtzigstes Stück.

Den 8. März 1768.

Zuerst muß ich anmerken, daß Diderot seine Assertion ohne allen Beweis gelassen hat. Er muß sie für eine Wahrheit angesehen haben, die kein Mensch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und sollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragischen Personen gefunden haben? Weil diese Achilles, und Alexander, und Cato, und Augustus heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Augustus wirklich einzelne Personen gewesen sind; sollte er wohl daraus geschlossen haben, daß sonach alles, was der Dichter in der Tragödie sie sprechen und handeln läßt, auch nur diesen einzelnen so genannten Personen und keinem in der Welt zugleich mit müsse zukommen können? Fast scheint es so.

Aber diesen Irrthum hatte Aristoteles schon vor zweitausend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen stehende Wahrheit den wesentlichen Unterschied zwischen der Geschichte und Poesie, so wie den größern Nutzen der letztern vor der erstern gegründet. Auch hat er es auf eine so einleuchtende Art gethan, daß ich nur seine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer so offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm seyn könne.

„Aus diesen also", sagt Aristoteles,[1] nachdem er die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Fabel festgesetzt, „aus diesen „also erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht ist, zu erzählen, „was geschehen, sondern zu erzählen, von welcher Beschaffenheit „das Geschehene und was nach der Wahrscheinlichkeit oder Noth„wendigkeit dabei möglich gewesen. Denn Geschichtschreiber und „Dichter unterscheiden sich nicht durch die gebundene oder unge„bundene Rede: indem man die Bücher des Herodotus in ge„bundene Rede bringen kann, und sie darum doch nichts weni„ger in gebundener Rede eine Geschichte seyn werden, als sie es „in ungebundener waren. Sondern darin unterscheiden sie sich, „daß jener erzählt, was geschehen; dieser aber, von welcher Be„schaffenheit das Geschehene gewesen. Daher ist denn auch die „Poesie philosophischer und nützlicher als die Geschichte. Denn „die Poesie geht mehr auf das Allgemeine und die Geschichte auf „das Besondere. Das Allgemeine aber ist, wie so oder so ein „Mann nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit sprechen „und handeln würde; als worauf die Dichtkunst bei Ertheilung „der Namen sieht. Das besondere hingegen ist, was Alcibiades „gethan oder gelitten hat. Bei der Komödie nun hat sich dieses „schon ganz offenbar gezeigt; denn wenn die Fabel nach der „Wahrscheinlichkeit abgefaßt ist, legt man die etwaigen Namen „sonach bei, und macht es nicht wie die jambischen Dichter, die „bei dem Einzelnen bleiben. Bei der Tragödie aber hält man „sich an die schon vorhandenen Namen, aus Ursache, weil das „Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht möglich glauben, „was nie geschehen, dahingegen was geschehen, offenbar möglich „seyn muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es nicht möglich

[1] Dichtk. 9. Kapitel.

„wäre. Und doch ſind auch in den Tragödien in einigen nur ein „oder zwei bekannte Namen, und die übrigen ſind erdichtet; in „einigen auch gar keiner, ſo wie in der Blume des Agathon. „Denn in dieſem Stücke ſind Handlungen und Namen gleich „erdichtet, und doch gefällt es darum nichts weniger.“

In dieſer Stelle, die ich nach meiner eigenen Ueberſetzung anführe, mit welcher ich ſo genau bei den Worten geblieben bin als möglich, ſind verſchiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falſch verſtanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das iſt unwiderſprechlich, daß Ariſtoteles ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Tragödie und Komödie in Anſehung ihrer Allgemeinheit macht. Die einen ſowohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nämlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καθολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele (οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνομαται ἐπιτιθεμενη), welches ſich beſonders bei der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nachzuſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabei gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bei der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐζι δε καθολου μεν, τῳ ποιῳ τα ποι ἀττα συμβαινει λεγειν, ἡ πραττειν κατα το εἰκος, ἡ το ἀναγκαιον, οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνομαται ἐπιτιθεμενη, überſetzt Dacier: une chose générale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou nécessairement, ce qui est le but de la Poésie lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine iſt, was einer, vermöge eines gewiſſen Cha„rakters, nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet „oder thut. Dieſes Allgemeine iſt der Endzweck der Dichtkunſt, „auch wenn ſie den Perſonen beſondere Namen beilegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte ſtehen beide für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beide, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors même, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors même, dieſes auch wenn heißt bei ihnen nichts mehr, als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach bloß ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen Namen von einzelnen Perſonen beilege, ſie dem ungeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will,[1] zeigen dieſes deutlich. Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poeſie, ungeachtet der von einzelnen Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, οὐ ζοχαζεται. Ich ſollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerlei wäre. Iſt es aber nicht einerlei: ſo geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigſtes Stück.

Den 11. März 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt: *Και μεν οὐν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν· συζησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὐτω τα τυχοντα ὀνομαται ἐπιτιθασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαζον ποιουσιν.* Ich muß auch hiervon die Ueberſetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la Comédie, car les Poètes comiques, après avoir dressé leur sujet sur la vraisemblance imposent

[1] Aristote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, sur la définition, qu'il vient de donner d'une chose générale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu'Homère, par exemple, n'a point en vue d'écrire une action générale et universelle, mais une action particulière, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon. Ulysse etc., et que par consequent, il n'y a aucune différence entre Homère et un Historien, qui auroit écrit les actions d'Achille. Le Philosophe va au devant de cette objection, en faisant voir que les Poètes, c'est à dire, les Auteurs d'une Tragédie ou d'un Poëme Épique, lors même, qu'ils imposent les noms à leurs personnages ne pensent en aucune manière à les faire parler véritablement, ce qu'ils seroient obligés de faire, s'ils écrivoient les actions particulières et véritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils se proposent de les faire parler et agir nécessairement ou vraisemblablement: c'est à dire, de leur faire dire, et faire tout ce que des hommes de ce même caractère devoient faire et dire en cet état, ou par nécessité, ou au moins selon les règles de la vraisemblance; ce qui prouve incontestablement que ce sont des actions générales et universelles. Nichts anders ſagt auch Hr. Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beiſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zufolge würden es nur perſonifirte Charaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

après cela à leurs personnages tels noms qu'il leur plaît, et n'imitent pas les Poètes satyriques, qui ne s'attachent qu'aux choses particulières. Und Curtius: „In dem Luſt„ſpiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar geweſen. Denn wenn die „Komödienſchreiber den Plan der Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit entworfen haben, legen ſie den Perſonen willkürliche „Namen bei, und ſetzen ſich nicht, wie die jambiſchen Dichter, „einen beſondern Vorwurf zum Ziele.“ Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles hier vornehmlich ſagen will? Beide laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die jambiſchen (das iſt, ſatyriſchen Dichter), und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen gingen, denen ſie willkürliche Namen, tels noms qu'il leur plaît, beilegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνοματα dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Ueberſetzer das οὐτω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes οὐτω gar nichts zu ſagen? Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem οὐτω zu folge legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen nicht allein willkürliche Namen bei, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkürlichen Namen ſo, οὐτω bei. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweife: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren Perſonen Namen: welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſonen ausdrückten; mit einem Worte, ſie gab ihnen redende Namen, Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina personarum, ſagt er bei Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comoediis duntaxat, habere debent rationem et etymologiam. Etenim absurdum est, comicum aperte argumentum confingere, vel nomen personae incongruum dare vel officium quod sit a nomine diversum.[1] Hinc servus fidelis Parmeno: infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraso vel Polemon: juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, et puer ab odore Storax: vel a ludo et a gesticulatione Circus: et item similia. In quibus summum Poëtae vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit nisi per ἀντιφρασιν nomen imposuerit joculariter, ut Misargyrides in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beiſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bei dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs und haben der Etymologie nach immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit mehrern gemein haben können, wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bei einer ſo bekannten Sache nicht verweilen; aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klärer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unläugbarer ſeyn, als daß ἐπι μεν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν, daß ſich dieſe Rückſicht bei der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprung an, das iſt, ſobald ſich die jambiſchen Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand, ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme, er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmarutzer, der dieſem um das Maul ging, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt, er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers, er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verboten war, ſich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe und folglich bei ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd;[1] aber

[1] Dieſe Periode könnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nämlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielt, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen oder Beſchäftigungen beilegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freilich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bei ihm, was er ſeinen Perſonen für Namen beilegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach dürfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweideutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nämlich entweder: Absurdum est, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen personae etc. Oder auch aperte argumentum confingere et nomen personae u. ſ. w.

[1] Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama. From the acount of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what it was in Aristotle's time; who defines it to be, an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the state and practice of the Athenian stage; that is from the old or middle comedy, which answer to this description. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieſes nimmt Hurd bloß an, damit ſeine Erklärung der Komödie mit der Ariſtoteliſchen nicht ſo geradezu zu ſtreiten ſcheine. Ariſtoteles hat die neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nicomachus, wo er von dem anſtändigen und unanſtändigen Scherze handelt (Lib. IV. cap. 14.). Ἰδοι δ' ἀν τις και ἐκ των κωμῳδιων των παλαιων και των καινων. Τοις μεν γαρ ἠν γελοιον ἡ αισχρολογια, τοις δε μαλλον ἡ ὑπονοια. Man könnte zwar ſagen, daß unter der neuen Komödie hier die mittlere verſtanden werde; denn als noch keine neue geweſen, habe nothwendig die mittlere die neue heißen müſſen. Man könnte hinzuſetzen, daß Ariſtoteles in eben der Olympiade geſtorben, in welcher Menander ſein erſtes Stück aufführen laſſen und zwar noch das Jahr vorher (Eusebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4.). Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erſte Dichter dieſer Epoche dem poetiſchen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, ſchrieb viel früher, und der Uebergang von

es iſt eben ſo falſch, als falſch es iſt, daß die ältere griechiſche Komödie ſich nur wahrer Namen bedient habe. Selbſt in denjenigen Stücken, deren vornehmſte, einzige Abſicht es war, eine gewiſſe bekannte Perſon lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieſer Perſon, die übrigen faſt alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Einundneunzigſtes Stück.

Den 15. März 1768.

Ja die wahren Namen ſelbſt, kann man ſagen, gingen nicht ſelten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Ariſtophanes nicht den einzelnen Sokrates, ſondern alle Sophiſten, die ſich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophiſt überhaupt, war ſein Gegenſtand, und er nannte dieſen nur Sokrates, weil Sokrates als ein ſolcher verſchrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; ſo daß Sokrates in dem Theater getroſt aufſtehen, und ſich der Vergleichung preis geben konnte! Aber wie ſehr verkennt man das Weſen der Komödie, wenn man dieſe nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt, und ſie durchaus dafür nicht erkennen will, was ſie doch ſind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Perſönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe ſich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechiſchen Komödie überhaupt verſchiedenes ſagen, was von den Gelehrten ſo genau noch nicht aus einander geſetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe ſich anmerken, daß dieſer Gebrauch keineswegs in der ältern griechiſchen Komödie allgemein geweſen,[1] daß ſich nur der und jener Dichter gelegentlich deſſelben erkühnt,[2] daß er folglich nicht als ein unterſcheidendes Merkmal dieſer Epoche der Komödie zu betrachten.[1] Es ließe ſich zeigen, daß als er endlich durch ausdrückliche Geſetze unterſagt war, doch noch immer gewiſſe Perſonen von dem Schutze dieſer Geſetze entweder namentlich ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen gehalten wurden. In den Stücken des Menanders ſelbſt wurden noch Leute genug bei ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht.[2] Doch ich muß mich nicht aus einer Ausſchweifung in die andere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Ariſtophaniſche Sokrates nicht den einzelnen Mann dieſes Namens vorſtellte, noch vorſtellen ſollte; ſo wie dieſes perſonifirte Ideal einer eiteln und

der mittlern zur neuen Komödie war ſo unmerklich, daß es dem Ariſtoteles unmöglich an Muſtern derſelben kann gefehlt haben. Ariſtophanes ſelbſt hatte ſchon ein ſolches Muſter gegeben; ſein Kokalos war ſo beſchaffen, wie ihn Philemon ſich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: *Κοκαλον*, heißt es in dem Leben des Ariſtophanes, *ἐνῳ εἰσαγει φθοραν και ἀναγνωρισμον και, τἀλλα παντα ἁ ἐζηλωσε Μενανδρος.* Wie nun alſo Ariſtophanes Muſter von allen verſchiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, ſo konnte auch Ariſtoteles ſeine Erklärung der Komödie überhaupt auf ſie alle einrichten. Das that er denn, und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche dieſe Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte ſie nur recht verſtehen dürfen, und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um ſeine an und für ſich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Ariſtoteliſchen zu ſetzen, ſeine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Ariſtoteles zu nehmen.

[1] Wenn nach dem Ariſtoteles das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, *οὐ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος*, genommen worden: ſo wird man, allem Anſehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewiſſen Perſon: indem *Μαργειτης* wohl eher von *μαργης* gemacht worden, als daß *μαργης* von *Μαργειτης* ſollte entſtanden ſeyn. Von verſchiedenen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß ſie ſich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bei wahren Namen nicht möglich geweſen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

[2] Die perſönliche und namentliche Satyre war ſo wenig eine weſentliche Eigenſchaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennt, der ſich ihrer zuerſt erkühnt. Es war Cratinus, welcher zuerſt *τῳ χαριεντι της κωμῳδιας το ὠφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσια μαζιγι τῃ κωμῳδια κολαζων.* Und auch dieſer wagte ſich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Ariſtophanes wollte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, daß er es ſey, welcher ſich zuerſt an die Großen des Staats gewagt habe (Ir. v. 750.):

Ουκ ἰδιωτας ἀνθρωπισκους κωμῳδων, οὐδε γυναικας,
Ἀλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιστοις ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar dieſe Kühnheit als ſein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchſt eiferſüchtig, als er ſah, daß ihm ſo viele andere Dichter, die er verachtete, darin nachfolgten.

[1] Welches gleichwohl faſt immer geſchieht. Ja man geht noch weiter und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden geweſen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier ſelbſt ſagt: Aristote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus et Phormis inventèrent les sujets de leurs pièces, puisque l'un et l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comédie, où il n'y avoit rien de feint, et que ces avantures feintes ne commencèrent à être mises sur le théatre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'est à dire dans la nouvelle Comédie. (Remarque sur le Chap. V. de la Poét. d'Arist.) Man ſollte glauben, wer ſo etwas ſagen könne, müßte nie auch nur einen Blick in den Ariſtophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten griechiſchen Komödie war eben ſowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der neuen nur immer ſeyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Ariſtophanes ſtellt eine Begebenheit vor, die wirklich geſchehen wäre; und wie kann man ſagen, daß ſie der Dichter deßwegen nicht erfunden, weil ſie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anſpielt? Wenn Ariſtoteles als ausgemacht annimmt, *ὁτι τον ποιητην μαλλον των μυθων εἰναι δει ποιητην, ἠ των μετρων*: würde er nicht ſchlechterdings die Verfaſſer der alten griechiſchen Komödie aus der Klaſſe der Dichter haben ausſchließen müſſen, wenn er geglaubt hätte, daß ſie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber ſo wie es nach ihm in der Tragödie gar wohl mit der poetiſchen Erfindung beſtehen kann, daß Namen und Umſtände aus der wahren Geſchichte entlehnt ſind, ſo muß es ſeiner Meinung nach auch in der Komödie beſtehen können. Es kann unmöglich ſeinen Begriffen gemäß geweſen ſeyn, daß die Komödie dadurch, daß ſie wahre Namen brauche und auf wahre Begebenheiten anſpiele, wiederum in die jambiſche Schmähſucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß ſich das *καθολου ποιειν λογους ἠ μυθους* gar wohl damit vertrage. Er geſteht dieſes den älteſten komiſchen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Ariſtophanes nicht abgeſprochen haben, ob er ſchon wußte, wie ſehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, ſondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

[2] Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verbot, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in ſeiner Republik einführen wollte (*μητε λογῳ, μητε εἰκονι, μητε θυμῳ, μητε ἀνευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμῳδειν*), iſt in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch ſo mancher cyniſche Philoſoph, noch ſo manche Buhlerin mit Namen genennt ward; man könnte antworten, daß dieſer Abſchaum von Menſchen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Kteſippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß athenienſiſcher Bürger, ſo gut wie einer, und man ſehe, was Menander von ihm ſagte (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.).

n Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates
eil Sokrates als ein solcher Täuscher und Verführer
il bekannt war, zum Theil noch bekannter werden
wie bloß der Begriff von Stand und Charakter, den
dem Namen Sokrates verband und noch näher ver-
lte, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmte:
bloß der Begriff des Charakters, den wir mit den
Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind,
e, warum der tragische Dichter seinen Personen diese
theilt. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf,
uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer be-
machen, nicht um das Gedächtniß derselben zu er-
ondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten,
ern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können
en. Nun ist zwar wahr, daß wir diesen ihren Charakter
wirklichen Begegnissen abstrahirt haben; es folgt aber
us nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre
e zurückführen müsse; er kann uns nicht selten weit
eit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen
iche weiter nichts gemein haben, als daß sie mit ihnen
Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und
riche hergeflossen sind, welche ihre Lauterheit verdor-
. In diesem Falle wird der Poet jene erfundene den
schlechterdings vorziehen, aber den Personen noch im-
wahren Namen lassen. Und zwar aus einer doppelten
einmal, weil wir schon gewohnt sind, bei diesen Na-
Charakter zu denken, wie er ihn in seiner Allgemein-
zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Be-
n anzuhängen scheinen, und alles, was einmal ge-
laubwürdiger ist, als was nicht geschehen. Die erste
achen fließt aus der Verbindung der Aristotelischen
überhaupt; sie liegt zum Grunde, und Aristoteles hatte
ig, sich umständlicher bei ihr zu verweilen; wohl aber
eiten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden
Doch diese liegt jetzt außer meinem Wege, und die
insgesammt haben sie weniger mißverstanden als jene.
also auf die Behauptung des Diderot zurück zu kom-
nn ich die Lehre des Aristoteles richtig erklärt zu haben
arf, so darf ich auch glauben, durch meine Erklärung
u haben, daß die Sache selbst unmöglich anders seyn
s sie Aristoteles lehrt. Die Charaktere der Tragödie
en so allgemein seyn, als die Charaktere der Komödie.
schied, den Diderot behauptet, ist falsch, oder Diderot
r der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas an-
hen, als Aristoteles darunter verstand.

Zweiundneunzigstes Stück.

Den 18. März 1768.

arum könnte das Letztere nicht seyn? Finde ich doch
andern, nicht minder trefflichen Kunstrichter, der sich
o ausdrückt als Diderot, fast eben so geradezu dem
zu widersprechen scheint, und gleichwohl im Grunde
widerspricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunst-
r denjenigen erkennen muß, der noch das meiste Licht
Materie verbreitet hat.

t dieses der englische Commentator der Horazischen
, Hurd, ein Schriftsteller aus derjenigen Klasse, die
ersetzungen bei uns immer am spätesten bekannt wer-
den. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreisen, um diese seine Bekanntmachung zu beschleunigen. Wenn der Deutsche, der ihr gewachsen wäre, sich noch nicht gefunden hat, so dürften vielleicht auch der Leser unter uns noch nicht viele seyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann voll guten Willens übereile sich also lieber damit nicht und sehe, was ich von einem noch unübersetzten guten Buche hier sage, ja für keinen Wink an, den ich seiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat seinem Commentar eine Abhandlung über die verschiednen Gebiete des Drama beigefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Gesetze dieser Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Gränzen der verschiedenen Gattungen derselben festzusetzen. Gleichwohl müsse auch dieses geschehen, um von dem eigenen Verdienste einer jeden Gattung insbesondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er also die Absicht des Drama überhaupt und der drei Gattungen desselben, die er vor sich findet, der Tragödie, der Komödie und des Possenspiels, insbesondere festgesetzt: so folgert er aus jener allgemeinen und aus diesen besondern Absichten sowohl diejenigen Eigenschaften, welche sie unter sich gemein haben, als diejenigen, in welchen sie von einander unterschieden seyn müssen.

Unter die letztern rechnet er in Ansehung der Komödie und Tragödie auch diese, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher sey. Hierauf fährt er fort: The same genius in the two dramas is observable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetousness itself. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty but of a cruel man. D. i.: „In dem nämlichen „Geiste schildern die zwei Gattungen des Drama auch ihre „Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere ge„neral; die Tragödie particular. Der Geizige des Moliere „ist nicht so eigentlich das Gemälde eines geizigen Mannes, „als des Geizes selbst. Racine's Nero hingegen ist nicht das „Gemälde der Grausamkeit, sondern nur eines grausa„men Mannes."

Hurd scheint so zu schließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, so müssen auch ihre Charaktere wahr, das ist, so beschaffen seyn, wie sie wirklich in den Individuen existiren; wenn hingegen die Komödie sich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrscheinliche Begebenheiten, in welchen sich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber sind als wahre, die ihnen einen so weiten Spielraum nicht erlauben: so dürfen und müssen auch ihre Charaktere selbst allgemeiner seyn, als sie in der Natur existiren; angesehen dem Allgemeinen selbst in unserer Einbildungskraft eine Art von Existenz zukommt, die sich gegen die wirkliche Existenz des Einzelnen eben wie das Wahrscheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob diese Art zu schließen, nicht ein bloßer Zirkel ist; ich will die Schlußfolge bloß annehmen, so wie sie da liegt und wie sie der Lehre des Aristoteles schnurstracks zu widersprechen scheint. Doch, wie gesagt, sie scheint es bloß, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellt.

„Es wird aber," fährt er fort, „hier dienlich seyn; einer „doppelten Verstoßung vorzubauen, welche der eben ange„führte Grundsatz zu begünstigen scheinen könnte.

„Die erste betrifft die Tragödie, von der ich gesagt habe, „daß sie partikuläre Charaktere zeige. Ich meine ihre Charak„tere sind partikulärer, als die Charaktere der Komödie. Das „ist: die Absicht der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt es „nicht, daß der Dichter von den charakteristischen Umständen, „durch welche sich die Sitten schildern, so viele zusammen zieht, „als die Komödie. Denn in jener wird von dem Charakter nicht „mehr gezeigt, als so viel der Verlauf der Handlung unum„gänglich erfordert. In dieser hingegen werden alle Züge, durch „die er sich zu unterscheiden pflegt, mit Fleiß aufgesucht und „angebracht.

„Es ist fast wie mit dem Porträtmalen. Wenn ein großer „Meister ein einzelnes Gesicht abmalen soll, so giebt er ihm „alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es Ge„sichtern von der nämlichen Art nur so weit ähnlich, als es ohne „Verletzung des allergeringsten eigenthümlichen Zuges geschehen „kann. Soll eben derselbe Künstler hingegen einen Kopf über„haupt malen, so wird er alle die gewöhnlichen Mienen und „Züge zusammen anzubringen suchen, von denen er in der ge„sammten Gattung bemerkt hat, daß sie die Idee am kräftigsten „ausdrücken, die er sich jetzt in Gedanken gemacht hat und in „seinem Gemälde darstellen will.

„Eben so unterscheiden sich die Schildereien der beiden Gat„tungen des Drama; woraus denn erhellt, daß, wenn ich den „tragischen Charakter partikular nenne, ich bloß sagen will, „daß er die Art, zu welcher er gehört, weniger vorstellig macht, „als der komische; nicht aber, daß das, was man von dem „Charakter zu zeigen für gut befindet, es mag nun so wenig seyn, „als es will, nicht nach dem Allgemeinen entworfen seyn „sollte, als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet „und umständlich erläutert habe.[1]

„Was zweitens die Komödie anbelangt, so habe ich gesagt, „daß sie generale Charaktere geben müsse, und habe zum „Beispiel den Geizigen des Moliere angeführt, der mehr der „Idee des Geizes als eines wirklichen geizigen Mannes „entspricht. Doch auch hier muß man meine Worte nicht in „aller ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich in diesem „Beispiele selbst fehlerhaft; ob es schon sonst mit der erforder„lichen Erklärung nicht ganz unschicklich seyn wird, meine Mei„nung begreiflich zu machen.

„Da die komische Bühne die Absicht hat, Charaktere zu „schildern, so meine ich, kann diese Absicht am vollkommensten „erreicht werden, wenn sie diese Charaktere so allgemein macht, „als möglich. Denn indem auf diese Weise die in dem Stücke „aufgeführte Person gleichsam der Repräsentant aller Charaktere „dieser Art wird, so kann unsere Lust an der Wahrheit der Vor„stellung so viel Nahrung darin finden, als nur möglich. Es „muß aber sodann diese Allgemeinheit sich nicht bis auf unsern „Begriff von den möglichen Wirkungen des Charakters, im „Abstracto betrachtet, erstrecken, sondern nur bis auf die wirk„liche Aeußerung seiner Kräfte, so wie sie von der Erfahrung „gerechtfertigt werden und im gemeinen Leben stattfinden können. „Hierin haben Moliere und vor ihm Plautus gefehlt; statt der „Abbildung eines geizigen Mannes haben sie uns eine „grillenhafte widrige Schilderung der Leidenschaft des Gei„zes gegeben. Ich nenne es eine grillenhafte Schilderung, „weil sie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine „widrige Schilderung; denn da es die Schilderung einer ein„fachen unvermischten Leidenschaft ist, so fehlen ihr alle „die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr „Kraft und Leben ertheilen könnte. Diese Lichter und Schatten „sind die Vermischung verschiedener Leidenschaften, welche mit „der vornehmsten oder herrschenden Leidenschaft zusammen „den menschlichen Charakter ausmachen; und diese Vermischung „muß sich in jedem dramatischen Gemälde von Sitten finden, „weil es zugestanden ist, daß das Drama vornehmlich das wirk„liche Leben abbilden soll. Doch aber muß die Zeichnung der „herrschenden Leidenschaft so allgemein entworfen seyn, als es „ihr Streit mit den andern in der Natur nur immer zulassen „will, damit der vorzustellende Charakter sich desto kräftiger „ausdrücke.

[1] Bei den Versen der horazischen Dichtkunst: Respicere exemplar vitae morumque jubebo Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces, wo Hurd zeigt, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen solchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden besondern Falle angemessen, aber nicht mit *einer allgemeinen* Natur übereinstimmend sey.

Dreiundneunzigstes Stück.

Den 22. März 1768.

„Alles dieses läßt sich abermals aus der Malerei sehr wohl „erläutern. In charakteristischen Porträten, wie wir „diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der Sitten „geben sollen, wird der Artist, wenn er ein Mann von wirk„licher Fähigkeit ist, nicht auf die Möglichkeit einer abstrakten „Idee losarbeiten. Alles was er sich vornimmt zu zeigen wird „dieses seyn, daß irgend eine Eigenschaft die herrschende ist; „diese drückt er stark und durch solche Zeichen aus, als sich in „den Wirkungen der herrschenden Leidenschaft am sichtbarsten „äußern. Und wenn er dieses gethan hat, so dürfen wir, nach „der gemeinen Art zu reden, oder wenn man will, als ein „Compliment gegen seine Kunst, gar wohl von einem solchen „Porträte sagen, daß es uns nicht sowohl den Menschen, als „die Leidenschaft zeige; gerade so wie die Alten von der berühm„ten Bildsäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, „daß sie nicht sowohl den zornigen Apollodorus, als die Leiden„schaft des Zornes vorstelle.[1] Dieses aber muß bloß so ver„standen werden, daß er die hauptsächlichen Züge der vorgebil„deten Leidenschaft gut ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen „behandelt er seinen Vorwurf eben so, wie er jeden andern be„handeln würde: daß ist, er vergißt die mitverbundenen „Eigenschaften nicht, und nimmt das allgemeine Ebenmaaß „und Verhältniß, welches man an einer menschlichen Figur er„wartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur schildern, „welche uns kein Beispiel von einem Menschen giebt, der ganz „und gar in eine einzige Leidenschaft verwandelt wäre. Keine „Metamorphose könnte seltsamer und unglaublicher seyn. Gleich„wohl sind Porträte in diesem tadelhaften Geschmacke verfertigt, „die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn sie in einer „Sammlung das Gemälde, z. E. eines Geizigen (denn ein „gewöhnlicheres giebt es wohl in dieser Gattung nicht), erblicken,

[1] Non hominem ex aere fecit, sed iracundiam. Plinius libr. 34. 8.

nd nach dieſer Idee jede Muskel, jeden Zug angeſtrengt, rzerrt und überladen finden, ſicherlich nicht ermangeln, ihre illigung und Bewunderung darüber zu äußern. — Nach eſem Begriffe der Vortrefflichkeit würde Le Bruns Buch n den Leidenſchaften eine Folge der beſten und richtigſten oraliſchen Porträte enthalten, und die Charaktere des Theoraſts müßten, in Abſicht auf das Drama, den Charaktern s Terenz weit vorzuziehen ſeyn.

„Ueber das erſtere dieſer Urtheile würde jeder Virtuoſe in n bildenden Künſten unſtreitig lachen. Das letztere aber, rchte ich, dürften wohl nicht alle ſo ſeltſam finden; wenigns nach der Praxis verſchiedener unſerer beſten komiſchen chriftſteller und nach dem Beifalle zu urtheilen, welchen dericken Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es ließen ſich icht faſt aus allen charakteriſtiſchen Komödien Beiſpiele anhren. Wer aber die Ungereimtheit, dramatiſche Sitten nach ſtracten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte ſehen ill, der darf nur B. Johnſon's Jedermann aus ſeinem umor[1] vor ſich nehmen, welches ein charakteriſtiſches Stück

[1] Beim B. Johnſon ſind zwei Komödien, die er vom Humor bent hat: die eine Every Man in his Humour und die andere Every n out of his Humour. Das Wort Humor war zu ſeiner Zeit gekommen und wurde auf die lächerlichſte Weiſe gemißbraucht. wohl dieſen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn deſſelben, berkt er in folgender Stelle ſelbſt:

As when some one peculiar quality
Doth so posses a Man, that i doth draw
All his affects, his spirits, and his powers,
In their constructions, all to run one way,
This may be truly said to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather.
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of shoe-tye, or the Switzer's knot
On his French garters, should affect a humour!
O, it is more than most ridiculous.

In der Geſchichte des Humors ſind beide Stücke des Johnſon ſehr wichtige Dokumente und das letztere noch mehr als das ere. Der Humor, den wir den Engländern jetzt ſo vorzüglich hreiben, war damals bei ihnen großentheils Affectation, und nehmlich dieſe Affectation lächerlich zu machen, ſchilderte Johnſ Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der rtirte und nie der wahre Humor ein Gegenſtand der Komödie . Denn nur die Begierde, ſich von andern auszuzeichnen, ſich h etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, iſt eine allgeine menſchliche Schwachheit, die nach Beſchaffenheit der Mittel, he ſie wählt, ſehr lächerlich oder auch ſehr ſtrafbar werden kann. aber, wodurch die Natur ſelbſt oder eine anhaltende, zur Natur rdene Gewohnheit einen einzelnen Menſchen von allen andern eichnet, iſt viel zu ſpeciell, als daß es ſich mit der allgemeinen oſophiſchen Abſicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte tor in vielen engliſchen Stücken dürfte ſonach auch wohl das me, aber nicht das Beſſere derſelben ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſich em Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten matiſchen Dichter wußten das Kunſtſtück, ihre Perſonen auch ohne tor zu individualiſiren, ja die alten Dichter überhaupt. Wohl zeigen die alten Geſchichtſchreiber und Redner dann und wann tor, wenn nämlich die hiſtoriſche Wahrheit oder die Aufklärung gewiſſen Facti dieſe genaue Schilderung κατ' ἐξοχον erfordert. habe Exempel davon fleißig geſammelt, die ich auch bloß darum Ordnung bringen zu können wünſchte, um gelegentlich einen Fehwieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden iſt. Wir ſetzen nämlich jetzt faſt durchgängig Humor durch Laune, und ich he mir bewußt zu ſeyn, daß ich der erſte bin, der es ſo überſetzt Ich habe ſehr unrecht daran gethan und ich wünſchte, daß man nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwiderſprechlich beſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gerem Verſtande gerade entgegen geſetzte Dinge ſind. Laune kann zu

„ſeyn ſoll, in der That aber nichts als eine unnatürliche und, „wie es die Maler nennen würden, harte Schilderung einer „Gruppe von für ſich beſtehenden Leidenſchaften iſt, „wovon man das Urbild in dem wirklichen Leben nirgends findet. „Dennoch hat dieſe Komödie immer ihre Bewunderer gehabt, „und beſonders muß Randolph von ihrer Einrichtung ſehr „bezaubert geweſen ſeyn, weil er ſie in ſeinem Spiegel der „Muſe ausdrücklich nachgeahmt zu haben ſcheint.

„Auch hierin, müſſen wir anmerken, iſt Shakeſpeare, ſo wie „in allen andern noch weſentlichern Schönheiten des Drama, „ein vollkommenes Muſter. Wer ſeine Komödien in dieſer Ab„ſicht aufmerkſam durchleſen will, wird finden, daß ſeine auch „noch ſo kräftig gezeichneten Charaktere den größten „Theil ihrer Rollen durch ſich vollkommen wie alle andere aus„drücken, und ihre weſentlichen und herrſchenden Eigenſchaften „nur gelegentlich, ſo wie die Umſtände eine ungezwungene Aeu„ßerung veranlaſſen, an den Tag legen. Dieſe beſondere Vor„trefflichkeit ſeiner Komödien entſtand daher, daß er die Natur „getreulich kopirte und ſein reges und feuriges Genie auf alles „aufmerkſam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen dien„liches aufſtoßen konnte; dahingegen Nachahmung und „geringere Fähigkeiten kleine Scribenten verleiten, ſich „um die Fertigkeit zu beeifern, dieſen einen Zweck keinen Augen„blick aus dem Geſichte zu laſſen, und mit der ängſtlichen Sorg„falt ihre Lieblingscharaktere in beſtändigem Spiele und ununter„brochener Thätigkeit zu erhalten. Man könnte über dieſe unge„ſchickte Anſtrengung ihres Witzes ſagen, daß ſie mit den Per„ſonen ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewiſſe „ſpaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen ſie mit ihren „Höflichkeiten ſo zuſetzen, daß ſie ihren Antheil an der allgemeinen „Unterhaltung gar nicht nehmen können, ſondern nur immer „zum Vergnügen der Geſellſchaft Sprünge und Männerchen „machen müſſen."

Vierundneunzigſtes Stück.

Den 25. März 1768.

Und ſo viel von der Allgemeinheit der komiſchen Charaktere und den Gränzen dieſer Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig ſeyn, noch erſt die zweite Stelle beizubringen, wo er erklärt zu haben verſichert, in wie weit auch den

Humor werden; aber Humor iſt außer dieſem einzigen Falle nie Laune. Ich hätte die Abſtammung unſers deutſchen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch deſſelben beſſer unterſuchen und genauer erwägen ſollen. Ich ſchloß zu eilig, weil Laune das franzöſiſche Humeur ausdrücke, daß es auch das engliſche Humour ausdrücken könnte; aber die Franzoſen ſelbſt können Humour nicht durch Humeur überſetzen. — Von den genannten zwei Stücken des Johnſon hat das erſte, Jedermann in ſeinem Humor, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Perſonen deſſelben zeigen, iſt weder ſo individuell, noch ſo überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht beſtehen könnte; ſie ſind auch alle zu einer gemeinſchaftlichen Handlung ſo ziemlich verbunden. In dem zweiten hingegen, Jedermann aus ſeinem Humor, iſt faſt nicht die geringſte Fabel; es treten eine Menge der wunderlichſten Narren nach einander auf, man weiß weder wie, noch warum, und ihr Geſpräch iſt überall durch ein paar Freunde des Verfaſſers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt ſind und Betrachtung über die Charaktere der Perſonen und über die Kunſt des Dichters, ſie zu behandeln, anſtellen. Das aus ſeinem Humor, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Perſonen in Umſtände gerathen, in welchen ſie ihres Humors ſatt und überdrüſſig werden.

tragischen Charakteren, ob sie schon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme, ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot und beide mit dem Aristoteles übereinstimmen.

„Wahrheit, sagt er, heißt in der Poesie ein solcher Aus„druck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falsch„heit hingegen ein solcher, als sich zwar zu dem vorhabenden „besondern Falle schickt, aber nicht mit jener allgemeinen „Natur übereinstimmt. Diese Wahrheit des Ausdrucks in der „dramatischen Poesie zu erreichen, empfiehlt Horaz [1] zwei Dinge: „einmal die Socratische Philosophie fleißig zu studiren; zwei„tens sich um die genaue Kenntniß des menschlichen Lebens zu „bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieser „Schule ist, ad veritatem vitae propius accedere; [2] dieses, „um unserer Nachahmung eine desto allgemeinere Aehnlichkeit er„theilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur „erwägen, daß man sich in Werken der Nachahmung an die „Wahrheit zu genau halten kann; und dieses auf doppelte „Weise. Denn entweder kann der Künstler, wenn er die Natur „nachbilden will, sich zu ängstlich befleißigen, alle und jede Be„sonderheiten seines Gegenstandes anzudeuten, und so die „allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder „er kann, wenn er sich diese allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, „sie aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens nach seinem „weitesten Umfange zusammen setzen; da er sie vielmehr von dem „lautern Begriffe, der sich bloß in der Vorstellung der Seele „findet, hernehmen sollte. Dieses letztere ist der allgemeine Ta„del, womit die Schule der niederländischen Maler zu be„legen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und „nicht, wie die italienische, von dem geistigen Ideale der Schön„heit entlehnt. [3] Jenes aber entspricht einem andern Fehler, den „man gleichfalls den niederländischen Meistern vorwirft, und der „dieser ist, daß sie lieber die besondere, seltsame und groteske, „als die allgemeine und reizende Natur sich zum Vorbilde wählen.

„Wir sehen also, daß der Dichter, indem er sich von der ei„genen und besondern Wahrheit entfernt, desto getreuer die all„gemeine Wahrheit nachahmt. Und hieraus ergiebt sich die Ant„wort auf jenen spitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die „Poesie ausgegrübelt hatte und nicht ohne Selbstzufriedenheit „vorzutragen schien. Nämlich, daß die poetische Nachahmung „uns die Wahrheit nur sehr von weitem zeigen könne. Denn „der poetische Ausdruck, sagt der Philosoph, ist das Ab„bild von des Dichters eigenen Begriffen; die Be„griffe des Dichters sind das Abbild der Dinge, und „die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in „dem göttlichen Verstande existirt. Folglich ist der „Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde „eines Bildes, und liefert uns ursprüngliche Wahr„heit nur gleichsam aus der dritten Hand. [4] Aber alle „diese Vernünftelei fällt weg, sobald man die nur gedachte Regel „des Dichters gehörig faßt und fleißig in Ausübung
„Denn indem der Dichter von dem Wesen alles absonde
„allein das Individuum angeht und unterscheidet, übe
„sein Begriff gleichsam alle die zwischen inne liegenden Be
„Gegenstände und erhebt sich so viel möglich zu dem g
„Urbilde, um so das unmittelbare Nachbild der Wah
„werden. Hieraus lernt man denn auch einsehen, was
„viel jenes ungewöhnliche Lob, welches der große Kun
„der Dichtkunst ertheilt, sagen wolle: daß sie, gegen
„schichte genommen, das ernstere und philo
„schere Studium sey: φιλοσοφωτερον και σπουδ
„ρον ποιησις ιστοριας εστιν. Die Ursache, welche gleich
„folgt, ist nun gleichfalls sehr begreiflich: ἡ μεν γαρ
„μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱστορια τα καθ' ἑκαστον
„Ferner wird hieraus ein wesentlicher Unterschied deutl
„sich, wie man sagt, zwischen den zwei großen Nebenbuh
„griechischen Bühne soll befunden haben. Wenn man d
„phokles vorwarf, daß es seinen Charakteren an Wahrhe
„so pflegte er sich damit zu verantworten, daß er die
„schen so schildere, wie sie seyn sollten, Euri
„aber so, wie sie wären. Σοφοκλης ἐφη, αὐτ
„οἱους δει ποιειν, Ευριπιδης δε οἱοι εἰσι. [2] Der Un
„von ist dieser: Sophokles hatte durch seinen ausgeb
„Umgang mit Menschen die eingeschränkte enge Vors
„welche aus der Betrachtung einzelner Charaktere ent
„einen vollständigen Begriff des Geschlechts erwei
„philosophische Euripides hingegen, der seine meiste Zei
„Akademie zugebracht hatte und von da aus das Leben üb
„wollte, hielt seinen Blick zu sehr auf das Einzelne, auf
„existirende Personen geheftet, versenkte das Geschlecht
„Individuum und malte folglich, den vorhabenden Gege
„nach, seine Charaktere zwar natürlich und wahr, al
„dann und wann ohne die höhere allgemeine Aehnlichk
„zur Vollendung der poetischen Wahrheit erfordert wird.

„Ein Einwurf stößt gleichwohl hier auf, den wir n
„angezeigt lassen müssen. Man könnte sagen, „daß philos
„Speculationen die Begriffe eines Menschen eher abstra
„allgemein machen, als sie auf das Individuel
„schränken müßten. Das letztere sey ein Mangel, wel
„der kleinen Anzahl von Gegenständen entspringe,

[1] De arte poet. v. 310, 317. 18.

[2] De Orat. I. 51.

[3] Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat (Cic. Or. 2.).

[4] Plato de Repl. L. X.

[1] Dichtkunst, Kap. 9.

[2] Dichtkunst, Kap. 25.

[3] Diese Erklärung ist der, welche Dacier von der Stelle stoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Ueb scheint Dacier zwar eben das zu sagen, was Hurd sagt: que S faisoit ses Héros, comme ils devoient être et qu' Euri faisoit comme ils étoient. Aber er verbindet im Grunde ei andern Begriff damit. Hurd versteht unter dem Wie s sollten die allgemeine abstrakte Idee des Geschlechts, nach der Dichter seine Personen mehr als nach ihren individuel schiedenheiten schildern müsse. Dacier aber denkt sich dabei ei moralische Vollkommenheit, wie sie der Mensch zu erreich sey, ob er sie gleich nur selten erreiche; und diese, sagt er, phokles seinen Personen gewöhnlicher Weise beigelegt: Soph choit de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujo plus ce qu'une belle Nature étoit capable de faire, que c faisoit. Allein diese höhere moralische Vollkommenheit gehö zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; sie steht dem Individuo nicht dem Geschlechte; und der Dichter, der sie seinen Perso legt, schildert gerade umgekehrt mehr in der Manier des E als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdie als eine Note.

ı zu betrachten vorkommen, und diesem Mangel sey nicht durch abzuhelfen, daß man sich mit mehrern Individuannt mache, als worin die Kenntniß der Welt bestehe; auch dadurch, daß man über die allgemeine Na- Menschen nachdenke, so wie sie in guten moralischen gelehrt werde. Denn die Verfasser solcher Bücher hät- allgemeinen Begriff von der menschlichen Natur nicht ls aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es sey nun ih- en, oder fremden) haben können, ohne welche ihre Bü- st von keinem Werthe seyn würden." Die Antwort dünkt mich, ist diese. Durch Erwägung der all- en Natur des Menschen lernt der Philosoph, wie lung beschaffen seyn muß, die aus dem Uebergewichte Neigungen und Eigenschaften entspringt; das ist, er Betragen überhaupt, welches der beigelegte Charakter . Aber deutlich und zuverlässig zu wissen, wie weit welchem Grade von Stärke sich dieser oder jener Cha- bei besondern Gelegenheiten, wahrscheinlicher Weise würde, das ist einzig und allein eine Frucht von unserer der Welt. Daß Beispiele von dem Mangel dieser bei einem Dichter, wie Euripides war, sehr häufig wesen seyn, läßt sich nicht wohl annehmen; auch wer- sich dergleichen in seinen übrig gebliebenen Stücken den sollten, sie schwerlich so offenbar seyn, daß sie auch meinen Leser in die Augen fallen müßten. Es können heiten seyn, die allein der wahre Kunstrichter zu un- n vermögend ist; und auch diesem kann, in einer ntfernung von Zeit, aus Unwissenheit der griechischen wohl etwas als ein Fehler vorkommen, was im Grunde önheit ist. Es würde also ein sehr gefährliches Unter- seyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, ristoteles diesem Tadel unterworfen zu seyn geglaubt ber gleichwohl will ich es wagen, eine anzuführen, die, sie auch schon nicht nach aller Gerechtigkeit kritisiren enigstens meine Meinung zu erläutern dienen kann.

Fünfundneunzigstes Stück.

Den 29. März 1768.

Geschichte seiner Elektra ist ganz bekannt. Der Dichter dem Charakter dieser Prinzessin ein tugendhaftes, aber lz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu schildern, welch die Härte, mit der man sich gegen sie selbst betrug, war, und durch noch weit stärkere Bewegungsgründe den ward, den Tod eines Vaters zu rächen. Eine solche demüthsverfassung kann der Philosoph in seinem Win- schließen, muß immer sehr bereit seyn, sich zu äußern. kann er wohl einsehen, muß bei der geringsten schick- elegenheit ihren Groll an den Tag legen, und die Aus- ihres Vorhabens beschleunigen zu können wünschen. welcher Höhe dieser Groll steigen darf? d. i. wie stark ihre Rachsucht ausdrücken darf, ohne daß ein Mann, dem menschlichen Geschlechte und mit den Wirkungen nschaften im Ganzen bekannt ist, dabei ausrufen kann: unwahrscheinlich! Dieses auszumachen wird die Theorie von wenig Nutzen seyn. Sogar eine nur mä- kanntschaft mit dem wirklichen Leben ist hier nicht hin- uns zu leiten. Man kann eine Menge Individuen haben, welche den Poeten, der den Ausdruck eines „solchen Grolles bis auf das Aeußerste getrieben hätte, zu recht- „fertigen scheinen. Selbst die Geschichte dürfte vielleicht Exempel „an die Hand geben, wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl „noch weiter getrieben worden, als es der Dichter hier vorge- „stellt. Welches sind denn nun also die eigentlichen Gränzen „derselben, und wodurch sind sie zu bestimmen? Einzig und al- „lein durch Bemerkung so vieler einzelnen Fälle als möglich; „einzig und allein vermittelst der ausgebreitetsten Kenntniß, wie „viel eine solche Erbitterung über dergleichen Charaktere unter „dergleichen Umständen im wirklichen Leben gewöhnlicher „Weise vermag. So verschieden diese Kenntniß in Ansehung „ihres Umfanges ist, so verschieden wird denn auch die Art der „Vorstellung seyn. Und nun wollen wir sehen, wie der vorha- „bende Charakter von dem Euripides wirklich behandelt worden.

„In der schönen Scene, welche zwischen der Elektra und „dem Orestes vorfällt, von dem sie aber noch nicht weiß, daß er „ihr Bruder ist, kommt die Unterredung ganz natürlich auf die „Unglücksfälle der Elektra und auf den Urheber derselben, die „Klytemnestra, so wie auch auf die Hoffnung, welche Elektra „hat, von ihren Drangsalen durch den Orestes befreit zu werden. „Das Gespräch, wie es hierauf weiter geht, ist dieses:

„Orestes. Und Orestes? Gesetzt, er käme nach Argos „zurück —

„Elektra. Wozu diese Frage, da er allem Ansehen nach „niemals zurückkommen wird?

„Orestes. Aber gesetzt, er käme! Wie müßte er es an- „fangen, um den Tod seines Vaters zu rächen?

„Elektra. Sich eben das erkühnen, wessen die Feinde sich „gegen seinen Vater erkühnten.

„Orestes. Wolltest du es wohl mit ihm wagen, deine „Mutter umzubringen?

„Elektra. Sie mit dem nämlichen Eisen umbringen, mit „welchem sie meinen Vater mordete!

„Orestes. Und darf ich das als deinen festen Entschluß „deinem Bruder vermelden?

„Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben!

„Das Griechische ist noch stärker:

„*Θανοιμι, μητρος αἱμ' ἐπισφαξας' ἐμης.*

„Ich will gern des Todes seyn, sobald ich meine „Mutter umgebracht habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß diese letzte Rede „schlechterdings unnatürlich sey. Ohne Zweifel haben sich Bei- „spiele genug ereignet, wo unter ähnlichen Umständen die Rache „sich eben so heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, denke ich, kann „uns die Härte dieses Ausdrucks nicht anders als ein wenig be- „leidigen. Zum mindesten hielt Sophokles nicht für gut, ihn „so weit zu treiben. Bei ihm sagt Elektra unter gleichen Um- „ständen nur das: Jetzt sey dir die Ausführung über- „lassen! Wäre ich aber allein geblieben, so glaube „mir nur, beides hätte mir gewiß nicht mißlingen „sollen; entweder mit Ehren mich zu befreien, „oder mit Ehren zu sterben!

„Ob nun diese Vorstellung des Sophokles der Wahrheit, „in so fern sie aus einer ausgebreitetern Erfahrung, d. i. aus „der Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt gesammelt „worden, nicht weit gemäßer ist, als die Vorstellung des Eu- „ripides, will ich denen zu beurtheilen überlassen, die es w

„beurtheilen fähig sind. Ist sie es, so kann die Ursache keine „andere seyn, als die ich angenommen: daß nämlich Sopho„kles seine Charaktere so geschildert, als er, un„zähligen von ihm beobachteten Beispielen der „nämlichen Gattung zufolge, glaubte, daß sie seyn „sollten; Euripides aber so, als er in der engeren „Sphäre seiner Beobachtungen erkannt hatte, daß „sie wirklich wären."

Vortrefflich! Auch unangesehen der Absicht, in welcher ich diese langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten sie unstreitig so viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leser wohl erlassen wird, mich wegen Einschaltung derselben zu entschuldigen. Ich besorge nur, daß er meine Absicht selbst darüber aus den Augen verloren. Sie war aber diese: zu zeigen, daß auch Hurd, so wie Diderot, der Tragödie besondere und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dem ungeachtet dem Aristoteles nicht widersprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetischen Charakteren und folglich auch von den tragischen verlangt. Hurd erklärt sich nämlich so: der tragische Charakter müsse zwar partikular oder weniger allgemein seyn, als der komische, d. i. er müsse die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorstellig machen; gleichwohl aber müsse das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen seyn, welches Aristoteles fordere. [1]

Und nun wäre die Frage, ob Diderot sich auch so verstanden wissen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, sich nirgends in Widerspruch mit dem Aristoteles finden zu lassen? Mir wenigstens, dem daran gelegen ist, daß zwei denkende Köpfe von der nämlichen Sache nicht Ja und Nein sagen, könnte es erlaubt seyn, ihm diese Auslegung unterzuschieben, ihm diese Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieser Ausflucht selbst ein Wort! — Mich dünkt, es ist eine Ausflucht und ist auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darin in einer doppelten und ganz verschiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragischen Charakter verneinen, ist nicht die nämliche, in welcher es Hurd von ihm bejaht. Freilich beruht eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere schlechterdings ausschlöße?

In der ersten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man das, was man an mehreren oder allen Individuen bemerkt hat, zusammen nimmt; es heißt mit einem Worte ein überladener Charakter: es ist mehr die personifirte Idee eines Charakters, als eine charakterisirte Person. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man von dem, was an mehreren oder allen Individuen bemerkt worden, einen gewissen Durchschnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Wort ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in so fern der Charakter selbst, sondern nur in so fern der Grad, das Maaß desselben gewöhnlich ist.

Hurd hat vollkommen recht, das καθολου des Aristoteles von der Allgemeinheit in der zweiten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Aristoteles diese Allgemeinheit eben so wohl von den komischen als tragischen Charakteren erfo ist es möglich, daß der nämliche Charakter zugleich Allgemeinheit haben kann? Wie ist es möglich, daß überladen und gewöhnlich seyn kann? und gesetz wäre so überladen noch lange nicht, als es die Cha dem getadelten Stücke des Johnson sind; gesetzt, er ließ gar wohl in einem Individuum gedenken, und man spiele, daß er sich wirklich in mehreren Menschen eben so ununterbrochen geäußert habe: würde er be achtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher seyn, Allgemeinheit des Aristoteles zu seyn erlaubt?

Das ist die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier me daß diese Blätter nichts weniger als ein dramatische enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die rigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanke immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich z sprechen scheinen; wenn es denn nur Gedanken sind, be sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts menta cognitionis ausstreuen.

Sechsundneunzigster Brief.

Den 1. April 1768.

Den zweiundfunfzigsten Abend (Dienstags, den wurden des Herrn Romanus Brüder wiederholt.

Oder sollte ich nicht vielmehr sagen: die Brüder d Romanus? Nach einer Anmerkung nämlich, welche bei Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Han fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi poëtae; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Tere Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulae poëta, quam de poëtae nomine fabula commen Herr Romanus hat seine Komödien zwar ohne seine herausgegeben, aber doch ist sein Name durch sie bekann den. Noch jetzt sind diejenigen Stücke, die sich auf unser von ihm erhalten haben, eine Empfehlung seines Nam in Provinzen Deutschlands genannt wird, wo er ohne nie wäre gehört worden. Aber welches widrige Schi auch diesen Mann abgehalten, mit seinen Arbeiten für d ter so lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört seinen Namen zu empfehlen, und sein Name dafür di empfohlen hätte?

Das meiste, was wir Deutsche noch in der schönen haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurthe uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukon diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, habe hastere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welche Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödie Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, chen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes schäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter sollen wir sein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben man ja nichts anders schreiben, als was mit der Grat dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute von der lieben Vaterstand, eine erbauliche Predigt gleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne

[1] In calling the tragic character particular, I suppose it only less representative of the kind than the comic; not that the draught of so much character as it is concerned to represent should not be general.

nicht bloß sagen gegen die schöne Literatur der Alten, ogar fast gegen aller neuern polirten Völkern ihre, ein liches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange rd. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt blich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knoigeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die n, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, zu seiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem zen eckeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen den-

Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. E. in öchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprich-Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: eng macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch n will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, nmal da gewesen und kommt nicht wieder.

nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, elbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen childern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen hen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken anders sagt Plutarch, [1] daß sie mit seinen spätern und Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen gt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint hl, daß Menander starb? Wie viel Komödien meint hl, daß er erst geschrieben hatte? Nicht weniger als ndfünfe; und nicht jünger als zweiundfünfzig.

er von allen unsern verstorbenen komischen Dichtern, n es sich noch der Mühe verlohnte zu reden, ist so alt n; keiner von den jetztlebenden ist es noch zur Zeit; n beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Kritik sollte von ihnen nicht eben das zu sagen haben, von dem Menander zu sagen fand? — Sie wage es und spreche!

nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen Wir haben, dem Himmel sey Dank, jetzt ein Geschlecht n Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle rdächtig zu machen. „Genie! Genie!“ schreien sie. „Das gt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, !“ So schmeicheln sie dem Genie; ich glaube, damit auch für Genies halten sollte. Doch sie verrathen zu ß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie und eben demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln cken das Genie!“ — Als ob sich Genie durch etwas in t unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, lbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunst- Genie; aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. ie Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält lgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten aus-

Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung ne Thätigkeit verringern können? Vernünfteln darüber , so viel ihr wollt; es versteht euch nur, in so fern es gemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle nd erkennet; und nur von diesem einzelnen Falle bleibt ung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine icht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eignen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken.

Eben so wenig wissen diese weise Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publicum mache, so lustig wimmern? Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß die Farben besselben nur Staub sind.

„Unser Theater, sagen sie, ist noch in einem viel zu zarten „Alter, als daß es den monarchischen Scepter der Kritik er„tragen könne. — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, „wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit „wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß „durch Beispiele, nicht durch Regeln reformirt werden. — „Raisonniren ist leichter, als selbst erfinden.“

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden, oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen, und keine erhaschen? — Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom selbst Erfinden reden? Was für Beispiele haben sie denn gegeben? Was haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu streng ist, und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist als Raisonniren, und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raisonnirt, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

Also, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bei Gelegenheit der ersten Vorstellung der Brüder des Herrn Romanus annoch über dieses Stück versprach! — Die vornehmsten derselben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müssen geglaubt, um sie unsern Sitten näher zu bringen.

Was soll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieser Veränderungen sagen? Wenn wir so wenig Anstoß finden, römische oder griechische Sitten in der Tragödie geschildert zu sehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel ist, die Scene der erstern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unsere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er seine Handlung vorgehen läßt, so genau als möglich zu schildern; da wir in dieser nur unsere eigene Sitten von ihm geschildert zu sehen verlangen? „Dieses, sagte Pope zu

[1] περι της συγκρισεως Αριστ. και Μενανδ. p. 1588. Ed. Henr. L.

„einem Orte, scheint dem ersten Ansehen nach bloßer Eigensinn, „bloße Grille zu seyn: es hat aber doch seinen guten Grund in „der Natur. Das Hauptsächlichste, was wir in der Komödie suchen, „ist ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von dessen Treue „wir aber nicht so leicht versichert seyn können, wenn wir es in „fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der Tra„gödie hingegen ist es die Handlung, was unsere Aufmerksam„keit am meisten an sich zieht. Einen einheimischen Vorfall aber „für die Bühne bequem zu machen, dazu muß man sich mit der „Handlung größere Freiheiten nehmen, als eine zu bekannte „Geschichte verstattet."

Siebenundneunzigstes Stück.

Den 5. April 1768.

Diese Auflösung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend seyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Absicht der Komödie nicht so gut entsprechen, als einheimische: so bleibt noch immer die Frage, ob die einheimischen Sitten nicht auch zur Absicht der Tragödie ein besseres Verhältniß haben als fremde? Diese Frage ist wenigstens durch die Schwierigkeit, einen einheimischen Vorfall ohne allzumerkliche und anstößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freilich erfordern einheimische Sitten auch einheimische Vorfälle; wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichtesten und gewissesten ihren Zweck erreichte, so müßte es ja doch wohl besser seyn, sich über alle Schwierigkeiten, welche sich bei Behandlung dieser finden, wegzusetzen, als in Absicht des Wesentlichsten zu kurz zu fallen, welches ohnstreitig der Zweck ist. Auch werden nicht alle einheimische Vorfälle so merklicher und anstößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, ist man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Aristoteles hat schon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die sich vollkommen so ereignet haben, als sie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur selten sind, so hat er auch schon entschieden, daß sich der Dichter um den wenigern Theil seiner Zuschauer, der von den wahren Umständen vielleicht unterrichtet ist, lieber nicht bekümmern, als seiner Pflicht minder Genüge leisten müsse.

Der Vortheil, den die einheimischen Sitten in der Komödie haben, beruht auf der innigen Bekanntschaft, in der wir mit ihnen stehen. Der Dichter braucht sie uns nicht erst bekannt zu machen; er ist aller hierzu nöthigen Beschreibungen und Winke überhoben; er kann seine Personen sogleich nach ihren Sitten handeln lassen, ohne uns diese Sitten selbst erst langweilig zu schildern. Einheimische Sitten also erleichtern ihm die Arbeit und befördern bei dem Zuschauer die Illusion.

Warum sollte nun der tragische Dichter sich dieses wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Ursache, sich die Arbeit so viel als möglich zu erleichtern, seine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verschwenden, sondern sie ganz für den Hauptzweck zu sparen. Auch ihm kommt auf die Illusion des Zuschauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe, daß sie ihrer ganz und gar entübrigt seyn könne. Aber sonach braucht sie auch keine fremde Sitten, und von dem Wenigen, was sie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer besser seyn, wenn es von einheimischen Sitten hergenommen ist, als von fremden.

Die Griechen wenigstens haben nie andere als ihr Sitten, nicht bloß in der Komödie, sondern auch in der die, zum Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völker deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einm lehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, Wirkungen der Bühne durch unverständliche barbarische entkräften wollen. Auf das Costume, welches unsern tr Dichtern so ängstlich empfohlen wird, hielten sie wen nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Pers des Aeschylus seyn; und die Ursache, warum sie sich s an das Costume binden zu dürfen glaubten, ist aus der der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Pr der mich jetzt gerade am wenigsten angeht. Zwar inl behaupte, daß einheimische Sitten auch in der Tragödie licher seyn würden als fremde, so setze ich schon als m voraus, daß sie es wenigstens in der Komödie sind. U sie das, glaube ich wenigstens, daß sie es sind, so kann die Veränderungen, welche Herr Romanus in Absicht d mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt n ders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche so besonder chische und römische Sitten so innig verwebt sind, umzus Das Beispiel erhält seine Kraft nur von seiner innern scheinlichkeit, die jeder Mensch nach dem beurtheilt, w selbst am gewöhnlichsten ist. Alle Anwendung fällt w wir wir uns erst mit Mühe in fremde Umstände versetzen Aber es ist auch keine leichte Sache mit einer solchen Umsch Je vollkommener die Fabel ist, desto weniger läßt sich ringste Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten schlimm! wenn man sich sodann nur mit Flicken begnüg im eigentlichen Verstande umzuschaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieses bei dem aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die Alten, Micio und Demea, sondern auch die beiden Leute, Aeschinus und Ktesipho, sind Brüder. Demea i beider Vater; Micio hat den einen, den Aeschinus nur a nes Statt angenommen. Nun begreife ich nicht, warum Verfasser diese Adoption mißfallen. Ich weiß nicht ande daß die Adoption auch unter uns, auch noch jetzt gebrä und vollkommen auf den nämlichen Fuß gebräuchlich ist, w bei den Römern war. Dem ungeachtet ist er davon abgeg bei ihm sind nur die zwei Alten Brüder, und jeder h leiblichen Sohn, den er nach seiner Art erzieht. Abe besser! wird man vielleicht sagen. So sind denn auch Alte wirkliche Väter, und das Stück ist wirklich eine Sch Väter, d. i. solcher, denen die Natur die väterliche Pfli gelegt, nicht solcher, die sie freiwillig zwar übernomm sich ihrer aber schwerlich weiter unterziehen, als es m eigenen Gemächlichkeit bestehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflösung die zigen Knoten, welcher bei dem Terenz den Aeschinus u sipho unter sich, und beide mit dem Demea, ihrem Va bindet, die ganze Maschine auseinander fällt, und aus allgemeinen Interesse zwei ganz verschiedene entstehen, d die Convenienz des Dichters und keineswegs ihre eigene zusammen hält!

n ist Aeschines nicht bloß der angenommene, sondern iche Sohn des Micio, was hat Demea sich viel um ihn numern? Der Sohn eines Bruders geht mich so nahe , als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand mei- nen Sohn verzieht, geschähe es auch in der besten Ab- t der Welt, so habe ich Recht, diesem gutherzigen Ver- nit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher beim Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein ft, wenn es der eigene Sohn des Verzeihers ist, was mehr, was darf ich mehr, als daß ich diesen Verzieher und wenn er mein Bruder ist, ihn öfters und ernstlich Unser Verfasser setzt den Demea aus dem Verhältnisse, em er bei dem Terenz steht, aber er läßt ihm die näm- gestümmheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß gen konnte. Ja bei ihm schimpft und tobt Demea noch ger als bei dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, an seines Bruders Kinde Schimpf und Schande erleben

Wenn ihm nun aber dieser antwortete: „Du bist nicht mein lieber Bruder, wenn du glaubst, du könntest an n Kinde Schimpf und Schande erleben. Wenn mein ein Bube ist und bleibt, so wird, wie das Unglück, also er Schimpf nur mein seyn. Du magst es mit deinem wohl gut meinen, aber er geht zu weit, er beleidigt mich. du mich nur immer so ärgern willst, so komm mir lieber über die Schwelle! u. s. w." Wenn Micio, sage ich, ntwortete, nicht wahr, so wäre die Komödie auf einmal Oder könnte Micio etwa nicht so antworten? Ja, müßte eigentlich nicht so antworten?

e viel schicklicher eifert Demea beim Terenz. Dieser us, den er ein so liederliches Leben zu führen glaubt, ist mer sein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes ngenommen. Und dennoch besteht der römische Micio ehr auf seinem Rechte als der Deutsche. Du hast mir, , deinen Sohn einmal überlassen; bekümmere dich um r dir noch übrig ist;

— — nam ambos curare; propemodum
Reposcere illum est, quem dedisti — —

ese versteckte Drohung, ihm seinen Sohn zurück zu geben, uch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio erlangen, daß sie alle väterliche Empfindungen bei ihm ücken soll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die näm- Vorwürfe zu machen; aber er kann es dem Vater doch cht verdenken, wenn er seinen Sohn nicht gänzlich will en lassen. Kurz, der Demea des Terenz ist ein Mann, das Wohl dessen besorgt ist, für den ihm die Natur zu aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weise, aber die macht den Grund nicht schlimmer. Der Demea unsers ers hingegen ist ein beschwerlicher Zänker, der sich aus ndtschaft zu allen Grobheiten berechtigt glaubt, die Micio ne Weise an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Achtundneunzigstes Stück.

Den 8. April 1768.

en so schielend und falsch wird, durch Aufhebung der en Brüderschaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Ich verdenke es dem deutschen Aeschinus, daß er[1] „viel-

„mals an den Thorheiten des Ktesipho Antheil nehmen zu „müssen geglaubt, um ihn, als seinen Vetter, der Gefahr und „öffentlichen Schande zu entreißen." Was Vetter? Und schickt es sich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbei bezeigte Sorgfalt und Vorsicht; ich ver- „wehre dir es auch inskünftige nicht?" Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vet- ters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das sollte er ihm ver- wehren. „Suche deinen Vetter, müßte er ihm höchstens sagen, „so viel möglich von Thorheiten abzuhalten; wenn du aber „findest, daß er durchaus darauf besteht, so entziehe dich ihm, „denn dein guter Name muß dir werther seyn als seiner."

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierin weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmt:

— — Illius opera nunc vivo! Festivum caput,
Qui omnia sibi post putarit esse prae meo commodo:
Maledicta, famam, meum amorem et peccatum in se transtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Gränzen gesetzt wissen. Zwar ist es wahr, daß unser Verfasser seinem Aeschinus die Thorheit überhaupt zu ersparen gewußt hat, die der Aeschinus des Terenz für seinen Bruder begeht. Eine gewaltsame Entführung hat er in eine kleine Schlägerei verwandelt, an welcher sein wohlgezogner Jüngling weiter kei- nen Theil hat, als daß er sie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er diesen wohlgezognen Jüngling für einen un- gezognen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weise gestatten, daß dieser ein Kreatürchen, wie Citalise ist, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus seines Vaters? unter die Augen seiner tugendhaften Geliebten? Es ist nicht der verführerische Damis, diese Pest für junge Leute,[1] dessenwegen der deutsche Aeschinus seinem liederlichen Vetter die Niederlage bei sich erlaubt; es ist die bloße Conve- nienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bei dem Terenz zusammen! Wie richtig und nothwendig ist da auch die geringste Kleinigkeit motivirt! Aeschinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hause, in das sich sein Bruder verliebt hat. Aber er thut das weniger, um der Neigung seines Bruders zu willfahren, als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit diesem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt, und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber sein Vaterland verlassen, als den Gegenstand seiner Liebe aus den Augen verlieren.[2] Noch erfährt Aeschinus zu rechter Zeit diesen Entschluß. Was soll er thun? Er bemächtigt sich in der Geschwindigkeit des Mädchens und bringt sie in das Haus seines Oheims, um diesem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen ist zwar entführt, aber sie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt sie auch ohne Anstand, und freut sich nicht sowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche

[1] Seite 30.

[2] Act. II. Sc. 4.

Ae. Hoc mihi dolet, nos paene sero scisse: et paene in eum locum
Redisse, ut si omnes cuperent, nihil tibi possent auxiliarier.
Ct. Pudebat. Ae. Ah, stultitia est istaec; non pudor, tam ob parvulam
Rem paene e patria: turpe dictu. Deos quaeso ut istaec prohibeant.

er zum Grunde ſieht, und über das Vertrauen, welches ſie auf ihn dabei ſetzen wollen. Das größte iſt geſchehen, warum ſollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

— — — Argentum adnumeravit illico:
Dedit praeterea in sumptum dimidium minae.

Hat er dem Kteſipho das Mädchen gekauft, warum ſoll er ihm nicht verſtatten, ſich in ſeinem Hauſe mit ihr zu vergnügen? Da iſt nach den alten Sitten nichts, was im geringſten der Tugend und Ehrbarkeit widerſpräche.

Aber nicht ſo in unſern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendſte gemißbraucht. Anfangs ohne ſein Wiſſen, und endlich gar mit ſeiner Genehmigung. Citaliſe iſt eine weit unanſtändigere Perſon, als ſelbſt jene Pſaltria, und unſer Kteſipho will ſie gar heirathen. Wenn das der Terenziſche Kteſipho mit ſeiner Pſaltria vorgehabt hätte, ſo würde ſich der Terenziſche Micio ſicherlich ganz anders dabei genommen haben. Er würde Citaliſen die Thüre gewieſen und mit dem Vater die kräftigſten Mittel verabredet haben, einen ſich ſo ſträflich emancipirenden Burſchen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt iſt der deutſche Kteſipho von Anfang viel zu verderbt geſchildert, und auch hierin iſt unſer Verfaſſer von ſeinem Muſter abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grauſen, wo er ſich mit ſeinem Vetter über ſeinen Vater unterhält.[1]

Leander. Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt?

Licaſt. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.

Leander. Er ſollte ſie nicht verlangen?

Licaſt. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.

Leander. Unmenſchlicher Sohn! Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du jetzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Licaſt. Hm! Ich weiß nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! „wenn du nur weg wärſt!“ Heißt das Liebe? Kannſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll?

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer aus irgend einer Urſache fähig iſt, verdient nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen, ſo müſſen jene Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfährt ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein paar Tage ruhig genießen: er freut ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land an ſeine Arbeit iſt, und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze drei Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch! aber man ſehe mit welchem Zuſatze:

— — — utinam quidem
Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere.

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe, das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn! Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgeſäumter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr geläufig ſind; der römiſche hingegen iſt in der äußerſten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abweſenheit bei ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
Quid dicam? Sy. Nilne in mentem venit? Cr. Nunquam quicquam. Sy. Tanto nequior.
Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? Cr. Sunt, quid postea?
Sy. Hisce opera ut data sit. Cr. Quae non data sit! Non potest fieri!

Dieſes naive, aufrichtige: quae non data sit! Der gute Jüngling ſucht einen Vorwand, und der ſchalkiſche Knecht ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non potest fieri!

Neunundneunzigſtes Stück.

Den 12. April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns ſeinen Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt und durch die Beſchämung auf dem Wege der Beſſerung zu zeigen. Wohl aber mußte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürchte ich, daß der Zuſchauer die kriechende Reue und die furchtſame Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht für ſehr aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Gemüthsänderung ſeines Vaters. Beider Umkehrung iſt ſo wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, ſein Stück ſchließen zu müſſen, und die Verlegenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein wenig zu ſehr darin empfindet. — Ich weiß überhaupt nicht, woher ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen haben, daß der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder beſtraft werden oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie möchte dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nichts, ſondern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens macht ſie immer den Ausgang ſchielend und kalt, und einförmig. Wenn die verſchiednen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende bringen, warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Aber freilich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als in einer bloßen Colliſion der Charaktere beſtehen. Dieſe kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieſer Charaktere geendet werden; und ein Stück das wenig oder nichts mehr hat als ſie, nähert ſich nicht ſowohl ſeinem Ziele, ſondern ſchläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Colliſion, die Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als ſie will, dennoch gleich ſtark fortdauert, ſo

[1] I. Aufz. 6. Auftr.

begreift man leicht, daß das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Acte des Terenz und dem letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in dieſem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen, ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es iſt der fünfte Act. Er wird Anfangs poltern und toben, bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen und ſo werden wollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann; deßgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Acte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keiner verändert ſich, ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freigebige Micio wird durch das Manöver des geizigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennt und fragt:

Quod proluvium? quae istae subita est largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöver des nachſichtsvollen Micio endlich erkennt, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenen Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hat.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menanders eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen und ſo ſeine Brüder zuſammengeſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus, und das Stück des Diphilus hieß: die mit einander Sterbenden.

Synapothnescontes Diphili comoedia est —
In Graeca adolescens est, qui lenoni eripit
Meretricem in prima fabula — —
— — eum hic locum sumpsit sibi
In Adelphos — — —

Nach dieſen beiden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführt haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen; und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ſich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einander zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluisse fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieſes ſchon angemerkt hat.[1] Denn der Dichter, wie wir geſehen, ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnt habe, und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

Indeß muß freilich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrigue geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bei ſeiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worin dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben worin ſie will, ſo wird ſie doch gewiß eben ſo wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnt, in welchem ſich beider Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

— — Nam illa, quae antehac facta sunt
Omitto: modo quid designavit? —
Fores effregit, atque in aedes irruit
Alienas — — — —
— — clamant omnes, indignissime
Factum esse. Hoc advenienti quot mihi, Micio
Dixere? in ore est omni populo —

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerei verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt haben; wenn er nur dieſe Schlägerei ſelbſt nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: „Alle Leute reden von der ſchlechten Aufführung ſeines Sohnes; ich darf nur einmal den Fuß in die Stadt ſetzen, ſo höre ich mein blaues Wunder.“ Aber was denn die Leute eben jetzt reden, worin das blaue Wunder beſtanden, das er eben jetzt gehört und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kommt, das hören wir nicht und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der den Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Acte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menanders auf uns gekommen ſeyn, welche Terenz genutzt hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenderes denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Kopieen ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stücks völlig beibehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt, wie uns deren verſchiedene Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur ſchade, daß ſich Donatus immer ſo kurz

[1] Sylloge V. Miscell. cap. 10. Videat quaeso accuratus lector, num pro Menandro legendum sit Diphilus. Certe vel tota Comoedia, vel pars istius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata est. — Ita cum Diphili comoedia a commoriendo nomen habeat, et ibi dicatur adolescens mori voluisse, quod Terentius in fugere mutavit, omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam esse, et ex eo commoriendi cum puella studio συναποθνησκοντες nomen fabulae inditum esse. —

und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menanders noch ſelbſt in Jedermanns Händen waren), daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleien etwas Zuverläſſiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel.

Hundertſtes Stück.

Den 15. April 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Acte dem Micio eine Lection nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freigebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: „Nun ſiehe, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!“ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabei zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kommt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können, wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltener ſeyn ſollen, ob auf den Demea, oder auf den Micio. [1]

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

[1] Act. V. Sc. VIII.

De. Ego vero jubeo, et in hac re, et in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. Aes. Ita quaeso pater.
Mi. Haud aliter censeo. De. Imo hercle ita nobis decet
Primum hujus uxoris est mater. Mi. Quid postea?
De. Proba, et modesta. Mi. Ita ajunt. De. Natu grandior.
Mi. Scio. De. Parere jam diu haec per annos non potest:
Nec qui eam respiciat, quisquam est: sola est. Mi. Quam hic rem agit?
De. Hanc te aequum est ducere; et te operam, ut fiat, dare.
Mi. Me ducere autem? De. Te. Mi. Me? De. Te inquam. Mi. Ineptis. De. Si tu sis homo,
Hic faciat. Aes. Mi pater. Mi. Quid? Tu autem huic, asine, auscultas. De. Nihil agis,
Fieri aliter non potest. Mi. Deliras. Aes. Sine te exorem, mi pater.
Mi. Insanis, aufer. De. Age, da veniam filio. Mi. Satin' sanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto et sexagesimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne estis auctores mihi?
Aes. Fac; promisi ego illis. Mi. Promisti autem? de te largitor puer.
De. Age, quid, si quid te majus oret? Mi. Quasi non hoc sit maximum.
De. Da veniam. Aes. Ne gravere. De. Fac, promitte. Mi. Non omittis?
Aes. Non: nisi te exorem. Mi. Vis est haec quidem. De. Age prolixe Micio.
Mi. Etsi hoc mihi pravum, ineptum, absurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: si vos tantopere istuc vultis, fiat.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — erſt iſt ſie ſeiner Frau Mutter —

Micio. Nun denn?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bei Jahren iſt ſie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr Dazu iſt Niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie verlaſſen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heirathen, Bruder. (zum Aeſchinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heirathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du, wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea (zum Aeſchinus). Nun zeige, was du Er muß!

Aeſchinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch

Demea. Du ſträubſt dich umſonſt; es kann nun nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bei Verſtande? Ich, in f fünfundſechzigſten Jahre noch heirathen? Und ein altes v Weib heirathen? Das könntet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thue es immer; ich habe es ihn ſprochen.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich fi was du verſprechen willſt!

Demea. Friſch! Wenn es nun etwas wichtigeres warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigeres ſeyn könnte, wie!

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thue ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun denn; — ob ich es zwar ſehr unrech abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernun mit meiner Lebensart reimt, — weil ihr doch ſo ſehr dar ſteht; es ſey!

„Nein, ſagt die Kritik; das iſt zu viel! Der Dichter „mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu „Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die na „gen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen „Doch Micio hat ſich bis dahin ſo liebenswürdig bewieſen, „ſo viel Verſtand, ſo viel Kenntniß der Welt gezeigt, da „ſeine letzte Ausſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit i „den feinern Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie „alſo, der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu t

welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? ene englische Uebersetzer des Terenz, Colmann, will n Theil des Tadels auf den Menander zurückschieben, t aus einer Anmerkung des Donatus beweisen zu kön- Terenz die Ungereimtheit seines Originals in dieser nigstens sehr gemildert habe. Donatus sagt nämlich: nandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo s εὑρετικως.

t sehr sonderbar, erklärt sich Colmann, daß diese An- des Donatus so gänzlich von allen Kunstrichtern über- rden, da sie, bei unserm Verluste des Menanders, so viel mehr Aufmerksamkeit verdient. Unstreitig ist Terenz in dem letzten Acte dem Plane des Menanders ; ob er nun aber schon die Ungereimtheit, den Micio lten Mutter zu verheirathen, angenommen, so lernen von Donatus, daß dieser Umstand ihm selber anstößig und er sein Original dahin verbessert, daß er den Micio Widerwillen gegen eine solche Verbindung äußern lassen, dem Stücke des Menanders, wie es scheint, nicht ge- tte."

nicht unmöglich, daß ein römischer Dichter nicht ein- besser könne gemacht haben, als ein griechischer. Aber Möglichkeit wegen möchte ich es gern in keinem Falle

nn meint also, die Worte des Donatus: Apud Me- senex de nuptiis non gravatur, hießen so viel, n Menander sträubt sich der Alte gegen die nicht. Aber wie, wenn sie das nicht hießen? Wenn hr zu übersetzen wären: beim Menander fällt n Alten mit der Heirath nicht beschwerlich? gravari würde zwar allerdings jenes heißen, aber auch s gravari? In jener Redensart wird gravari gleich- in Deponens gebraucht; in dieser aber ist es ja wohl liche Passivum, und kann also meine Auslegung nicht en, sondern vielleicht wohl gar keine andere leiden,

aber dieses, wie stünde es dann um den Terenz? Er Original so wenig verbessert, daß er es vielmehr ver- hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheirathung durch die Weigerung desselben nicht gemildert, son- der erfunden. Terentius εὑρετικως! Aber nur, daß Erfindungen der Nachahmer nicht weit her ist!

und erstes, zweites, drittes und viertes Stück.

Den 19. April 1768.

rt und erstes bis viertes? — Ich hatte mir vorge- den Jahrgang dieser Blätter nur aus hundert Stücken lassen. Zweimalfunfzig Wochen und die Woche zwei ben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ter allen Tagwerkern, dem einzigen wöchentlichen ler kein Feiertag zu Statten kommen? Und in dem ihre nur viere: ist ja so wenig!

Dodsley und Compagnie haben dem Publicum, in lamen, ausdrücklich hundert und vier Stück versproworden die guten Leute schon nicht zu Lügnern machen

rage ist nur, wie fange ich es am besten an? — Der Zeug ist schon verschnitten, ich werde einflicken oder recken müssen. — Aber das klingt so stümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen sollen: die Gewohnheit der Schauspieler, auf ihre Hauptvorstellung ein kleines Nachspiel folgen zu lassen. Das Nachspiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringsten Verbindung zu stehen. — So ein Nachspiel denn mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz ersparen wollte.

Erst ein Wort von mir selbst! Denn warum sollte nicht auch ein Nachspiel einen Prolog haben dürfen, der sich mit einem Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfinge?

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne, so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich seyn könnte? — Ich stand eben am Markte und war müßig; Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis ge- rade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu seyn glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in wel- chen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich em- porarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nach- theil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie er- sticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem

Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen, noch des allegoriſchen, halte:[1] ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in alle Suppen oben auf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheint, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das an mir nutzen zu wollen, die Kritik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bei mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei ſeinen Didaskalien zu thun geweſen.[2] — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführt worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bei mir; wenigſtens hatte mir Lione Allacci deßfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben, und unſere jetztlebende Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführt worden, das würden ſie bei mir geſucht und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt; was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach, etwas anderes; aber doch, denke ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt ſowohl „des Dichters, als des Schauſpielers hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüſſig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz darüber hat man in verſchiedenen Sprachen genug; aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben, ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimmt. — So viel zu meiner und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bei dieſer iſt freilich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bei dem Ziele ſehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publicum fragt: was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen.

[1] An opinion John de la Casa, archbishop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Christian was writing a book (not for his private amusement, but) where his intent and purpose was bona fide, to print and publish it to the world, his first thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleased with this theory of John de la Casa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the best acres in the Shandy estate, to have been the broacher of it; — but as he could not have the honour of it in the litteral sense of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would say, is the devil etc. (Life and Op. of Tristram Shandy Vol. V. p. 74.)

[2] (Animadv. in Athenaeum Libr. VI. cap. 7.) *Διδασκαλια* accipitur pro eo scripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo et quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, soli aestimabunt illi, qui norunt quam infirma et tenuia praesidia habuerint, qui ad inundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potissimum spectasse Aristotelem, cum *Διδασκαλιας* suas componeret —

den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein National-
verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!
icht von der politischen Verfassung, sondern bloß von
jen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey, kei-
n haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwor-
hmer alles Ausländischen, besonders noch immer die
gen Bewunderer der nie genug bewunderten Fran-
s was uns von jenseits dem Rheine kommt, ist schön,
llerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und
s daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir
für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Gri-
Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Ge-
Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der
ät zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses
in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nen-
, in allem was gut und schön und erhaben und an-
von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile er-
—

ieser Locus communis ist so abgedroschen, und die
wendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß
avon abbreche.

ar also genöthigt, anstatt der Schritte, welche die
dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan
ich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun
n sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern
n zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche
er zurückgehen muß, um wieder auf den rechten
elangen und sein Ziel gerade in das Auge zu be-

Fleißes darf sich jedermann rühmen; ich glaube,
ische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu
zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit
als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn
hl, so wie der Maler sich von niemanden gern ta-
der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß,
Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er
gen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht
vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich
uch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher
maßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländ-
udern gelernt hätte, stummer seyn würde als ein

an kann studiren und sich tief in den Irrthum hin-
. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht
y, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst
ne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie
es aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen
rahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der
der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigene Ge-
e ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte.
ich nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen er-
leiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie
n so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des
r immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr
nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der
sgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders
mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so
es daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu be-
weisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn, und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit *diesen* Regeln fing man an *alle* Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerlei Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille seyn, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen, —

und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an Aristoteles glaubt, wie ich.

Eine Tonne für unsere kritische Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Halle! —

Und mit diesem Uebergang, — sinnreicher muß er nicht seyn, — mag denn der Ton des ernsthaftern Prologs in den Ton des Nachspiels verschmelzen, wozu ich diese letztern Blätter bestimmte. Wer hätte mich auch sonst erinnern können, daß es Zeit sey, dieses Nachspiel anfangen zu lassen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutschen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz den Inhalt desselben bereits angekündigt hat? — [1]

Aber was bekommt denn der schnackische Mann in dem bunten Jäckchen, daß er so dienstfertig mit seiner Trommel ist? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür versprochen hätte. Er mag wohl bloß zu seinem Vergnügen trommeln, und der Himmel weiß, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gassen, die ihm mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der ersten Hand von ihm zu erfahren bekommt. Er muß einen Wahrsagergeist haben, trotz der Magd in der Apostelgeschichte. Denn wer hätte es ihm sonst sagen können, daß der Verfasser der Dramaturgie auch mit der Verleger derselben ist? Wer hätte ihm sonst die geheimen Ursachen entdecken können, warum ich der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt, und das Probestück einer andern so erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt; aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen sollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich selbst gesagt haben, folglich hat es mit dem Wahrsagergeiste seine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftstellern, wenn unsere hochgebietende Herren, die Journalisten und Zeitungsschreiber, mit solchen Kälbern pflügen wollen! Wenn sie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, sich auch noch solcher Stückchen aus der geheimsten Magie bedienen wollen: wer kann wider sie bestehen?

„Ich würde, schreibt dieser Hr. Stl. aus Eingebung seines „Kobolds, auch den zweiten Band der Dramaturgie anzeigen „können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem „Verfasser zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beschließen könnte."

Man muß auch einen Kobold nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. Es ist nicht ganz ohne, was das böse Ding dem guten Stl. hier eingeblasen. Ich hatte allerdings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern erzählen, warum dieses Werk so oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburt zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anstellen. Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr für sie, wenigstens der rechtschaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolde also nicht immer so ganz! Sie sehen es: was solch Geschmeiß des bösen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach seiner Narrheit geantwortet, damit er sich nicht weise dünke. Denn eben dieser Mund sagt: antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdest! Das ist: antworte ihm nicht so nach seiner Narrheit, daß die Sache selbst darüber vergessen wird, als wodurch du ihm gleich werden würdest. Und so wende ich mich wieder an meinen ernsthaften Leser, den ich dieser Possen wegen ernstlich um Vergebung bitte. —

Es ist die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat und warum sie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber sage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, daß diese Hoffnung fehl schlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte, und es wird sich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregister einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führt und mir zeigt, was für einen periodischen Nutzen ich einem solchen periodischen Blatte hätte ertheilen können und sollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden; und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der seyn, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir sehr gleichgültig seyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit seyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nämlichen Unbienste scheitern könnten, durch welche meine gescheitert sind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines bessern Schriftstellers eben so ins Stecken geriethe, und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichste, unter ähnlichen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte.

In diesem Betracht stehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publicum ein sonderbares Complot zu denunciren. Eben diese Dodsley und Compagnie, welche sich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubt, lassen seit einiger Zeit einen Aufsatz, gedruckt und geschrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort so lautet:

[1] Neuntes Stück S. 60.

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beihülfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig denenjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen werden (wie es zum Exempel die neu aufgerichtete, in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbstverlegen zu verwehren und ihnen ohne Ansehen nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die diesem Vorhaben bereits beigetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingesehen, daß eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müsse, haben sich entschlossen, zu Unterstützung dieses Vorhabens eine Casse aufzurichten, und eine ansehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerst noch nicht zu nennen, dabei aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen ungesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Verstärkung der Casse desgleichen, und ersuchen, auch unsern Verlag erstens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, so werden wir der Ersten nichts nachgeben, übrigens sehr uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu hocken und zu stören anfange. So viel versichern wir sowohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam seyn, sobald jemanden von unserer Gesellschaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, sondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von alle Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich los zu machen, oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch weit geringer verkaufen zu sehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unsrer Gesellschaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Casse eine ansehnliche Vergütung wiederfahren zu lassen nicht ermangeln. Und so hoffen wir, daß sich auch die übrigen Anordnungen bei der Buchhandlung mit Beihülfe gutgesinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Ostermessen selbst nach Leipzig, wo nicht, so werden wir doch deßfalls Commissien geben. Wir empfehlen uns deren guten Gesinnungen und verbleiben Deren getreuen Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieser Aufsatz nichts enthielte als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu steuern, so würde schwerlich ein Gelehrter ihm seinen Beifall versagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.“ Das möchte seyn, wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbst-Verlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihren wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbst-Verlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten seyn? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? „Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung.“ Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Daß sie ihre Vertheidigung beifügen — wenn anders eine Vertheidigung für sie möglich ist — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten, der klein genug seyn kann, ihnen seine Feder dazu zu leihen, abfassen lassen, in welchem sie wollen, selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringste Insinuation, daß es gekränkter Eigennutz sey, der mich so warm gegen sie sprechen lassen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie schon gesagt, mehr als einen rechtschaffenen Mann unter den Buchhändlern, dessen Vermittelung ich ein solches Geschäft gern überlasse. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlimmern Menschen sind. Denn jeder von diesen macht seinen coup de main für sich; Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweise rauben.

Das Beste ist, daß ihre Einladung wohl von den Wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnitzische Projekt auszuführen.

Ueber Meusels Apollodor.

1768.

„Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Meusel. Nebst einer Vorrede von Herrn Klotz. Halle, bei Curt. 1768. in 8. 13 Bogen.“

„Alles, belieben der Herr geheime Rath Klotz sich gleich zu Anfang ihrer Vorrede auszudrücken, alles, was ich von der Güte und Treue dieser Uebersetzung sagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfassers unnöthig gemacht. Diese sind wegen ihrer starken Empfehlungen, die sie von der Belesenheit, dem Geschmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieser Arbeit Bürge.“ Gewiß, wir müssen uns schämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meusels ganz und gar nicht bekannt sind. Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig gewesen, für den Ruhm seines Freundes und für unsere Unwissenheit ein wenig mehr zu

sorgen! Hätte er uns doch nur einige von diesen Schriften namhaft gemacht! Wir rechnen viel zu sehr auf sein Wort, als daß wir würden angestanden haben, die gegenwärtige Uebersetzung lediglich nach diesen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir sie nur aus sich selbst beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußersten Verlegenheit, unser Urtheil mit seinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: auf der 10ten Seite dieses verdeutschten Apollodors heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios und vermählte sich mit der Merope, einer Tochter des Oenopions. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede ging, einen Knaben raubte, ihn auf seine Schultern setzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenstrahlen erhitzt, sein Gesicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion.“ Aus der Uebersetzung ist, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von seinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch das schielende, nachlässige Deutsch ist der geringste Fehler. So leicht Apollodor schreibt, (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der griechischen Sprache mit zuerst) so wenig hat ihn Herr Meusel doch öfters verstanden; und diese einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drei recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor sagt nicht, daß Orion sich mit der Merope vermählt habe; ἐμνηστεύσατο heißt bloß, er hielt um sie an, er suchte sie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion; wozu hätte sich Oenopion dazu erst betrinken müssen? sondern Oenopion machte den Orion betrunken und so blendete er ihn; μεθύσας ist hier von μεθύσκω, ich mache betrunken, nicht von μέθυω, ich bin betrunken; und Herr Meusel hätte wohl wissen können, daß jenes Tempora von diesem entlehnt. 3) Nachdem Orion das Gesicht wieder erlangt hatte, kam er nicht bloß eilends wieder zum Oenopion, sondern Apollodor sagt, ἐπὶ τὸν Οἰνοπίωνα ἀφικνεῖτο, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte, sich an ihm zu rächen.

Wir konnten, wie gesagt, die Uebersetzung des Herrn Meusel nicht nach seinen eigenen Schriften beurtheilen; wehe ihm, wenn man seine eigene Schriften nach dieser Uebersetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Klotz insbesondere etwas zu erwähnen, ist nicht nöthig. Sie ist, wie alles, was dieser große Gelehrte schreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodors über das Homerische Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, setzt er hinzu: „Ich stelle mir vor (wer in der Welt hätte sich so etwas vorstellen können, als der Herr geheime Rath Klotz!), als ob die alte Erdbeschreibung dadurch gewonnen haben würde.“ Voller Bewunderung riefen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verschiedene Bauart aller der Schiffe so viel verschiedener Völker in seinem Werke untersucht und etwa aus geschnittenen Steinen erläutert haben sollte, das ist uns selbst nie wahrscheinlich vorgekommen, ob wir schon dabei bekennen, daß wir uns schwerlich getraut haben dürften, eben dieselbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath seine Leser überrascht.

Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter.

1774.

Vorbericht.

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, so vorläufig besonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo sich etwa noch mehr Nachrichten von diesem Theophilus, oder Abschriften von diesem seinem Werke finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich sehr, oder es ist von der äußersten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darin abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige und in ihrer Gattung einzige Dinge, sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich diesen, daß es Methoden und Handgriffe beschreibt, die entweder jetzt für verloren gehalten, und als solche bedauert werden; oder von denen es wohl noch zu untersuchen seyn möchte, ob sie wirklich alle durch offenbar bessere nur verdrängt, und solchergestalt gleichsam mit Wissen und Willen vergessen worden.

Etwas ähnliches ist uns aus den ältern Zeiten ganz und gar nicht übrig geblieben, und das einzige dahin einschlagende aus den mittlern Zeiten, welches Muratori (Antiquitat. Italic. T. II. p. 366.) gerettet und bekannt gemacht hat, ist eine wahre Armseligkeit, die weder in Ansehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen steht.

Mehr sage ich über diesen Punct hier nicht, sondern komme zu meinem Vorhaben.

Lessing.

I.

Gelehrte und Künstler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerei eine neuere Erfindung sey, welche nicht eher, als in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Ausübung gebracht worden.

Auch geben sie fast eben so einmüthig vor, (b) daß man diese neuere Erfindung einem niederländischen Maler, Namens Johann von Eyck, oder wie er nach dem Orte, wo er meistens lebte und arbeitete, genannt wird, Johann von Brügge zu danken habe.

Und worauf gründet sich dieses Vorgeben? Was hat es für historische Beweise? Finden sich Zeugnisse zeitverwandter Schriftsteller? Oder hat der Erfinder selbst auf seinen ersten Werken

dieſer Art der Nachkommenſchaft die Verſicherung davon überliefert, ſo wie es die Erfinder der Druckerei zu thun die Vorſicht gehabt? Und wo ſind dieſe Werke, dieſe unwiderſprechlichen Belege?

Auf alle dieſe Fragen weiß ich mir nichts zu antworten, ſo angelegen ich mir es auch ſeit geraumer Zeit ſeyn laſſen, darauf antworten zu können. So viele der neueſten und gründlichſten Schriftſteller das nämliche verſichern, ſo viele weiſen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem andern, auf den einzigen Baſari zurück.

Aber Baſari ſchrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von Eycken (c); und unter die vielen und mancherlei Dinge, die er aus einer bloßen unſichern mündlichen Ueberlieferung mit ſolcher Zuverſicht hinſchrieb, als ob er ſelbſt bei der Verhandlung derſelben gegenwärtig geweſen wäre, könnte auch wohl dieſes von Erfindung der Oelfarben mit gehören. Wenigſtens iſt es gewiß, daß man dem Baſari lediglich auf ſein Wort glauben muß; ja, ob er ſchon die Gemälde namhaft macht, welche die erſten in Oel geweſen ſeyn ſollen, ſo ſagt er doch weder, woran dieſe Gemälde für das, wofür er ſie ausgiebt, zu erkennen geweſen, noch auch, daß er ſie ſelbſt geſehen und unterſucht, und ältere Gemälde gegen ſie geprüft habe.

Freilich iſt es kaum glaublich, daß Baſari ſchlechterdings der erſte ſeyn ſolle, welcher das, wovon die Rede iſt, geſchrieben oder drucken laſſen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich ſage nur, daß er ſie nicht anführt, daß ich ſie auch ſonſt nirgends angeführt finde.

Sogar Karl van Mander, der erſte, welcher ſich nach dem Baſari um die Geſchichte der Malerei verdient gemacht hat, ſagt, was er von der Sache ſagt, faſt alles nur dem Baſari nach. Denn ob er ſchon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müßte geweſen ſeyn, ſo hat er doch außer der Nachweiſung einiger mehrern Eyck'ſchen Gemälde nichts eignes, als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu ſo wenig geſchickt iſt, eine nähere Beſtätigung abzugeben, daß ſie vielmehr einen ſehr gegründeten Argwohn erweckt. Er bringt nämlich die Grabſchrift des Johann von Eyck bei, welche ſich in einer Kirche zu Brügge befinden ſoll; und ſo ſehr in dieſer Grabſchrift Johann als ein großer und außerordentlicher Maler gerühmt wird, ſo gänzlich wird gleichwohl darin von dem eigentlichen Verdienſte geſchwiegen, welches er um die neuere Malerei haben ſoll. (d).

Dem Antonello von Meſſina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm ſoll gelernt und zuerſt nach Italien gebracht haben, hat man in ſeiner Grabſchrift dieſes kleinere Verdienſt nicht vergeſſen, ſehr hoch anzurechnen. Und man ſollte in der Grabſchrift des wahren Erfinders von dem weit größern geſchwiegen haben (e)?

Hierzu kömmt, daß in der Erzählung ſelbſt, welche Baſari und van Mander von den Umſtänden machen, wie Johann von Eyck auf ſeine Erfindung gekommen ſey, und wie und wann ſie ſich weiter verbreitet habe, ſehr unwahrſcheinliche Dinge mit unterlaufen.

Zum Exempel aus Verdruß, weil ihm eines von ſeinen Gemälden, das er in Waſſerfarben und auf Holz ausgeführt hatte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroßen Hitze geborſten ſey; aus bitterm Verdruß hierüber, ſey er auf Mittel bedacht geweſen, die Sonne inskünftige zum Trocknen zu entbehren, und ſo habe er die Oelfarben erfunden (f). Dieſes lautet ungefähr, als ob ich erzählte: „jemand verſengte „ſich am Ofen ein ſchönes Kleid, und um nicht wieder ſo un„vorſichtig zu ſeyn, entſchloß er ſich, den Ofen aus der Stube „zu ſchaffen, und erfand den Kamin.“ Das natürlichere wäre ja wohl geweſen, wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke ſeiner hölzernen Tafel beſſer zuſammengefügt, und ſie weniger unmittelbar einer allzuſtarken Sonnenhitze ausgeſetzt hätte. Auch weiß ich zuverläſſig, daß man längſt vor ihm ſehr wohl verſtand, die hölzernen Tafeln der Gemälde vor aller ſolcher Gefahr des Werfens und Berſtens auf das unfehlbarſte zu ſichern. Das Unglück alſo, welches ihm widerfahren ſeyn ſoll, hat ihm nicht leicht widerfahren können; und wenn es ihm aus Nachläſſigkeit einmal widerfahren wäre, war das eine von den Gelegenheiten, in welchen ſich der Verſtand zu neuen Erfindungen anſtrengt?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben ſoll lange Zeit bei dem Erfinder und ſeinen Freunden ganz allein geblieben ſeyn, ohne daß auswärtige Künſtler hätten dahinter kommen können; bis endlich Antonello von Meſſina aus Italien nach Flandern zu reiſen ſich entſchloſſen, und es dem Johann von Eyck freundſchaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Naſe hat, wird ſich das ſchwerlich bereden laſſen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müſſen, welche gemacht zu haben, und ſie bei der erſten Ausübung der ganzen Welt mitzutheilen, einerlei geweſen (g). Beſonders in erſt vollendeten Werken verräth ſich das Oel, auch unter der Glaſur eines van der Werft ſo deutlich, daß kunſtverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Verſuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieſes in Abrede ſeyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um ſein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweites Geheimniß könne gehabt haben: ſo entſteht daraus eine Frage, auf die noch weit ſchwerer zu antworten ſeyn dürfte. Nämlich: konnte man es ſeinen Gemälden, als ſie neu waren, ſchlechterdings nicht anſehen, daß ſie mit Oel gemalt ſeyn müßten, wie konnte man es denn eben dieſen Gemälden hundert Jahre ſpäter anſehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht anſehen können, und es war bloße Sage, auf welche Baſari ſie für die erſten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf dieſe Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es ſich ſchwer begreifen laſſe, wie die Alten, die in den Künſten ſo viele beſondere Erfahrungen angeſtellt, nicht auch auf die ſo leichte Miſchung der Farben mit Oel ſollten gefallen ſeyn; ich bin, ſage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleien den Neuern eine Erfindung abſtreiten zu wollen, die ihre Malerei ſo weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß ſehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf dieſe Art verdächtig zu machen ſind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen ſollte; und vielleicht von allen läßt ſich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand ſehr nahe dabei geweſen ſeyn müſſe. Von einer, ſie ſey, welche es wolle, beweiſen, daß ſie vorlängſt hätte gemacht ſeyn *können* oder *ſollen*, iſt nichts als Chikane; man muß unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie wirklich gemacht geweſen oder ſchweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich wir ſelbſt

zu thun auferlege und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weßwegen sein Name länger als zweihundert Jahre mit so vielem Ruhme genennet worden, gänzlich abspreche, und behaupte, daß die Oelmalerei nichts weniger als eine so neue Erfindung ist, sondern so manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen, daß mich die Vermuthung sehr erlaubt dünkt, sie werde auch schon früher bekannt gewesen seyn.

Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter.

II.

Aber wer ist dieser Theophilus? Und was ist dieses für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es ist eben derselbe Mönch, oder wie er sich selbst nennt, Presbyter, dieses Namens aus der mittlern Zeit; es ist dessen nämliches lateinisches Werk, welches Feller unter den Handschriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der ersten Kostbarkeiten dieser Bibliothek in seinem Verzeichnisse von 1685, unter dem Titel: de coloribus et de arte colorandi vitra, anzeigte (h).

Es ist das nämliche Werk, welches einer von den Verfassern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bei Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweisen, daß Antonio Neri nicht der erste sey, welcher von der Glasmacherkunst geschrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftsteller und eben das Werk seyn, welches aus der Bibliothek des Abts Bigot, in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ste Handschrift ist, und den Titel führt: Theophili liber de omni scientia picturae artis (k).

Bei den neueren Literatoren finde ich dieses Theophilus und seines Werks nicht gedacht; selbst beim Fabricius nicht. Wohl aber bei den älteren.

Geßner brachte bei, daß einer Namens Theophilus ein sehr schönes Werk von der Glasmacherkunst, de vitrificatoria, geschrieben habe; und berufte sich deßfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l).

Simler fügte hinzu, daß solches Werk aus drei Büchern bestehe, deren erstes von Mischung der Farben, das zweite von der Glaskunst und das dritte von der Kunst in Metall zu gießen, handle; wobei er zugleich anzeigte, daß sich Handschriften davon, eine auf Pergament beim Georg Agricola, und eine zweite in dem Kloster Alten Zelle befunden, dessen Bibliothek nach Leipzig gekommen sey. Eine andere Schrift des nämlichen Verfassers, sagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animae angeführt (m).

Und so weit konnte ich unsern Theophilus und sein Werk seit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fensterscheiben zu Hirschau beschäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bei mir zu wünschen, daß ein Buch so seltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte, als ich unvermuthet so glücklich war, eine sehr schöne und sehr alte Handschrift davon auch in unserer Bibliothek zu finden.

Eine umständliche Beschreibung derselben und eine genaue Anzeige des Inhalts ist zu gegenwärtiger Absicht nicht nöthig. Ich ertheile sie an einem andern Orte, und schränke mich hier bloß auf den einzigen nothwendigen Punkt ein, auf die nähere Bestimmung des eigentlichen Alters meines Schriftstellers, von dem ich nur noch ohne allen Beweis einfließen lassen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführt, will noch nicht viel sagen. Agrippa ist hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck, und folglich könnte auch Theophilus nach diesem gelebt und geschrieben haben.

Etwas älter würde ihn dieses machen, daß ihn auch das Lumen animae anführe, wenn es schlechterdings unwidersprechlich wäre, daß es ihn anführte (n) und der darin vorkommende Theophilus nicht eben sowohl ein anderer als unser Theophilus seyn könnte.

Was also keine Zeugen für ihn aussagen können, müssen wir von ihm selbst zu erfahren oder aus der äußern Beschaffenheit der vorhandenen Handschriften zu folgern suchen.

Auf diese nun aber darf man nur einen Blick fallen lassen, und die Sache ist so weit entschieden, daß, wenn es wahr ist, daß in ihnen der Oelmalerei auf eine unwidersprechliche Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken steht, die Erfindung derselben einem Künstler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Denn schon die jüngere, welche die Pauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahrt, ist, wo nicht aus dem dreizehnten, doch sicherlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte (o).

Die unsrige hingegen ist weit älter, und man darf nur wenig sich auf dergleichen Dinge verstehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von sieben bis acht hundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der schwierigste Kenner von Handschriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke selbst hat der Verfasser zwar nichts einfließen lassen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich bestimme. Aber doch ist auch alles und jedes, was nur einigermaßen sich dahin ziehen läßt, so wenig dem angegebnen Alter unsrer Handschrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Klosterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können scheint, als in welchem die Mönche sich noch so gern mit nützlichen Handarbeiten beschäftigten, und alles selbst anzugeben und zu machen verstanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde erforderten.

Daß Theophilus ein Deutscher gewesen, davon schmeichle ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich also auch unter den Deutschen seines Schlages, und im neunten Jahrhunderte nach ihm umsah, so mußte ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich ziehen.

Und wie, wenn eben dieser Tutilo unser Theophilus wäre (q)? Wenigstens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nämliche; Tutilo ist nichts als das deutsche Theophilus, oder Theophilus nichts als das griechische Tutilo.

III.

Doch es sey mit dieser Vermuthung wie es wolle. Die Sache kömmt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftsteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunderts halte, der Oelmalerei gedenkt, sondern daß ihrer in einer Handschrift gedacht wird, die schlechterdings wenigstens aus dem eilften

Jahrhunderte seyn muß; mag diese Handschrift doch zum Urheber haben, wen sie will.

Aber warum sage ich, daß der Oelmalerei darin gedacht wird? Die Oelmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Oeles selbst gelehrt. In dem ersten Buche nämlich, welches ganz von der Malerei und von verschiednen Farben, Firnissen und Leimen handelt, und woraus ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erste also sey das 18te Kapitel, dessen bloße Aufschrift, von Rothanstreichung der Thüren und dem Leinöle, schon mehr vermuthen läßt, als man in einem so alten Tröster dem gemeinen Wahne nach suchen sollte.

Cap. XVIII. *De rubicandis ostiis, et de oleo lini.*

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus puluis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem, et in fundens modicum aquae, sic calefacies fortiter. Postea inuolue illud in pannum nouum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum olivae, vel nucum, vel papaueris exprimi, vt eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium siue cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Aber, wird man vielleicht sagen, ist Anstreichen denn malen? Wenn man in ältern Zeiten auch verstand, einige gröbere Farben mit Leinöl aufzulösen und abzureiben, um Thüren und ander Holzwerk damit zu überziehen, wußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Oel aufgelöste und abgeriebene Farben zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieses wirklich ein Entwurf seyn soll, so wird er doch wohl durch folgendes Kapitel wegfallen.

Cap. XXIII. *De coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus, quae sole siccari possunt, quia quotienscunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare, sume gummi, quod exit de arbore ceraso siue pruno, et concidens illud minutatim, pone in vas fictile, et aquam abundantur infunde, et pone ad solem, siue super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturae eorum hoc gummi teri et poni possunt, praeter minium, et cerosam (cerussam) et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. —

Hier denn wäre sie doch wenigstens die eigentliche Oelmalerei in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben so allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores sine oleo, siue gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwasser anzumachen oder sie mit Oel anzureiben, eines war den Künstlern damaliger Zeit eben so bekannt als das andere. Sie malten mit Oelfarben eben so gut wie mit Wasserfarben, nur daß sie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quae sole siccari possunt: nur daß sie mit den Oelfarben nicht so geschwind zu arbeiten verstanden, weil die Oelfarben ihnen zu langsam trockneten, ehe sie eine andere darauf setzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est.

Allein finden sich diese Schwierigkeiten bei der Oelmalerei zum Theil nicht noch? Und wenn diese Schwierigkeiten Ursache waren, daß sich die älteren Maler ihrer weniger und seltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derselben absprechen?

Auch werden sie sich ihrer schwerlich so gar wenig und so selten bedient haben, daß sie endlich ganz könnte verloren gegangen und verloren geblieben seyn, bis sie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich sehe, daß sie eine Art von Malerei hatten, zu welcher sie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigstens wird bei dem Theophilus nur der Oelfarben zu diesem Behuf erwähnt.

Cap. XXV. *De pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quae dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni (stanni) non linitam glutine, nec coloratam glutine, vel croco, sed ita simplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte iccari.

Ich glaube nicht, daß sie ganze Gemälde auf diese Weise ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche sie so behandelten, und wenn die petula stanni (r), die den durchscheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm, so hatten sie ja wohl selbst bei ihren Wassergemälden noch Gelegenheit der Oelfarben nicht ganz zu vergessen.

IV.

Es würde sehr überflüssig seyn, mehrere Zeugnisse für das Alter der Oelfarben aus unsrer Handschrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beiläufig genannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten, und zwanzig, wenn sie auch noch ausdrücklicher wären, als die drei angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anstatt dessen erlaube man mir vielmehr ein zweites Exempel daraus hier einzuschalten, wie geneigt man gewesen, neueren Malern, nach dem Cimabue, Erfindungen beizulegen, die längst vor ihnen gemacht waren.

Vasari sagt vom Margaritone: Egli fu il primo, che considerasse quello, che bisogna fare quando si lauora in tauole di legno, perche stiano ferme nelle commettiture, e non mostrino, aprendosi poi, che sono depinte, fessure o squarti, havendo egli usato di mettere sempre sopra le tauole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, et bollita al fuoco: e poi sopra detta tela dato di gesso, come in molte sue tauole, et d'altri si vede. Lauorò ancora sopra il gesso stemperato con la medesima colla, fregi, et [illegible]

di rilieuo, et altri ornamenti tondi. E fu egli inuentore del modo di dare di Bolo, e metterui sopra l'oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte cose non essendo mai prima state vedute, si veggiono in molte opere sue. (s) —

Wer? Margaritone, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, ſollte zuerſt dieſe Vorſicht ausgeklügelt haben? Er ſollte es erdacht haben, über die hölzernen Tafeln auf welche gemalt wurde, um ſie vor allem Werfen und Berſten zu verſichern, eine Leinwand zu leimen und dieſe mit Gyps zu gründen? Kaum würde das glaublich ſeyn, wenn die Malerei überhaupt erſt im dreizehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden? Ich habe auch ſchon oben (S. 235) zu verſtehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverläſſig wiſſe, und man wird leicht errathen, woher. Ebenfalls aus unſerm Theophilus, in deſſen folgendem Kapitel das ganze Verfahren des Margaritone, aber gewiß nicht nach dem Margaritone, auf das deutlichſte und umſtändlichſte beſchrieben wird.

Cap. XVII. *De tabulis altarium et ostiorum et de glutine casei.*

Tabulae altarium siue ostiorum primum particulatim diligenter coniungantur iunctorio instrumento, quo utuntur doliarii siue tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tam diu lavetur, donec aqua multoties infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu, mittatur in frigidam aquam, donec indurescat. Post haec teratur minutissime super ligneam tabulam aequalem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur, addita aqua cum viua calce mixta, donec sic spissum fiat, vt sunt feces. Hoc glutine tabulae compaginatae, postquam siccantur, ita sibi inhaerent, vt nec humore nec calore disiungi possint. Postmodum aequari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, vt cum utraque manu trahatur, unde raduntur tabulae, ostia et scuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum, mox vt pili erasi fuerint, aqua aliquantulum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur. Quo diligenter exsiccato, tolle incisuras eiusdem corii similiter exsiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii super incudem, compone in ollam nouam donec sit dimidia, et imple eam aqua, sicque adhibe ignem, donec excoquatur tertia pars aquae, sic tamen vt non bulliat, et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua, et cum refrigerati fuerint, si sibi adhaerent, bonum est gluten; sin autem, tamdiu coque, donec sibi adhaereant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthaec tolle gypsum more calcis combustum, siue cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testeum et infundens gluten corii pone super carbones, ita vt gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, linies aliquantulum spissius; et si opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quae appellatur asperella, quae crescit in similitudinem iunci et est nodosa, quam cum in aestate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsam dealbaturam, donec omnino plana et lucida fiat.

Offenbar iſt hier ſchon alles, was Vaſari dem Margaritone, in Anſehung des verſicherten Grundes, als Erfindung anrechnet, und alles ſchon weit beſſer. Denn die Erfindung des Margaritone ſoll doch wohl nicht darin beſtanden haben, daß er bloße Leinewand nahm, wozu die ältern Künſtler Häute brauchten (t)? Auch doch wohl nicht darin, daß er ſeine Leinewand mit einem bloßen Leime, aus Pergamentſchnitzen, aufklebte, anſtatt daß jene ihre Häute mit einer Maſſe befeſtigten, welche ſich weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit wieder auflöſete (u)?

Und daß man ja nicht glaube, daß alſo Margaritone doch wenigſtens werde erfunden haben, das Gold in Blättern aufzutragen, und zu bruniren. Auch das hat er nicht erfunden, wie ich aus einem andern Kapitel des Theophilus zeigen könnte, wenn ich mich gegenwärtig dabei aufhalten wollte.

V.

Ich ſchließe und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von ſeinem bisherigen Ruhme ſo vieles verliert.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerei nicht erfunden hat, ſollte er ſich nicht wenigſtens etwa ſo beſonders darum verdient gemacht haben, daß man dieſes Verdienſt der erſten Erfindung gleich ſchätzen und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin ſehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn ſelten iſt ein beſonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unſere Handſchrift ſelbſt giebt mir Anlaß, die ſtrenge Gerechtigkeit mit dieſer Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künſtler, haben wir oben aus dem 23ſten Kapitel geſehen, trockneten ſehr ſchwer, welches ihnen die Arbeit damit langweilig und eckelhaft machte. Aus den zuſammengenommenen Stellen des Theophilus ſcheint auch zu erhellen, daß ſie ſich nur des Leinöls bedienten; wenigſtens nennt Theophilus überall nur das Leinöl, und ob er ſchon das Nußöl und Mohnöl kannte, ſo ſagt er doch nirgends, daß man ſich der letztern eben ſo wohl als des erſtern bedienen könne.

Nun aber iſt unter allen dieſen Oelen das Leinöl nicht allein das ſchmutzigſte und ſchlechteſte, ſondern auch gerade das, welches am ſchwerſten trocknet, ſo daß man daſſelbe jetzt noch kaum zum Gründen gebraucht. Wie alſo, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nußöl oder Mohnöl, anſtatt des Leinöls, zuerſt gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu verſetzen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was ſonſt zu dieſer Abſicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geſchwinder zu arbeiten; aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerei in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geſchwinder malen konnte, ſo malte man auch öfter damit, und je öfter man damit malte, deſto deutlicher erkannte man die mancherlei Vorzüge derſelben, um welche man in der Folge die Waſſermalerei eben ſo ſehr vernachläſſigte, als man

vor dieſer Verbeſſerung, bei der geläufigern Waſſermalerei, die Oelmalerei nur immer vernachläſſigt haben konnte.

Dieſes angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung der Vaſari, Johann von Eyck auf ſeine Erfindung, bei Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein bloßes, noch ein mit Firniß überzogenes Waſſergemälde hatte er nöthig, einer ſtarken Sonnenhitze lange auszuſtellen. Oder wenn er es nöthig hatte, ſo hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil beſtand (x). Und hatte er es nur deſſenwegen nöthig, ſo konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, ſogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrſcheinlich trocknete er alſo ſchon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, ſeine Oelfarben mit etwas zu verſetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürfen.

Dieſes angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich ſeyn, daß Johann von Eyck an ſeiner Erfindung verſchiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn ſeine Erfindung beſtand nicht in dem Gebrauche des Oels, welches man ihm ſogleich würde abgeſehen haben, ſondern ſie beſtand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm ſo leicht nicht abſehen konnte.

Dieſes angenommen, würden ſich endlich auch die Anſprüche vergleichen laſſen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben ſo früh oder wohl noch früher, als Johann von Eyck gebraucht zu haben, für andere neuere Künſtler gemacht werden (y). Sie alle können ungefähr um eben dieſelbe Zeit gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerei erfunden.

Anmerkungen.

Um den Leſer weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich dieſe Anmerkungen hinten nach folgen zu laſſen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der ſich blos von der Sache unterrichten will, als für den, der ſich einer eigenen Prüfung derſelben unterziehen wollte.

(a)

— — „geben einmüthig vor"] Denn ich kenne nur zwei Männer, die ſich von dieſer Einmüthigkeit einigermaßen ausſchließen, indem ſie das Alterthum der Oelmalerei zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derſelben zwar nicht ausdrücklich läugnen, aber doch auch jenes eben ſo wenig ſchlechterdings läugnen, als dieſe ſchlechterdings behaupten möchten. Sie ſtehen nur an; ſie halten ihre Stimme nur zurück. Und dieſe zwei Männer ſind — ich zweifle, ob ſie beide noch jemals zuſammen genannt worden; ich zweifle, ob man ſie bei einem andern Anlaſſe ſobald wieder zuſammen nennen dürfte — unſer Literator Jac. Fr. Reimmann und der Graf von Caylus.

Reimmann, bereits im Jahre 1709 in ſeiner Literär-Hiſtorie der Deutſchen, einem Werke, das wenigſtens aus ſehr gelehrten Fragen beſteht, wenn auch ſchon die Antworten nicht immer ſehr gelehrt ſeyn ſollten (Theil II. S. 287.), ertheilte auf die Frage: „Wer hat die Kunſt die Oelfarben zu bereiten und mit denſelben auf Leinwand zu malen zuerſt erfunden?" in dem ihm eigenen pedantiſch galanten Styl folgende Antwort: „Das ſollen nach dem „Bericht des Autoris der Baumeiſter-Academie in der Durchl. Welt „Cap. I. discursu 3. pag. 65 der Johannes und Hubertus van „Eyck, Gebrüder aus Flandern, um das Jahr Chriſti 1410 zum „erſtenmal erfunden haben, welches ich aber dem geneigten „Leſer zur reifen Unterſuchung und dem Urheber dieſer Meinung „zu ſeiner Verantwortung und deutlichen Erklärung überlaſſen „will. Denn ich vor mein particulier geſtehe ganz gern, daß „ich hierbei noch ein Hauſen Scrupel habe, darinn ich mich bis „dato noch nicht finden kann. Und will ich wünſchen, daß entweder der Herr Autor oder ſonſt ein curieuser Kopf ſich an „dieſe particulam historiae graphices machen, und dieſelbe „etwas deutlich und gründlich unterſuchen möchte." Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwei ganz verſchiedene Fragen, „wer zuerſt die Oelfarben gebraucht? und wer „zuerſt auf Leinwand gemalt habe?" in eine geworfen und geglaubt, daß er auf dieſe doppelte Frage mit einer und eben derſelben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Literator, der er ſeyn wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer beſſern Quelle müßte geſchöpft haben, als aus der Eröffneten Ritteracademie. Denn dieſe, auf deren erſter Ausgabe von 1700 etwas von Durchlauchtiger Welt ſteht, meint er, und ob er ſchon in einer Note auch noch den Lanſius in ſeiner Rede pro Germania, und aus dieſer den Atlas des Mercators anführt, ſo ſind auch dieſes doch nur ſehr armſelige Bächlein. Ich will ihm, ſage ich, ſelbſt dieſes nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftſteller, der in dieſer Sache Quelle iſt, doch ebenfalls nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Hauſen Skrupel, den er dabei noch zu haben verſichert, auch nicht einen einzigen mittheilt. Er war allerdings ein Mann von vieler Beleſenheit, und konnte leicht in dieſer oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er ſich unter andern auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde ſo zum Beſten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch andere damit irren könnte. In dem erſten Theile ſeines angeführten Werkes nämlich (S. 136.), wo er von dem Zuſtande der Malerei in der mittlern Zeit redet, ſagt er: „Die Münche hat„ten damals in ihren Klöſtern eine gewiſſe artem graphicam, „die itzo zu unſrer Zeit verloren gegangen. Nämlich ſie nahmen „dünne Gold-Blech (vielleicht vt commonstrarent Senecae „non tantum ex oleo et luto constare hanc scientiam) und „machten dieſelbe auf das Pergamen feſt." Der Ort, wo Seneca dieſes von der Malerei ſoll geſagt haben, wird nicht angeführt; aber es ſchien mir gar wohl in dem Geiſte des Seneca zu ſeyn. Und dieſer Ort ſollte noch von ſonſt niemanden ſeyn bemerkt worden? ſollte noch von niemanden auf die Oelmalerei ſeyn angewendet worden? die doch ſo offenbar darin liegt? Denn wenn Seneca ſagt, daß die Malerei oleo tantum et luto beſtehe, was kann er unter lutum anders als die Erdfarben meinen, deren ſie ſich größtentheils bedient, und unter oleum anders, als das Oel, womit dieſe Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieſes bewog mich, die Stelle bei dem Seneca ſelbſt zu leſen, die ich auch gar bald in dem bekannten 88ſten Briefe von dem Werthe der freien Künſte fand, und die Täuſchung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerei, ſondern von der Ringekunſt, aus Urſachen, die jedermann weiß, ſagt Seneca, daß ſie aus nichts, als Staub und Oel beſtehe. Hier

ſind ſeine Worte: Non enim abducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae ministros. Aeque luctatores, et totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. ſ. w. Auch dieſes iſt ein Exempel, daß man ſich der Worte eines Alten nicht anders als von eben derſelben Sache bedienen ſollte, von welcher ſie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweiſe reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel beſtanden haben, worin ſie wollen, ſo werden ſie doch ſchwerlich aus eben den Gründen gefloſſen ſeyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuthen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringſten hiſtoriſchen Umſtand, ſo viel ich weiß, zu fußen, waren es einestheils bloß günſtiges Vorurtheil für die Einſichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringſchätzung der Oelmalerei ſelbſt, die aus dieſem, wenn Gott will, Wiederherſteller einer weit beſſern Malerei ſprachen. Man ſehe den zweiten Abſchnitt ſeiner Réflexions sur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Akademie der Inſchriften 1752 vorlas (Mémoir. de Littérat. T. XXV. p. 173) und wo er ſich gegen das Ende folgendergeſtalt ausdrückt. Nous avons, il est vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire la base de la plus grande partie de nos opérations; il se pourrait peut-être que les anciens ne l'ont pas autant ignorée qu'on se l'imagine, eux qui ont connu tant de préparations et de mixtions; celle dont il s'agit était même des plus simples. Quoi qu'il en soit, voyons si l'ayant connue ils ont si mal fait de la négliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une très-grande facilité de pinceau, et qu'elle rend le travail plus agréable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire; mais les anciens peu sensibles au moment présent, travailloient toujours pour la postérité. Or il est constant que l'huile nous a fait perdre du côté de la conservation. Ce n'est pas tout, elle altère nos couleurs et les fait jaunir par la seule impression de l'air. Les teintes poussent souvent avec inégalité, les ombres noircissent: enfin nos couleurs et nos impressions s'écaillent, et les peintures anciennes étoient, ce me semble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps assez considérable pour en connoître les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune de nos peintures préparées de cette façon dans huit cent ans, comme Pline a pû voir celles qui subsistoient dans les ruines d'Ardée, et comme nous voyons encore aujourd'hui des restes d'une beaucoup plus grande ancienneté dans quelques endroits de l'Italie, et même jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces réflexions conviendroient mieux à l'Académie de Peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé. Freilich gehörten dieſe Betrachtungen eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Akademie von Gelehrten. Aber doch that der Graf ſehr klug daran, ſie lieber Gelehrten vorzuleſen, als Malern, die in dieſem Sie war ſauer vielleicht nichts als einen pedantiſchen Fuchs zu hören dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals ſchon mit ſeiner eigenen Erfindung ſchwanger, welcher im voraus Platz zu machen, er allerdings die Oe rei herabzuſetzen und zu verleiden ſuchen mußte. Schad daß es ihm ſo ſchlecht gelungen! Denn weder ſeine Ent noch alle ihr zum Trotz erfundene Enkauſtiken, haben be malerei noch viel Abbruch gethan, die ſich vermuthlich auf ſelbſt bei denen erhalten wird, welchen es eben ſo angele als den Alten, mehr für die Nachkommenſchaft als für t genwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert ſie näml die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarb vorbringen, ſofort Rückſicht zu nehmen, und ſo zu male ihr Colorit durch dieſe Veränderungen von Tag zu Tag gewinnt als verliert? Ich kenne wenigſtens einen großen der dieſe ſtolze Verläugnung wirklich übt.

(b)

— — „faſt eben ſo einmüthig.“] Auch würde es verwundern ſeyn, wenn ein Niederländer in dem ruhig ſitze der Ehre einer ſolchen Erfindung ganz ohne Wide geblieben wäre. Jenſeit den Bergen wohnen auch Leute man kann leicht denken, daß man da nicht ſtille geſch haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich Anmerkung (e) rede, ſind es aber unter den Italienern vor lich die Neapolitaner und die Bologneſer, welche, wo ni Oelmalerei erfunden, doch wenigſtens eben ſo früh und mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern dar malt worden.

Die Sache der Neapolitaner führt am geflüſſentlichſte furi in ſeinem zweiten Briefe, Intorno ad alcune Inve uscite del Regno di Napoli, welcher in dem 6ten der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. von 1732 zu Ein Col' Antonio di Fiori iſt es, welcher zu Neapolis e Oel gemalt haben ſoll, als Antonello da Meſſina die Erfi nach Italien bringen können. So viel ich ſehe, hat Ca lano in ſeinem Bello e Curioso di Napoli, welches 1692 herauskam, dieſes zuerſt behauptet; und da Tafur nähere oder mehrere Beweiſe davon beibringt, ſo brau nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen zu zeigen, worauf ſich ein ſolches Vorgeben gründet. vede, in einer Kapelle zu Amalfi nämlich, ſagt Cela cora una picciola Tavola, nella quale sta dépinto rolamo in atto di studiare: opera veramente ammi di Col' Antonio di Fiore Napolitano, che fu il pr dipingere ad oglio nell' Anno 1436 contra quello, scrive dal Vasari, che dice, che fu mandato un Q ad Alfonso primo Re di Napoli da Gio: da Bruggi mingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Messin miratosi di questo nuovo modo di dipingere, desi di sapere il secreto, si portò in Fiandra, e dopo q tempo lo seppe da un allievo di Gio: di Fiandra, in Italia, e passato in Venezia, ivi, come dice il R che scrive le Vite de' Depintori Veneziani, e dello Gio: Bellini seppe con astuzia il secreto, scrivend cora, che per prima l'avesse Antonello communica un tal Maestro Domenico; or si concordino i tempi Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfon 2. di Luglio dell' anno 1433 prese Napoli per l'A dotto, ed è da supponersi, che non in questo tem fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, r

tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell' an-
ornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente
glie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci
ma Col Antonio dipingeva ad oglio. Si prova
ramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini,
iò imperfetto, fu nell' anno 1514. Visse quest'
90. anni; dal che si ricava, che egli nacque nell'
24. Quando egli ebbe il secreto da Antonello,
utore della sua vita, ch'egli era molto stimato in
si può supporre, ch'egli fosse almeno di trent'
unque nel 1454 cominciò a dipingere ad oglio,
e nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa
avesse principiato a dipingere in questa maniera,
si ricava, che il primo, che avesse operato ad
fosse stato il nostro Col' Antonio nell'anno 1436
disse. Wer ſich hierwider des Johann von Eyck durch-
hmen wollte oder müßte, würde gar leicht eine Ant-
en. Er dürfte nämlich bloß bemerken laſſen, daß durch
ige Zuſammenrechnung höchſtens nur die Erzählung
g werde, nach welcher es Antonello von Meſſina gewe-
der die Oelmalerei aus Flandern nach Italien gebracht
ß aber keineswegs Johann von Eyck ſelbſt dabei ins
e komme, als deſſen Erfindung in das Jahr 1410 falle.
egen kann es ſehr gleichgültig ſeyn, wenn es auch ganz
errede wäre, daß Col' Antonio mit Oel gemalt habe,
er die Kunſt auf irgend eine mittelbare Weiſe dem
on Eyck zu danken gehabt.

ſo können meinetwegen auch die Bologneſer in ihren
en noch ſo gegründet ſeyn; gegen welche allerdings die
r des Johann von Eyck einen weit ſchlimmern Stand
Denn es iſt nicht aus den bloßen Worten des Vaſari,
hen Malvaſia (Felsina Pittrice, T. I. p. 27.) ſol-
ß nach deſſen eigenem unwilligen Bekenntniſſe, Lippo
bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: ſon-
ſt die That ſelbſt, womit Malvaſia dieſes beweiſt, in-
mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches ſogar
nannte Bologneſiſche Künſtler lange vor 1400 in Oel
atte. Und dieſe Gemälde waren alle zur Zeit des Mal-
ch vorhanden, mit ihren Jahrzahlen zum Theil vor-
und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oel-
wären. Vielmehr kommen dieſe ältern Bologneſiſchen
lde, worunter ſogar eins von 1376 war, mir ſehr zu
nach welchen ich es als bereits erwieſen annehmen kann,
ann von Eyck nicht der erſte Oelmaler geweſen. Auch
meine weitere Beſtreitung nur deßwegen namentlich
, weil er beſonders diesſeits der Alpen noch immer da-
und als ſolcher (bald mit, bald ohne ſeinen Bruder
aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künſt-
in das andere fortgepflanzt wird.

(c)

– „Vaſari ſchrieb.“] Die erſte Ausgabe ſeines Werks,
lbſt beſorgte, iſt von 1566 in Fiorenza appresso i
worin er von der Erfindung der Oelmalerei an zwei
andelt. Einmal überhaupt in dem 21ſten Kapitel der
ig; das anderemal umſtändlicher in dem Leben des
o da Meſſina. Und dieſes Werk, dieſe Orte dieſes Wer-
es, über welche ich mit meinen Nachforſchungen nie
hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vaſari verwieſen, verwieſen mich doch auf Schriftſteller, die zuverläſſig aus dem Vaſari geſchöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer z. E., in deſſen Opere chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar geſagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erſt 1611, mit der Fortſetzung des Laurentius Beyerlink ans Licht kam; da es Opmeer bis 1571 ſelbſt ausgearbeitet: ſo ſieht man leicht, daß er den Vaſari gar wohl brauchen können. Ja es ſcheint ſogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Karl van Mander verändert und erweitert habe, deſſen Schilderung indeß 1604 erſchienen war. Denn es ſind Umſtände eingeflochten, die nur Mander hat und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geſchweigen, daß die in Holz geſchnittenen Bildniſſe der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen ſind.

Oder ſie verwieſen mich auf einen Dominicus Lampſonius, deſſen lateiniſche Verſe unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II. p. 377) anführt.

Ille ego, qui laetos oleo de semine lini
Expresso docui Princeps miscere colores
Huberto cum fratre. Novum stupuere repertum,
Atque ipsi ignotum quondam fortassis Apelli,
Florentes opibus Brugae: mox nostra per omnem
Diffundi late probitas non abnuit orbem.

Denn dieſe Zeilen ſind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniae inferioris, die Lampſonius erſt 1572 zu Antwerpen drucken laſſen; und ſtehen alſo der Autorität des Vaſari ebenfalls nach. Nur das beſcheidene fortassis iſt ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandriſchen oder Holländiſchen Schriftſteller, der ſeinen Landsleuten die Erfindung der Oelmalerei beilegte, und vor dem Vaſari geſchrieben hätte. Der beſte und umſtändlichſte Flandriſche Annaliſt vor dem Vaſari, Jacob Meyer, welcher 1552 ſtarb, und deſſen Rerum Flandricarum libri XVII, welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meint, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, dieſem einen großen Werke einverleibt zu werden, ſo ſetze ich hinzu, daß er auch in ſeinem kleinern vorläufigen Werke, den Flandricarum rerum Tomis X, das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX Fol. 45) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen ſeiner kunſtreichen Maler und Bildhauer rühmt, die nach Dänemark und Norwegen und andern entfernten Ländern verſchrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vaſari, das iſt nach 1566, kaum eine kahle Chronik, kaum ein kleines Geſchichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht ſorgfältig und meiſtens mit den abenteuerlichſten Lobſprüchen gedacht hätte.

(d)

„Sogar Karl van Mander — haben ſoll.“] „Johann von „Eyck, ſagt Mander, iſt zu Brügge in gutem Alter geſtorben, „und liegt in der Kirche des h. Donatus begraben, allwo an „einer Säule folgende Grabſchrift auf ihn zu leſen.“

Hic jacet eximia clarus virtute Joannes,
In quo picturae gratia mira fuit.
Spirantes formas, et humum florentibus herbis
Pinxit, et ad vivum quodlibet egit opus.

Quippe illi Phidias et cedere debet Apelles:
Arte illi inferior ac Polycletus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
Qui talem nobis eripuere virum.
At cum sit lachrimis incommutabile fatum,
Vivat ut in coelis inde precare Deum.

Schwerlich wohl ist diese Grabschrift gleich nach dem Tode des Künstlers gemacht worden; denn die Verse sind doch schon um ein gutes besser, als sie in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, dasiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde also kaum sehr glaubwürdig seyn, wenn sie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber ist sie, da sie solches unterläßt, ein starker Beweis darwider. Denn man sieht leicht, daß dieses keiner von den Fällen ist, wo der Beweis vom Stillschweigen hergenommen, nichts beweist. Hier beweist er alles, und es ist schlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da diese Grabschrift verfertigt worden, bereits die große Meinung von dem Verstorbenen gehabt hätte, und dennoch in seinem Ehrengedächtnisse auch nicht mit einem Worte darauf angespielt haben sollte. In der alten Flämischen Grabschrift auf den Hubertus von Eyck, welcher in der Johanniskirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beibringt, ist eben so wenig einige Spur davon zu finden; so vielen Antheil er an der Erfindung seines Bruders auch immer soll gehabt haben.

Was ich sonst überhaupt von der Erzählung des van Mander sage, wird aus der Zusammenhaltung mit der Nachricht des Vasari, einem jeden einleuchten. Mander schrieb einige dreißig Jahre nach dem Vasari, und doch ist er nichts als der Nachschreiber des Vasari, einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn selbst dieses, daß er die Nachlässigkeit des Vasari, in Bemerkung der Zeit verbessert, ist eine Kleinigkeit, weil er sie wirklich bloß nach Gutdünken verbessert, ohne den geringsten historischen Grund dazu anzuführen oder zu haben. Denn er mag immer sagen: Der tydt wanneer Joannes d'Oly-verwe gevonden heeft, is ghewest by al dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410: so hat er doch dieses Datum nur ungefähr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geschlossen, dessen Geheimerrath Johannes von Eyck soll gewesen seyn. Wenigstens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde, und dennoch ist es auf sein bloßes Ansehen die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerei geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geschichtschreiber der Malerei, eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederholt hätte, die ich bei dem Aubertus Miräus gemacht finde. In dieses Chroni. Belg. nämlich, unter dem Jahre 1410, lese ich folgende merkwürdige Stelle: Joannes Eickius et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter Joannes, oleo ex lini seminibus extuso, picturae colores primus miscuisse, atque aeternos, ut sic dicam, adversus aevi injuriam reddidisse creditur. Praeclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellae coloribus oleo mixtis depictae, atque in his una, quae in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor sive pictor an. 1400 notator obiisse. Ob Houbraken in der neuen Ausgabe des van Mander zu Berichtigung seines Autors dieses angeführt habe, weiß ich nicht, weil ich dieselbe Ausgabe nicht in Händen habe. wenig weiß ich, ob er oder ein anderer etwas zum Be Johann von Eyck darauf erwiedert habe. Ich gestehe vi daß ich auch nicht einmal absehe, was man darauf er könne. Denn wenn es mit diesem Oelgemälde zu Löve Richtigkeit hatte; wenn der Urheber desselben bereits 1 storben war: ist Johann von Eyck mit seinen Anwälde hierdurch allein schon sachfällig?

(e)

— — „Grabschrift des Antonello von Messina."] Grabschrift, wie sie Vasari in dem Leben des Antonello bei dessen Reise nach Flandern, um das Geheimniß des von Eyck zu erforschen, sich ebenfalls nur auf das Zeugn Vasari gründet, ist folgende.

D. O. M.
Antonius pictor, praecipuum Messanae suae et Siciliae totius ornamentum, hac humo contegitur. Non solum suis picturis, in quibus singulare artificium et venustas fuit, sed et quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit: summo semper artificum studio celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vasari, zu Venedig gest so wird ihm diese Grabschrift auch wohl zu Venedig seyn worden. Daß es aber Vasari nicht genauer anzeigt, in w Kirche, an welchem Orte daselbst sie zu finden, ist ihm ka verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieses Künstlers sic weit unverzeihlichere Fehler der Unterlassung zu Schulden men lassen, worunter Malvasia lieber, ich weiß nicht Absicht argwohnen möchte. (Fels. pittr. T. I. p. 28.) wahr ist es, daß er besonders durch die unbestimmte An wann Antonello gelebt und gestorben, die ganze Erzählun dessen Reise nach Flandern, und von der Erfindung des J von Eyck, in so fern sie mit dieser Reise in Verbindung schwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn C in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, d Reise des Antonello, nach Angabe des Vasari nicht vor könne geschehen seyn, so behauptet Malvasia gar, daß sie vor 1444 könne stattgefunden haben. Was aber Celano von Giov. Bellini sagt, der das Geheimniß von Antonello g und doch erst um 1490 angefangen haben soll, in Oel zu m kann auf den Vasari nicht gehen, sondern muß den andern bensbeschreiber des Bellini, den Ridolfi gelten. Vasari s etwas nirgends, und eben so wenig kann ich den Ort fi auf welchen van Mander zielt, wenn er sagt: Daer Vasa zynen Drucker in mist, die dise vindinghe een hon Jaar jongher beschryft te wesen. Jahrzahlen, bei w sich der Setzer vergriffen haben könnte, und die sich auf di findung der Oelmalerei bezögen, sehe ich bei ihm überall

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vasari in noch so Widersprüche gefallen wäre? Er nahm in seine Geschicht völlig unwahre alte Sage auf, und Wunder wäre es viel wenn sich diese unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reise des Antonello von sina auch noch einmal das war? Nämlich alte Sage. Viel war sie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer E des Vasari, auf den ihn die Grabschrift des Antonello be

einmal als ausgemacht ſich in den Kopf geſetzt, daß die
:ei in Flandern durch Johann von Brügge erfunden
wie ſollte er nun das Lob, das dem Antonello in ſeiner
iſt ertheilt ward, quod coloribus oleo miscendis
rem et perpetuitatem primis Italicae picturae con-
ıbers damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche
h dem ausländiſchen Geheimniſſe thun läßt?
hwohl muß man eingeſtehen, daß dieſe Worte der
iſt ſo etwas keineswegs beſagen. Antonello kann gar
: Italieniſchen Malerei das Geheimniß der Oelfarben
a c h t haben, ſie damit bereichert haben, ohne ſie aus
:mden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann ſie
unden, und ſelbſt in Italien erfunden haben. Dieſe
ıg leiden die Worte gar wohl.
e Zweifel wird es auch dieſes ſeyn, worauf ſich die Si-
vornehmlich gründen, wenn ſie ihren Antonello nicht
den erſten Schüler des Erfinders, ſondern für den Er-
lbſt gehalten wiſſen wollen. Ich bedaure, daß ich das
n welchem ein mehreres hiervon ſtehen ſoll (nämlich die
nventrice des Auria und vornehmlich die Zuſätze des
re), nicht nutzen kann.

(f)

ı Verdruß, daß ihm ſeine Tafel geborſten."] Die Worte
ıri ſind in dem Leben des Antonello dieſe: Hora ha-
nämlich Johann von Brügge, als er noch mit Waſſer-
talte, aber zu guten Firniſſen ſchon mancherlei Verſuche
hatte, una volta fra l'altre durato grandissima fa-
dipingere vna tauola, poiche l'hebbe con molta
:a condotto a fine, le diede la vernice, e la mise a
al sole, come si costuma. Ma ò perche il caldo
olente, o forse mal commesso il legname, o male
sto, la detta tauola si aperse in sulle commetti-
mala sorte. La onde, veduto Giovanni il nocu-
che si haueua fatto il caldo del sole, deliberò di
che mai più gli farebbe il sole cosi gran danno
ıe opere. E cosi recatosi non meno a noia la ver-
he il lavorare a tempera, cominciò a pensare di
nodo di fare una sorte di vernice, che secasse all'
senza mettere al sole le sue pitture. Onde poiche
nolte cose sperimentate, e pure e mescolate in-
alla fine trouò, che l'olio di seme di lino, e quello
ɔci, fra tanti, che n'haueua prouati, erano più
i di tutti gli altri. Questi dunque bolliti con altre
ıture, gli fecero la vernice, che egli, anzi tutti i
lel mondo haueuano lungamente desiderato. Dopo
erienza di molte altre cose, vide, che il mescolare
con queste sorti d'olii, daua loro una tempera
orte; e che secca non solo non temeua l'acqua al-
i, ma accendeua il colore tanto forte, che gli daua
la per se senza vernice. E quello, che più gli pa-
:abile, fù, che si vniua meglio, che la tempera
mente. Per cotale inuentione rallegrandosi molto
ni u. ſ. w. Es war alſo freilich nicht ein bloßes Waſſer-
, ſondern ein mit einem Firniß überzogenes Waſſer-
, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieſer
war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl; ſondern den
aus Leinöl erfand Johann erſt um ſeine Gemälde im
Schatten trocknen zu können. Ja dieſe Erfindung des Firniſſes aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigern Erfindung, die Farben ſelbſt ſogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieſes begreiflich iſt, dem ſey es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben ſo, kleine Verbrämungen ausgenommen, wie ſie der Ausſchreiber, der gern nicht Ausſchreiber ſcheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein ſo glücklicher chymiſcher Unterſucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey oft Lymverwe te vernissen, met eenigh vernis ghemaekt met eenige Olyen, dat welcke den volcke seer wel beviel, om dat het werck soo een schoon blinckende glans hadde. Nae dit secreet hadden in Italien veele vergheefs ghesocht: want sy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaeckt een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruyckt (gelyck hy altyts met groote netticheyt en suyverheyt zyn dinghen dede). Dese Tafel op gedaen wesende, heftse nae zyn nieu inventie, en ghelyck hy nu ghewoon was, vernist, en steldese te drooghen in de Sonne, maer of de pennelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen ghebor sten, en van een gheweken. Joannes was seer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne so verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat sulcke schade door de Sonne hem niet meen en soude obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh ondersoecken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet in Nootoly de droogenste van allen te wesen; dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maeckte den besten vernis van der Weereit. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel ondersoeckens, dat de verwe ghemenghelt met sulke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van selfs een blinckenheyt deden hebben, sonder dat mense verniste u. ſ. w. Eines zwar iſt bei dem Holländer etwas mehr als eine bloße kleine Verbrämung ſeines Originals. Es iſt Uebertreibung, Verfälſchung. Nämlich, wenn Baſari bloß ſagt, daß Johann von Eyck anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe, ſo läßt ihn Mander nicht allein dieſen, ſondern auch den Firniß überhaupt erfinden. Baſari nennt mehr als einen ältern italieniſchen Maler, die ſich des Firniſſes bedient; und bekannt iſt aus dem Plinius, daß ſchon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verſchweigt Mander, um ſeinen Erfinder deſto mehr erheben zu können. Baſari ſagt hienächſt gar nicht, woraus der allererſte Firniß beſtanden: aber Mander ſagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemaeckt geweſen. Nun möchte ich doch dieſe Oele wiſſen, deren ſich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit ſchwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu dieſe

langweilige Beſtreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unſerm Theophilus zeigen, das auch der Firniß aus Leinöl ſchon längſt erfunden geweſen. Aber freilich mußte Vaſari weislich den Johann von Eyck erſt zum Erfinder dieſes Firniſſes machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben ſelbſt machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen laſſen ſollen, daß jener Firniß ſchon längſt erfunden und im Gebrauche geweſen, ſo empfand er wohl, daß man ſchwerlich begreifen würde, wie man nicht auch ſofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben ſollte gethan haben. Und ſo ſieht man auch hier, daß ſich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g)

„Geheimniß — — mitzutheilen einerlei geweſen.“] Vaſari ſelbſt, hat ſich bei Erzählung dieſes Umſtandes nicht enthalten können, den nämlichen Einwurf zu haben und zu äußern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione de Giouanni, non solo per la Fiandra, ma per l'Italia e molte altre parti del mondo, mise in desiderio grandissimo gli artefici di sapere in che modo egli desse all' opere sue tanta perfettione. I quali artefici perche vedeuano l'opere, e non sapeuano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medesimo tempo virtuosamente inuidiarlo: e massimamente, che egli per vn tempo non volle da niuno esser veduto lauorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia sinalmente a Rugieri de Bruggia suo creato et Rugieri ad Ausse suo discepolo, et a gli altri de quali si parlo, doue si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne faceuano incetta, e ne mandauano per tutto il mondo a Principi, e a gran personaggi con loro molto vtile, la cosa non vsciua di Fiandra. E ancorache cottali pitture hauessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, et gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuoue, onde pareua, che fosse possibile a conoscergli, non però si trouò mai nello spatio di molti anni. Und womit beantwortet er dieſen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen auch ihn beantworten hieße! Gerade, als wäre ein ſolches obſchon durch ein bloßes dennoch gehoben! Und eben ſo macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er bei Gelegenheit des an den König Alphonſus nach Neapolis geſchickten Gemäldes ſagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen vast toesaghen, met alderley opmerckinghe, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtige roke, die d'Oly met den verwen ghemengt van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h)

— — „welches Feller anzeigte.“] In ſeinem Catalogo Codicum MSSctorum Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi (Lips. 1686. 12.) und zwar nicht bloß in dem Verzeichniſſe der Handſchriften ſelbſt, S. 255, ſondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichſten derſelben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieſer Bibliothek zu betrachten, anführt. Inter medicos, ſagt er, non sine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra*, quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Dieſen Titel giebt ihm Feller, wie geſagt, in der Vorrede; in dem Verzeichniſſe aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Text anführe.

Nun fanden ſich auch bald Gelehrte, welche befliſſen waren, Fellers Anzeige von einem ſo merkwürdigen Manuſcripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in ſeinem Polyhiſtor (T. I. lib. I. cap. VII §. 32) aus dem ganzen Fellerſchen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, ſchrieb er, *quem* plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt. Aber indem er einen einzigen Buchſtaben bei Fellern falſch las, ſagte er etwas, was dieſem nie in den Sinn gekommen war zu ſagen. Für *quam* plane intercidisse nonnulli existimant, nämlich artem colorandi vitra, las er *quem* plane, nämlich Theophili librum.

Und ſchon Bayle hatte bei Anzeige der Fellerſchen Schrift in ſeinen Nouvelles de la Républ. des lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnt.

Was mich aber Wunder nimmt und was ich bedaure, iſt dieſes, daß Feller ſelbſt die Handſchrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür geweſen wäre. Ich meine den Jac. Tollius, der ihn im Jahr 1687 beſuchte, und dem er ſonſt alle Schätze der Bibliothek vorlegte. (Tolli Epist. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon in dem Auszuge, welchen er in ſeiner Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum (T. I. p. 594) aus dem Fellerſchen Catalogus mittheilt, den Theophilus überſehen können.

(i)

— — „der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte.“] Vermuthlich war dieſer Verfaſſer ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mitarbeitete, und beſonders die antiquariſchen Artikel beſorgte. Als er nun (Mens. Aug. a. 1690. p. 414.) die Vetera Monimenta des Ciampini, deren erſter Theil zu Rom in eben dieſem Jahre erſchienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nannte, den Ciampiani als den vornehmſten Schriftſteller von der Glasmacherkunſt anführt, ſetzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non possumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipsiensi codicem membraneum MSCtum *Theophili* Monachi *de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. recensitus est a clariss. Fellero nostro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum pag. 255, qui eundem codicem et inter rariora Paulinae MSSCta, in praefatione ad Lectorem retulit. Est autem isthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter, servus servorum Dei, indignus nomine et professione monachi, omnibus mentis desiderantibus vacationem utili manuum occupatione et delectabili novitatum meditatione declinare etc. retributionem coelestis praemii etc.* Libri hujus Artis Vitriariae sunt tres, I. *de coloribus et eorum mixtura*, XXXVIII constans capitulis;

II. *de constructione furni ad operandum vitrum, et instrumentis hanc in rem necessariis*, qui XXXIV capitulis absoluitur, quorum XIX est *de vitro, quod Musinum*, (ita enim semper in hoc libro legimus, non Musivum) *opus decorat;* III. *de limis, de vasculis ad liquefaciendum aurum et de nigello imponendo et poliendo*, sed in quo reliqua capitula post septimum desiderantur, quemadmodum et in libro II. capitula quinque, XII nempe, XIII. XIV. XV et XVI, deesse deprehenduntur. Sed hoc obiter indicasse sufficiat, ne solus Antonius Nerius scripsisse de hac arte videri queat. Was in dieſer nähern Nachricht nicht ſo iſt, wie es ſeyn ſollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) erſehen; umſtändlicher aber an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht worden.

(k)

— — „in der königlichen Bibliothek zu Paris.“] Die Kenntniß davon habe ich aus dem Catalogo Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Regiae (T. IV. p. 273 Paris e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die Handſchrift, in welcher ich unſern Theophilus vermuthe, folgendermaßen angegeben wird:

VIMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur.

1° Experimenta 118 de coloribus: praemittitur tabula ordine alphabetico digesta, de vocabulis synonymis et aequivocis colorum, eorumque accidentium.

2° *Theophili* liber de omni scientia picturae artis.

3° *Petri de Sancto Audemaro* liber de coloribus faciendis.

4° *Heraclii* libri tres de coloribus *et* de artibus Romanorum.

5° Libellus de compositione colorum: authore *Joanne Alcerio.*

6° Differentes receptes sur les couleurs, recueillies par *Jean le Begue*, Greffier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431 exaratus est.

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung ſeine Richtigkeit hätte, und das zweite Stück dieſer Handſchrift das nämliche Werk wäre, worauf ſich meine gegenwärtige Erörterung gründet. Denn ſo würden neugierige Liebhaber auch in dieſer Entfernung Gelegenheit haben, ſich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber würde mich freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, daß ein Gelehrter, welchem die Künſte nicht gleichgültig ſind, oder ein Künſtler, dem die geringe dazu erforderliche Gelehrſamkeit nicht fehlt, (und wo müſſen Männer dieſer Art häufiger anzutreffen ſeyn als in Paris?) daß, ſage ich, ein ſolcher Mann ſich gefallen ließe, nicht bloß den Theophilus, ſondern auch die übrigen Stücke dieſer Handſchrift genauer anzuſehen und der Welt das nähere davon mitzutheilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter andern das vierte Stück eben ſo wichtig und intereſſant fände, als ich den Theophilus gefunden habe. Mir ſcheint wenigſtens der Titel ich weiß nicht was zu verſprechen: de artibus Romanorum. Und wenn auch dieſer Heraclius nur ſo alt wäre als Theophilus, auch dann könnten ſehr viel Nachrichten darin ſtehen, nach welchen wir uns jetzt vergebens umſehen.

Die Jahrzahl 1431 ſcheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle dieſe Schriften zuſammenſchrieb. Geſetzt alſo auch, daß ſie ſich insbeſondere mit auf die Abſchrift des Theophilus bezieht, ſo wird man gleichwohl ſie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus dieſem Verfaſſer wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, ſelbſt alsdann gelten zu laſſen, wenn wir hier in Deutſchland auch keine weit ältere Abſchriften aufzuweiſen hätten.

(l)

— — „Geſner — — auf den Agrippa.“] *Conr. Gesneri Biblioth. Universalis (Tiguri* 1545.*) p.* 614. THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, wo Agrippa des Theophilus erwähnt, hat Geſner nicht genauer angegeben. Sie findet ſich aber in deſſen Buche de Vanitate scientiarum und zwar gegen das Ende des 96ſten Kapitels de Alcumistica, wo er, nachdem er alles mögliche Böſe von der Alchymie geſagt, doch endlich hinzufügt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxisseque originem. Hinc acieri, cinnabrii, minii, purpurae, et quod aurum musicum vocant, aliorumque colorum temperaturae prodierunt: huic aurichalcum et metallorum omnium mixtiones, glutimina et examina et sequestrationes debemus; bombardae formidabilis tormenti inventum illius est; ex ipsa prodiit vitrificatoria nobilissimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conscripsit.

(m)

— — „Simler fügte hinzu“ —] *Append. Bibl. Conr. Gesneri (Tiguri* 1555.*) fol. S.* 3. THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, secundus de ratione vitri, tertius de fusoria et metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, et in Cella veteri monasterio, quae Bibliotheca Lipsiam translata est. Idem Theophilus in tractatu diversarum artium adducitur, in libro qui inscribitur Lumen animae. Ich wäre ſehr begierig zu wiſſen, woher Simler dieſe Nachricht genommen. Die natürlichſte Vermuthung iſt, daß er ſie aus dem G. Agricola habe, der in ſeinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und ſeiner Handſchrift zu gedenken. So wird es auch wohl ſeyn; ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle alles angewandten Fleißes ungeachtet noch nicht finden können. Daß ſie da nicht iſt, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich verſichern zu können.

(n)

— — „daß es ihn anführte.“] Dieſes Lumen Animae iſt ein höchſt ſeltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweimal ſoll gedruckt ſeyn, nämlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die gefliſſentlich von raren Büchern geſchrieben haben, gedenkt ſeiner. Auch Fabricius ſcheint es nur aus einer Anführung des Colomeſius zu kennen, wenn er es mit demſelben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde alſo unſers Theophilus in dieſem Werke gedacht, ſo müßte er, nach beſagter Angabe von dem Alter ſeines Verfaſſers, wenigſtens im dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein wie geſagt, der Theophilus, deſſen Breviarium diversarum

artium verſchiedentlich darin angeführt wird, da dieſes Breviarium gewiß nicht unſer Werk iſt, wie aus den angezogenen Stellen erhellt, muß daher auch nicht nothwendig unſer Theophilus ſeyn.

Wäre er es aber inzwiſchen doch, nun ſo würde er ſchon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müſſen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomeſius und Fabricius ſich irren, daß ſich alle irren, welche das Lumen animae für ein Werk des Farinators halten. Es iſt älter als Farinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben ſelbſt bekennet. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieſes alte Werk ſelbſt hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — „die jüngere der Pauliner Bibliothek.“] Ich habe ſie durch die gütige Vermittelung des Hrn. D. Erneſti ſelbſt vor mir. Daß es die nämliche ſey, welche ehedem nach Simlern in der Bibliothek des Kloſters Alten Zelle geweſen, daran iſt wohl kein Zweifel. Welche große Lücken ſie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und dieſe Lücken ſind ſchuld, daß daſelbſt, beſonders von dem dritten Buche nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff hat gegeben werden können. Ja ſie ſind ohne Zweifel auch Urſache, daß das ganze Werk darüber vernachläſſigt worden. Bei denen, welche ſich mitten in dem zweiten Buche finden, ſehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuſcript ſelbſt iſt, folgende Worte hinzugeſchrieben: Hic deficit subtilior pars et melior et utilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent mille florenos. Wenn nun alſo ein Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch ſo wohl kannte, wie konnte er Luſt haben, ihn aus einer Handſchrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beſte und Nützlichſte fehlt?

(p)

— — „die unſrige und ältere“ —] So wie die Leipziger Handſchrift die nämliche aus Alten Zelle iſt: ſo vermuthe ich, daß die unſrige keine andere ſeyn werde, als die nach Simlern George Agricola ehedem beſeſſen. Sie gehört zu den Handſchriften des Marquardus Gudius. Warum man aber nie gehört, weder daß ſie Gudius gehabt, noch daß ſie gegenwärtig in unſerer Bibliothek ſich befinde, iſt unſtreitig dieſes die Urſache, weil man in den gedruckten Verzeichniſſen der Manuſcripte des Gudius ſie mit anzumerken vergeſſen hatte. Sie macht nämlich keinen eigenen Band aus, ſondern iſt mit der Handſchrift des Vitruvius zuſammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichniſſe in Quart unter den Lateiniſchen die 249ſte, in dem in Octav die 238ſte iſt. Ich ſage hier von ihr nichts weiter, als daß ſie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handſchrift ſo ſehr verringern.

(q)

— — „Tutilo, Theophilus wäre.“] Welch ein großer Maler, welch ein allgemeiner Künſtler Tutilo geweſen, iſt bekannt. Man ſehe von ihm die Geſchichtſchreiber des Kloſters St. Gallen, die man in dem erſten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldaſt beiſammen findet. Nun leſe ich zwar nirgends, daß er von einer der verſchiedenen Künſte, welche er übte, etwas ſchriftlich hinterlaſſen; warum könnte es aber dem ungeachtet nicht ſeyn?

Der Name Tutilo iſt deutſch. Er kommt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati vor, den Goldaſt aus einer alten Handſchrift zu St. Gallen abdrucken laſſen (T. II. Sc. R. A.); und zwar in dem erſten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich geweſen. Und hieraus denke ich erhellt allein ſchon genugſam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Histoire littéraire de la France gezogen.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bei der angegebenen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger poſitiv darüber ausdrücken ſollen.

(r)

— — „petula stanni.“] Petulam nennt unſer Verfaſſer durchgehends, was bei andern Schriftſtellern der mittlern Zeit petulum heißt, vermuthlich von πέταλον. Petulae auri ſind ihm alſo Goldblätter, die er in dem 21ſten Kapitel des erſten Buchs umſtändlich zu ſchlagen und aufzutragen lehrt. Petulae stanni aber dergleichen Blätter aus dem feinſten Zinn, die er in Ermangelung des Goldes in dem folgenden Kapitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweiſet.

Eigene Goldſchläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der Maler oder Künſtler, welcher Goldblätter brauchte, mußte ſie ſich ſelbſt verfertigen. Die Weiſe, wie er dabei zu Werke ging, war im Grunde eben die, welche noch jetzt im Gebrauche iſt, nur beſchwerlicher vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, ſondern alles vom Anfange an mit dem Hammer zwingen mußte. Hier iſt die ganze Stelle aus dem 21ſten Kapitel, in welcher mir beſonders die Materie, die er zu ſeinen Quetſchformen nahm, und die Art, wie er dieſe zu der Ausdehnung des Goldes dienſamer machte, anmerkungswürdig ſcheint. Tolle pergamenam graecam, quae fit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra, minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa fricatione adhaereat. Deinde incide forpice ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, aequaliter latas et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergameno vituli, quasi marsupium et fortiter consues, ita amplum, ut multas partes rubricatae pergamenae possis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem aequalem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatae pergamenae; et super eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex aurichalco, iuxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et aequalem, non grauiter sed moderate, et cum saepius respexeris, considerabis, utrum velis ipsum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spissum. Si autem supercreuerit aurum in attenuando et marsupium excesserit, praecides illud forcipe paruulo et leui, tantummodo ad hoc opus facto. Haec est ratio aureae petulae. Quam cum secundum libitum tuum

uris, ex ea incides forcipe particulas quantas
s et inde ornabis coronas circa capita imaginum,
s et oras vestimentorum, et cetera ut libuerit.

(s)

ſari ſagt vom Margaritone."] Das nämliche verſichert
ı und Glauben des Baſari auch van Mander; und auf
b Glauben des van Mander und Baſari verſichern es
dieſes alten Meiſters gedenken.

(t)

– „daß er bloße Leinwand nahm" —] Und auch dieſes,
ı ſich in Ermanglung der Häute der Leinwand bedienen
ıgt Theophilus (c. 19. lib. I) mit ausdrücklichen Wor-
vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas,
nodo et glutine cooperiantur cum panno mediocri
lnd daß er pannum linteum verſtehe, iſt wohl kein

(u)

– „mit einer Maſſe, welche ſich u. ſ. w."] Dieſe Maſſe,
heophilus gluten casei, Käſeleim nennt, und zu ma-
ı, kommt auch unter den alten Compoſitionen beim
ı (p. 382) vor, als beſonders dienlich, Holz und Kno-
mmen zu leimen. Sie iſt auch wirklich nicht allein
:, ſondern überhaupt einer der beſten allgemeinen Lei-
r nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage ver-
Künſtler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich,
einigen Jahren ein Franzoſe, Namens Renard, in
g herum ging, und zerbrochenes Porcellan ſehr wohl
nde flickte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein
als dieſer Käſeleim, den er in Oſtindien wollte gelernt
dunkel (Kunſt- und Werkſchule, Th. II. Bd. V. Kap. 4)
n nicht gekannt zu haben, ob er ſchon verſchiedene an-
bindungsmittel aus Eiweiß und Kalk anführt. Wohl
ß Becher von ihm gehört haben, der in ſeiner närriſchen
(§. 27) ſchreibt: „daß aus Kalk und neuem Käſe ein
ıber Kieß kann werden, welcher an Härte dem Demant
el weicht, iſt mir bekannt." Man ſehe auch: Secrets
ants les Arts et les Métiers T. I. p. 50, die zu
717 herausgekommen.

(x)

– „Firniß — zum Theil beſtand."] Denn derjenige
womit man Gemälde überzieht, iſt nichts als ein mit
geſottenes Leinöl oder anderes Oel, welches durch das
ven größten Theil ſeiner wäſſerigen Feuchtigkeit verloren
enn alſo auch ſchon Johann von Eyck dieſen Firniß er-
funden hätte, ſo würde doch nicht zu begreifen ſeyn, wie er von dieſer Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben ſelbſt mit ungeſottenem Oel abzureiben, indem dieſes Verfahren der Abſicht, die er damit ſoll gehabt haben, gerade entgegen geweſen wäre. Doch er hat ihn, wie geſagt, nicht erfunden, und hier iſt die verſprochene Stelle aus der Handſchrift, wo Theophilus den Firniß eben ſo zu machen lehrt, als er noch jetzt gemacht wird (Lib. I. cap. XIX *de glutine vernitio*n.) Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weiſe den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzufügt, quod romane Glassa dicitur.

Und dieſes Fornis iſt denn wohl das Stammwort von unſerm jetzt üblichen Firniß oder Verniß, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateiniſchen Urſprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateiniſchen Schriftſteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der Actorum Sanct. (in dem Leben der heil. Lidwina T. II. Mens. April p. 302) gelegentlich beibringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage ſeyn.

(y)

— — „für andere neuere Künſtler" —] Nämlich wie wir in den Anmerkungen b und c geſehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneſer Lippo Dalmaſio, und für den ungenannten Künſtler zu Löwen, deſſen Miräus gedenkt. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus bloß ſagen wollen, daß Johann von Eyck ſeine Erfindung eher als 1410 müſſe gemacht haben, weil ſie ein Künſtler, der bereits 1400 geſtorben, ſchon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieſes würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders, welches gewiß iſt, gänzlich widerſprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch jetzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter ſind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde erkennen müſſen, wenn man nur zuverläſſige Prüfungen damit anſtellen könnte und dürfte!

Zur Geſchichte und Literatur.

Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Aus dem erſten Beitrage.

1773.

Leibnitz, von den ewigen Strafen.

Ich ſehe, daß gegenwärtig bei unſern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenſtrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch ſo werden, daß er endlich entſchieden und beigelegt heißen könnte! Denn das iſt ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigſte, daß ſie gemeiniglich nichts erſtreiten, und ſich zwanzig oder funfzig Jahre ſpäter der erſte der beſte Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen.

Einem ſolchen Schwätzer nicht gleich zu werden, iſt es höchſt nöthig, vorher die Geſchichte der ſtreitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu ſtudiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger ſeinen Faden fallen laſſen, kann man durch Aufhebung derſelben, und durch Vergleichung ihrer verſchiedenen Richtungen, den entweder verlaſſenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuſchlagen hoffen. Wenn gar unter dieſen Vorgängern ſich Leibnitze befinden, was kann ſchlechterdings lehrreicher ſeyn, als ſich in die geringſten Fußſtapfen derſelben zu ſtellen, und von da aus um ſich zu ſchauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht beſſer, als mit Mosheims Worten angeben zu können; beſonders da dieſe Worte ſelbſt dabei gelegentlich eine literariſche Erläuterung und Beſtätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 ſeine hierhergehörige Schrift hinter dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden herausgab, ſchickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beigefügten Gedanken von der „Lehre derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel ſetzen, ſind „von mir gefodert worden. Andere haben weitläuftiger und ge„lehrter von dieſer Sache geſchrieben. Und ich kann's daher wohl „leiden, wenn man glaubt, meine Arbeit ſey unnöthig. Die „unſchuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde, die ge„gen mein Wiſſen dieſelben wollen drucken laſſen, und zwar „nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben er„fahren, ihnen zu verſprechen, daß ich ſelbſt den Druck beſorgen „würde. Ich vollziehe jetzt meine Zuſage. Und was iſt denn „hierin ſtrafwürdiges? Oder würde ich nicht, wenn ich meine „Zuſage nicht gehalten, eben ſo ſehr geſündiget haben, als da „ich dieſelbe vollziehe? Es iſt endlich beſſer, einige Bogen zu „viel, als zu wenig von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. „Und je mehr Einfluß dieſe Lehre in gewiſſe Wahrheiten des „Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters „hat man Urſache, die Beweisthümer derſelben feſt zu ſetzen. „Man pflegt ſtets auf die Vernunft hierin ſich zu berufen. Und „es kommt vielen der berühmteſten Männer vor, als wenn die „Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen behaupten, „beinahe verloren ſeyn würde, wenn man dieſe allein fragen „wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich andere deß„wegen verachten will, die anders denken. Mir deucht „die Vernunft, wo nicht ſtärker, doch eben ſo ſtark für „gen ſtreite, welche die Ewigkeit, als für die, welche da „der göttlichen Rache vertheidigen. Man ſieht oft gewiſſ „nungen der Menſchen, die den Beifall der meiſten er „für klare Geſetze der Vernunft an, die man nicht läugn „Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen G „nach der Gewohnheit der menſchlichen Richterſtühle ab. „ſcharfſinnigſte, was für das Ende der Höllenſtraf „ſchrieben, ſind die Gedanken eines ſonſt gelehrten M „dem man Schuld giebt, daß er vor ſeinem Ende in die „Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich habe dieſelb „obenhin geleſen, und gebe dem Verfertiger das Zeugni „nicht übel beſchaffenen Verſtandes. Aber wenn man „Zweideutigkeiten hebt, und die Kraft der Schlüſſe v „menſchlichen Sachen auf die göttlichen läugnet, ſo w „ſogenannte Beweis ein Schatten, bei dem man den „menhang vergebens ſucht. Ich bin lange Willens, i „lateiniſchen Schrift die Geſchichte der Lehre, von der „Rede, vorzutragen, und nicht nur die Quellen derſel „entdecken, ſondern auch die unterſchiedenen Arten, i „Farbe und Gewicht zu geben, zu unterſuchen. Eine „von andern Arbeiten, die zum Theil nicht unbekannt, „her die Ausarbeitung derſelben aufgehalten. Vielleicht „ſich bald einige Stunden, in welchen ich den geſammelte „rath von Gedanken und Zeugniſſen in Ordnung bring „der Welt vorlegen kann."

Wer jener gelehrte Mann ſey, der noch das Scharfſi für die verneinende Meinung geſchrieben, zeigt Mosheim den untergeſetzten Titel der Schrift ſelbſt an, *Ernesti* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod a impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam injustitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte He „Leibnitz hat dieß Werkchen herausgeben wollen, welch „ſelten iſt. Ich habe eine Abſchrift deſſelben zur Hand, v „bereits die Vorrede ſteht, die er mit demſelben wollen „laſſen. Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, „mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte desjenige „men werde, dem ich dieſe und andere hierher gehörige „zu danken habe."

Nun iſt leider Mosheimen die Gelegenheit nicht gek auf die er hier ſeine Leſer vertröſtet, und die er ohne Zw jener lateiniſchen Schrift zu finden hoffte, welche er von d ſchichte der ſtreitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wi jene Schrift nicht zu Stande gekommen, ſo iſt auch die g Vorrede des Leibnitz zu dem Soner'ſchen Beweiſe darü Verborgenen geblieben, und faſt gänzlich vergeſſen w Denn ſeit 1737, als Ludovici in der Hiſtorie der Leibni Philoſophie [1] Mosheimen ſeines Verſprechens erinnerte, ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gele lich von dem leidigen Bücherkenner, [2] wenn er die

[1] Theil II, S. 27.

[2] Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar. p. 635.

des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbſt von Bruckern nicht, der doch bei Erzählung von Soners Verdienſten um die Ariſtoteliſche Philoſophie,[1] die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn ſie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erſchienen iſt: ſo dürfen wir uns um ſo weniger darüber wundern, da Deutſchland überhaupt ſo äußerſt nachläſſig geweſen, die Bemühungen dieſes würdigen Ausländers zu unterſtützen. Anſtatt daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freilich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche Brucker konnte ſie ihm freilich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht bloß unterblieben, weil jeder deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darin zuvorgekommen, ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alſo gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jetzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf dieſen Ausfall gebracht hat. — Alſo kurz: eben dieſe Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim beſaß, welche Mosheim drucken laſſen wollte, und nicht drucken ließ, iſt es, was ich hier aus unſerer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu laſſen, wie ſie in unſere Bibliothek gekommen, muß ich ſagen, daß ſie Mosheim ſelbſt, dem Anſehen nach, aus unſerer Bibliothek erhalten. Wenigſtens war derjenige, deſſen Güte, in Mittheilung derſelben, er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen ſelbſt viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem ſehr begierig war, was ſelten und heterodox hieß, ſo kann es eben ſo wohl ſeyn, daß er ſie mit ſammt der Soner'ſchen Schrift, Mosheimen aus ſeinem eigenen litterariſchen Vorrathe mitgetheilt, als unter welchen ſie alſo erſt nach ſeinem Tode unſerer Bibliothek einverleibt worden wäre. Dieſes wird mir auch daher wahrſcheinlicher, weil ſich nicht nur eine Abſchrift von Mosheims Gedanken, ſondern auch deſſen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene ſtimmt mit dem nachher geſchehenen Abdrucke völlig überein; dieſen aber will ich in der Anmerkung [2] ganz vorlegen, und ſo, ohne weiteres, den Leſer zur Hauptſache kommen laſſen.

[1] Hist. cr. Phil. IV. P. 1. p. 312.

[2] „Nebſt nochmaliger gehorſamſter Dankſagung für die meinetwegen neulich genommene Mühe, ſende ich hier ſowohl meine eigene Einfälle, als Soneri Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So ſpitzfindig dieſes letztere eingefädelt, ſo leicht iſt mit dem ehrlichen Manne nach ſeinen eigenen Grundſätzen auszukommen. Er ſetzt zum Grunde, in Gott ſey keine andere Gerechtigkeit, als dieſe, daß er ſeine Zuſage halten müſſe; in allen andern ſey ſeine Macht unumſchränkt. Sehr wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottloſen ewige Strafen auflegen könne. Nach ſeiner Macht kann er dieß thun. Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der Schrift den Gottloſen ewige Strafen gedroht. Aber kommt's ſo weit, ſo wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehn antworten können. Ich ſchriebe mehr, wenn ich mein Meiſter wäre. Uebermorgen ſoll ich wieder disputiren, und meine andern Collegia ſollen auch vor Oſtern geendigt ſeyn. Daher wird mir faſt kein Augenblick frei gelaſſen, und, die ich frei habe, muß ich zur Ausfertigung des Haleſii anwenden. Meine Betrachtungen über die Conduite der Dordrechtſchen Väter werden eben nicht wohl den Advocaten dieſes Concilii gefallen. Doch ſie ſind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme u. ſ. w.“

Mackelw.

LEIBNITII PRAEFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica etc. de injustitia aeternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Ut saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis hoc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si „impiorum delicta sint infinita, aut ut talia considerari „possint, vel habent vim istam infinitam ex se ipsis, vel „a delinquente, vel ab eo in quem et contra quem de„linquitur, vel ab horum aliquibus, vel ab omnibus „simul; sed nullo istorum modorum possunt esse infinita, „aut ut talia considerari, et tamen praeter hos nullus „alius superest modus, quo infinita dici et esse possint: „ergo omnino non sunt infinita.“

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod pecatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse; revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das iſt ſie ganz dieſe ſogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus ſelbſt beifügen werde. Zwar iſt ſie, als gedrucktes Buch, noch immer eben ſo ſelten, als ſie zu den Zeiten des Leibnitz war, weil ich nicht wüßte, daß ſie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienſt, welches er damals bei denen haben konnte, die eine freie Unterſuchung in Glaubensſachen liebten. Er iſt in

hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meinung so laut zu sagen, als sie nur gewollt: so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen eben so oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidigt und bestritten worden. Kurz, Soners Demonstration ist, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben diesem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darin entgegensetzt, ist jetzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht bei Bekanntmachung derselben, auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit, als auf den Vertheidiger, als auf dessen Gesinnungen und Gründe bei seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch jetzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte, [1] geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Pagenkopen sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf: [2] „Der Herr von Leib„nitz hat nicht darum diese Bogen wollen drucken lassen, weil er „sie für wichtig gehalten und Soners Meinung angenommen. „Er hat vielmehr dieselben mit einer Vorrede begleiten wollen, „die in meinen Händen ist, worin er Sonern selbst aus Aristo„telis Grundlehren widerlegt und die Blöße seiner Beweisthümer „aufdeckt. Sein Vorhaben war, der Welt den schlechten Werth „seiner Schrift zu zeigen, die man deßwegen für unwiderleg„lich hielt, weil sie selten war, und wenigen zu Gesichte kam.“ „Aber wenn Mosheim Anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zu viel: und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsätzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede, und wahrlich, man muß in sehr wenigen sehr vieles zu sehen wissen, wenn man alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristoteles Grundlehren widerlegen? Er soll die Blöße seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben so wenig finden, als in Soners Schrift selbst, von welcher Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grundsätze des Aristoteles beziehe. Alles Aristotelische, was Soners Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter schulgerechten Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser Schlüsse sind nichts als Sätze des gesunden Menschenverstandes, und keineswegs dem Aristoteles eigenthümliche Lehren. Also auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert, so geschieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Aristoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn auch nur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es sey immerhin unwidersprechlich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können, ja werden müssen: was ging Sonern diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und gegen wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von einigen seiner Gegner auch angenommen wird, diese Unendlichkeit, wird sie deßwegen als der vornehmste, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören sie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestreitet? Nämlich, daß, wenn sie auch nicht Statt hätte, diese Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die bloß endlichen Sünden dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß schon eine einzige dieser Sünden diese unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Diese ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich seyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen sollen, die für sich allein schon, wenn sie nothwendig unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte also leicht seyn, daß Leibnitz selbst sich dieses bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können, und eben deßwegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da sie einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst nicht sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Wesentliche davon viele Jahre nachher an einem andern Orte angebracht habe, nämlich in seiner Theodicee. Eben derselbe Gedanke kann an einem andern Orte einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beibringen. Dort sollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu taugte es schlechterdings nicht. Hier aber in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als anderweitig erwiesen voraussetzen durfte, sollte es bloß dienen, das größte physikalische Uebel, das er sonach in seiner besten Welt zu seyn bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebt seyn konnte.

Und das würde es alles seyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. Herr Eberhard in seiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Absicht sehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich bloß diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich, indem ihn seine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäußert hatte, gegen diesen und

[1] Angeführtermaßen vor dem ersten Theile seiner heiligen Reden.
[2] In dem Sendschreiben über unterschiedliche Dinge, hinter dem zweiten Theile der heiligen Reden.

Äußerung verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in
ng zu ziehen einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was
gen habe, so kurz zu fassen suchen, als möglich, und
edanken wo nicht ordnen, doch zählen.

ch fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr
b von Leibnitzen in Absicht seines Betragens gegen ange-
e Religionssätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch
enigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von
hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit
n nicht über die Gränzen der Möglichkeit gelangen könne,
t fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache,
bnitz, haben es wohl gefühlt, daß ein solcher Beweis
iter reicht. Leibnitz argumentirte also bloß nur für die,
von der wirklichen Ewigkeit höllischer Qualen aus der
schon überführt waren. Da ihm so viel daran gelegen
ine Philosophie allgemein zu machen, so sucht er sie den
nden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sie ihnen
r ihre Meinung günstig und vortheilhaft zu zeigen, um
r Beifall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze als
setzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn
chdem er sie mit seinem System verglich, ohne ihnen
izupflichten." — Erscheint in diesem Urtheile der Philo-
t ein wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen
ion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als
eligion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des
berhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unläugbar,
ch hier nicht durchgängig so glücklich und bestimmt aus-
hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so ein-
en man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken
r will, so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er
errschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen gesucht
Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm
en können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem
n Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines
dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er
e herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme
en. Ich irre mich sehr, oder beides ist nichts weniger
rlei. Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahr-
Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der
eberzeugung, daß keine Meinung angenommen seyn
ie nicht von einer gewissen Seite in einem gewissen Ver-
ahr sey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Mei-
lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang,
visse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich
en. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein
icht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das
sagen wollen, und ein Theil seiner Worte sagt es wirk-
r nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, und
nen einen erträglichen Sinn bei, nach welchem er sie
nem System verglich." Sehr wohl: nur hätte Herr
b nicht hinzu setzen müssen: „ohne ihnen selbst beizu-
." Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem
jen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beilegte, als in
ntdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit, und
e er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm
er als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that
chts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philo-
ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er
beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philo-
sophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System
bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur
Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dieß ist augenscheinlich der
„Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um seiner besten Welt
„bei denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, Ein-
„gang zu verschaffen, suchte er darzuthun, daß auch diese sich
„mit seinen Sätzen von der besten Welt und mit seinen Begriffen
„von der Gerechtigkeit Gottes reimen lasse." Man vergesse nicht,
was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose
Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortsetzung der
Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung steht dieser Be-
weis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser
Lehre bei denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der
Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören diese ewige
Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beste Welt zu seyn,
weil sie gerecht sind? Gerecht oder nicht gerecht: sie geben in
beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag; und gegen
diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit hätte Leibnitz
seine beste Welt verwahren müssen. So wie er es auch wirklich
gethan: aber nicht durch besagten Beweis, sondern durch eine
ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieser nämliche, von den
ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste Welt
auch noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl der ewig
verdammten Menschen unbeschreiblich größer seyn werde, als
die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa bloß,
daß gleichwohl diese ungleich mehrere Verdammte mit Recht ver-
dammt wären? Was hätte ihm dieses für seine beste Welt helfen
können, was sich ohnedem schon von selbst versteht, wenn anders
die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, so-
wohl die ewige Verdammniß des größern Theils der Menschen,
als auch die Gerechtigkeit dieser Verdammniß, für völlig ausge-
macht an, und läugnete bloß die Folge, indem er zeigte, was
für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menschen insge-
sammt wären, und wie dem ungeachtet in der allgemeinen Stadt
Gottes das Böse, in Vergleichung mit dem Guten, fast für
nichts zu rechnen seyn werde. [1] Und das, meine ich, hieß der
Lehre von der besten Welt auch bei denen Eingang verschaffen,
welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke
aber, woraus diese Ewigkeit herzuleiten sey, sollte bloß die Ge-
rechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht setzen. Das allein
ist in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber
sagt, daß es nur auf seine, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche
Begriffe von der Gerechtigkeit, dabei abgesehen gewesen, gestehe
ich, nicht einzusehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von
der besten Welt noch immer seine Lehre nennt; warum sollen
nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit
Gottes seine Begriffe heißen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt
„die ewigen Qualen nur bedingungsweise an, und zeigt, daß
„sie in der Voraussetzung ewiger Verschuldigungen nichts unge-
„rechtes enthalten." Ich kenne die Stelle in der Theodicee, [2] wo
sich Leibnitz vollkommen so ausdrückt. Gleichwohl würde er es
schwerlich haben auf sich kommen lassen, wenn man daraus hätte
schließen wollen, daß er sonach alles, was die Gottesgelehrten

[1] Theodicee Th. I. §. 19.
[2] Theil I. §. 133.

sonst für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings verwerfe. Er thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielmehr in dem wichtigsten Puncte, worauf es dabei ankommt, mit ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er diesen Punct nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, sondern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidigt. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei seinen Strafen, einzig und allein die Besserung der Bestraften zum Zwecke haben könne und müsse. Leibnitz hingegen dehnt diese Besserung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit ansehen, gesetzt auch, daß sie bei den Bestraften selbst nicht stattfände; sondern er redet auch der bloß rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, noch das Exempel, ni même la réparation du mal, zur Absicht habe, sehr ernstlich das Wort; indem er sie nicht bloß auf die von den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung des Verstandes, gründet. [1] Selbst den Satz, daß die Sünde deßwegen unendlich bestraft werde, weil sie ein unendliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilligt. Er sagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen „Satz noch nicht genugsam untersucht hatte, um darüber ein Ur„theil zu fällen." [2] Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugsam untersucht hatte, erkannte, daß sich schlechterdings nichts darüber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukommt: welcher endliche Verstand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden wagen, was für einen Maaßstab sie bei diesen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßstab ihrer eigenen Unendlichkeit ist wenigstens eben so wahrscheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses alles? Will ich Leibnitzen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste, bis zum Aergerniß unserer Philosophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sey in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme, als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Be dem sie so mancher Theolog nimmt. Aber er fand, daß diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr wahres I in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwär Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu mit den letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat diese Meinung von ihm esoterischen Philosophie gerade nicht. Er glaubt, der Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange d erhalte erst alsdann seine größte Evidenz, wenn man daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückse langen. „Dieses, sagt er, hat Leibnitz wohl gefühlt, u „achtet er, wie ich oben bemerkt habe, seine Philosophie „entgegengesetzten Meinung anzupassen suchte, so ha „seine eigene Mißbilligung derselben nicht undeutlich zu „gegeben. Einer seiner geschicktesten Schüler und Be „(Battel), erkennt dieses ohne Bedenken. Das mildere „der Sünder ist auch seinen Grundsätzen zu tief eingegrabe „man die letztern annehmen und das erstere verwerfe „wofern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt, „innersten Geheimnisse derselben erforscht hat. Er ken „Stillstand, keine Ruhe in der Welt; alles ist, bis im „in steter Bewegung, und zwar zu mehrerer Ausdehnu „sen Wachsthum zieht er augenscheinlich der gleichmäßi „kommenheit vor; man mag ihn übrigens durch die „der Hyperbel oder des Dreiecks erklären." [1] Ich muß laubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wen in Ansehung dieses letztern aus der Leibnitzischen Philo zogenen Grundes nicht überhaupt irrt, er sich doch wen Betracht der dafür in der Note angeführten Stel ganz vergriffen hat. Leibnitz sagt daselbst: Je ne vois core le moyen de faire voir démonstrativement doit choisir par la pure raison. Dieses scheint Her hard von der doppelten Hypothese, die immer wachsen kommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinate perbel oder des Dreiecks zu erklären, verstanden zu habe es geht offenbar auf die doppelte Hypothese, überhaupt eine immer wachsende oder eine immer gleiche Vollko des Ganzen anzunehmen. [2] Wenn nun Leibnitz selbst 1715 noch kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsä weder das eine oder das andere zu demonstriren: wie k sagen, daß er gleichwohl das erstere augenscheinlich v habe? Ihn zwang sein System nicht im geringsten, sich

[1] Cette espèce de justice, qui n'a point pour but l'amandemeni, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. Theod. III. §. 73.

[2] Theod. III §. 92.

[1] Leibnitz, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332

[2] Hier ist die Stelle in ihrem völligen Zusammenhange: former deux hypothèses, l'une que la nature est toujc lement parfaite, l'autre qu'elle croît toujours en perfe elle est toujours également parfaite, mais variablemer plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commenceme si elle croissait toujours en perfection (supposé qu'i point possible de lui donner toute la perfection tout la chose se pourroit encore expliquer de deux façons par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Suivant l'hypothèse de l'Hyperbole, il n'y aurait point mencement, et les instans ou états du monde seraie perfection depuis toute l'éternité; mais suivant l'hypo Triangle, il y aurait eu un commencement. L'hypoth perfection égale serait celle d'un Rectangle. Je ne vois core le moyen de faire voir démonstrativement ce q choisir par la pure raison.

zu erklären, es bleibt unter beiden Vorausſetzungen
ie; und von beiden äußerte er bis auf das letzte, daß
it einſehe, welche er ſchlechterdings annehmen müſſe.
ie er die von der immer wachſenden Vollkommenheit,
nan entweder einen erſten Augenblick annehmen wolle
entweder durch die Hypotheſe der Hyperbel oder des
rläutert: ſo erläutert er die immer gleiche Vollkom-
rch das Rectangel. Von allen dieſen drei Hypotheſen
ſagt er in einem andern Briefe, als dem, welchen
ard anführt, ausdrücklich: Ainsi il n'est pas si
cider, entre les trois hypothèses, et il faut en-
coup de méditation pour en venir à bout. Fer-
einem andern: Quant à la grande question, s'il
le de démontrer par raison quelle hypothèse,
rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est
dans la constitution de l'Univers, je crois qu'il
attacher à un raisonnement rigoureux en bonne
r comme en Metaphysique on n'a pas l'avantage
maticiens de pouvoir fixer les idées par des figu-
nt que la rigueur du raisonnement y supplée,
e peut guère être obtenue en ces matières, qu'en
la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Mon-
penser comme vous pourriez réduire vos raison-
-dessus à une forme due; car je n'en vois pas
moyen. Und, wie geſagt, alles dieſes ſchrieb er im
, alſo am Ende ſeiner Laufbahn, in Briefen, welche
rläuterungen ſeines Syſtems enthalten. Daher ſind
hen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn
sgabe der ſämmtlichen Werke zuerſt erſchienen, auch
ätzbarſten Vorzüge derſelben.

ollte aber Herr Eberhard ſeine Worte nicht ſo genau
wiſſen, ſollte er bloß haben ſagen wollen, daß, ob-
z keine von den gedachten Hypotheſen im eigentlichen
demonſtriren können, er gleichwohl für die von dem
Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merk-
ig gehabt habe: ſo muß ich geſtehen, daß ich ihm
nicht beifallen kann. Leibnitz ſcheint mir vielmehr
gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter gewe-
, ja ſeinen Freund einer förmlichen Demonſtration
hr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht ſeine
atte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzu-
gründe mich beſonders auf die Stelle, wo er ihm
ous avez raison, Monsieur, de dire que de ce
tres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit
leur système doit recevoir d'abord toute la
dont il est capable. Car si cette conséquence
ie, l'hypothèse du Rectangle seroit demontrée.
nämlich, wenn dieſe Folge auch nicht nothwendig,
nn ſie nur möglich iſt, daß dadurch die Hypotheſe
gels ſchon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das
tte ſonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkom-
ben, der es ſich, nach der andern Hypotheſe, nur
ert, ohne ſie jemals zu erreichen; und ich ſehe nicht,
nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weis-
eweſen ſeyn. Die Möglichkeit aber, daß die unend-
der endlichen Weſen gleich Anfangs in den vollkom-
ſammenhang, deren ſie fähig ſind, gebracht werden
ebt Leibnitz nicht allein zu, ſondern rettet ſie auch
gegen den Vorwurf des immer Einerleien; indem er zeigt, daß wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit ſchon bliebe, dennoch die einzelnen Vollkommenheiten unaufhörlich ſich ändern würden.

VII. Doch geſetzt auch, alles dieſes verhielte ſich nicht ſo, wie ich ſage; geſetzt, es wäre ganz unſtreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenſcheinlich vorgezogen habe: würde er nicht ſodann wenigſtens den Begriff, den Leibnitz mit dieſem Wachsthum verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverläſſig bloß von den allgemeinen Zuſtänden des Ganzen verſtanden, und Herr Eberhard erſtreckt ihn auf alle einzelne Weſen. Wenn aber auch dieſe in beſtändiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung ſeyn ſollen: ſo möchte ich wiſſen, wie bei moraliſchen Weſen überhaupt Sünde ſtatthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde ſelbſt nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung ſeyn ſollte. Nein, ſo hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; ſondern was er von einem einzelnen Zuſtande des Ganzen, nach der Hypotheſe der gleichmäßigen Vollkommenheit, ſagt: cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection:* das iſt ſchlechterdings auch von jedem Zuſtande des Ganzen nach der Hypotheſe des immerwährenden Wachsthums zu verſtehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachſen: ſo hindert das eine eben ſo wenig, als das andere, daß nicht einzelne Weſen eben ſo wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieſes mögliche Abnehmen iſt bei moraliſchen Weſen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieſes mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, ſelbſt in dem Syſtem der immerwachſenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderſt jene eſoteriſche große Wahrheit ſelbſt anzeigen, in deren Rückſicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders ſeyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts inſulirt, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen iſt? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen ſeyn kann, und dieſe Folgen die Strafen der Sünde ſind: wie können dieſe Strafen anders als ewig dauern? wie können dieſe Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Herr Eberhard ſelbſt erkennt in dieſem Verſtande die Ewigkeit derſelben, und drückt ſich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endloſe Hölle ſeyn ſoll, als dieſer „ewige Schaden, der uns von jeder Verſündigung ankleben ſoll: „ſo wird Niemand bereitwilliger ſeyn, als ich, dieſer Meinung „die Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeutungen, „denen der Ausdruck könnte unterworfen ſeyn, um der Sache „ſelbſt willen überſehen. Ich werde es mit allem Eifer und „mit aller Ueberredungskraft, die mir Gott gegeben hat, den „Gemüthern einzuprägen ſuchen, daß eine jede Unſittlichkeit ihre „böſen Folgen bis ins Unendliche habe, daß ein jeglicher Schritt, „den man in dem Wege der Vollkommenheit zurück thut, unſer „ganzes ewiges Daſeyn hindurch, an der ganzen Summe der- „ſelben, an der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde.“ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten dieſe Ewigkeit der Strafe zu innuiren ſchien? Wie

kam es, daß er diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und großen Verstand damit verknüpft zu haben? Folgt sie nicht auch aus Leibnitzischen Grundsätzen? Ja, beruht sie selbst bei Baumgarten auf andern Grundsätzen, als auf Leibnitzischen? Der Satz, woraus sie dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität seyn könne: was ist er weiter, als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fließt.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitzischen Lehren so offenbar gegründet ist: so muß sie sich auch zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowohl als der wachsenden, schicken; wenn sich anders das ganze System des Leibnitz, wie ich gesagt habe, gleichgültig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich; unter der Einschränkung nämlich, daß sowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich prädicirt wird. Unbeschadet der einen und der andern, kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte? Auf dieser Möglichkeit beruht der exoterische Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endlosen Fortsetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu seyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bei dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die bloße Möglichkeit sich bezieht. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloßen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für den erschrecklich seyn kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst gewesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte, daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesens, in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnitzischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann, als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sey: ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann, als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen? „allerdings, durch die lebhafte Erinnerung, welche sie von sich zurück läßt." Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die Niemand läugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geläugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist beides nicht eines? Also ist die Hölle etwas anderes, wenigstens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meinu Allein ich finde, daß wenigstens Herr Eberhard unter die logen nicht gehört, und er ist darum gewiß nicht wenige dox, als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf i aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift g Strafen keine andere sind, als die natürlichen, wel ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentli drohung noch für nöthig gehalten hat, so hat sie für zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen dungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, st an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten gefloss warum man die Ewigkeit der Verdammniß läugnen zu geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafte stellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körp Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen ohne Au am bekanntesten sind: so hat man, wenn auch nicht die lichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenh Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, für die Sache selbst genommen, und aus diesem falsc griffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter dieser Begriff. So sind aus Strafen Qualen, aus Qu Zustand von Qualen, aus der Empfindung eines solc standes eine alles andere ausschließende, unsers ganzen sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die sive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, stillsch oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtsa legt, oder gar beilegen zu müssen geglaubt; diese weder Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unen allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so un lich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes so streitend, Verstand und unsere Empfindung so empörend, mac jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bei denen machen muß, die sich kei liche Strafen ohne Absicht der Besserung denken könne Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen schluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen i Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Un keit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit vornehmlich ihre Stetigkeit, und diese Stetigkeit ist es, alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen, und ha Theil schon gesagt: wenn die Strafen bessern sollen, so die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels d so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung ein dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses da Uebels muß nicht stetig, muß wenigstens in ihrer S nicht immer herrschend seyn, weil es unbegreiflich ist, dieser herrschenden Stetigkeit auch nur der erste Entsch Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behan Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen, als na lichen Worten. „Das physische der Strafe mag immer „der besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr „er wird sich dabei nicht mehr unglücklich dünken, so „haft es auch immer seiner Sinnlichkeit seyn mag." We dieses anders, als daß sich der Sünder bessern kann, un

Strafe nie aufhört? Aber wann sollte er nur den Gedanken, daß das fortdauernde physische Uebel für ihn ein ...ätiges Uebel sey, wann sollte er anfangen können, besser ... zu seyn, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv ...etig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken ...chrift folgern zu müssen glaubt?

III. Ich sage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Aus... Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit ... figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit rich... Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen, ...gleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß ...ie eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der ...setzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, sonkann auch auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich ...ht werden. Nämlich, wenn man in Erwägung zieht, daß, ...n Strafe und Belohnung etwas positives seyn werden und ...üssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die ...chen bleiben, so lange sie in dem nämlichen Verhältnisse ...men oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag ...mer bessern, mag sich immer, von dem ersten Augen... der empfundenen Strafe an, seiner Vollkommenheit wie... gewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr ... und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in An... des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten ...blicke seiner empfundenen Seligkeit an indeß um eben so ... Schritte einer höhern und höheren Vollkommenheit zuge...? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, ...uf diese Weise Hölle und Himmel in eines fließen, und ...der Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz ...einmal in Himmel zu kommen; der ist gerade derjenige, ...em man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung ...sen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buch... bleiben. Denn auf ihn und seines gleichen ward gerade ...m Buchstaben gesehen.

IV. Aber einen Mann, wie Herr Eberhard, darf ich ..., ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, ...el und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne ...emals weder der eine noch der andere seine relative Be...ng verliert, nicht schon aus dem System der bessernden ...en folgt? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die ge... Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht, die nir... gränzenden Gränzen, die auf einmal abgeschnittenen ...nken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine von Nichts, getrennt seyn sollen, diesseits welcher schlech...gs nur lauter solche, und jenseits welcher schlechterdings ...uter andere Empfindungen statt haben würden: ob alle ...ichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der aller...e Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer ...ann? Bei diesem liegt doch noch wenigstens eine große ...itige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum so ...ig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, ...wohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit ...s streiten.

V. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist, das einer solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre; geschweige, daß sie eines Zustandes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen seyn worden, als es verdient. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darin, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen collubiren, nichts anders als durch die wenigere Bestrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann; mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehreren Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehreren Folgen des Bösen nicht bloß abgezogen werden, sondern jede derselben müssen sich, in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst äußern. Nichts anderes meint die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sey so niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels ist ihm freilich nur die niedrigste; aber dem ungeachtet nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun, warum seine Waffen nicht lieber gegen diese irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegesiren sind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünkt, daß selbst der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch sehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keineswegs unendliche Dauer andeute; so sagt er unter anderm: „Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der stufenweisen „Erhöhung eines solchen abstracten Begriffs, als der Begriff „der Ewigkeit ist, wohl bemerken. Dieser Begriff ist nicht im„mer so transscendental gewesen, als ihn zuletzt die stärkste An„strengung der erhabensten Philosophie gemacht hat.“ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bei vielen metaphysischen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl schwerlich. Da er bloß negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher so vollständig gehabt, als er nur seyn kann. Daß man eine lange unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen, das beweist im geringsten nicht, daß man sich Anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut

wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweist die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstracten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sey immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie; wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere, als die allerälteste. Selbst das transscendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch jetzt so wenige erheben können, ich meine die Ausschließung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig, und wie gesagt, fast geläufiger, als unsern.

XVII. Eben so wenig möchte ich verschiedene andere Aeußerungen des Herrn Eberhards über diese Materie zu den meinigen machen, die, ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich die, obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sey. „Zwar bin ich nicht im Stande, sagt er, den wahren Zeit„punkt ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung unter den Chri„sten anzugeben. Es sey aber, welcher es wolle, so muß in „demselben die Barbarei schon so viel Land gewonnen haben, „daß die Sophisterei der Schulgelehrten in den menschlichen „Gemüthern einen gebahnten Weg vor sich finden konnte. Denn „daß die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne, davon hoffe „ich den Beweis bis zu einer solchen Augenscheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts mehr wird übrig bleiben, als sie auf „die Rechnung unrichtig verstandener Schriftstellen zu schreiben.“ Wie gesagt, wenn er es in diesen Worten nicht ausdrücklich läugnet, daß auch andere Religionen, als die christliche, die ewigen Strafen der Lasterhaften lehren, und gelehrt haben: so ist sein Ausdruck doch nicht ganz unschuldig, wenn der Sache Unkundige sich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geschehe, oder jemals geschehen sey. Gleichwohl ist dieses so falsch, daß es ihm schwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und sich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben so streng ausdrücke, als er zugestehen muß, daß es in der Schrift wenigstens dem Ansehen nach geschieht. Ein jeder neue Christ brachte daher die gemißbilligte Lehre aus seiner verlassenen Religion in die christliche schon mit hinüber; und die mißverstandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, sondern konnten ihn höchstens nur darin bestärken. Vielmehr dürfte sich der Zeitpunkt weit leichter angeben lassen, wann man eine allen Religionen so gemeine Lehre in der christlichen Religion zuerst angefangen hat, theils aus vermeinten philosophischen Gründen, theils aus eigenen mißverstandenen Voraussetzungen zu bestreiten. Und auch schon wegen dieser Uebereinstimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard sagen, „daß „die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne,“ oder wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die „Vernunft an diesem Lehrsatze unschuldig, daß in dem ganzen „Umfange ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch eine „richtige Folgerung dahin führe.“ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund sey unstreitig ist die von jeher, obschon mehr dunkel empfunde klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sün länglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese heit und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde nur in den verschiedenen Religionen durch die Bemühung Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellt.

XVIII. Ich schließe mit der nähern Anzeige der glei fangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften, stens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, ausdrück Worten zu lehren. Man sehe seine Rede zum Schlusse des gias beim Plato, in welcher folgende Stelle schlechterding Einwendung dagegen erlaubt. *Προσήκει δε παντι τῶ μορια ὀντι, ὑπ ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βε γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πά φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφ μενοι τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρ οὗτοι οἳ ἀνιάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὁμως δὲ γηδόναν καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐ καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γάρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλά θαι. Οἱ δ' ἂν τὰ ἴσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ το ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγ γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδὲ ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβ τατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς δεδεήματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμω τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ θετήματα.* — Hier ist aller Ausflucht vorgebaut. Da *ἀεὶ χρόνον* ist nicht so zweideutig, als jenes *ἀιὼν* oder *ἀι* Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrüc Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerz den, damit sie sich bessern, und von Verdammten, die sich aus nicht bessern können, sondern bloß andern zum Beisp alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden? *Τὰ μέγις ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸ χρόνον.* Freilich ist es wahr, daß wenigstens sonach S die Strafen der Hölle nicht überhaupt ohne Unterschied machte. Aber wenn bloß dadurch seine Lehre erträglicher was ist denn in unserer Religion, das uns hindert, diesen schied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als o der größere Theil unserer Glaubensgenossen ihn wirklich nommen hätte? Jener mittlere Zustand, den die ältere glaubt und lehrt, und den unsere Reformatoren, ungeacht ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, leicht nicht so schlecht weg hätten verwerfen sollen: was im Grunde anders, als die bessernde sokratische Hölle? wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle E bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welc keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie an könnten zu sündigen: warum für diese bloß möglichen heuer, nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende S annehmen, oder gelten lassen? —

O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?

Aus dem dritten Beitrage.

1774.

Von Duldung der Deisten.[1]

Fragment eines Ungenannten.

hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Ge- einen denkenden Leser führt, brauche ich wohl nicht erst zugeben. Sie ist es aber, die mich an Fragmente eines rdwürdigen Werks unter den allerneuesten Handschriften Bibliothek und besonders an eines derselben so lebhaft , daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen über- in Wort hier zu sagen, und dieses als eine Probe daraus ilen.

sind, sage ich, Fragmente eines Werks: aber ich kann stimmen, ob eines wirklich einmal vollendet gewesenen störten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Denn sie haben keine allgemeine Aufschrift; ihr Urheber rgends angegeben; auch habe ich auf keine Weise erfah- nen, wie und wann sie in unsere Bibliothek gekommen. r, daß es Fragmente eines Werks sind, weiß ich nicht wißheit, sondern schließe es nur daher, weil sie alle Zweck haben, alle sich auf die geoffenbarte Religion be- nd vornehmlich die biblische Geschichte prüfen.

sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit ersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu seyn, zends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen ngen. Er sagt seine Meinung gerade zu und verschmäht ne Hülfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen. , nach der Hand und der äußern Beschaffenheit seiner zu urtheilen, sie ungefähr vor dreißig Jahren geschrie- n mögen; da aus vielen Stellen eine besondere Kenntniß räischen Sprache erhellt, und der Verfasser durchgängig lfischen Grundsätzen philosophirt: so haben mich alle diese de zusammen an einen Mann erinnert, welcher um be- eit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter dem eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen; an Schmid, den Wertheimischen Uebersetzer der Bibel.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfasser aufzuhalten, hier ist die Stelle, in welcher sich meine Leser mit seinem Geiste näher bekannt machen können. Sie ist aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt.[1]

Und so weiter! Zu einer Probe ist dieses mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht so ganz ohne Geleite abtreten zu lassen.

1) Ich habe gesagt, daß Neusers Schicksale mich an diese Stelle erinnert. Denn als Neuser so weit gekommen war, daß er sich kein Bedenken machte, zur mahometanischen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantast, der sich von der Wahrheit der mahometanischen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der christlichen, überzeugt fühlte; sondern er war ein Deist, der Eine geoffenbarte Religion für so erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äußerste Verfolgung zu einem Tausche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Christenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unser Unbekannte für solcher Art Leute bringt. Er hatte sie bei den Unitariern Anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen sofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen lassen, was er sich mit der Zeit selbst von denen zu versehen habe, welche anderswo eben so vogelfrei waren, als er. Ja es scheint, daß diese seine Besorgniß durch Franc. Davidis nachherige Schicksale hinlänglich gerechtfertigt worden. Indeß kann es doch gar wohl seyn, daß Neuser auch eine Art von Prädilection für die mahometanische Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die weit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müssen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran, sagt auch unser Unbekannte kurz vor „der mitgetheilten Stelle, und der türkische Glaube hat zwar „einen bösen Ruf bei uns, nicht allein, weil der Stifter dieser „Religion Betrügerei und Gewalt gebraucht, sondern auch weil „viele Thorheiten und Irrthümer nebst manchen unnöthigen, „äußerlichen, hergebrachten Gebräuchen sich eingemischt finden. „Ich will ihm auch gar nicht das Wort reden, viel weniger den- „selben der christlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch „bin ich versichert, daß unter denen, die der türkischen Religion „dieß und jenes Schuld geben, die wenigsten den Alkoran ge- „lesen haben, und daß auch unter denen, die ihn gelesen, die „wenigsten den Vorsatz gehabt, den Worten einen gesunden „Verstand, dessen sie fähig sind, zu geben. Ich getraute mir, „wenn dieses mein Hauptabsehen wäre, das vornehmste der „natürlichen Religion aus dem Alkoran gar deutlich und zum „Theil gar schön ausgedruckt darzuthun, und glaube, daß ich bei „Verständigen leicht darin Beifall finden werde, daß fast alles „wesentliche in Mahomets Lehre auf natürliche Religion hinaus- „laufe. Der gelehrte Thomas Hyde,[2] den man sowohl der „Sachen kundig als unpartheiisch halten muß, lobt den Mahomet

unter den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek fand einen Brief des bekannten unglücklichen Unitariers und Apo- dam Neuser, der sich wegen seiner religiösen Ansichten als zu Heidelberg nicht halten konnte, zu den Socinianern nach irgen und endlich nach Constantinopel floh, wo er zum Is- ging, und daselbst im Jahr 1576 starb. Diesen Brief Neu- einen Freund machte Lessing unter den „Beiträgen zur Ge- und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu büttel“ bekannt, und begleitete denselben mit einer Abhand- welcher er die Widersprüche in den Nachrichten über Neuser und den Mann, soweit er nach Charakter und Ansichten zu gen ist, gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen seiner ssen in Schutz nimmt. Diese Geschichte Neusers war es, her, wie man aus Obigem ersieht, Lessing Gelegenheit nahm, hmten Fragmente eines Unbekannten über religiöse Gegen- m Publikum vorzulegen, und sie mit den Bemerkungen zu , welche ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Götze und Theologen verwickelt, und die ganze Reihe der hier folgenden riften herbeigeführt haben.

[1] Hier folgt das Fragment, welches hier nebst den übrigen wegbleibt, weil sie nachher zusammen gedruckt sind.

[2] Th. Heyde de relig. vet. Persar. p. 33.

„als verae Religionis Abrahami restauratorem, der die „wahre Religion Abrahams wieder hergestellt habe, und der „getreuste Uebersetzer und Ausleger des Alkorans Georg Sale[1] „zeigt in seiner Einleitung zum Alkoran, daß der Grundsatz der „Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes beruhe, oder auf der „Wahrheit, daß nur Ein Gott sey und seyn könne: daß der Vor„satz, die heidnischen Araber von der Abgötterei zum Erkennt„niß dieses einzigen Gottes zu bringen, edel und höchlich zu „loben gewesen, und daß Herr Prideaux nicht mit Grund vor„gebe, ob habe Mahomet bei den Arabern statt der Abgötterei „eine Religion eingeführt, welche eben so schlimm sey als die „Abgötterei. Herr Sale sagt, daß die Ermahnungen zu guten „Sitten und Tugenden, welche im Alkoran enthalten sind, und „sonderlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren „Gottes zum Theil so vortrefflich sind, daß ein Christ sie wohl „beobachten möchte." — Wie weit nun dieses auch Neuser zu seiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit sagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Pa. latinorum beliebt hätte, uns seine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die sie vor sich gehabt zu haben versichern.

2) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich diese Beziehung auf Neusern bloß und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht in ihr auch einen besondern Punct der Gelehrsamkeit auf eine ganz besondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfasser von den Proselytis portae in der alten jüdischen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache selbst nicht längst bekannt wäre: es ist bloß die Anwendung auf unsere heutigen Deisten, die mir neu und ihm völlig eigen zu seyn scheint. Sie hat etwas sehr blendendes, diese Anwendung; und ich wünschte um so mehr, sie aus den Quellen geprüft zu sehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir so fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch, daß, wenn man schon zugeben müßte, daß diese Proselyti portae nichts als Deisten gewesen, damit gleichwohl noch nicht erwiesen sey, daß sie auch alle die Freiheit unter den Juden genossen, auf welche die heutigen Deisten unter den Christen Anspruch machen. Wenn wenigstens der Verfasser selbst zugiebt, daß das siebente der noachischen Gebote sie keineswegs als ein Naturgesetz verbunden habe, sondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Aergerniß zu geben: so dürften sie leicht mehreren solchen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion, der sie nicht zugethan seyn wollten, unterworfen gewesen seyn. Falls sich nun dergleichen fänden, sollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten seyn, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden? Aber unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet seyn. Das ist freilich ein wenig viel und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen lästerte (Levit. XXIV. 12.), so ward er ohne Barmherzigkeit gesteinigt, und die Entschuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft den Menschen lehre, sondern den Aftergott gelästert habe, wie die Juden sich ihn bildeten.

[1] G. Sale preliminary discourse to the Koran p. 36 et 63.

Und schon hieraus, meine ich, ist zu schließen, daß auch jüdische Religion es in diesem Stücke nicht anders werd ten haben, als sie es alle halten.

3) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denker sagen, brauchen meine Leser nicht von mir zu lernen. A sehr merkt man es ihr an, daß sie vor dreißig Jahren ben worden! Wie? noch jetzt wären der gesunden Verm Wege versperrt, Gott nach ihrer Einsicht unter einem an menen Christennamen zu verehren? Freilich, ein der angenommener Christenname, als Arianer, Socinia vielleicht noch eben so verhaßt, als er es jemals war. was braucht es auch dieser Namen? Ist der bloße Nam nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Calviniſt und Lutheraner nicht eben so verwerflich gew Weg mit allen diesen Namen, die uns der Einsicht ein zigen unterwerfen! Wir sind Christen, biblische Christe nünftige Christen. Den wollen wir sehen, der unser C thum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden V überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften de geister zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können ni den Triumph unserer Religion vermehren. — Daß di Sprache mancher heutigen Theologen ist, wer weiß das Und allerdings hat diese Sprache das Gute hervorgebrac neuerer Zeit, wenigstens in dem protestantischen Deut alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schri unterblieben ist. Eine merkwürdige Erscheinung, von ich wohl wissen möchte, aus welchem Gesichtspuncte s Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er scheint dergleiche logen im Verdacht zu haben, daß sie von dem ganzen C thume nichts übrig lassen und nichts übrig lassen wolle den Namen. Daß dieses bei einigen auch wohl der Fa möchte, daran ist kein Zweifel. Aber bei Vielen ist er gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die sich gegen die Ve ger einer bloß natürlichen Religion mit so vielem Stolz so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Wor rathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, we Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noc protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Chr thum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Re Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder n die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.

Aus dem vierten Beitrage.

1777.

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenan

die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von Dulbun Deisten im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem meiner Leser, um dessen Beifall mir es nicht am we zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je n man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es, einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in Sandwüste stößt." Das Gleichniß ist nicht mein eige man wohl denken kann. Es gehört einem von gedachten r Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufm

wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterei erklären werde, wenn ich deßwegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug seyn könnten, sie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publicum ja mit nächstem ein Mehreres und wo möglich das Dreisteste und Stärkste daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch anderer seines gleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreisteſten und Stärksten so fort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu seyn fühle.

Erstes Fragment.

Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweites Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferstehungsgeschichte.

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer, als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ seyn, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meinen, nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten ließe, was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen seyn; aber auch der Christ? Der gewiß nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahrt hatte. Aber was gehen den Christen dieses Mannes Hypotheſen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz, der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehreren gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt seyn kann, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigstens ist eben so elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwiedert. Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesläugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke

zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Außenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidigt worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammen zu führen, unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen überspannt; Ein Nagel sollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eigenen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preis gab, und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen, und wird nun bald genöthigt seyn, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines ächten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheint er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst geht er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines ächten Vertheidigers der Religion nur eben so nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern bloß urtheilen zu lassen, wie vieles nun Er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem ersten panischen Schrecken zu steuern, das einen kleinmüthigen Leser befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich Anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt es der Männer genug, welche jetzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß gleichwohl diese Männer nur noch allein vor dem Riß stünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wenn sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel eben so weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger als das Christenthum annehmlich zu machen vermögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wohl von der Nothwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben, allein wo gibt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt, zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung seyn kann und seyn muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sey, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine seyn kann und eine seyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider seyn, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspolirt, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbart? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennehmung unter dem Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben, und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die mosaische Geschichte davon erkennt er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern, so scheint mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt: „daß, nach „Anleitung derselben, die Prediger, als wahre Seelsorger, viel„mehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft „und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur „der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu em„pfehlen, indem unsere ersten Eltern eben darum gefallen wären, „weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedient hätten;“ so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die

he Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung, oder das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie, in dieht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die am, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben so wohl affen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in alle gesündigt, weil wir alle sündigen müssen, und Ebenttes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu en, und wir uns ihrer eben so wohl zu guten als zu Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auswenigstens ist das so oft verhöhnte Mährchen Mosis ig, wenn wir die Accomodationen, welche ein späteres davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Acbationen Accommodationen seyn lassen.

e gesagt, eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft en Gehorsam des Glaubens beruht bloß auf dem wem Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn ort Gefangennehmung scheint Gewaltsamkeit auf n, und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, Bekenntniß ihrer Gränzen, sobald sie von der Wirklich-Offenbarung versichert ist. Dieß also, dieß ist der Po welchem man sich schlechterdings behaupten muß, und äth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch e Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an weisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man er Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man etten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren, ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christ-Religion durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache gewiß nicht sind, und vor allen Dingen die Ehre ihres inns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen kaen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehn Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr g finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, daß an diesen nicht manches zu verbessern seyn sollte; aber man sehe hl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben , zu welchen selbst unser Verfasser gehört, wenn er ihnen Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem nftigen Uebergange von derselben zur Offenbarung" t.

denke, dieser Mangel ist theils kein Mangel, und theils es äußerst gefährlich seyn, ihm abzuhelfen, ihm wirkzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede seyn, weil obenhin daran künsteln die lieben Bücherchen ja erst recht d kahl machen würde.

geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine ver-Religion voraus, sondern schließt sie in sich. Wenn sie voraussetzte, das ist, wenn sie ohne dieselbe unverständ-e, so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahngel. Da sie aber dieselbe in sich schließt, da sie alle eiten enthält, welche jene lehrt, und sie bloß mit einer Art von Beweisen unterstützt; so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher ist, als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerst mißlich ist, wenn man sich durch die ebenso scharfen als faßlichen Beweise der ersteren verwöhnt hat. Man erwartet und fordert sodann bei den Beweisen der andern eben dieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschah. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit; und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte; so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie hinüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in Ein Buch vereinigt hatte; ich gab ihm seinen Abschied, und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen, so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre specifischen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Classe; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sey, sey mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine solche Offenbarung unmöglich ist, — nun freilich: so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist: sollte Gott dem ungeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine

solche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit einem andern Volke in einer andern Sprache ertheilt, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich jetzt die Christen als Christen rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle anderen Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühewaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn bloß, in so fern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist: wie kommen die Millionen dazu — ?

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegen zu setzen, als etwa, — daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen und man zu ihm sagen könnte: „das Christenthum ist auf ewige „Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, obgleich weder „Missionen noch gelehrte Erweise seiner Wahrheit diesen neuen „Boden gewinnen helfen; wenn schon in den letzten Jahrhun„derten der christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so sind „unter diesen christlichen Völkern doch gewiß mehr Christen ge„worden; die Zeit muß kommen, da dieses unmerkliche Wachs„thum der Welt mit Erstaunen in die Augen leuchten wird; „der glückliche Windstoß muß kommen, welcher die noch zer„streuten Flammen in Einen alles umfassenden Brand ver„einigt, so daß am Ende die Zahl der Verlornen sich zu der „Zahl der Geretteten eben so verhalten wird, als noch jetzt die „Zahl der Geretteten sich zu der Zahl der Verlornen ver„hält." —

Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen es trösten soll! — Daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern *der Offenbarung einen* Unterschied machen müsse; daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sey, deren Geschichte in enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erfo dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebund welches in den einzelnen Posten der Rechnung große A machen müsse. —

Denn Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn in Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele v geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle t tersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzig seyn können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, solcher Anblick nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus? — Eine so unversö Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle s Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst. M dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, ist beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen M zur Seligkeit nöthig sey, die gar keine, oder doch keine g dete Kenntniß davon erlangen können, ist weder die Lehre noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche g Selbst die, die sich in allen den verschiedenen Gemeind selben am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jene meinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaul den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und hab der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der ein nommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter dieses gethan; wie unphilosophisch sie dabei gedacht; w oder nicht treu sie ihrem eigenen System dabei geblieben: sie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig Ihr bloßer Wunsch rechtfertigt ihr Herz, und ihr Geist daß Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht kön Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal de pensation bedürfe, versöhnt mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung ge fern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wied muß, die ihm aber eben so wohl zur Entschuldigung, a Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses, in g symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christe begreift, für das einzig wahre eigentliche Christenthum. ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, wel dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worde Sätze, welche man bloß zur besseren Verbindung jene schaltet, oder aus ihnen folgern zu müssen vermeint, s Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitu Christenthums alle Secten für Einen Mann zu stehen an men werden, und eigentlich nichts wider das Christenth gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Sect worten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nich die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschliche nunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem erste mente so gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unm lichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaub Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinausläuf auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie (S. 35 trägt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seine würfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen G Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich au was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend gemacht worden, als hier, und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen solchen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verschrieben seyn möge, daß anstatt sechsmalhundert tausend streitbarer Mann, nur deren sechzigtausend, nur sechstausend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr unbestimmte Begriffe, und es geschah wohl oft ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Besten oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankommt, — ganz und gar nichts auf ihr beruht? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilt und Millionen trockenes Fußes hindurchführt, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nämliche an dem Jordan thut und bloß für seine Person hindurchgeht: ist dieses nicht eben ein so gutes Wunder als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl seyn, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme Meer ein und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder Land ein, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener seyn, als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt und ein neues Bette sich wühlt? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel seyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde, ihr in allem besser fügen würde, als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu seyn scheint. Nämlich: „und das Meer kam wieder für Morgens in seinen Strom;“ oder wie es Herr Michaelis übersetzt: „da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder und hielt seine gewöhnliche Fluth.“ Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es seine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam, so scheint ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu seyn. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu seyn, welche sagt: mare reuersum est primo diluculo ad priorem locum; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothese in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: „und das Meer kam wieder am Morgen in seine Stärke;“ so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sey, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich, oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Orthodox genöthigt sey, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung heraus zu locken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten, die Eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann und soll. Als hier. „Wenn denn nun aber, „darf er bloß sagen, der ganze Durchgang ein Wunder war? „Wenn das Wunder nicht bloß in der Austrocknung des Meer„busens bestand, wenn auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine „solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder „gehört? — Ich habe gar nichts dawider, daß man bei dem er„sten Stücke dieser wunderbaren Begebenheit auch natürliche Ur„sachen wirksam seyn läßt; nicht den Wind bloß, dessen die Schrift „selbst gedenkt; sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts „sagt; und wenn man an Einer Ebbe nicht genug hat, meinet„wegen auch zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, „von welcher weder die Schrift, noch die Admiralitäts-Lootsen in „Cuxhafen etwas wissen. [1] Ich gebe es gern zu, daß es zu einem „Wunder genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen nur nicht „jetzt, oder jetzt nicht so und so wirksam gewesen wären, und ihre „dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmittelbar in dem

[1] S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien, S. 414.

„Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl vorhergesagt worden. „Ich gebe es gern zu: nur muß man mit dem, was ich zugebe, „mich nicht schlagen wollen; nur muß man das, wovon ich zu„gebe, daß es bei einem Wunder, dem Wunder unbeschadet, „seyn könne, nicht zu einer unumgänglichen Erforderniß des „Wunders überhaupt machen; man muß ein Wunder, weil sich „keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren sich Gott dazu „bedient, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung des „Meerbusens geschah durch Ebbe und Wind; gut: und war doch „ein Wunder. Die Geschwindigkeit, mit der das Volk herüber „kam, ward — freilich weiß ich nicht wie bewirkt: aber ist sie „darum weniger ein Wunder? Sie ist gerade Wunders um so „viel mehr. Es klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer „Verfasser (S. 372) verbittet, daß man den Israeliten „und ihren Ochsen und Karren nur keine Flügel „gebe. Indeß sagt doch Gott selbst, daß er die Israeliten auf „Adlersflügeln (2. Mos. 19, 4) aus Aegypten getragen habe: „und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise „dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als diese Me„tapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch in einer Metapher, „die Gott braucht, mehr Wirkliches sehe, als in allen euren sym„bolischen Demonstrationen."

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will, aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so eckel! So eckel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sey so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt, so kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das israelitische Volk seinem Gott beilegte, gar nicht die transscendentale metaphysische Einheit war, welche jetzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so h entzog. Bei dem wahren echten Begriffe eines einigen hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen, un dern Göttern übergehen können. Es würde die falschen nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben; es wü wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen G Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genann Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr, als der E Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die G Heiden waren ihm auch Götter, aber unter so vielen konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste se dieser mächtigste und weiseste war sein Jehova. So keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen zweifeln, so lange hing es ihm an. Kaum aber glaub erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, du sorge seines Gottes, irgend eines Wohlstandes genoß, abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konn nicht gewähren wollte, so wich es hinter ihm ab, und h den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von w nicht eher wieder zurück kam, als bis es seine Lust gebü und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwa des wesentlichern Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als Babylonischen Gefängniß seinen Verstand ein wenig m brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lern sich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erst Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten u gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannt heiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen lie es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften seinem Jeh weit erhabenere Einheit zukomme, als die, welche ihn die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, de nun von seinem eigenen Gott machte, so ist sie durch erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werde nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt, man thue über die Einwürfe des vierte ments auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinz so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von d endlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn sonst nac Namen gefragt haben? — sich Gott zu ihm herabließ, ihm nicht als den Unendlichen, sondern bloß als eine besondern Gottheiten ankündigte, unter welche de glaube Länder und Völker vertheilt hatte. Gott ward d der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun ein hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten israelitisch selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwi Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir d Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus de Dingen wenigstens gar nichts zu schließen. Denn di

ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns jetzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da, wo es vorhanden ist, so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt, und Bücher können gar wohl von Gott seyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt seyn, ob sich schon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten, das ist, eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Gränzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende christliche Religion. Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deßwegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen seyn, wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen selig machen wollen, ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Cirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: Die Erziehung des Menschengeschlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau bezieht? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheint, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben bekannt zu machen für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang,[1] — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Und so gelangt der Verfasser zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menschengeschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe zum Gehorsam folgen die ungleich mehr anspornenden Aussichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näscherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle diese fernern Speculationen gehören nicht zu unserer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel.

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in einem und dem andern beide Charaktere zusammen kommen, so ist doch unwidersprechlich, daß kein einziger Evangelist bei allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweierlei Widersprüche hier möglich. Widersprüche unter den Zeugen, und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur seyn, wenn ein Evangelist über den einzelnen Fall, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche: oder wenigstens, wenn mehrere Evangelisten über den nämlichen einzelnen Fall, bei welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann schlechterdings nicht anders seyn, als daß von mehreren Zeugen nicht jeder die nämliche Sache an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorsetzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nämliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nämlichen Sache ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er müßte denn seine Aussage auswendig gelernt haben: aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache jetzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

[1] Die ersten 53 Paragraphen.

§. Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bei diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt seyn mußte? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiedenen Vorstellungen einförmig, und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, daß die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankommt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei denen, welche die Sache nur vom Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es ve können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelist ben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Aber was fi haben wir, dieses Wunder anzunehmen? Und was bri es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwilli der habe es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obli die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedene lungen der Evangelisten finden, und sie auf eine leicht türlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Ha geschehen ist.

§. Daß er dabei sich ja nicht auf dieses und jenes sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa kannt ist. Ditton hat freilich die Wahrheit der christlich gion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiese er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergang weder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon l die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — w zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstrat geachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen St stehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlich fung der Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhär die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läß nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprü Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. daß seine ewige Vervielfältigung der nämlichen Perso Erscheinungen beruhigen kann, der muß so schwer eben beruhigen seyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglich Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch beitetes Feld genug. Er versuche es nun, und beantw gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber worte sie alle. Denn diesem und jenen nur etwas wa liches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphiren achtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Theologische Streitschriften.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

— δια τας τεραστιους δυναμεις, ἀς κατασκευαζειν γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰσχυη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Origenes c. C.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

1777.

Mein Herr!

Wem konnte es angelegener seyn, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichton, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es eben so machen, so sind wir einer des andern Mann. mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrhe einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr ꝛc. — —

Ein anderes sind erfüllte Weissagungen, die ich l lebe; ein anderes erfüllte Weissagungen, von denen historisch weiß, daß sie andere wollen erlebt haben.

Ein anderes sind Wunder, die ich mit meinen Au und selbst zu prüfen Gelegenheit habe; ein anderes fin der, von denen ich nur historisch weiß, daß sie ander gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch m zuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte; was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennt, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der „Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, „die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen," ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder, ἐκ πολλων μεν ἀλλων, und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweist, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises jetzt gänzlich weggefallen, wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen; wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte, sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrirt werden, aber dem ungeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich, wer läugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? — Aber nun, wenn sie nur eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie baut, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden.

Das ist, zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich läugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn Zweitens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anderes, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts dawider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein anderer einen andern historischen Satz darauf baut, eine andere historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte; auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden habe,

daß Christus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubt?

Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden; muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sey?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deßwegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Classe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andere Classe von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine μεταβασις εις ἀλλο γενος ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O „doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Ge„schichtschreiber versichern es, die nicht irren können."

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan; sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf diese rechts und links aufgejagt, das, das sind die Früchte Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreu siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen mü nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern ihren Ort gestellt seyn ließe? — Was kümmert es mich, Sage falsch oder wahr ist; die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gebe eine große nützliche mathematische W auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß men wäre; — (wenn es dergleichen nicht giebt, so kön doch dergleichen geben) — läugnete ich darum diese W entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil i seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, du er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könn

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, wel Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testamen darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de simo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronym

Ein Gespräch.

1777.

Er und Ich.

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen:[1] aber sieht es diesem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die Schönheit.

Er. Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. S gen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände an die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekan worden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Test Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius ver darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch seyn?

Er. Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwü einmal über das andere wiederholten Worte des sterbend hannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? —

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger

[1] Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir jetzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam großer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt und ſo alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne, daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmählig ſichtbar Johannis reine Seele von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er. Die öfters nicht ſehr ſtudirt mag geweſen ſeyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es iſt.

Ich. Ganz gewiß war Johannes Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz, und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Beſten, wenn es alltäglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als „Kinderchen, liebt euch!" gefiel dieſes, „Kinderchen, liebt euch!" ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem „Kinderchen, liebt euch!" beſchloß; als man ſah, daß der alte Mann nicht bloß nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſah, daß er vorſätzlich nicht mehr ſagen wollte; ward das „Kinderchen, liebt euch!" ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreiſteten ſich endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber Meiſter, warum ſagſt du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt." —

Er. Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphiſch genannt haben!

Ich. Im Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort u. ſ. w." verdiene in allen Kirchen an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts Erhabeneres ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich. Mag wohl ſeyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerem Rechte in allen unſern Kirchen an dem ſichtbarſten in die Augen fallendſten Orte mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Ja! ja!

Ich. Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jetzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man ſagt, es ſey nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthſel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug daß ſie die chriſtliche Liebe beibehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich. Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

Er. Wenn Sie ſich fühlen.

Ich. Aber ich verſtehe Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein anderes das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will begründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sey.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft, noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewissen Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."

Ich. Ja so! allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unserer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu seyn und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführt würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagenen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern; ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener, sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedient. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.

Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kommt ein Dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruht.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kommt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat, oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie jetzt noch etwas einzuwenden seyn möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl seyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein anderes ist, auf etwas antworten; ein anderes, etwas

beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man seyn, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn verfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche, unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt; wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden, muthwilligen Laffen erniedrigt hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt.

Will es denn Eine Classe von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches, verleumderisches Urtheil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es ist lediglich meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheint, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand, und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruhe, eine Feder oder Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihres gleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht besseres und gründlicheres geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu, und läugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unserer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können: ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich läugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen; hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geläugnet? Hat man sich nie getraut, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unserer harmonischen Paraphrasen der

Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben so viel in dem engen Stalle sind, als der geduldigen, einverstandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? —

„Possen! denkt der freie offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber [1] selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollständige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatsachen freilich nicht; aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielt. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand kann man wohl eine Chronik zusammenklauben; aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besonderer Vorzug, durch einen näheren Antrieb des heil. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf besteht, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten, oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der heil. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst:) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des heil. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der heil. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der heil. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. Unsere nächsten Nachkommen, dachten sie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unserer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserem Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unserer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man sich so etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unsere kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundigt haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten, unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daseyn.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der heil. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme

[1] Bopiscus.

em Irrthume unterworfen sind; aber nicht der heil.
um?
rmehr, nimmermehr! — Denn der heil. Geist, um
zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun
as eben so wohl die Wirkung der feinsten Büberei
te. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyti-
berer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur
nachthun konnten), sondern was Moses allein thun
räftigte seine Sendung.
at sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen las-
der Antrieb des heil. Geistes die Evangelisten all-
nacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem
icht wußten, das wußten sie auch unter und nach
riebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des
nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser.
kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu
ndem alle unsere falschen Urtheile nur daher ent-
wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus
wahren, uns mit angenommenen behelfen.
kung des heil. Geistes genug, wenn er nur den zum
ntrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten
erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte,
nigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehenen Din-
nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen ge-
. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht be-
b des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber
ts begnügen will. In diesem Verstande kann man
niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der so-
echtgläubige.
gs ward die neue Religion auf damalige Ueber-
der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueber-
auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augen-
nden mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben,
zeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschicht-
den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Ge-
ern sich nur das allgemeine Resultat von den Aus-
r Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte; und
oll unsere jetzige Ueberzeugung von der Auferstehung
gegründet genug seyn, wenn sie sich bloß auf jenes
Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die
reinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aus-
den kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben,
!
ichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir,
leben, auch in diesem Puncte besser daran sind, als
en Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren.
Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch
t, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie
den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung
rheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten.
ir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor
licher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines
ß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses
n? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an
jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß
, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender,
issen konnten, die ihn legen sahen.
eichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts ver-

derben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deßwegen zweifeln, weil die verschiedenen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Elle zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vielbeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn; sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen seyn. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen, wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sey herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl seyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im Geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Facta wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr seyn? — Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchen sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entsteht, noch auf Scepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die „Unträglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behaupten „wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch un„bearbeitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche „es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche un„seres Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. „Bloß diesem und jenem etwas wahrscheinliches entgegensetzen, „und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, „heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu seyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Puncte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung etwas zu unterlassen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? — wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getraut, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getraut? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte, und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen, es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilt, auch in allem Betracht gut ist, oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmeres genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligemal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn das alles wahr ist, — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst.

Und das, das sollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es.) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheint, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben, und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben, aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sey; nun

und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und
nicht einmal den Verstand hatte; vollführe eine
mit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um
zu vollführen und Aergerniß zu geben. — Daß
räumte nur seinen Vordersatz ein, und läugnete
ıg, das macht meine Sache nicht um ein Haar
ı die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so
Vordersatz zu läugnen, als die Folgerung nicht zu-
sie glauben die Folgerung nur, weil und so fern
eil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.
:? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man mei-
unten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die
; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht,
legen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke,
n die Karten in die Hand prakticirt, die man sich am
hen getraut, muß ich darum überhaupt sein Vor-
en? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen!
chen Fuscheleien spielt, und glauben kann, er habe
wonnen und nicht gestohlen, der glaube es immer-
uschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut
:r schweigt.
t? — Aber wenn er nun auf die Hand des betro-
:rs gewettet hat? — So kann er freilich nicht schwei-
:r sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann
itzlich. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe, und
lens nicht weiter. — —
) schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste
l lediglich auf das ein, was ich von den Behauptun-
enannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die
ı in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.
en habe ich behauptet, und behaupte noch: sie nir-
tig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich aus-
:zt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch
der das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist.
)underung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben,
:rch die andere Verwunderung übertroffen werden,
nir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles
bfertigung erhalten, welches ich eben so wenig ge-
Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit
stern, wenigstens die Unterredungen meines guten
:ses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Er-
mehr näher zeigen.
it mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten
ch wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob
:hn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwor-
steht dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch?
ch nur an einem einzigen Widerspruch zeige, daß er
die gegebene, noch durch irgend eine andere in der
nde Antwort sich heben läßt, so habe ich, nach mei-
jen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerspruch ist,
ı hundert seyn; genug, daß auch deren tausend das
n, was mein Ungenannter daraus beweisen will.
: weiteres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen
ich auch finden.

Erster Widerspruch.

XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche den
hristi salben wollten, die Specereien dazu am Frei-
„tage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder ersten Oster-
„tages, einkaufen, und Marcus (XVI, 1) am Sonnabende
„des Abends, nach unserer Art zu reden, als der Sabbath vor-
„bei war."

Daß man in diesen verschiedenen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellt daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten διαγενομενου του σαββατου ηγορασαν ἀρωματα das ηγορασαν auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als „der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher „Specereien gekauft;" und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich bloß an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ηγορασαν in der längst vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibt der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruhe und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden, und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lucas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse: „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden; sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρεψασαι ἑτοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute (denn μεν bloß durch zwar geben, will nicht langen,) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß

die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel: ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, übersetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Specereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem participio und verbo, denn das bedeutet das μεν hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit sortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo μεν möglicherweise, obschon mit eben so wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen, denn Sie sind ein ehrlicher Mann; Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraus sehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise — denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdann sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum Besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldigt, und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andere Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen: desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet, Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen müssen fallen, wie sie wollen: ich verliere und gewinne nichts. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein andrer nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeint: wo ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtig seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie wenn man den Evangelisten beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß einen und den andern, auf der grammatischen Folter, [illegible] liche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jem meint hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenen Specereien kaufen läßt, den Freitag nur so viel, als Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen chen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem dern dadurch, daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas sam mache, und es in seiner weitern Bedeutung hi lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freit Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer Münze zu bezahlen: sagt denn das auch Lucas vo Er sagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠ Aber, wird man sagen, wie kann man Specereien die man noch nicht gekauft hat, und doch kaufen muß? es eben: ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der glei Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur μος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur schaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß p bant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art vo arbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant parata haberent, sie thaten um sich, sie sorgten, daß Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die der Specereihändler, die freilich wohl schon geschlosse und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufe denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn Sabbath schon längst angegangen war; das war ihne das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringsten nic sagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht wäre ihnen mit dem Kaufen, auch das Denken an da am Sabbath verboten: so würde der Sabbath wohl gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie n am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage a Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοιμασαν ἀρωμα destinabant aromata, providebant aromatibus: ist dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon tius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keine es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzu — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia „demus den Leichnam Christi in allen Stücken nach

„der Juden bestatten; Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn „salben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, „daß Joseph von Arimathia den Leichnam bloß in feine Lein„wand gewickelt, also nicht gesalbet habe; Marcus und Lucas „sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische unvollständige „Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, „nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Christi auch salben „wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nicodemus alles, „und die Weiber thun nichts, und wollen nichts thun. Beim „Marcus und Lucas thut Joseph von Arimathia nicht alles, „und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu „thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig also Johannes „mit sich selbst ist; so einig Marcus und Lucas mit sich selbst „sind: so sehr widerspricht Marcus und Lucas dem Johannes, „und Johannes dem Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar dawider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch gerade zu einen erträumten Widerspruch, und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein anderer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander." Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volkes erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber, auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung, und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangelisten alles beide stünde; wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdann diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdann wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht; da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist: so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines für Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines für Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte, ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nicodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so, denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so eckel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Sylbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andere Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magda„lena, und der andern Maria, geschehen sey, was die übrigen „Evangelisten sie, bei Annäherung des Grabes, bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das ἰδου ἐγενετο beim Matthäus; und es könnte wohl seyn, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδου ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sey. Ἐγενετο mag auch immerhin heißen, es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann seyn, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken, als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig seyn sollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß wir

andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „den Sonnabend spät Abends gin„gen die beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, ob „es noch ungestört sey, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem „Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. Matthäus XXVIII."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt [1] ausdrücklich: Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden seyn, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen. Freilich, nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie „in Gesellschaft verschiedener anderer Weiber wieder dahin, in „der Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. XVI. 2. Luc. XXIV. 1, „Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem „Grabe weg, und es folglich geöffnet war. Marc. XVI. 3. 4. „Luc. XXIV. 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sey. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein anderer vorhergegangen sey. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings. —

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die un„ruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie voraus ging, am ersten, „und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, „dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche sie für ganz „gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Christi weggenommen „sey. Joh. XX. 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sey? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen, sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen seyn? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie, und läuft und läuft, sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — so war sie Magdalene die Sünderin, das ist, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi seyn sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte. — Sie läuft, und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit seyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen, ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkömmt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschracken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: fürchtet euch nicht!" —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen? — Und sieh', da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du jetzt bei dem Matthäus gelesen?

[1] Ad Matth. c. XXVIII. v. 2.

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt ich meinen!

Ich. Also wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande? oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei seyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende Einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen, und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangenen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „sie kamen, das Grab zu besehen.“ Sie kamen, übersetzt dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er: „aber das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der „Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, sie machten, was man nennt, einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der heil. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem?

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen seyn soll, und die Hüter, welche darüber erschracken und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum sagtest du: ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach.“ So sind sie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört sie weder ausgehen, noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen seyn, und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da, und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet er auch nicht eines ehrlichen Geschichtsschreibers, der gerade deßwegen so albern und dumm erzählen soll, weßwegen er ein Muster aller Erzähler seyn müßte, und seyn könnte, deßwegen, weil ihm der heil. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja sieh' nur, lieber Leser, der heil. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahre aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, dein Nachbar lästert, und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man kurz seyn müsse, wenn man verschiedene wichtige Begebenheiten in Worten erzählen will?“ [1]

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht kurz seyn müsse), wenn man verschiedene Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder, daß man verschiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz seyn will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht so genau. Sein Herr A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen, du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber frei steht, aus einer „Reihe von Begebenheiten, die er sämmtlich zu erzählen nicht „nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er seiner besondern „Absicht am gemäßesten findet.“ [2]

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der Leser nicht berechtigt ist zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die Kürze „liebt und, wie man aus andern sieht, manches ausläßt, hinter „einander erzählt, das ist unmittelbar auf einander gefolgt. [3]

Du. Das will ich nicht wissen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also, was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehreren Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen, und die andern übergehen; und ganz ein anders, aus zwei verschiedenen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes; dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sey von dem heil. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen seyn und bleiben will; dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im

[1] S. Fünfte Unterredung, S. 130.
[2] Ebend. S. 132.
[3] Ebend. S. 132.

geringsten auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon seyn, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der heil. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heil. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen: ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also, sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt seyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz seyn könne? Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in „und um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evan„gelisten allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl der„selben, noch in Ansehung des Standorts derselben, noch in An„sehung der Reden derselben mit einander zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch seyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5), *και εἰσελθουσαι εις το μνημειον εἰδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse, „die Weiber wären des „Engels erst nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim „Heraussehen oder beim Herausgehen aus demselben vor dem „Grabe ansichtig geworden:" entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!" Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! —[1]

Bei dem Lucas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben, und von den Weibern nicht eher seyn gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten? alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer sein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den mit Engeln so zu knickern, dem sie Legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch: denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführt worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstete, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punct des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehreren verschiedenen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: *ἡν δε ἡ ἰδεα αὐτου ὡς ἀστραπη*; „die Idee, das Bild desselben war wie Blitz." Denn *ἰδεα* ist hier wohl noch etwas anders, als *προσωπον*, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche *προσωπον* gebraucht worden. *Ἰδεα* heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der

[1] Fünfte Unterredung, S. 133.

ruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes
so: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels
Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals Acht ge-
wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der
indruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf ge-
chnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, wel-
folgenden Worten: *καὶ το ἐνδυμα αὐτου λευκον*
ν, „und seine Hülle weiß wie der Schnee," sehr ma-
gedrückt wird. —
s, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr
wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das
– Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze
erspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängst-
e der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt,
ch keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen
em Simon Petrus und Johannes und übrigen Jün-
wirklich geschehene Auferstehung Christi, die sie von
In vernommen; bei dem Johannes aber meldet Ma-
dalena nur allein dem Petrus und Johannes nur
ur allein, daß sie das Grab geöffnet gefunden, und
am des Herrn daraus entwendet worden."

Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben ge-
man angenommen, Maria Magdalena sey zweimal
s gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht
welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas
nd Petrus sey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht,
dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt,
ppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen
em der Hingang, von welchem Lucas (XXIV. 12.)
ungezweifelt eben derselbe sey, dessen Johannes (XX.
, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu
welche beide Evangelisten davon brauchen.
agt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt Anfangs,[1]
vermeinte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre,
dalena mit unter den Weibern gewesen, welche die
einung der Engel hatten." — Und war sie denn das
denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn
bar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine
genommen haben, daß Maria Magdalena bei allen
Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten ge-
gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrthümern
werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augen-
daß der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt,
des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse,
Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei
Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Auto-
Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal
zu müssen geglaubt, und eine Calumnie leichter ge-
riberrufen ist — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn
Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß
gdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegen-
esen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei
nge: aber er nennt sie doch namentlich bei der Rück-
IV. 10.) Oder ist das bei dem Lucas eben angezo-

[1] Unterredung, S. 136.

genen Orts, nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten."

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle[1] über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin, aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch jetzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hülfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses: „daß, wie es mit dem Marcus seyn „soll, so sey es auch mit dem Lucas."[2] — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, selbst vor Menge der Worte, den Sinn nicht sehen kann. „Unter den Weibern, sagt er, die „zum Grabe Jesu, ihn zu salben, gingen, nennt Marcus v. 1. „die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache „am meisten betrieben." — Kann wohl seyn. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er v. „5—8 die Erscheinung des Engels mit Vorbeilassung des Um-„standes, den wir aus dem Johannes wissen, daß sich nämlich „Magdalena von den übrigen entfernt, und die erste Erscheinung „nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. „meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den „Jüngern treulich berichtet sey — " — Was? wie? in diesen angezogenen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet seyn? und getreulich berichtet seyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andere Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigener Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen seyn kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt, *οὐδενι οὐδεν εἰπον*. Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus. „Wenn „Marcus nun v. 9. 10. meldet, daß die bei dem Grabe vorge-„fallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sey, so nennt „er unter den Erzählern die allein, welche er v. 1. zuerst nannte, „und erwartet billig von seinen Lesern, daß sie sich wieder in

[1] Dritte Unterredung, S. 90.
[2] Dritte Unterredung, S. 92.

„der schon berührten Gesellschaft denken sollen.“ — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber; diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, οὐδενὶ οὐδεν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδεν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde, weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sey, daß Weiberchen von einer Erscheinung οὐδενὶ οὐδεν, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben, weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meinen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatyrischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung, auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger, gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu seyn glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, „kurz zu seyn, wie er denn sichtbar der allerkürzeste ist, und da„her den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der „Magdalena vorbei zu lassen, so konnte er nicht anders sprechen, „als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der übrigen, ohne welche „er sie nicht aufführt, zuerst.“ — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel: so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdann wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsere fünf Sinne nur ein wenig zusammen nehmen! Ich schüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage, ungefähr so, nicht ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen: nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdigt. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise sie allein, die erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte, und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten, wie ein spielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen, und das Kindchen noch oben d'rein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich seyn würde, wenn sie, unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen; unter dem Eingeständniß, daß der heil. Geist einen jeden nach dem Maaße seiner eingezogenen Kundschaft, auf bestes Wissen und Gewissen, schreiben lassen — da es, sage ich, nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständniß, sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummem Grimme weisen Sie auf Ihre eigene Worte, „hat Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen;“ und weisen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu lassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts geringers als eine vorsätzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsetzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorsetzlich lügen, vorsetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsetzliche Lüge denn darum weniger vorsetzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsetzlicher? Wer hieß dich denn von vorn herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du

nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu seyn! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Tölerei seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Marcus, träumt er weiter, meint also offenbar mit diesen Worten „die erste Erscheinung, welche den Weibern sämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob sie gleich, nach „dem Johannes, die Magdalena nicht mit, sondern nachher eine „allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte;" mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (XX, 14) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahr 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften, und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeiht mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltener Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andere Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste seyn solle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O so hat er nie das Kapitel des Marcus im Zusammenhange gelesen: und er ist ein Laie, er ist ein Laie, und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählt, eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel, und geht bis auf den neunten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem neunten Versikel an, und besteht in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihres gleichen, Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Catechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen, und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist, und Nahrung gewährt!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die biblischen „Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er bloß Acht hätte, was „jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein „Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so kann jeder „Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen — — „(wenn er anders diese fallende Larve wieder unter den Hut zu „stecken wagt) wir Theologen dürfen den Marcus durchaus nicht „ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, „daß wir den Marcus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn „erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Botschaft der „Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu, auch „Christus in eigener Person erschienen sey? Diese Erscheinung „muß ja doch wohl früher gewesen seyn, als die, welche der „Maria Magdalena allein (nach Johannis XX, 14.) geschah, „da sie den Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Marcus „in seinem neunten Versikel eben diese Erscheinung meint, so „war sie ja nicht die erste, und er konnte nur in so fern sagen, „daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung Christi „gehabt, als er zu verstehen gab (aber selbst nicht glaubte), daß „Maria Magdalena immer bei den gesammten Weibern geblieben, und mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der „Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dieß ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten, und anmerken, daß dem ungeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9.) die erste bleibt, ungeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen; so lerne er es von dem Dichter. [1] — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder ist, versteht sich — die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf

[1] Messias, vierzehnter Gesang.

seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dachte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind, wiederfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieben, so widersprechend seyn läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meine eine Ostandrische, oder wie die gemilderten Ostandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Ostandrisch), — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falschverstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat, wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen, sie sind weit mehr. Nun dann, so schene ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdigt, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzelnen Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm. Was ich überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem gleichen sehenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folgt: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (XVI, 9.) für untergeschoben und eingeflickt hätte erklärt werden müssen! — „Sondern, fährt er fort, dafür will „ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der unstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas wüstes und wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Marcus nicht er„wähnt, daß Magdalena von den übrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) — „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem „Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte „thun müssen, da er jenes wußte) — „die Erscheinung des „Engels und seinen Auftrag an sie meldet, und der Ausrichtung „desselben erwähnt:" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen, und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, *οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον*, denn *οὐδενὶ* durch nemini *obvio* zu übersetzen, und so das allgemeine Niemand auf die ersten die besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, *καὶ ἐθεάθη ὑπ' αὐτῆς* nicht *ὑπ' αὐτῶν*. Und da dieses alles so ist, — man höre doch; denn so was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meint Marcus die Erscheinung, welche die ver„einigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erste." — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war; wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben so wohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sey ihr zuerst erschienen? — „Jeder Leser, wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Le„ser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen, — (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Mar„cus Magdalenens Erscheinung die erste heißt, weil er nämlich „die damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst „namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen seyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars, „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas" — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal

: sich in verschiedenes nicht finden konnten, was Mar-
dem auferstandenen Christus erzählt, und denen be-
r nennte Versikel, *Ανϛαας πρωτον ἐφανη Μαρια*
αληνῃ, an welchem sich der Nachbar ein so herrliches
gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie
ns sagt,[1] diversa atque contraria Evangelistis
arrare videatur: — und was thaten diese Leute? —
o fein nicht waren, als der Nachbar, weil sie so viel
und Griechisch nicht verstanden, als der Nachbar; —
e einmal selbst, lieber Nachbar, — (ich hoffe, daß Sie
ihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unter-
ch diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel,
was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz
n, und den Marcus in ihren Exemplaren mit *ἐφο-*
ϱο zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War
eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine
? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich eben-
r nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den
arcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern ge-
s ganze Neue Testament, mit sammt der Offenbarung,
alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen
n so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus
en sich erbreistet. Unter uns!
nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit dem
so seyn soll, wie mit dem Marcus.“ Denn auch er,
, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten
, den wir aus dem Johannes wissen, und nennt unter
ihlerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Mag-
uerst, ob sie gleich bei der ersten Erscheinung nicht ge-
ig, und auch die erste Erzählerin wohl nicht gewesen
Die auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein
Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist
führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender
wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, fährt der
fort, ganz allein hatte Maria Magdalena die erste
ung gehabt, — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nach-
er wissen Sie denn das? —) „vorzüglich voll schien
n zu seyn, mehr als den andern war ihr den Jüngern
aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschie-
dem, den die Gesellschaft gebracht, besonders genannt,
sem nicht unbillig vorgesetzt, ob er gleichwohl eine
später eingelaufen seyn mochte.“ — Fern sey es von
ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu
er Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteron-
begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschicht-
hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr
andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden,
m, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte,
icht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das
vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein in-
Schriftsteller; ja der! — und so muß ich hiervon schwei-
r meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völli-
stellen, wenn mein Leser lachen soll, — Falls er vor
dazu kommen kann. „Ganz allein, sagt der Nachbar,
aria Magdalena die erste Erscheinung „gehabt.“ —
Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn
Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst

[1] sehe die Anmerkung des Millius.

den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (XVI, 9.), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen; von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erscheinung (XX. 16.) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Sylbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andere vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eigenen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Eckel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ungeachtet muthig an die andere Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria „Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach „dem Johannes vor der Thür des Grabes.“

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen, und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich, und keiner von allen dreien läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den „übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht „blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sey, zu„rück lief, erzählt Johannes so deutlich, daß es wirklich un„bescheiden ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu „setzen.“ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich wohl der

Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb;“ und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt, auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes, verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken, und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur Er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu seyn, der sich am maufigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie liest. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, so bald sie von fern das Grab eröffnet sieht, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe, und nach der Stadt geeilt sey. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken, und gingen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben, oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame, oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich; d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserem hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen, und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten,“ sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes sagt klar, Jesus sey der Magdalena „am Grabe erschienen, und Matthäus, er sey den Weibern auf „der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger „Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter „Weibern gewesen?“ — (Mußte? was braucht das erst sen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sa „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Johann. XX, „nicht geschehen kann. — (Freilich geschieht es nicht, war geschehen, so bald Matthäus schrieb. So bald M geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem ko auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalen den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäu nennt? und Marcus nennt, und Lucas nennt? In diese raume war es doch wohl ausgemacht und litt keinen Wide daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, dene stus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nich wahr seyn? — Weil es dem, was Johannes schreibt, sprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evan sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem Weh geschieht, wer würde das nicht gern wollen? Aber Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern w welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Ma eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die sprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben ver

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, setzt der Ungenannt „Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten „rael, die fälschlich wider die Susanna zeugten.“ — Di läuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir au gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Ta bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem s schen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf b ßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. genes Bekenntniß muß dazu gekommen seyn. Der blo derspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er w die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Be dung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdi eben so großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinu zwei verschiedenen Orten soll geschehen seyn, als wenn di liche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Li vorgegangen seyn; aber derjenige, der des ersteren Wider wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelist ben müßte, schließen wollte, „also sind die Evangelisten „also muß man den Evangelisten gar nichts glauben,“ der wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen habe den, wenn sie bloß darauf die Aeltesten hätten steinigen weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der ande Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern gen nach ganz etwas anderem sahen, als nach den Bäum wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, der u schämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sah dam leicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Unge zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersp

folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ hätte vor ihm „den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? Es „müssen sehr stolze Leute seyn, die so die Religion bestreiten, „und sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten." — fürs erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerügt worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden, und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher, als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur um wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserem Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur, daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach.[1] Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferstandene selbst „die versammelten Eilfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten; nur von „der Maria Magdalena, sagt Johannes, habe er sich durchaus „nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, Falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, Falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehen zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind, so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichtetste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen andern, oder diese andere müssen ihm schreiben helfen, und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen, wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer derselbe zu seyn, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruch nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sey. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert; und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt seyn wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen; einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können, entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt, als Er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (XX. 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sey, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas anderes und mehreres darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung, und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neueren für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus bescheidet Christus unmittelbar nach seiner Auferstehung sowohl durch die Engel im „Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber „seine Jünger nach Galiläa, bei dem Lucas aber befiehlt er „eben denselben an eben dem Tage der Auferstehung, daß sie „sämmtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis daß der heil. Geist „über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verschiedenen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen, und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (XXIV, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (XXI. 1—13) am galiläischen Meere erfolgen läßt.

[1] De consensu Evangel. L. III. c. 24.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich aneinander gesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav scharren; und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun denn! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen seyn, denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden manche sagen, sey mein Nachbar doch für zehn andere. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigener Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidenes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem Was sagen Sie dazu? Und nun sagt das A. wie folgt. „Ich „sage, was ich öfter gesagt, unser Autor muß alles durch ein„ander werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen will. „Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage seiner „Auferstehung, den Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, „daß sie nach Galiläa gehen, und ihn da sehen sollten; aber es „ist nicht wahr, daß er an eben diesem Tage ihnen gebot, „zu Jerusalem zu bleiben; denn das befahl er ihnen, am Tage „seiner Himmelfahrt, wie jeder sieht, der Ap. Gesch. I, 3. „4. lesen kann."

So? das ist nicht wahr? wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, fürs erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den neunten Versikel, drei verschiedene Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im sechsten Versikel auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger fürs erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συναλιζόμενος v. 6. sich auf συναλιζομενος v. 4. bezieht, und Lucas vielmehr im sechsten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Eilfe die Rede war, anstatt daß im sechsten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig seyn sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος v. 4. nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute, und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der Lateinische und Syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen:[1] wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. I, 3. 4. lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jerusalem fürs erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu seyn scheine: so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann seyn. Aber, Nachbar, auch dabei, wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissendlich verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf dem Katheder disputirt,

[1] V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio. p. 347. Conf. Stockius ad. l. q.

sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt Künze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, utem Gewissen muß sagen können, *οὐ σπευδω νικησ, ἀλλα ζητησαι ἀληθως:* ist es auch da noch erliche Adjunctenstreiche zu spielen?

at nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte, nicht e solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden ndern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothrklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämrfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner schichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, immt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio nt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bez der Zeit möglich ist. Denn wann läßt er ihn da geben, fehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher rstandene ein Stück vom gebratnen Fische und ims aß? Und wann war diese Versammlung? War ie nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche maus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen nger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, lbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen lorgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hat-Also, am Tage der Auferstehung? —

ist hiewieder einzuwenden? Nichts, schlechterdings Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jünreich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem n, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts cht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, deutlicher, als das.

r, mein Gott!" muß ein ehrlicher Christ denken, der sen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn rdings wider jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts nden ist, wie helfen sich denn gleichwohl die Harmo' Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich iem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im nichts schlimmer, als sie alle, und wenn in Gesellschaft seyn, den Unsinn entschuldigt, so ist er hinlänglich ent-

Eben die Stelle, die er hier verschweigt, hat sie einem Verfahren genöthigt, bei welchem ich eben so mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit er Wind spielt, zu meiner Bibel machen möchte. Zu rfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen ichts aus dem Zusammenhang zu erklären sey; daß alle richten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi, feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenn man ihn nicht reibt.

sagen nämlich: Lucas brauche in seinem Evangelio cipation, und lasse Christum daselbst etwas weit früher s er es wirklich gesagt habe, welches er selbst Apostelg. zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der im eingebildeten Kranken! Die Weise der heier, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, elle klare Sprüche nehmen, und machen damit die Wankelsprüche klar: diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen.

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in seinem Evangelio, zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem dreiundvierzigsten und vierundvierzigsten Versikel, die Lucas freilich mit eisernen Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit Einem Zuge der Feder geschrieben, oder in Einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind vierzig Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punct, der in den andern fällt, und aus Vernachlässigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechslung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigsten Versikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben so gewaltsame Art trennt, und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubt, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: so antworte ich hierauf noch Folgendes insbesondere. Fürs erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derselbe, den uns Victor Capanus aufbehalten, so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes, ist, oder seyn soll; es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereiht; es ist ein bloßes *βιβλιον συντομον*, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedener Auslassungen, die er zu Gunsten seiner Enkratitischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine *κακουργιαν της συνθηκης* Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des neunundvierzigsten Versikels, noch die Trennung des dreiundvierzigsten und

vierundvierzigſten gebilligt, und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen geſucht, daß Chriſtus an dem nämlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht, dem Hebibia dieſen nämlichen achten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung vorlegte. Denn Hieronymus ſagt bloß, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia geweſen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun iſt zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzuſetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hebibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hebibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinſtimmung der verſchiedenen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eigenen Lucas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie geſagt, dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich: eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hebibia, nicht bloß unter die ἀμφιβολως νοθα, ſondern gerade zu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſeyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hebibia nichts geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig, und noch weniger als Hieronymus läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieſelbe Rede beim Lucas halb in Jeruſalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben ſowohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht geſagt habe, „praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freilich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel bloß ſagen laſſe: *ibi eum videbit* expressum est quando id futurum esset, utrum primum antequam alibi ab eis visus esset; an quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea sent: ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe zwar freili den Jüngern verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa zu erſcheinen, in der That aber liege doch in dem Befeh ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas Und was? Was anders als ein Mysterium, welches wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die in der Schale des Eies eingeſchloſſen liege. Galilaea n ſagt er, interpretatur vel transmigratio, vel re Und nun nehme man das eine oder das andere: die E klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau worden, auch wenn der auferſtandene Chriſtus ganz u nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn für's erſte, dum transmigrationis sententiam; transmigrirte nic mehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Für's zweite dum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in de Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt?

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exeg heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kan ſeyn. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern wo er ſich vermuthlich beſann, daß jene der Hebibia g Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer m Auslegung ſeine Zuflucht nimmt: die myſtiſchen ſo wie goriſchen Auslegungen, ſind freilich ein wenig nüchtern. wohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — d ternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſung auflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als A xandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn j doch nur Spiele, leere Verſuche, und Ihre, ſind Mißh gen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem bloß menſ Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bitterer werde, will ich nur weiter

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in „auf einem Berge, dahin Chriſtus ſeine Jünger beſchiede „nach dem Johannes geſchieht ſie am Ufer des Galiläiſch „bei Tiberias. Da und dort unter ganz verſchiedenen Umſt

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der bo und See unterſcheiden könne, aus zwei ſo ſichtbar verſch Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie ſcheiden wollen.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen wollen am rechte Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht fen. Der Nachbar aber will, ohne ſich zu bekümmern darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch nes den Ungenannten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen beide Erſcheinungen für eine zu halten, daß es folglich werth ſey, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. E hiermit auch in der That links um, marſchirt ab, und Victorie.

[1] Comment. in Matthaeum.

, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen
n glücklich wieder nach Hause sind, wollen Sie wohl
s in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens
zu urtheilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten ma-
n?

Erscheinung, die den Eilfen auf dem Berge geschah, ist
je, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus, zu Folge
prechens, welches bei ihm der auferstandene Christus
ingern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch
tthäus aus dem wir unsere Nachrichten von der Auser-
Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man
echt annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung,
einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß
nsere Theologen schon längst die Gründe ausfindig ge-
tten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als
ätte erscheinen können und müssen.

aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die eben so
rdig sind als Matthäus, da jene andere Evangelisten
Erscheinungen berichten, so ist freilich aus dem Still-
t des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß
ner Erscheinung gedenkt, andenten wollen, daß es auch
Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr
, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus
: anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder
erweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.
j nach den Worten zu urtheilen, die Christus bei der
en Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet,
n meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die
) letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewe-
müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten
und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir
: Lucas wissen, daß die Himmelfahrt unsern Jerusalem,
t in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch
Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen seyn,
die galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die

auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen, in-
mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben
welche nothwendig vor ihr hergegangen seyn müssen.
nicht allein alle die einzelnen Erscheinungen am Tage
rstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht
e Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas bei-
müssen vor ihr vorhergegangen seyn: sondern sogar die
Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders
er gewesen seyn. Dieses erhellet aus Johannis XXI, 14
sprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See
ausdrücklich die dritte an der Zahl nennt, welches,
m selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder
Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perso-
jehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den
n unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erschei-
zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thü-
o diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen
Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See
die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Ein-
nn er dieses drittemal beim Johannes, auf die Zahl
e will gezogen haben, an welchen Christus erschienen.
: vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage
zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Er-
scheinung bei verschlossenen Thüren, mit den Erscheinungen am
Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese
und jene aber auf zwei verschiedene Tage, so war die Erschei-
nung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See
Tiberias müßte, die vierte, nicht die dritte gewesen seyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes ver-
stehen und auslegen, wie man will; genug, daß die Harmonisten
alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erscheinung
am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorher-
gehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Ga-
liläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide
sind zu Folge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen
Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nach-
bar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach
der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner,
bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller
Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem
Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist (Matthäus),
bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befeh-
len läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen
würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf
dem Berge gedenkt, ist der, der sonst durchaus keiner andern
Erscheinung gedenkt, ist der, der dieser Erscheinung mit dem
Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschie-
den. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz, dahin sie
Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, son-
dern bloß auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch
ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anbe-
raumte Erscheinung, und muß folglich, wenn ich schon nicht
sage, die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch
ganz gewiß die erste von allen galiläischen Erscheinungen gewesen
seyn. Das ist nothwendig, das ist unwidersprechlich, oder Mat-
thäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererst schrieb,
der nicht wissen konnte, was und wie viel der heil. Geist nach
ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichti-
gen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht
ein Funken Menschenverstandes glimmt. Denn so, wie kein
vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte
Zusammenkunft verabredet und anberaumt, ohne zu wissen, wo
und wann die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger
Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft spre-
chen, und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher
zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche
die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort
zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erschei-
nung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß ge-
wesen seyn; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die
Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten galiläischen
Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun so haben
wir ja zwei erste galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — —
Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste?
Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es
nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch.
Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch
das andere. Ihnen sind zwei erste, zwei erste! Sie können nichts,

als den Mann beklagen, der zwei so verschiedene Zwei lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine, als das andere von diesen Zwei in einem und eben demselben Betracht das Erste seyn soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch.

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des nennten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtigt gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur, durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren, zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtigt, weil die Erscheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erscheinung, nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa seyn mußte, und gleichwohl die Erscheinung am galiläischen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt): so ist er allerdings auch berechtigt gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (Er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sey aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sey. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehreren, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchst unvorsichtige Art, dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben, und sagt: „Es kömmt die Rede auf „den letzten Krieg, ich erwähne besonders der Schlacht bei Roß„bach; erkläre ich sie dadurch für die erste oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein anderer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: („Der König, „nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war, hatte „sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichs„truppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Ueber„muths und Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. „Aber, wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel überfiel er sie „bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun „hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch seine „Feinde“): was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung, er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sey, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig seyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Eben so ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber wer heißt euch das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht „Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht „wollen!“ — Gott erbarms! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war „blödsinnig.“ Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „darfst du mich Lügen strafen? Glaubst „du, daß ich nicht Drei zählen kann?“ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins, und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundere ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundere ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin, wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät, auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden: ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines

Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wofür ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen, mir einfallen lassen.

Gott verhüte! daß ich mich mit diesem auf ein Mehreres einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre. Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin, und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagenen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig seyn und bin fertig.

Habe ich aber meine Muse auch so schon nicht zum Besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas anderm nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurück sehen, den ich hier zu Hause geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein bescheidenes obschon; an meines Nachbars dreistes denn.

Welch ein Mann mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß; die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe; diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will, — kunstlosen oder kunstreichen Antworten, was spotte ich? Diese eckeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht *wieder auszubrüten* im Stande ist, sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat.[1] Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle, aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden![2] Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich diese Duplik[3] ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede seyn, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut seyn wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

[1] Unterr. S. 1.

[2] Unterr. S. 76.

[3] Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazin eine frische holen die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigener Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik.

Eine Parabel.

— quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählt, er stehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele *Gemächer genugsames Licht kommen* könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist „dem Feuer am besten beizukommen. — Oder hier vielmehr,

hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er wiß hier! — Löſch ihn hier, wer da will. Ich löſch' cht! — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!" — dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich können, der Palaſt, wenn er gebrannt hätte. — Aber enen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuers- lten.

Die Bitte.

iderer iſt ein Paſtor, ein anderes ein Bibliothekar. den klingen ihre Benennungen nicht, als verſchieden en und Obliegenheiten ſind.

upt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten inander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner. räuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchſpäht Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus n Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er ſich, es findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue giftig iſt oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht b — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich - ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind. er Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur, und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die en und zuträglichſten ſind.

h wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von gen, und möchte nicht gern der Hund ſeyn, der das t, ob ich ſchon freilich auch nicht der Stallknecht ſeyn ebem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. un unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde,) glaube, daß es nicht bekannt iſt, ſo zeige ich es an. in unſern Catalogen, und dann nach und nach, ſo ne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder tigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig s dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig erklärt, einen frommt, oder dem andern ſchadet. Nützlich blich ſind eben ſo relative Begriffe, als groß und

gegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literariſche r nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde en, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläſſig geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht be- wenn es nur Einen auch von den Kleinſten ärgern Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertraut ſind.

ut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber ie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, ſo ſchelten Sie daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei glaube.

ürden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an ttmachung der bewußten Fragmente den geringſten tten. — Ich werde vielleicht *in* meiner Todesſtunde er *vor* meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. enigſten deßwegen, daß ich gethan habe, was ver- riſten jetzt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare ria, zu Cäſarea, zu Conſtantinopel mit den Schrif- ſus, des Fronto, des Porphyrius, wenn ſie es hätten n, möchten gethan haben. Um die Schriften des agt ein Mann, der ſich auf ſolche Dinge verſteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie ſagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings „verdient, daß ihre Schriften ſorgfältiger wären aufbehalten „worden. Aber wozu der Neueren ihre aufbewahren, die nach „ſiebzehnhundert Jahren doch nichts Neues ſagen könnten?"

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſeren Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dazu bin ich der feſten Meinung, daß Welt und Chriſtenthum noch *ſo* lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt der Welt eben ſo wichtig ſeyn werden, als uns jetzt die Schriftſteller der erſten zweihundert Jahre ſind.

Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Puncte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſo wohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt *der Art*, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, ſich loszuarbeiten, endlich ſagt: *wenn alle Stränge reißen ſo muß ich abladen*; wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchließen, daß er gern abladen *wollen*, daß er mit Fleiß die ſchwächſten mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben ſo wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmann bin ich; dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt, *wenn* man auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die *Bibel* zu machen, ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die *Religion* in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu

unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen seyn, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu seyn vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunct übrig sey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunct übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunct, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig seyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor!

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63. Stück besagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt sagen, Goeze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das ist unglaublich! In dem 55. Stück ist sein Eifer noch so gemäßigt, noch so ganz anonymisch; er nennt weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt, und auf einmal im 61. Stücke ist *Lessing namentlich hinten und vorne*, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine o Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum re hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendi also zwischen dem 55. und 61. Stücke dieser kostbarer wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegan die uns dieses Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch merkt Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wi die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite es bei der jetztlebenden Welt, — versteht sich, d die wir Beide füllen — zu entschuldigen, Falls a Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Goeze dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen G welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne; es würde E wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will I sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der M schrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche we meint als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es n mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Em für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber fü Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Lutherischen Geistes? — Sie, der Sie auch nicht einma Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, a treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus lassen? — Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der fr gebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der zuruft: schraubt doch nicht weiter, damit das Gebäude stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen w

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zug schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeist Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstü führen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur n ses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, w Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von sichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Ha von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig dah dern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erl erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabe bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jet würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer —

Aber ich vergesse mich, und würde noch mehr E gessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Ar Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, w Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß

gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwie-
unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was
on Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen,
der eine mehr die Absichten des andern beförderte, als
genen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß,
noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten
ßen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu
n, als was ich schon verloren habe.
nn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch
seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich
das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Ver-
ung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der
elplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun
ngestorben seyn.
) beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir un-
) seyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Fur-
ürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller
t wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krüm-
erden.
cht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden,
Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ih-
gischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es
t, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoral-
ung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich
n an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen wer-
ufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte.
billig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt
zige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch
dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.
ndern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren
nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit ab-
welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als
Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie
Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhän-
Bruchstücken kennen, so schillerhaft und bubenmäßig zu
eln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache
Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Ge-
daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht
ebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das
n Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.
d sonach meine ritterliche Absage nur kurz. „Schrei-
Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das
halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem
gsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten an-
Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich
eber nicht mehr rühren."

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (2)

1778.

r Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schrei-
ch niedersetze, dürfte mir deßwegen sehr sauer werden,
weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Herr Pastor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzelnen Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt, besonders wenn er findet, daß seine eigenen Einwendungen mir behülflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, deß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs stutzt der Herr Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhigt wohl hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Herr Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „wie der Angriff, so die Vertheidigung. „Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache „auf keiner andern Seite mit keinen bessern Waffen angreifen „wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern „wird, so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu „beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induction entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen, nur im Stande gewesen.

„Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern Au-
„gen!" ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner

Behauptung nicht anſteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zuſammen bringen, und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, ſpräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Queckſilber, das ich noch über „Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennſt du welches, „das nicht verraucht, ſo bring es, damit ich es auch kennen „lerne, und du ſollſt Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Capelle zu bringen, welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß ſich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des Verrauchens zuerſt machen ſoll. Er nenne mir ſie nur, und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne, ſo darf mir nicht bange ſeyn. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur Eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewiſſe Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Hrn. Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige zu reden. Ich bedauere alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als ſie verachten.

So viel von dem Grauſale, der dem Hrn. Paſtor gleich am Eingange des Wegs aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Paſtors zu retten mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſerer Gedanken, iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll. Und ſo hätte der Hr. Paſtor mit *dem 3ten meiner* Sätze anfangen müſſen, wie folgt.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Satze, antwortet er, liegen zwei Sätze. Ein„mal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zwei„tens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In „dem erſten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem „vorhergehenden geläugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur „Religion gehört, ſo enthält ſie die Religion objective ſelbſt.“

Ich erſchrecke! Ich ſoll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel iſt nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Paſtor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern ſo zu Werke gegangen ſind! Iſt denn ſeyn und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identiſche Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel iſt die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterſchied zwiſchen Brutto und Netto wollen ſtreitig machen? Da, wo ſo viele Waaren ihre beſtimmte Thara haben, wollte man mir auf die heil. Schrift, auf eine ſo koſtbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Paſtor iſt auch wirklich ſo unkaufmänniſch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen „Unterſchied macht zwiſchen dem, was weſentlich zur Religion „gehört, und zwiſchen dem, was zur Erläuterung und Beſtäti„gung der Hauptſätze, welche eigentlich das Weſen der Religion „ausmachen, gehört.“

Gut! alſo handeln wir doch ſchon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung auch des allergeringſten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten? Wenigſtens muß man ein Rabbi oder ein Homilet ſeyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortſpiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere ſolche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört, iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er durch ſeinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im Voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen müſſen, als es in folgendem Zuſatze des Hrn. Paſtors geſchehen iſt.

„Soll aber dieſer Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, „ſo iſt er völlig unkräftig, eben ſo unkräftig, als wenn ich ſagen „wollte: Wolfs Syſtem der Mathematik enthält Scholia und „dieſe verringern den Werth deſſelben.“

Wie geſagt, bei mir ſoll dieſer Satz der Bibel zu keinem

eil gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen rfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebenen alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung chonung schuldig ist.

it Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr en, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben. e machen doch, daß nun nicht alles darin demonstrirt ist. lauben Sie, daß die Scholia eben so gewiß seyn müssen, Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien strirt werden könnten, sondern sie brauchen es hier nur Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scho- ingen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Ver- dung der Inspiration ist von eben so wenig Nutzen, aber ndlich mehr Aergerniß.

II. (4)

s ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Meh- leich unfehlbar sey.

cht? Sondern was denn? Unwidersprechliche heit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen wor- em noch jetzt so viele widersprechen! So viele, die auch n seyn wollen, und Christen sind. Freilich nicht witten- lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calovs n. Aber doch Christen, und selbst lutherische Christen, ttes Gnaden.

nn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer enigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder, sagt ieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens ge- , oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, as Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so ver- as erste auch seine Zuverlässigkeit."

nn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, ch anstatt des Mehreren irgend ein ander Subject setze, lchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten scheint. „Das moralisch Böse ist entweder durch Gott gewor- wenigstens von ihm gebilligt, oder nicht. Ist das erste, es eben so göttlich, und also eben so gut, als das Gute. t man aber das letzte an, so können wir auch nicht wissen, tt das Gute erschaffen und gebilligt habe. Denn Böses ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

s denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata be- oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten ent- t. Denn wie? wenn sich Gott bei seiner Inspiration ie menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration wurden, eben so verhalten hätte, wie bei seiner Schö- egen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem e und das andere Wunder einmal geschehen war, das, se Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen berlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle nzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten iten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch nzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem mo- uten eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deßwegen ne geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen eiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätte ich das, und sonst noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen, als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich seyn? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird. Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu sparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm; hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben so wohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die παραγραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Construction ist eben so grammatisch, mit dem Zusammenhange eben so übereinstimmend, hat eben so viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten lutherschen Dogmatiken gebilligte Construction, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese, als jene befolgt. Er hat kein και gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich sie, in so fern sie beides enthält, in so fern sie ein vieles Buch ist, den

Buchstaben nenne, und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion bezieht, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtigt, der das innere Zeugniß des heil. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des heil. Geistes sich eben so wohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses, als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen können.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute lutherische Theologen schon längst zwischen der heil. Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußstapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion seyn.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine sowohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders ist, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas anders, als das Andere, so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sey noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Anstand betreffen, und das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegen zu stellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Classe von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ungefähr solche Einleitungen seyn sollen? welche Bücher Gott eben so wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein anderer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen, an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Herr Pastor: „Aber doch nicht ehe eine „Offenbarung war.“ — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher seyn, als sie geoffenbart worden. Aber sie kann doch eher seyn, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt sie selbst seyn soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses, sagt der Hr. Pastor, kann ich dem Heraus„geber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das aufgeschriebene, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu seyn. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen setzt: „War denn das Christen„thum schon, ehe Christus und die Apostel gepredigt hatten?“

Diese Frage soll diesen Schatz zu seiner Absicht unbrauchbar machen, welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und „die Apostel predigten, so lange die außerordentlichen Gaben des „heil. Geistes in den Gemeinen wirksam waren, die Fortpflan„zung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht „besser zu erhalten war, als durch Schriften:“ fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist

gbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln
n, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten
n Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften,
Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand;
: dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämchriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der
glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen?
ngegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als
bergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis,
Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl
:n, als treten sollen?
doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings
ist. Allerdings ist zu erweisen, daß so lange die Wun-
n, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bi-
Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit
machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe
bers, als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen.
s nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της
ς, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche
Aposteln gewesen war, und wenn Bischöfe das geschrie-
ort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung
einung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.
ses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in
ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächst-
:henden, vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

mag also von diesen Schriften noch so viel ab-
: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der
hen Religion auf ihnen beruhen.

i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Te-
s eine geraume Zeit schon geoffenbart war, ehe das
r von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch ge-
: Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die
t zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen, so
ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese
, sage ich. Ich sage nicht, ohne den Inhalt dieser Bücher.
ch dieses statt jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen,
große heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen.
ls und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel
, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in
ieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprüng-
fenbart worden, und so wie die übrigen dazu gekom-
llmählig mit angewachsen sey. Vielmehr gestehen es
und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Bü-
loß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon
lten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre
ahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbe-
vurde, und sollte jetzt für uns nur wahr seyn, weil
tlich aufbehalten worden?
r sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung
n; ein anderes, will er, sey die Wahrheit der Religion,
n anderes, unsere Ueberzeugung von dieser Wahrheit.
Wahrheit der christlichen Religion, sagt er, beruht aller-
auf sich selbst; sie besteht auf ihrer Uebereinstimmung
n Eigenschaften und Willen Gottes, und auf der histo-
Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich
„zum Theil gründen. Allein unsere Ueberzeugung von der
„Wahrheit der christlichen Religion beruht doch lediglich und
„allein auf diesen Schriften." Aber, wenn ich diese Worte recht
verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken
mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen.
Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion theils — (dieses theils hat er freilich nicht
buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfordert es doch
nothwendig) — wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i.
auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem
Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruht, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte
Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn,
dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu
lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung
des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge,
die ich deßwegen für wahr halten muß, weil sie mit den
Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur
deßwegen glauben, weil andere Dinge, die irgend einmal in
Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sey immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die
Facta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil
gründen; Facta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze
sich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen sich, wie
zugegeben, auf ihre innere Wahrheit; und wie kann die innere
Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer
Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern,
die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine
Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, wenn die
„neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns
„gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus
„gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben seyn?" —
Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken,
daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte!
Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein
Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da mir es nur ein
lutherischer Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in
der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der
Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die
du zu predigen befahlst, wenn sie auch nur wären gepredigt
worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr
Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte
Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden seyn?
Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten
und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und
wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher
nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner

unmittelbaren Gewalt nicht eben sowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes seyn will, und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß, theils vollständiger, theils bestimmter seyn. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge seyn sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin, der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige „Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors um die theo„logische Literatur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, „das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst „gefährliche Heterodoxie, oder für höchst hämische Verleum„dung zu erklären.“ — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? „Denn, sagt er, „man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl „noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet „war, was bis auf uns gekommen ist, diese, i„chem gleichwohl noch kein Wort aus dem v„geprebigt war, was bis auf uns gekommen „wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchte Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht phisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, ich ihm, statt seiner Worte, andere unterschieben darf? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pa bei bewenden ließe! Aber er schiebt mir, statt meiner gute meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen habenden Worte, Worte unter, die schlechterdings gar Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christli ligion geprebigt, geoffenbart wurde. Das ist, ich soll haben: die christliche Religion war, ehe die christliche R war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um s zu sagen? zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzu an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings Schön! seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher „wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner „wissen?“ und er sich selbst darauf antwortet: „Allein a „Schreiben der Evangelisten und Apostel:“ muß ich mic mals gegen dieses Allein verwahren. Mit dem Zusatz der größere Theil der Christen ihm dieses Allein eben so zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der liken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten b weis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Kat und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen logen, von welchem Theile er auch sey, sehr schlecht, einen von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katho Protestant seyn will, als einen solchen zu verdammen, ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Paste Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten un stel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen lässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegrif kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arz sammt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die S der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, u mals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehe dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion b könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurück seh

die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. eine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz an diese Einwürfe nicht kehre, weil er *fühle*, was zu *denken* begnügen, weil er allenfalls die ganze ehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist same Soldat, der sich an den Gränzfestungen den ißt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt. opos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts abgesetzter lutherischer Prediger aus der Pfalz mit milie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei bestand, sich nach einer von den Colonien des brit- erika begeben. Das Schiff, worauf er überging, schei- einer kleinen unbewohnten bermudischen Insel, und Schiffsvolke ersoff, außer der Familie des Predigers, Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so ge- reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens ge- er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine as Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthschaft Kinder auch ein Catechismus Lutheri sich befand. Es h, daß dieser Catechismus, bei gänzlichem Mangel rn Bücher, ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. rt, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. r unterrichteten ihre Kinder wieder daraus und star- erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein eng- iff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an l verschlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus nen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die asser einnehmen sollten, ans Land, und erstaunte g, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, m nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch d zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redens- Wendungen aus Luthers Catechismus zu hören glaubte. neugierig darob, und siehe! Er fand, daß das Völk- allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern und so orthodox glaubte, als nur immer ein Feld- Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Catechismus natürlich, in den anderthalb hundert Jahren auf- und sie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bret- s Einbandes. In diesen Bretterchen, sagten sie, steht was wir wissen. — Hat es gestanden, meine Lieben! Feldprediger. — Steht noch, steht noch! sagten sie. en zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus her- n. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bret- schnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz sto.

ch weiter erzähle, Hr. Pastor, waren diese guten Leut- Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr aß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme sündige wären, daß dieses höchste Wesen demungeachtet durch es eben so hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig u machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor! waren chen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen, von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein „Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche.“ Aber was er deßfalls anführt, ist so kahl, so obenabgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahr- „hunderte an, sagt er, bis auf den Anfang des fünfzehnten, „war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten „und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte „außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Hand- „schriften und Uebersetzung, bis auf die Erfindung der Druckerei, „in den Klöstern.“ Warum sollen vom neunten bis zum fünf- zehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen seyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices, im ersten und zweiten Jahrhundert am seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch, ohne ihre besondere Erlaubniß, niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweisen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Ab- schriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen, als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grund- text des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhundert an- gefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl, denn er fährt fort: „Der große „Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die „römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts „mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen konnte. „Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, in Absicht auf „den großen Haufen, beschaffen? War sie mehr als ein ver- „wandeltes Heidenthum?“ — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Hän- den des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinsetzen, multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch jetzt für nichts besseres, als für ein abgeändertes Heiden-

thum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Paſtor iſt dieſer erbaulichen Meinung ſogar ſelbſt. — Aber die Reformation doch? dieſe haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das iſt ſo ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel beſſer zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderten häufigern Gebrauche der Bibel eben ſo wohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigſtens denke ich; unbekümmert, wie ſehr ſich der Hr. Paſtor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältniſſe, daß er ſich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruht, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinns ſeyn ſollte, zumal bei den lieben Dichtern, ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herrn ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſinn haben, beſonders, wenn er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreien: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts! ſagt der vielſagende Hr. Paſtor. „Denn ſind die Evangeliſten und Apoſtel Männer, „welche geredet und geſchrieben haben, getrieben durch den heil. „Geiſt, ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, weil die Evangeliſten „und Apoſtel, oder eigentlich, weil Gott ſelbſt ſie gelehrt hat. Der zweite Satz ſteht bloß müßig da.“

Nun denn, ſo muß ich ſchon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtützen. Auch das, was Gott lehrt, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren will, ſondern Gott lehrt es, weil es wahr iſt.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen, ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Hr. Paſtor hierauf erwiedert, iſt: Gut! und ſo freute ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein Aber folgen, und das ſonderbarſte Aber von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eigenen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er ſelbſt uns belehrt, daß die Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Uebereinſtimmu den Eigenſchaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr, ſondern hermeneutiſche Wahrheit entweder lediglich an ihre oder erklärt doch wenigſtens die hermeneutiſche Wahrheit einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit ein noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahr Probe der hermeneutiſchen ſeyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Paſtors vermei derlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog b welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich: ich unt den Hrn. Paſtor, aber der Hr. Paſtor hält ſich nicht für brochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſer zuſammen klappen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und m laufen. Alſo: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die ſchriftlichen „lieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, mu „vorher überzeugen, daß er ſelbſt von der innern W „derſelben eine richtige und gegründete Vorſtellung habe,“

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das ei thut er ja auch das andere. Indem er mir die innere W eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich ſage erklärt, nic erklären will) beweiſt er ja wohl genugſam, daß er ſel dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. — „und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild davon „das ſeinen Abſichten gemäß iſt.“

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben, nen die Religionsſätze, die er mir beibringen will, auch k nere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wä Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſiren wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern „heit der chriſtlichen Religion nehmen,“ —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr Deßwegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrh keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, ob „den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel,“ —

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntniß dieſer Wal Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches rem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deßweg wahr halten müßte, weil es im Euclides ſteht. Daß es i clides ſteht, kann gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrhei ſo viel man will. Aber ein anderes iſt die Wahrheit aus theil glauben; und ein anderes, ſie um ihrer ſelbſt willen ben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das N hinaus führen, aber iſt es darum das Nämliche? — Alſ bloß die hiſtoriſche Kenntniß der innern Wahrheit, die wi und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſte ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten ver daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntni nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und alle iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung die einzige Quelle derſelben geweſen, und daß ſich ſchlechte keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht bloß zur zweiten geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſeyn au

ß dem sey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Pro-
; die neutestamentlichen Schriften mögen die ein-
unserer historischen Kenntniß der Religion immer-
Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert
ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergе-
: und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und
in andere Schriften übergetreten? müssen schlechter-
hristen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings
an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in
bergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage.
: warum könnten die Schriften der Evangelisten und
t ohne seinen Nachtheil verloren seyn? verloren gehen?
rfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft
it Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in
seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht,
hne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf
noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus
en worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff
immermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn
äre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen
zen zusähe, jeder sein eigener Lehrer, jeder sein eigener
ath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich so-
arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren
: Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die
ß des ersten Grades einer bessern Erziehung erman-
überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu
hr getauft worden. Unglückliche! da hört ihr ja, daß
nen eben so nothwendig zur Seligkeit ist, als Ge-
n!

- „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften
Testaments."

un vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme
r müßt noch hebräisch lernen, wenn ihr eurer Selig-
ewiß seyn.

Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob
allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion,
als die christliche vorgepredigt wird, nie einem all-
und unstreitigen Grundsatze der Vernunft widerspre-
n."

hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Ver-
ßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht
nftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theo-
rz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so pre-
s auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?
Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Reli-
alsdann, wenn unsere Begriffe von derselben eben
sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in
Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen her-
n sollen."

- Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen?
i Sie es läugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich
hlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei
chen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der
größere Theil bei diesen diese, bei andern andere
rvorbringt? Welches sind die rechten, die hervorge-
en sollen? Wer soll das entscheiden? Die Herme-
eder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die
sind sie alle wahr? oder ist keine wahr? Und dieses
Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit seyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen der „christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie „keine hat."

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, eben so lieb ist, als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin willich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser, die innere Wahrheit der„selben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu: daß sie jetzt den einzelnen Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses eben sowohl, als die Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere „Wahrheit der christlichen Religiou und die Ueberlieferungen, „oder deutlicher, die heilige Schrift, einander als zwei verschie„dene Dinge entgegen setzen will." —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie jetzt von einander ganz unabhängig seyn können. Sind denn jede zwei verschiedene Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen, ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deßwegen für wahr hält, weil er

aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen, weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhigt.

Er. — „Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte: „man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Ge„rechtigkeit erklären. Umgekehrt, die innere Gerechtigkeit eines Ge„setzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurtheilt werden."

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte; verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnt habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe; was antwortete er? Ὅτι οὐ τους καθαπαξ καλλιζους, ἀλλ' ὧν ἐδυναντο τους καλλιζους. „Die besten schlechterdings nun freilich „nicht, aber doch die besten, deren sie fähig waren." Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich seyn würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Luther'schen Pastoren bekommen, wenn sie jetzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern, gelehrteren Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche, nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennt wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung, und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit seyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmt, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen seyn könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch e größeren Wallbruch, den er anderwärts mit eigenen Hän

Und damit soll ich mich an der christlichen Religio digt haben? Damit? damit, daß ich geschrieben! „D „den Christen des Theologen Hypotheſen und Erklärn „Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Chri „welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühl „der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrische „erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob „oder ob keiner von beiden Recht hat?"

Doch, daß ich auch das geschrieben habe, läßt Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. wohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen solcher ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen welschen Commentar zu machen für gut befunden. 9 war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche troſt werfen könne, wenn er mit seinen muthigeren das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theol die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz ni räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen, besonde sie sich nur mit ihres gleichen herumschlagen, wer weiß Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht drücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in de seines angenommenen Systems Antworten genug habe Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mi dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Ver viel, wie leicht möglich ist, so mach es besser, wer kar wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur mente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befr Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Tros Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieb behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn dur Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklä war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem 2 gegeben, dieser Trost, wenigstens nur demjenigen 2 zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht hat, auch bloß einfältiger Christ zu seyn.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste des Christenthums halte, der Herr Pastor einen strohern nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürch seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt wo er sich auf einer hamburgischen Kanzel wird wollen merk mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. D er muß also alles innere Gefühl des Christenthums Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausruf „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schil „Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das „alles schirmende, undurchdringliche, diamantene S „Glaubens!" so kömmt es vermuthlich nur daher, n in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild rechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch imn denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, n seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen ka

reuherzig der Herr Pastor auch sonach allen seinen
)erren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu
ls sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch werth,
: eigenen Worten gehört zu werden. „Ich würde, sagt
:bender Stimme, den Christen, der zugleich Theolog
bedauern, wenn er sich aus Mangel anderer Gründe
anigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh
ien Schild den in den Fragmenten befindlichen feu-
eilen entgegen zu halten." — Das würde gewisser-
ch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über
:, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber
) denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist?
enn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen
) habe noch immer die besten Christen unter denen ge-
ie von der Theologie am wenigsten wußten. Warum
: nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige
)t kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige
)t, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene
or fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zu-
)eolog ist) lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen."
er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner
)ehalten muß; Glück auf den Weg! Genug, daß die-
i der Fahne halten, die nur Christen sind. — „Denn
wendung dieser von dem Herrn Herausgeber an die
:gebenen Sätze würde er die Bibel preisgeben,
Religion zu retten; aber welche Religion?" —
Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die
die man in späteren Zeiten, als sie in ihrer ursprüng-
terkeit sollte verloren gegangen seyn, wieder aus der
. Oder ist noch keine zuverläßig daraus gezogen wor-
die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich
iche? Das muß wohl, denn der Herr Pastor sagt so
heidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit
:l steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die
t und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Aller-
ß er sagen; wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so
heopneustie keine Bibel.
ier sey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern
ziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen
en erinnern. „Die Frage, sagt ein Mann, [1] der sich
ibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach
: Pastors eigener Art zu folgen, nicht mit der christ-
igion ein Ernst seyn sollte — „Die Frage, ob die
des N. Testaments von Gott eingegeben sind, ist der
:n Religion nicht völlig so wichtig, als die vorige, ob
sind? Sie steht und fällt nicht so schlechter-
mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des
uments inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, Lu-
)hannem, Paulum bloß sich selbst überlassen, zu schrei-
is sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt
ehrwürdig, so würde die christliche Religion die wahre
Die Wunder, durch die sie bestätigt ist, würden ihre
it eben so gut beweisen, wenn auch die Zeugen der-
icht inspirirte, sondern bloß menschliche Zeugen wären;
nehin setzen wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser
· gar nicht das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum
„voraus, sondern betrachten sie bloß als menschliche Zeugen.
„Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so wür-
„den auch die Reden Christi, die dadurch bestätigt sind, ein un-
„trügliches Gottes Wort seyn, doch mit dieser kleinen Furcht und
„Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefaßt,
„und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; und
„aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Nebensachen
„gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Hauptsachen
„der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aussandte,
„so gut lernen können, als etwa aus Büllfingern Wolfens Lehr-
„sätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß
„jemand an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften
„des N. Testaments einen Zweifel hätte, oder sie sogar läug-
„nete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte; ja
„es giebt wirklich so denkende, zum Theil in der Stille, zum
„Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Unchristen
„rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern bloß als
„Factum sey es gesagt, manche alte Ketzer, die die Schriften des
„N. Testaments für echt, aber doch nicht für untrügliches Prin-
„cipium cognoscendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über
„die Apostel aufwarfen, könnten wohl eben so gedacht haben." —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Pastor Goeze kenne, so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.
Tertullianus.

D. i. Nothgedrungene Beiträge

zu den freiwilligen Beiträgen des Hrn. Pastor Goeze

ERSTEN.

(Gott gebe, letzter!) (3)

1778.

(S. 71. Stück der freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor!

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein, ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sey mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den ferneren Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage, Sie wissen wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectoren in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch

haelis, in seiner Einleitung in die Schriften des N. T.
a.

nicht zu seyn scheint, und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größeren Dienst erwiesen zu haben, als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existirt, und bereits in mehreren Abschriften existirt, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferirt hätte.

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte deßfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths seyn wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs seyn sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von diesem Luther'schen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab, und mehr oder darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schri will bei Luthers Geiste geschützt seyn, und Luthers G fordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in kenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünk zugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mit im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß un ther'schen Pastoren unsere Päbste werden; — daß diese n schreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift schen; — daß diese unserem Forschen, der Mittheilung Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. — Hoffentl den mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ther'scher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die redungen meines Nachbars, dessen gutem Wi bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu ten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll m langen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie verdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mei bar ist, den weit besseren Antworten vorziehen werden, die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden war

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Masch theidigung der christlichen Religion, oder, lieber sagen möchte: die Vertheidigung der chris Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich die V digung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die theidigt. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, H stor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahr mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie i burg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus miren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der all lungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fert Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mi als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Partie muß sich stens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Si

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern reden, als den, an welchen der Brief gestellt ist? Ich wende also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie noch: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich an Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, das dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern theilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verdammung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, rufen Sie auf sein Recipe in der nämlichen Quantität, oder gar noch bedenklicheren, als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho hat schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild in meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber eine gar hübsche, taugliche Waffe passiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10) daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion etwas gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr mit mir den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze darin nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, darauf sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen, begnügen müssen; eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie anfechten, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze, die ich anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es noch bei weitem noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser fundirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden ist, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist wahr, das ist es ihm auf allen Blättern.[1]

Und nun, Herr Pastor, seyen Sie auf ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, sind Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Rettung für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins von den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß,[2] und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet.[3]

Sogar werden Sie gezwungen seyn, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind. Ueber gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben;[4] über das große Pfingstwunder,[5] über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut![6]

Wie, Herr Pastor? Das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel, wem hat es die hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar seyn, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsere List gelingen soll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEITER. (4)

1778.

Mein Herr Hauptpastor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des Osterabends, und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken[5] und Wortspiele; und dennoch mache ich schon wieder

[1] S. 3, 4.
[2] S. 82.
[3] S. 113.
[4] Vorr. XIII. S. 26, 36, 71, 111 u. m.
[5] Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler seyn, sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas, *equi vocem*. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter seyn

S. Vorr. IV. VIII. X. XII., desgleichen in der Schrift selbst, 3, 271, 306, und wo nicht?
Vorr. XV.

ein so häßlich Ding, und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Verlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eigenen Styl, so wie seine eigene Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, platteſten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Posse wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Styl. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stylen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umgangs, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet

dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lan
genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachte
man den Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weite
gen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theat
nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke
selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen
würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften s
derbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Ge
immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Auge
verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen G
dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein
Springer ein guter ebener Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Styl, und
Styl ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings sol
meine Logik seyn, was mein Styl ist: eine Theaterlogi
sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen, die gute L
immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf ma
Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche.
Logik in einer Comödie zeigt, dem würde sie gewiß auch z
Predigt nicht entstehen, so wie der, dem sie in einer P
mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträ
Comödie zu Stande bringen würde, und wenn er der
schöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben
daß Pater Abraham gute Comödien gemacht hätte? Gewiß
denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt
daß Moliere und Shakspear vortreffliche Predigten gema
gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die
hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser
seiner Comödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte
vor. Die eine: darf ein Prediger Comödien machen? I
antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die
darf ein Comödienschreiber Predigten machen? Und dara
meine Antwort: warum nicht? wenn er will.

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich
Armseligkeiten des Styls und Theaters an, jetzt, da
schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — D
er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut um
dammung; und ich, einfältiger Tropf, stehe bei ihm, u
ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelas
selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs wer

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschä
mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe
christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich,
Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die S
an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Mun
hört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unw
wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht hab
allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, v
nicht erweisen kann, und Sie — Sie thun alle sieben
was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie
tzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction
die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führt, — was
diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende
stionen, die in den freiwilligen Beiträgen schon

wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch, dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

erth sind darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen
rittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze
gt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn
pastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, be-
Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

t es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht
von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem
Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt
ohne auf ihre Wiederlegung die geringste Rücksicht zu
ı? — „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung
gewußt?“ — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vor-
ist; er hat davon gehört, nur gelesen hat er sie noch
nd nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig
darauf zu antworten. —

b inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie
) die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen?
m geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie
nd? Also sind Sie untrüglich? — Also kann schlechter-
n meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem
bigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage
zu nehmen bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache
ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie
von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie
ng da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem
icht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie
olen die Anklage, nnd schlagen seinen Namen getrost an
. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon
ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen
r nicht!

gen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste
g beizubehalten? — Einem dritten, vielleicht. Aber nicht
ach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen
sollte es nicht hinwiederum erlaubt seyn, sich aller Arten
affen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmör-
r seyn, als sein Verfahren ist?

:ichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur
daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten
Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn
Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend,
ch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesit-
Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen
raliſchen.

eſer Unterschied, zwischen ungesittet und unmora-
ber sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft
vollkommen das nämliche bedeuten müßten, soll ewig
ms bleiben. Nur Ihre unmoraliſche Art zu disputi-
will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es
cht anders als auf die ungesittetste Weise geschehen
.

gt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen
f einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen
mer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wol-
opfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertullt.

DRITTER. (5)

1778.

Also: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen „Angriffe auf die christliche Religion.“

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigstens einen Spruch im neuen Testamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt!

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der heilige Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern der Allgemeinen Bibliothek und meiner Wenigkeit, die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's! Wer nicht glaubt, der wird verdammt! — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum sollte er also nicht, trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hofft. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehen auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er, noch mitunter, bei diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewissen Monsieur Loyal, in einer gewissen Comödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennt. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — Er ist für meine Seligkeit so besorgt Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf, — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst. — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veran-„stalteten Druck der Fragmente, und die von mir übernommene „Advocatur des Verfassers derselben.“

Jenes ist notorisch, ich kann es so wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt,

habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehn, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, „in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, „die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbeschol„tenen Minister desselben, und selbst des regierenden Herrn so „angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahr„heit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der heil. „Apostel, und selbst unsers ewigen Königs, angegriffen wirklich „werde."

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Waagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtigt, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehreren Seiten zu verherrlichen und zu erhärten; was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpastor, allerdings! Die „Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unserer Seligkeit ge„offenbarten Wahrheiten, gewinnt allerdings, je aufrichtiger „und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber das ist nur die „objective Religion, nur die objective! Mit der subjec„tiven ist es ganz anders. Die subjective Religion verliert un„widersprechlich, durch dergleichen Bestreitungen, unendlich „mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann!" Folglich — —

Und was ist diese subjective Religion? — „Die Ge„müthsverfassung der Menschen, in Absicht auf die Religion, „ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre „Lehrer. Die, die periklitiren bei jedem Worte, das in deut„scher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben „wird."

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht aus und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei a jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewi nur subjective verliert; wer will behaupten, daß es dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste den werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt z sind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verlust hi homogene Dinge wären, die man nur von einander a brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lass der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufäl Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust sch nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe n antwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Me statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; de trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, gen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. luft trifft nur die paleas levis fidei; nur die leichte Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen w will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so un tigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körn nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian [1] von d reien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vol auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister uns anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ke Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eig Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmitte keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Part Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als s und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu fen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleic litisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlic jetzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druck läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar da Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher seyn, große? Wenn das größere Uebel seyn muß, auf daß rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fi bendo tentationem, haberet etiam probationem: wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses vorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus tur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in bi bank vergräbt, und hier ein anderes am felsigten schmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen eu um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes G thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine E Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäusc deckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da e

[1] *De praescript. haereticorum.*

kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerm Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei euerm Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euern Gränzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant, was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, — „nihil valebunt, si illa tantum valere, non mireris? Dein „Lärmen selbst ist schuld, wenn diese Fragmente mehr Scha„den anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Unge„nannte wollte sich keinen Namen erschreiben, sonst hätte er sich „genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammeln, sonst hätte er „es bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der diese „Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung, „als du, der du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener „hat nur gemacht, daß mehrere sie lesen können; du machst, „daß mehrere sie wirklich gelesen haben und nun lesen „müssen." —

Vielleicht, daß der Hr. Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Postreiters.

1) Habe ich denn auch dem Hrn. Goeze die Recension des Mascho'schen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieschaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht abläugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Hr. Hauptpastor, weil er sich außer dieser gemeinschaftlichen Firma auch noch einer besondern, ihm allein-eignen, von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Hrn. Mascho eben die Grundsätze enthält, die er an mir verdammt, nächstens den Hrn. Mascho in den freiw. Beitr. eben so behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Hr. Nikolai immer dem Hrn. Goeze namentlich büßen, so oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Hr. Nikolai ist auch nicht Director der Allgem. Bibl. Hr. Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Hr. Goeze mit Nikolai erlaubt, das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Hr. Goeze oder Hr. E. schließt! Dieser Hr. E. mag seyn, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Roxas.

BJERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern sehr füglich seyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die „christliche Religion objective allen Vortheil aus den Ein„würfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjective den „geringsten Schaden zu besorgen?"

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich seyn zu können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht seyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer „fleißiger in den Classen gewesen wäre! wer lateinisch könnte!"

— Nicht weiter, Hr. Subconrector, oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, „lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch „geschrieben! Wenn ihr auch selbst keinen schreiben wollt, müßt „ihr die die geschriebenen doch kennen." — Und nun lernen die Jungen latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: „wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht „anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann „nicht geärgert werde."

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein versteht, als in Polen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag „in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch fürs erste in „Deutschland." —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot, als ein Reichsgesetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen [illegible]

als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich seyn?

Nun gut, so sey es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig seyn, das eben so viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewährt, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennt? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Dazu, von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem, bis zum schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateinisches Programma zusammen raspeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können, als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich seyn könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dollmetscher nur so viel mittheilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Classe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa, in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten auch nur in Europa zusammen nicht mehr Menschen seyn, welche lateinisch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht lateinisch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele ist für den Teufel Seele, oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß, wenn es auch nicht, noch oben darein, unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubniß des Hrn. Hauptpastor Goeze davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsere Seligkeit, vermittelst unserer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist, in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen seyn werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher geprebigt, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sich's gehört? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen, auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften, sogar erklärten, daß sie nicht länger seyn wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten, aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod seyn, und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern, als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit beschaffen, und wie meint man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punct sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen — heißt es allbort — verständigen und „gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene

ſe gegen die chriſtliche Religion und ſelbſt gegen die Bibel
en." — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen,
geſetzter und verſtändiger Mann iſt? Iſt der bloß ein
diger Mann, der Verſtand genug hat, die Verfolgung
en, die er ſich durch ſeine Freimüthigkeit zuziehen würde?
loß ein geſetzter Mann, der gern in dem bequemen
e, in den ihn ſein Amt geſetzt hat, ruhig ſitzen bliebe,
r herzlich wünſcht, daß auch andere, wenn ſie ſchon ſo
ht ſitzen, dennoch eben ſo ruhig ſitzen bleiben möchten?
r das beſcheidene Einwürfe, die ſich beſcheiden, der
cht ans Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo
zu entwickeln, als ungefähr noch eine Antwort abzu-

letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpaſtor fährt
s wird ſolches nöthig ſeyn, um die Lehrer in Athem zu
." — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der
nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte ſeyn?
er Präſes dem Opponenten einen Wink giebt, ſobald
ment merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten
rde, und daß den Herrn Präſes zu ſehr hungert, als
: ſelbſt mit gehöriger Ruhe und Umſtändlichkeit darauf
t könne, muß die Diſputation aus ſeyn? müſſen Prä-
Opponent freundſchaftlich mit einander zum Schmauſe
Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpaſtor ſetzt ja
u: „und um ſolche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter
die Chriſtenheit von dem 9. bis zum 15. Jahrhundert
völlig zu Grunde gegangen wäre." — Vortrefflich!
ß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen bar-
Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche
gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten
n? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der
t Religion ſo verderblich wurden, weil niemand Zwei-
ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht
durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr
vor will, daß unſere werden ſollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, tiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

FUENFTER. (7)

1778.

ickliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch alles in allem
für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch
Hauptpaſtor im Triumphe wieder zurück! Wie gern
, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen
it ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er
n Himmel und Hölle vor. Nun, wenn ſie nicht hören
— ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die
, in welchen der Same der Rebellion ſo gern und ſo
reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder.
Ravaillac, Damiens ſind nicht in den Beichtſtühlen,
em Parnaſſe gebildet.

auf dieſem Gemeinorte des Herrn Hauptpaſtors
mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich
nur, wem es noch nicht klar genug iſt, vollends klar machen,
daß Herr Goeze ſchlechterdings nicht geſtattet, was er zu geſtat-
ten ſcheint, und daß eben das die Klauen ſind, die der Tiger nur
in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können ſich ſo ärgert.

Ich ſage nämlich: es iſt, mit ſeiner Erlaubniß, Einwürfe
gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und
Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt ſie
und giebt ſie nicht, denn er verclauſulirt ſie von allen Seiten ſo
ſtreng und rabuliſtiſch, daß man ſich, Gebrauch davon zu ma-
chen, wohl hüten muß.

Die Clauſel in Anſehung der Sprache habe ich genugſam be-
leuchtet Auch habe ich die Clauſel in Anſehung der Perſonen
und der Abſicht berührt. Aber noch iſt die Clauſel in Anſehung
der Puncte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen
können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen
Augenblick dabei verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger
man dem erſten Anſehen nach etwas dagegen einzuwenden ha-
ben ſollte.

„Nur müßte, ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, der
„angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer
„Gottes, von welchen die ganze Chriſtenheit glaubt, daß ſie ge-
„redet und geſchrieben haben, getrieben von dem heil. Geiſte, als
„Dummköpfe, als Böſewichter, als Leichenräuber zu läſtern."

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, das man ſich faſt ſchämen
ſollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch iſt es im
Grunde mehr nicht, als Pfiff oder Armſeligkeit. Denn verſtehen
wir uns nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor bloß, daß der angreifende Theil
die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als
er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe zu gebrauchen?
Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Frei-
heit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Thatſachen zu berühren,
aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene
Benennungen gewiſſermaßen zukommen? Das iſt die Frage,
deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er bloß jenes, ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber
ſie betrifft eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hin-
wegſetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, ſie mögen
wider ihn ſelbſt oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſeyn. Ruhige
Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegen ſetzt. Wehe ſeinem
Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn beſtreite, und ihn
doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes, ſo geht
er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche Memme
ſchuldig macht, und jeder muß ſich ihm widerſetzen, dem die
Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — Denn
wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlech-
terdings keine Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht
auslegen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen, warum ſollen
ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man
„nur nicht alles ſagen dürfe, was man gegen ſie ſagen könnte?"
Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wieder-
hole es: nur eine theologiſche Memme kann ihm nicht ein Ende
gemacht zu ſehen wünſchen, kann durch ihr Betragen länger dazu
berechtigen. Nicht, daß mir der theologiſche Renomiſt lieber
wäre, welcher mitten vom Pflaſter der leutescheuen Freigeiſte,
der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt und
trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was haſt!" Ich kann

beide nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Memme und Neuomiſt in Einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt, zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft, zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpaſtors im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl ſeyn ſollen, der ſich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er ſich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apoſtel als Dummköpfe, Böſewichter, Leichenräuber geläſtert? Ich biete dem Herrn Hauptpaſtor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit ſolchen Ehrentiteln um ſich wirft. Der Herr Hauptpaſtor ſind es einzig und allein ſelbſt, dem ſie hier zuerſt über die Zunge oder aus der Feder, — zuerſt in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apoſtel läſtern, damit er den Ungenannten läſtern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit ſchützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchſtäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat ſogar nichts von den Apoſteln poſitiv behauptet, was ſie derſelben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derſelben gerade auf den Kopf zugeſagt.

Es iſt nicht wahr, daß mein Ungenannter ſchlechthin ſagt: „Chriſtus iſt nicht auferſtanden, ſondern ſeine Jünger haben ſeinen „Leichnam geſtohlen.“ Er hat die Apoſtel dieſes Diebſtahls weder überwieſen, noch überweiſen wollen. Er ſah zu wohl ein, daß er ſie deſſen nicht überweiſen könne. Denn ein Verdacht, ſelbſt ein höchſtwahrſcheinlicher Verdacht iſt noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter ſagt bloß: dieſer Verdacht, welchen ſein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher ſich aus dem Neuen Teſtamente ſelbſt herſchreibt, dieſer Verdacht ſey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht ſo völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrſcheinlich und glaublich bleibe; indem beſagte Erzählung nicht allein ihrer inneren Beſchaffenheit nach höchſt verdächtig, ſondern auch ein παξ λεγόμενον ſey, dergleichen in der Geſchichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier deſtoweniger, weil ſich ſelbſt diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derſelben am meiſten gelegen geweſen.

Wer ſieht nun nicht, daß es ſonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer ſehr wahren Sache ſehr unglaublich ſeyn kann: wer erkennt nicht, daß dieſe Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in ſo weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen laſſen?

Doch geſetzt auch, mein Ungenannter hätte ſich in dieſen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anſtoß glauben und behaupten kann, daß in der ſchriftlichen Erzählung der Evangeliſten und Apoſtel einzig und allein gewiſſe heilige Begebenheiten ſo ungezweifelt nicht erſcheinen, daß ſie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; geſetzt, er hätte das wahrſcheinliche für wahr, das glaubliche für unläugbar gehalten, er hätte es ſchlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apoſtel den Leichnam Jeſu entwendet: ſo bin ich auch ſodann noch überzeugt, daß er dieſen Männern, durch welche gleichwohl ſo unſäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er ſelbſt nicht in Abrede iſt, daß er, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo theuren Männern die ſchimpflichen Namen Betrüger, Böſewichter, Leichenräuber würde erſpart haben, die dem Herrn Hauptpaſtor ſo geläufig ſind.

Und zwar würde er ſie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erſpart haben; nicht bloß aus Beſorglichkeit das Kalb, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen: ſondern er würde ſie ihnen erſpart haben, weil er überzeugt ſeyn mußte, daß ihnen zu viel damit geſchähe.

Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Handlungen, ſie mögen zu noch ſo verſchiedenen Zeiten, bei noch ſo verſchiedenen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet immer die nämlichen bleiben: ſo haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es iſt ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche ſie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten und angeſehenſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Abſicht geſchieht, für keinen Betrug gehalten, und dieſe nämliche Denkungsart den Apoſteln beizulegen, ſich kein Bedenken gemacht haben. Wer dieſen Punct von einem unverdächtigen Theologen ſelbſt belegt und aufs Reine gebracht leſen will, der leſe Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die Ribov daſelbſt mit Verſchwendung zuſammen trägt, um zu beweiſen, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der feſten Meinung geweſen, integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch ſind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben ſo unläugbar. Was Hieronymus unter andern vom heil. Paulus verſichert,[1] iſt ſo naiv, daß es dem naiven Ribov ſelbſt auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man ſage nicht, daß dieſe uns jetzt ſo befremdende Vorſtellung von der Aufrichtigkeit der erſten Kirchenväter und Apoſtel bloße Vortheile der Auslegungskunſt, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht ſo weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem andern fähig, kann falſch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann Thatſachen erdichten, kann zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verſtehen geben ſollte, daß die Apoſtel zu dieſem allem fähig geweſen, weil ſie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlaſſen: ob in eben dem Geiſte, in welchem wir jetzt in Anſehung des einen über ſie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Anſehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Laſt fiele?

[1] Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

n billiger Mann war mein Ungenannter aller-
keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war,
iedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches
nderen Gesetzen begangen war, nach späteren ge-
setzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem
That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto
unserer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem
halten können, daß wir betrogen sind; aber er
ehütet zu sagen, daß wir von Betrügern be-

spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses
läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das
t habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel
bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig
iese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen
ldigen, das lasse ich dahin gestellt seyn. Ich sehe
Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht
muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel jetziger Zeit
ger und vernünftiger ist, als die Prediger, die
tzen möchten.

e weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigent-
ptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es
r, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu
t befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den
prebigt, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem
sache des Pöbels und schreit, daß mein Ungenann-
als Betrüger und Bösewichter lästere.
das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt,
t. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur
rigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit
estitteter, besser; anstatt daß es bei gewissen Pre-
undgesetz ist, auf dem nämlichen Puncte der Mo-
ion immer und ewig stehen zu bleiben, auf wel-
rfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie
cht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt
n ihnen los.

Anti-Goeze.

ve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

SECHSTER. (8)

1778.

erwiesen (Anti-Goeze III.), daß die Vortheile,
igion objective aus den Zweifeln und Einwür-
welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie
esentlich und groß sind, daß aller subjective
daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich
e, in keine Betrachtung zu kommen verdient, wel-
daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur
t, bis der objective Vortheil sich zu äußern be-
chem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch
rtheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen,
Kirche, welche ihr wahres Beste versteht, sich
lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestrei-
b eine Weise einzuschränken, weder in Ansehung
noch in Ansehung der Personen einzuschränken,
von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Puncten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen soll (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Puncte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellt, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, in ihrer Geburt zu ersticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sey denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern wiederfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine, seinem eigenen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen ist doch wohl mehr, als bloß herausgeben — Als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmlungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele; was war seine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben. „Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest „in das Land gebracht haben?“

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sey, an mehreren Orten vorhanden sey, und in der Handschrift darum keinen geringeren Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur, mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen *wollen*. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet; er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere, nachdem ihm das eine den *Finger mehr gedrückt*, als das andere.

Gerade so *wünschte* ich wenigstens — Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — *wünschte* ich wenigstens alle und jede ausgesetzten Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können, und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesunderen und freundlicheren Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen, sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrlost bin, — nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich *hier* Bibliothekar bin und an keinem *andern* Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich *dieses* Herrn Bibliothekar bin und *keines* andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christenthum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen seyn, so wie er, aller Vermuthung nach, der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher κατα χριστιανῶν sind, auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführt hatten. — Wenn es aber wahr sein sollte, was Isaac Vossius den Salvius wollen glauben machen,[1] daß dem ungeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius handen sey, in der mediceischen Bibliothek zu Florenz nä wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es niemand das geringste der Welt daraus mittheilen dürfe: lich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar seyn wenn ich Großherzog zugleich seyn könnte. Oder vielmeh möchte es nur unter dieser Bedingung seyn, damit ich e Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verb schwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem zoglichen Palaste drucken lassen, und geschwind das Gr zogthum, welches mir jetzt schon im Gedanken zur Last ist schwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard ist der Mann, den ich oben[1] in Gedanken als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr würfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mön beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequeml wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit w der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welc heil. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner S ten erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboise mit nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards m Trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch das Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesi gen desselben vornehmlich zu ersehen seyn müßten. D'A hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, eine Abschrift davon genommen, und war Willens, es d zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern G ten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch da zu Rathe gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts we die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, suo indulgens, omnia christianae religionis myster utramque partem versat, ward zu *ewigen Finsterni* verdammt.[2] Die Abschrift des D'Achery kam in die Händ Martene und Durand; und diese, welche so viel historischen theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, h eben so wenig das Herz, noch ein bischen Schund meh Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer S war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Händ lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner — Aber wünschen einer zu seyn, könnte ich fast, wenn man als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen be Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wiede dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel n drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verwei Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken gen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, da Maxime, welche der päpstlichen Hierarchie so zuträglich ist, dem wahren Christenthume zuträglich seyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das „entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, um „stehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit ist, di „lassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für „Schwachheit. Genug, von dieser Handschrift hätte schlechter

[1] Ritmeieri Conringiana Epistolica. p. 71.

[1] A. G. IV. S. 16. (S. 263.)

[2] Thes. Anecd. T. V. Praef.

müssen gedruckt werden, weil sie wenigstens eben so
m ist, als das Toldos Jeschu."
ohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu
müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter
kannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Chri-
Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam
die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus?
luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original
zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische
seil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das
Jeschu zu lesen: nun können es alle lesen. Und was er
ust noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird
antworten haben, der böse Wagenseil! Aus seiner Aus-
at der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge ge-
, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn
Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder
tus hätte aufsuchen müssen. —
cht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu
auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagen-
s Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und
hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exem-
, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die
ten wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht
Herr Hauptpastor?
ideß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil, in der weit-
en Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae, sein Unter-
n so ziemlich gut vertheidigt. Und wollen Sie wohl er-
, daß ich nur eine einzige Stelle daraus herſetze, in welcher
ch mit eingeschlossen zu seyn glaube? Es ist die, welche
auptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt.
e vero, non legere tantum Haereticorum scripta,
opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis
ositorum, sive fragmenta aut compendia, sive inte-
contextum, additis quidem plerumque confutatio-
, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere,
t blasphemias impiorum hominum recitare, viri
piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.
Quinctilianus.

SIEBENTER. (9)

1778.

ber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich
Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich
Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er
chon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu
chen suchen, und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von
bloßen Drucke? Der ließe sich freilich noch so so beschöni-
Das eigentliche Verbrechen steckt da, daß der Heraus-
der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfas-
übernommen hat."
vocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte
mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner
übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor ge-
wissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschenverstand vor dem Publicum zu vertheidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt sich ja wohl ein jeder von selbst, braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäckeln! So genau bei ihm auf das zu sehen, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu seyn, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette zehn gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache: so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist, und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtentheils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen seyn, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unserer Trennung zu erlangen, eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und

schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Mensch: aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht seyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der seyn, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und sich dennoch entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt; fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

Bin ich *mir* denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem *Publicum*? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne *zeitliche* Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine *ewige*? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor. —

Allerdings habe ich keine *besondere* Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen *feurige Kohlen* der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu seyn geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt: so beklage ich mein Unglück und bin strafbar. Gern, gern will auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahrt!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst, an das Licht zu *treten*, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon jetzt an das Licht *gezogen*, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich „hier den Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von „mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines „öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern „eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemüthsberuhi„gung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum „ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer „auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine Einsichten irre „zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag „im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde, liegen „bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck „gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß „ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und „in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der „Weise sich des Friedens halber, unter den herrschenden Mei„nungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als „daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung un„glücklich machen sollte. Denn ich muß es zum Voraus sagen, „die hierin enthaltenen Sätze sind nicht catechismusmäßig, son„dern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung „Gottes und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da „ich aber mir selbst, und meinen entstandenen Zweifeln zurei„chend Genüge thun wollte: so habe ich nicht umhin können, „den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, „von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der „Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei, doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch *seine* Einsichten nicht irre machen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch *fremde* Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es jetzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unserer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man so fort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder sich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich schlage

als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wann schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor; das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten, nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch Herr Hauptpastor, daß es gleich viel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.

Hieron. adv. Ruff.

ACHTER. (10)

1778.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bei seines Gleichen weiter nichts als Zungendrescher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advocat, scheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben, wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathhause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht eben so bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg, und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern „des Reichspostreiters Pferd, hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich eben so wenig, als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen, und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, so wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier! damit gut! — Es sollte mir leid seyn, wenn der Reichspostreiter nicht eben so wohl Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennt, so meint er bloß einen gedungenen Zungendrescher, dem es gleich viel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leiht, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen, und Richter und Gegentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielt 1) seine ewige Klage, über meine Art zu streiten. Dahin zielt 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielt 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben, und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt.[1] Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig seyn und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satyrische Schreib-„art gleichfalls in seiner Gewalt habe". — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyrische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht recht haben. Denn ich habe die satyrische Schreibart, Gott sey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit

[1] Anti-Goeze. II.

mit Wärme gesagt, als Satyre verschreit. Häckerling und Haber können nicht verschiedener von einander seyn, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter, — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satyre. Das ist eben so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkst. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich bedaure den Hrn. Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raisonniren. — Sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Wort eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmst, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen.[1] Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen: denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden: und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter tristiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und ch Fratzenhäuserchen daraus empor steigen. Das, wie gesag ich nicht mehr zeigen; und mit Analysirung der Proben, Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. wenn du meinst, edler Houyhnhnm, daß ich die Wide meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertra kommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder z als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich n derer Aufmerksamkeit hören würde, als den Schwager? du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine E und Erwartungen und Besorgnisse mittheilt. Sage du i selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einm ihm belehrt zu werden. Ich bin äußerst unruhig, bis i Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwäge denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur legenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hin fen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erö bedarf und verdient; aber ich bin auch gefaßt darauf, sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlassen wollte. wohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, Houyhnhnm; denke nur, was mir eben jetzt[1] schon im von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! auf einer Anhöhe eine armselige Bedette; die, die will Heereskraft fürs erste verjagen. Ich habe ein Histörchen von einem hessischen Feldprediger, (könnte auch ein braun gischer gewesen seyn) der auf einer Insel, die in keiner phie steht, gute lutherische Christen fand, die von dem mus sehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nicht ten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wär ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene D beweisen pflegt, mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtsk Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er e ben, es mag möglich seyn oder nicht. Kann ich das abe so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüg und mir die gesammten hessischen Feldprediger, weger groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals Ja er treibt seine Rache wohl noch weiter, und giebt der englischen Regierung an, der die bermudischen Insel seit 1609 ein wohlthätiger Sturm sammt und sonders g hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn si welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wiss hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefang den, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand ni Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt, und es mir b könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den F diger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, Handel mit den Amerikanern zu Ende ist, und die Hess der zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes thun, befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldp

[1] Etwas Vorl. Vorr. VII.

[1] Lessings Schwächen S. 5.

auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt, und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folgt aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, „welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen giebt; „daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses höchste Wesen „demungeachtet durch ein anderes eben so hohes Wesen, sie nach „diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen — „ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen „sind, oder keine?“ — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul. Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu seyn, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur, und suche es dem Herrn Hauptpastor so gut du kannst begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie sich unbekümmert lassen. — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

NEUNTER. (11)

1778.

Die Klage, über meine Art zu streiten, konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten; und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst, zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht, mit gutem Vorsatze, noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehrt, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erschleichen, und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdient eine ernsthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt, lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folgt, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deßwegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehreren Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen seyn, daß ich geradezu gesagt „mein Ungenannter „sey des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit, sie„ben Goezen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermö„gend sind:“ so getraue ich mir doch diese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen seyn, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Hr. Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiedenen Ausgaben der lutherischen Bibelübersetzung selbst, so vollkommen bekannt gewesen seyn, als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Litterargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu setzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eigenen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werk ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich: obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellt, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werks vor; und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht so wohl, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellt worden, sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einfluß insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe, als reinem

Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesem Kopfe, bei eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesen Herzen, bei eben diesen edlen Neigungen, tolle vorsätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. In eodem pectore, sagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des wertheimischen Bibelübersetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Hr. Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden seyn. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z. E. der, welcher von der Wolfischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmid so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden seyn soll. Denn mit Erlaubniß des Hrn. Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolfische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Hrn. Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wetsteins und des Spruches 1. Johannis V. 7, darin gedacht werde. Es ist wahr, Wetsteins neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den wertheim'schen Schmid nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann, wenn uns Hr. Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider! nur zu „bekannten Ungenannten nennt;" wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe. Denn ich für meinen Theil, so bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilt haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte so fort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen gefehlt hat, und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden, und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrlost ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Literatoren, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen: und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln, als diese Männer, welche so zu reden ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? Prudentis est, sagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las.[1] „Zuletzt erinnert „ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht sey, den „Verfasser der Fragmente zu nennen, da er mit der „Entdeckung seines Namens gedroht und es versucht hat, seinen „Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbe„kannt seyn kann, was für gelehrte, unbescholtene Männer „für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben worden. Die „Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt wird, „fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurück „hält, und er kann solche zu offenbaren, um so viel weniger Be„denken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vor„läufig mit solchen Lobsprüchen beehrt hat."

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schillerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das Drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich liest. Er liest nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geschrieben hätte.

[1] Frei. Beitr. 5. B. 75.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eiſen und kein Aergerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, fern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo pt, ſo ſoll ich meiner Seele rathen, es ärgere ſich daran ganze oder halbe Welt.

Luther.

ZEHNTER. (12)

1778.

chſt iſt es mir allerdings völlig unbekannt, was für ıb unbeſcholtene Männer ohne Zweifel auf Vorſpiege- erren Maſcho und E. in Hamburg für Verfaſſer der : ausgegeben werden. Aber es freut mich, daß man mehrere kennt, die ſo etwas könnten geſchrieben macht keinem Schande, wer er auch ſey, und was Hauptpaſtor von unverantwortlicher Beſudelung ihrer , will weder nach der eigentlichen, noch nach der ver- ebentung mir in den Kopf. Aſche nimmt es gar nicht Koth vermengt zu werden, und der Geiſt, der dieſe ite, ſteht vor den Augen deß, dem es keine Mühe as Eigene von dem Angelogenen zu unterſchei- tappende Neugier der Sterblichen iſt für beide ein des Zuſehens nicht werth iſt, und welcher Vernünf- Neugierde am erſten zu befriedigen ſucht, erzürnt die Kinder am meiſten.

der Herr Hauptpaſtor unter dieſe neugierigen ſpielen- : nicht ſelbſt gerechnet werden will, ſo ſage er doch elcher ernſthaften Abſicht ſonſt er gern den Namen genannten wiſſen möchte. Kann er ſeine Aſche noch Aſche brennen laſſen? Sollen ſeine Gebeine in der he ſie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen ſie ermalmt, auf das Waſſer geworfen, in den Wind rden? Die Erde in beiden Fällen, lieber Herr Haupt- mmt ſie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur ügen haben, daß Sie in ganz Deutſchland herum mmen, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder e zu finden, den Sie es können empfinden laſſen, ſeiner Linie oder in ſeinen Nebenlinien aufſteigend gend einen ſolchen Böſewicht gehabt habe? — Wem argen, wenn er ſo heillos von Ihnen urtheilt? Denn Grund kann der Menſch ja doch nicht handeln. —

ollte noch eben in Anſehung des bekannt zu machenden ines ſo hölliſchen Abenteurers, wofür Goeze und die ines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz rſchlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichs- ebracht wird.

o! Der nämliche E., welcher in dem 40. Beitrage rte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt t nun für gut, wie er ſich ausdrückt, „der ſehr weit teten Lüge, als ob ein gewiſſer ehemaliger be- r Lehrer am hamburgiſchen Gymnaſio Ver- er Fragmente ſey," öffentlich zu widerſprechen. nzu: „daß er dieſes um ſo viel zuverſichtlicher thun der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne ühmten Mannes in Händen habe, worin derſelbe geben für eine Lüge und Verleumdung erklärt, und nſicht der Herr Beſitzer einem jeden, dem daran ge- gern erlauben werde."

Kann ſeyn, kann nicht ſeyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspoſtreiter oder an dieſen mehrbelobten E. im Reichspoſtreiter: wird an beiden Orten des Reichspoſtreiters der nämliche Mann verſtanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: iſt es nicht wahre Bezirerei des Publicums, ſich hier des nicht rechten ſo feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfaſſer der Fragmente ſey, ſo gänzlich zu ſchweigen? — Wenn aber der nämliche: was ſollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu beſiegeln, und ſich der nämlichen Lüge wegen faſt zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu ſchlagen? Der Reichspoſtreiter kann ſich allenfalls mit ſeinem Relata refero ſchützen: aber auch Er? Der Reichspoſtreiter muß jeden Tag ſein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu laſſen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache ſey; er war an Ort und Stelle, dieſem Gerede ſogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einſchlagen, auf welchem die Unzuverläſſigkeit deſſelben ſich nun ſoll erwieſen haben. Warum iſt er der erſte und einzige, der die Lüge in die Welt ſchrieb? Warum iſt er der erſte und einzige, der dieſer Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerſpricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenden Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er ſich beruft, zweifle ich im geringſten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, dieſe Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin ſogar verſichert, daß er ſie mehreren zeigen wird, als ſie zu ſehen verlangen werden. Auf dieſe Weiſe wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunſchuldigſte Weiſe verbreitet, und das erſte Böſe, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weiſe zu widerlegen bedacht ſeyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben ſo dumme als boshafte Klatſche[1] (Klätſcher wäre

[1] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieſer Klatſche zugleich aus dem zu erweiſen, was ſie von mir ſagt. Auch möchte ich ſie nicht gern abſchrecken, ſich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der ſüßen Meinung, daß ſie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht ſchaden. — Gleich Anfangs alſo geifert Mutter Elſe, oder wie ſie ſonſt heißen mag: „da die ſchlechte „Beſchaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache ſelbſt „zu bleiben, ſo ergreife ich Nebendinge, und laſſe die Hauptſache un- „beantwortet." — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem herausſprudelt, ſo wißt ihr doch von der Sache gerade ſo viel wie nichts. Aber ſeyd doch ſo gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und ihr ſollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Elſe, daß ich ja nicht der angreifende Theil, ſondern der angegriffene bin, und alſo überall mit hin muß, wohin mich euer Seelenſorger, der Herr Hauptpaſtor Goeze, ſchleppt. Freilich ſchleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu ſuchen haben; aber iſt das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Iſraels dem Herrn opfern will, in das heilige Meſſer fallen? Ich ſchneide mich freilich oft genug in dieſem heiligen Meſſer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat euch dieſer liebe Herr Seelenſorger weiß gemacht, daß er ſich an den böſen Nikolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wenn er es

hier viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen, und ihn in läppische, unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache *schädlich* werden könne, so wird er doch nicht in Abrede seyn, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu seyn nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gerne stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Geselle sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neueren Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigener verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben, und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene, und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine „Handschrift recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache „nicht ohne Gefahr ist, und man mir vorwerfen wird, daß ich „die *schwachen Gewissen* nur damit ärgern wollen. Denn „was dieses Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. „Genug, ich kann *ohne Gefahr meiner Seele* deine Schrift „nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, „die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders „heben als das Publicum? Mich an den und jenen berühmten „Gottesgelehrten durch Privatbriefe deßhalb zu wenden, das „kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu ver„splittern. Also, wie gesagt, herausgeben will ich deine Schrift „gern, aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben, als „mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, „als du in diesem warest? Oder gehört dein Name auch mit „zu den Beweisen? Wenn du auf diesem kindischen, ärgerlichen „Ehrgeize bestehst, so weiß ich wohl, woher du kömmst. Die „Glorie, die du da um deinen Kopf hast, ist Betrug, denn „du bist klein genug, noch eine andere neben ihr zu ver„langen.“ —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerem Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen: so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unselige Ruhmsucht, gloriae cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Namen nennen solle, und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterworfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius den ungeheuren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums einem Ernesti, einem Semmler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pflegt, und alle, alle stimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für

sonst weiß machen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der *freiwilligen Beiträge* mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von euern alten Hemden befunden, was würdet ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht, eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist *das* eben so wenig verbunden zu wissen, als ihr *jenes*. Habt ihr denn auch nie gehört, Else, daß euer Herr Seelensorger noch bei viel mehreren Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nikolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis jetzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun *drittens*, Else, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Bettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht ihr wieder nur so nach, und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte, oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben, zu schaffen, daß ich schreibe *vorkömmt* und *bekömmt*, da es doch eigentlich heißen müsse, *vorkommt* und *bekommt*? Es kränkt euch, daß ein so großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals seyn wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurecht weisen. Nehmt also eure Brille zur Hand, und schlagt den Adelung nach. Was leset ihr hier? „Ich „*komme*, du *kommst*, er *kommt*; im gemeinen Leben und der „vertraulichen Sprechart, du *kömmst*, er *kömmt*.“ Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: du *kömmst*, er *kömmt*: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andere sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu seyn glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, *will* ich nun einmal schreiben! *will* ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch so schreiben *soll*?

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit in eben dem abgelegenen so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehört, welches bereits so viele Federn beschäftigt hat, und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten weckt, ist klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheint so leicht zu seyn! Jeder Homilet, der sich getraut eine Osterpredigt zu halten, getraut sich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es sey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die sie führen, sind nicht übel, aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke zu stehen scheint, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn höchstens.

Gewissermaßen kann ich selbst nicht in Abrede seyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten sollen. Ich gab deßfalls keinen Wink, und es ist ganz begreiflich, wenn sonach die Schnauze einer Kenne für einen Kragstein, das Gesimse einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen und als solches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man gescheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen sehr verzeihlichen Wahn vorschützen, daß ich geglaubt, des Celsus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Justinian eben so wohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren lassen.

Doch da es indeß auch seinen Nutzen hat, daß unsere Gottesgelehrten so vorsichtig und bedächtig nicht sind, als unsere Rechtsgelehrten, und manche derselben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als spät und besser zu antworten, indem es vielen ihrer Leser doch einerlei ist, wie sie antworten, wenn sie nur antworten: so will ich darüber weiter nichts sagen, und nur so bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen suchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen lernen. Man wird wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will, indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind, noch seyn sollen, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeint. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schließen lassen: „die Geschichte „der Auferstehung ist verdächtig, folglich ist die ganze Religion „falsch, die man auf die Auferstehung gegründet zu seyn „vorgiebt;" sondern er schließt vielmehr so: „die ganze Religion „ist falsch, die man auf die Auferstehung gründen will, folglich „kann es auch mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben „und die Geschichte derselben wird Spuren ihrer Erdichtung „tragen, deren sie auch wirklich trägt."

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Aergernisse habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz ist mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht, weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem Letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existirt, und bereits in mehreren Abschriften, an mehreren Orten existirt wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze jetzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und so im Verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man liest nichts begieriger, als was man nur nächst Wenigen lesen zu können glaubt. Ein Manuscript ist ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage, und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage.

Bei diesem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, sich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieses Wort ins Ohr in meinem Ohre erstürbe! wenn ich selbst der Urheber dieses Wortes wäre! — Aber ist dieses hier der Fall? Und doch sollte ich mich schämen?

Die mögen sich vielmehr schämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß seine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden soll, und einfältig genug glauben, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken sie einen solchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß sie gar in keinen Streit sich einlassen? Dadurch, daß sie das Ding zu karten suchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einm

haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund „er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sey, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seyd ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg seyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht seyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foedita räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle, bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurück spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu seyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe?" Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich seyn könne? Nun wohl, so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viele habe, als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nenne meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir di genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenomm sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlie lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des A ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansue Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, tacueris errorem meum, quem forte inveneris in meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchen meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abs Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter das Visir noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kom gleich von weitem in dem wahren Ton eines homerische mir zuruft: [1] „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? thaten Sie? —? Nicht wahr —?" Und hierauf ein über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß rector in einer Reichsstadt eben so viel sey, als ein Bib der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnm Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. laubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Friedrich Daniel Behn, des lübeckischen Gymnasii Su Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn E durch meinen vierten Anti-Goeze wider all mein Wo den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie Ich habe Sie nirgends genannt, ich habe Ihre Schrift angezogen, ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, nung nicht sey. Und leicht möglich, daß sie es wirklich obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein große stellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zw schnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erkl nicht in seinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Wel stehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in de gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen gewürdigt, als unter jenem diesen gar nicht gemein Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nenn Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den U zwischen objectiver und subjectiver Religion schled zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich wendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn braucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, jammert Ihrer Klasse. So oft ein Knabe lacht, muß den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

[1] Anti-Lessing.

...em Zwecke Jesu und seiner Jünger.

...ragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

...rausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

...irtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend ein- r Zeit in eben dem abgelegenen so wenig besuchten othekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem ger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher ...den winden; aber wer kann für Gewalt?

...nfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem ...ber die Auferstehungsgeschichte gehört, welches be- ...e Federn beschäftigt hat, und wahrscheinlich noch neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil ...rigen Fragmente versuchen möchte.

...ache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment ...erstehungsgeschichte so viel Athleten weckt, ist klar. worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der ...t so leicht zu seyn! Jeder Homilet, der sich getraut ...bigt zu halten, getraut sich auch mit meinem Un- ...er anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, ...nehreres drucken, was nur eben verdiente gesagt zu ...und auch das kaum verdiente.

...sey fern von mir, daß ich alle die würdigen Män- ...gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, ...nlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben ...irklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ...icht zu Boden liegt. Die Streiche, die sie führen, ...el, aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht ...r Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke ...int, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn

...maßen kann ich selbst nicht in Abrede seyn, daß ich, ...eber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude ...der behaupten sollen. Ich gab deßfalls keinen Wink, ...anz begreiflich, wenn sonach die Schnauze einer ...nen Kragstein, das Gesimse einer Feuermauer für ...s Architrabs genommen und als solches behandelt

...nnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, gleich- Klippe gewarnt zu haben, an der man gescheitert, ...fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. ...te ich meinen sehr verzeihlichen Wahn vorschützen, ...ubt, des Celsus Incivile est, nisi tota lege per- aliqua particula ejus proposita, judicare vel habe Justinian eben so wohl für den Gottesgelehr- ...den Rechtsgelehrten aufbewahren lassen.

...es indeß auch seinen Nutzen hat, daß unsere Got- ...so vorsichtig und bedächtig nicht sind, als unsere ...en, und manche derselben nicht ohne Grund für ...n, lieber bald und nicht gut, als spät und besser ..., indem es vielen ihrer Leser doch einerlei ist, wie ..., wenn sie nur antworten: so will ich darüber weiter ...und nur so bald als möglich den Fehler von mei- ...ieber gut zu machen suchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen lernen. Man wird wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will, indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind, noch seyn sollen, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeint. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schließen lassen: „die Geschichte „der Auferstehung ist verdächtig, folglich ist die ganze Religion „falsch, die man auf die Auferstehung gegründet zu seyn „vorgiebt;" sondern er schließt vielmehr so: „die ganze Religion „ist falsch, die man auf die Auferstehung gründen will, folglich „kann es auch mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, „und die Geschichte derselben wird Spuren ihrer Erdichtung „tragen, deren sie auch wirklich trägt."

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Aergernisse habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz ist, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht, weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem Letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existirt, und bereits in mehreren Abschriften, an mehreren Orten existirt, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze jetzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und so im Verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man liest nichts begieriger, als was man nur nächst Wenigen lesen zu können glaubt. Ein Manuscript ist ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage, und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage.

Bei diesem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, sich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieses Wort ins Ohr in meinem Ohre erstürbe! wenn ich selbst der Urheber dieses Wortes wäre! — Aber ist dieses hier der Fall? Und doch sollte ich mich schämen?

Die mögen sich vielmehr schämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß seine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden soll, und einfältig genug glauben, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken sie einen solchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß sie gar in keinen Streit sich einlassen? Dadurch, daß sie das Ding so zu karten suchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal

einen Anfall wagen dürfen? — Von diesem negocirten Siege aus ihrer politischen Studierstube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum sage ich denn: „die mögen sich schämen?“ Die muß der heißen. Der mag sich schämen, der noch der einzige seiner Art ist! Denn noch ist der Hr. Hauptpastor Goeze der einzige Theolog, der zugleich so stolz und so klein von der christlichen Religion denkt. Noch ist er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Damm zu leiten suche, als den Damm auf einmal will übersteigen lassen. Noch ist er der einzige, der mich darum auf eine Art verlästert, die wenigstens dem Racha gleich kömmt. Nur freilich, daß der große Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll. Sehr christlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich selbst der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade seyn kann, dem mich meine Dreistigkeit in Zuversicht auf die gerechte Sache aussetzt. Denn da, wie mir der Hr. Hauptpastor bereits selbst attestirt haben, ich schlechterdings kein hebräisch verstehe, so kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräischen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Hr. Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küße ich seine Ruthe, oder seine Scorpionen, schon im Voraus!

Gotth. Ephr. Lessings

nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich scheint der Hr. Hauptpastor Goeze nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun,[1] daß er auf den Punct, über welchen er mit mir streite —

„ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?“ —

sich so fort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er sich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich:[2] der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu seyn vorgiebt,[1] „daß „ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß die Controvers „diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, „mich so frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gedanken „meines Herzens zu offenbaren.“

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann, daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Hr. Hauptpastor auch keine Whiston'sche Fälle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das so genannte Symbolum der Apostel, und das so genannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Hr. Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen seyn müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Hr. Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit, zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher; die Anordnung, unter welcher eine

[1] Lessings Schwächen. Zweites Stück. S. 66.
[2] S. 64.

[1] S. 69.

ıfammengebracht wird, ist ja wohl früher als die

§. 5.

:ser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten
ei Lebzeiten der Apostel, begnügt; sondern auch die
:n Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte
: vollkommen hinlänglich zum Christenthum gehalten.

§. 6.

egula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche
ut worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Legula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche
ut worden, nicht Petrus und dessen Nach-

§. 8.

)riften des neuen Testaments, so wie sie unser jetzi-
:nthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen;
elnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten,
nen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie
)on uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9.

m der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke
nmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß des
lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

b sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem ge-
rechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte
ls mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte
fs.

§. 11.

r Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel
orden. Nach ihrer mehreren Uebereinstimmung mit
fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht
b nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit der-
Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu
atten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

stliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten
)riften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern
r beiläufig erläutert und bestätigt worden.

§. 13.

weis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schrif-
bsicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz
big daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist
:en.

§. 14.

weis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es den-
ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und
ist noch weniger zu führen.

§. 15.

hentie der Regula fidei ist viel leichter und rich-
veisen, als die Authentie der neutestamentlichen

§. 16.

unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist
herer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man
Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben
gründen zu können vermeint, welches eben, um es
beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen, und so fern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falsch seyn, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigener sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, und ich bin im Stande mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen, und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Hrn. Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so vielmehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg.

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Erste Folge.

1778

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

1778.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergeht vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunct der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen, warum man nicht längſt ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

Auf dieſe Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabei gewonnen, wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt. Woran denkſt du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernſt. Aber du biſt ſo ſtill.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernſt. Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt. Gewiß.

Falk. Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein, ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſch um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch.

Ernſt. Iſt es wahr, Freund, daß du ein Fre biſt?

Falk. Die Frage iſt eines, der keiner iſt.

Ernſt. Freilich! — Aber antworte mir gerade zu. du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt. Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache e gewiß iſt.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich

Ernſt. Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und w wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würd nicht ſagen wollen.

Ernſt. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nic nommen!

Ernſt. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu ſeyn, nicht weil ich von ältern Maurern in einer geſetzlichen Log nommen worden, ſondern weil ich einſehe und erken und warum die Freimaurerei iſt, wann und wo ſie wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt. Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft „Ich glaube einer zu ſeyn!“

Falk. Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hä dern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den W mag.

Ernſt. Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernſt. Du biſt aufgenommen, du weißt alles —

Falk. Andere ſind auch aufgenommen, und gla wiſſen.

Ernſt. Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, wiſſen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nich die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können

Ernſt. Und könnteſt du denn wiſſen, was du weil aufgenommen zu ſeyn?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei iſt nic kührliches, nichts entbehrliches, ſondern etwas nothwendi in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Ge gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eigenes Na eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch A darauf geführt wird.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührlic

enn kurz, Irenäus ſagt in dieſer Stelle ſchlechterdings nicht, aß die Schrift der Grund und Pfeiler unſers Glaubens georden. Wenn er dieſes hätte ſagen wollen, müßte es heißen: a scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columam fidei nostrae *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, ſondern *futurum*, und bezieht ſich nicht auf scripturis, ſondern uf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten vangelia, ſondern den weſentlichen Inhalt der Evangelien ohne ückſicht auf deſſen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze ſelbſt, n der beigefügten Ueberſetzung dieſer Stelle, hat nicht anders onſtruirt; und nur bei ihm iſt es begreiflich, wie man ſo leichte Worte anders conſtruiren und anders verſtehen kann. Das Evangelium iſt der Grund und Pfeiler unſers Glaubens; er läugnet das? Allein das Evangelium iſt eben ſowohl ein praeconatum, als ein scripturis traditum, und das futurum muß ſich eben ſo wohl auf jenes, als auf dieſes beziehen. Eben owohl das bloß geprediget Evangelium muß der Grund und Pfeiler unſers Glaubens ſeyn können, als das aufgeſchriebene. — Daß dieſes der wahre Sinn des Irenäus iſt, erhellt us den folgenden Kapiteln unwiderſprechlich. Und wenn er eſonders im 4ten ſagt: Quid autem si neque Apostoli quilem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat orlinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus ommittebant Ecclesias: hat er auch wie Goeze geglaubt, daß ie chriſtliche Religion nothwendig hätte untergehen müſſen, enn die Apoſtel nichts geſchrieben hätten? Wenn er fortfährt: ui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, orum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, criptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, t veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum eum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium uae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er uch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geiſt ohne Schrift nichts ermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich ſey? Wenn er, achdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführt, inzuſetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quanum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem d sententiam, ad consuetudinem et conversationem, ropter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent eo, conversantes in omni justitia, et castitate, et saientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen nd jeden Chriſten für unentbehrlich gehalten? würde er mich uch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich hne Bibel Chriſten ſeyn laſſe, verdammt haben? —

Was ich oben von den Arianern ſage, daß ſie die erſten geeſen zu ſeyn ſcheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen ie Gottheit Chriſti vor allen Dingen in den neuteſtamentlichen chriften zeigen müſſe, gründet ſich auf das, was wir von dem gentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäiſchen Concilio iſſen. Die Geſchichte dieſes Concilii ſelbſt kann Herr Goeze och wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gen deren Gebrauch er S. 136 proteſtirt? Folgende Sätze ögen den Gang meines Erweiſes, den ich zu ſeiner Zeit führen ill, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die raft der heiligen Schrift in Beſtimmung der Rechtgläubigkeit hat ſich auf dem nicäiſchen Concilio nur ſchlecht erwieſen. Durch die Schrift iſt auf demſelben ſchlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und ſeine Philoſophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letzteren wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philoſoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch die bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weiſe erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heil. Geiſtes bei dem bloßen Glaubensbekenntniſſe war alſo noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte ſich von der Mitwirkung des heil. Geiſtes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringſte Spur.

§.

Denn der zweite Philoſoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, ſondern durch ein paar menſchliche, nicht einmal ſehr paſſende Gleichniſſe überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringſten nicht ein, ihren Lehrſatz aus der Schrift auch nur erweiſen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablaſſung, auf die Schriftſtellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böſe zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrſatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten ſey, ſondern für eine Wahrheit, die ſich von Chriſto unmittelbar herſchreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwieſen alſo nur, daß die Schrift dieſen Ueberlieferungen nicht widerſpreche.

§.

Und der Gebrauch, den ſie ſonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, ſondern aus der einzigen Schrift unmittelbar beſtimmt wird, was uns hätte überliefert werden ſollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anſchlag kommen, ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringſten etwas von dem Chriſtenthume zu wiſſen, das ganze Chriſtenthum aus den neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl ſchwerlich ein vernünftiger Mann zu den neuteſtamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Chriſtenthum vorher zu kennen; und die Kunſt, es wieder zu vergeſſen, wenn er zu dieſer vermeinten einigen Quelle nun ſelbſt kömmt, noch ſoll erfunden werden.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimaurer.

1778.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergeht vor Durst. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage sie auch immer seyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunct der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken: so dürfte nur noch die Frage entstehen, warum man nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sey?

Auf diese Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Christenthume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen, wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst. Woran denkst du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernst. Aber du bist so still.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernst. Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernst. Gewiß.

Falk. Hast du des schönen Morgens schon genug genossen; *fällt dir etwas ein, so sprich du.* Mir fällt nichts ein.

Ernst. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch.

Ernst. Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer bist?

Falk. Die Frage ist eines, der keiner ist.

Ernst. Freilich! — Aber antworte mir gerade zu. — Bist du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube es zu seyn.

Ernst. Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst. Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu seyn, nicht so wohl, weil ich von ältern Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei ist, wann und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst. Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu seyn!"

Falk. Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst. Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernst. Du bist aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.

Ernst. Könntest du denn aufgenommen seyn, ohne zu wissen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernst. Wie so?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen, die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst. Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu seyn?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei ist nichts willkührliches, nichts entbehrliches, sondern etwas nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben so wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührliches? —

ıicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle an-
ı könnten, und folglich willkührlich ſind?

k. Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen
: Gebräuche ſind nicht die Freimaurerei.

ı ſt. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? —
hten es denn die Menſchen, als die Freimaurerei noch
:?

k. Die Freimaurerei war immer.

ı ſt. Nun, was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe
rliche Freimaurerei?

k. Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas,
t die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

ı ſt. Alſo ein Unding.

k. Uebereile dich nicht.

ı ſt. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch
:ten ausdrücken.

k. Nicht immer, und oft wenigſtens nicht ſo, daß an-
ch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekom-
ı ich dabei habe.

ı ſt. Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen
n.

k. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder ge-
Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn
ringſte zu viel enthielte.

ı ſt. Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimaurer,
as Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich
n können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Or-
?

k. Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und
ge, die ſie ihres näheren Umgangs würdigen, ihre
vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen
ſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

ı ſt. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne
xere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchön
ucht, als gedacht und geſagt ſind.

k. Das haben ſie mit mehreren Reden und Liedern

ı ſt. Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was
ſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

k. Wenn ſie es nicht bloß von ſich rühmen.

ı ſt. Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter
die man von jedem guten Menſchen, von jedem recht-
n Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo
, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe!

k. Iſt denn das nichts?

ı ſt. Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen
ıdern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

k. Soll!

ı ſt. Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht auch außer der
rerei Antrieb und Gelegenheit genug?

k. Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb

ı ſt. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe.
nem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft ge-
— Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der
ı einer Maſchine. Je mehr Räder, deſto wandelbarer.

k. Ich kann dir das nicht widerſprechen.

ı ſt. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk. Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt. Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk. Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preist, das ſind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer, und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt. Ja, nun merke ich, worauf du zielſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimaurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen, denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publicum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm ſich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt. Bei welcher andern?

Falk. Bei ſonſt andern, meine ich.

Ernſt. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſticken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſeyn dürfe.

Falk. Ernſt! Du weißt wohl, wann ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt. Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freimaurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Und die Freimaurer in Berlin! die das Baſedowſche Philanthropin unterſtützen.

Falk. Was ſagſt du? — Die Freimaurer? Das Philanthropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt. Die Zeitung hat es ausposaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſeyn, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, ſondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernſt. Was iſt das? — Billigſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt. So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt. Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was ſie nicht als Freimaurer thun.

Ernſt. Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdrucks, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt. Wie meinſt du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie bloß deßwegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl ſeyn.

Ernſt. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk. Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt. Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freimaurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernſt. O geh! Du haſt mich zum beſten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt. Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernſt. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Räthel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweites Geſpräch.

Ernſt. Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt. Ja, ja. Es giebt ſolche Locker!

Falk. Haſt du nachgedacht?

Ernſt. Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl, du biſt, wie ſie alle.

Falk. Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wäreſt einer? — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich?

Falk. Wovon ſprachſt du?

Ernſt. Rechtgläubige oder ketzeriſche Freimaurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen *Zuſtande des ſtummen Stammens* geriſſen —

Ernſt. Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und ſieh!

Falk. Was denn?

Ernſt. Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk. Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt. Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft, als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich der ſie zuſammen hält und regiert.

Falk. Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt. Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt. Wohl ſchwerlich!

Falk. Schade!

Ernſt. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt. Für etwas ſehr Gutes.

Falk. Unſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt. Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt. Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!

Ernſt. Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimaurer biſt?

Ernſt. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt. Aber doch ſagen könnte.

Falk. Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt. Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Ernſt. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freimaurer wären?

Ernſt. Was ſagſt du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatt' es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willſt — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, ſagſt du —

Falk. Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Geſellſchaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt. Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt. Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernſt. Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk. Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt. Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann —

Falk. Nun freilich, das beruhigt mich wieder.

Ernſt. Aber du haſt mir doch über die Freimaurer etwas geſagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernſt. O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt. Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk. Nach dem die Frage ſeyn wird.

Ernſt. Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene große und würdige Abſichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konnteſt, habe ich dich bloß auf einen Punct aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernſt. Wende dich jetzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieſer Begriff kann den Freimaurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freimaurer niemals ab, wenigſtens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt. Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk. Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt. Ja!

Falk. Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimaurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe: das haben ſie gethan.

Ernſt. Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Räthſels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernſt. Du legſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heißen.

Ernſt. Gut das! ich verſtehe — aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht — —

Falk. Du kennſt ſie?

Ernſt. Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten, nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht

ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinnſt nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt. Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk. Das verſpreche ich dir.

Ernſt. Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk. Meinen Scharfſinn?

Ernſt. Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation für Thatſache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernſt. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nennſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betrügt, wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leiht und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernſt. Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzelnen unſtreitigen Handlungen der Freimaurer iſt abzunehmen, daß es auch nur *mit* ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats und dieſer Staaten.

Ernſt. Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Speculation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernſt. Und welches?

Falk. Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt. Das iſt?

Falk. Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt. Wahrhaftig!

Falk. Freilich ſcheint dieſes Grundgeſetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt. O ja!

Falk. Und warum ſollten die Freimaurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Warum ſollte der Künſtler, der Silber *machen* kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub' ich.

Ernſt. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt. Du kennſt mich und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt. So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet; Ernſt ging und ward Freimaurer. Was er fürs erſte da fand, iſt der Stoff eines vierten und fünften Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

Fortſetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte zum Drucke fertig liegen, als derſelbe *höheren Orts* einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

ie Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände all-
breitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich ent-
läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben
ß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.
s wird man doch finden, daß er aus Vorſicht und
en einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft einige
che ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe
t hat.

Viertes Geſpräch.

Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich
Brunnen-Cur längſt beſchloſſen.

Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

Was iſt das? Man hat nie ein: „ich freue mich“
usgeſprochen.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es
er dich bin.

Ueber mich?

Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet
r! — Gieb mir deine Hand! — Was ſagſt du? —
e Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Dich verleitet?

Es kann ſeyn, ohne daß du es gewollt haſt.

Und ſoll doch Schuld haben.

Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem
Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich
h ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht
nn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre
rt?

Nun, nun! Der Schaden kann doch ſo groß nicht
zu ſehe ich ja, daß du ſchon bei den Gräbern
orfahren gearbeitet haſt.

Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern
mgeben.

So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die
rd leuchten und wärmen.

Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme
wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr,
ch beſſer vertragen können.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch
laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten

Du kennſt ſie alſo doch?

Ich habe von ihnen gehört.

Um ſo mehr, was konnte dich bewegen, mich auf
führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren
nur allzugut wußteſt?

Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht — Ich ſollte
der Freimaurerei geſprochen haben, ohne es mehr
Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß
Mann ein Freimaurer werde — wie unnütz nur?
ölich —

Das mag wohl ſeyn.

Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man die höch-
n der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer

Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber du weißt
ja wohl, wenn meine Phantaſie einmal den Fittig ausbreitet,
einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe
dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde ge-
worden — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort von dei-
nem Vorſatze?

Ernſt. Würdeſt du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen
Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den
Gängelwagen wieder einſchwätzen? Ich mache dir kein
Compliment; du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzu-
gehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen.
Den Weg müſſen alle betreten.

Ernſt. Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu
haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr
zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen und wieder Vertrö-
ſtungen und nichts als Vertröſtungen!

Falk. Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was
vertröſtet man dich denn?

Ernſt. Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maure-
rei, auf den ſchottiſchen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich denn
der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Or-
dens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt. O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold
machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die
*** wieder herſtellen — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernſt. Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eines mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt. Und was?

Falk. Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach
Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch
abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich wirklich Gold
machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber
ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rück-
ſicht auf Freimaurerei es machen zu können wünſchen werden.
Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu
Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer — Und
es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit
welchen ſich die Welt mit wahren oder vermeinten Goldmachern
trägt.

Ernſt. Und die Geiſter-Beſchwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche — Unmög-
lich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen
hören, als eines Freimaurers.

Ernſt. Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk. Bei allem, was heilig iſt! nicht ernſthafter, als ſie ſind.

Ernſt. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***,
wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernſt. Siehſt du! Von denen weißt du nichts zu ſagen.
Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſter-
beſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freilich beſſer

ſagen, wie die Freimaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt. Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk. Ernſt! Ehe du noch eine Spötterei völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt. Ich muß das ſo mit anhören. Denn bich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt. Wie verſtehſt du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten in gewiſſen Ländern theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct beſtimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt. Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punct?

Falk. Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirſt zugleich finden, daß du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punct iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punct; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie bloß der Freimaurer, der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben ſie ſich nur in das ... auf dem .... vergafft; möchten ſie gern einträgliche .... fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernſt. Sieh! du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und *bin kalt wieder wie Eis.*

Ernſt. Und was meinſt du wohl, welcher von be Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk. Ich fürchte der letztere — Möcht' ich mich b — Denn wenn es der erſte wäre, wie könnten ſie eine ſamen Anſchlag haben? — die *** wieder herzuſte Jener große Punct, in welchem die *** Freimaurer hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlich ſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein S werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir denn geſagt du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Gold Geiſterbannern, ***, ſich andere, als die Neulinge des ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die W blicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen

Ernſt. Im Grunde, mein Freund! ſind es a dieſe Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu thun, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen W ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das, daß ich nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereien, dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwa will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, ge ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller D tiefſte Stillſchweigen.

Falk. Du meinſt —

Ernſt. Jene Gleichheit, die du mir als Grundg Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze E ſo unerwarteter Hoffnung erfüllte, ſie endlich in Geſellſ Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerliche ſications hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an ei Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk. Nun?

Ernſt. Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! einen aufgeklärten Juden kommen und ſich melden! „Ja es, „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freilich der Fre „ſeyn. Es iſt nur gleichviel, was für ein Chri „Unterſchied der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied „im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten Reli — Meinſt du auch ſo?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernſt. Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei ſeine Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben auch ein Jacob Böhme und Hans Sachſe), laß ihn und ſich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuſter! fr „Schuſter." — Laß einen treuen, erfahrenen, verſuchte boten kommen und ſich melden — „Ja," heißt es, „de „Leute freilich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke ni „wählen — Wir ſind unter uns ſo gute Geſellſchaft" –

Falk. Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt. Ei nun! Daran habe ich allerdings weit auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herren vo ziere, Räthe von allerlei Beſchlag, Kaufleute, Künſtler die ſchwärmen freilich ohne Unterſchied des Standes in unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle Einem Stande, und der iſt leider ....

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimaurerei ausgeſchloſen ſeyn, ſind doch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil Loge ſich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchließen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äußerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beide noch nie vertragen, ſondern eines hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt. Was?

Falk. Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Caſſe haben; Capitale machen; dieſe Capitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehen und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeiht haben!

Ernſt. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Geraden ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreißen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt —

Ernſt. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernſt. Schema der Freimaurerei? Was nennſt du ſo? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei geſpielt?

Ernſt. Was iſt nun das? Die Freimaurer nicht immer Freimaurerei geſpielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinſt du denn, daß das, was die Freimaurerei iſt, immer Freimaurerei geheißen? — Aber ſieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet ein doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt. Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt du denn nicht, oder wollteſt du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freimaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt. Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt, daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernſt. Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernſt. Und woraus nimmſt du dieſen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlicher werden wird.

Ernſt. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk. Sey ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können — die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufſtecken muß; das iſt der Freimaurer Sache nicht.

Ernſt. Das denke ich auch — was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt. So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk. Nur kannſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt. Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprachſt du dir, oder widerſprachſt du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal ſagteſt: Die Freimaurerei ſey immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimaurerei eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entſtehen — wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimaurerei iſt. Denn die Flamme im Brennpuncte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt. Auch mir ſchimmert das ſo vor —

Falk. Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter, ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewirkt. Wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimaurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt. Zu verſtehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche

Anordnungen ausarten, ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt. Und wer unterfängt ſich denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freimaurerei älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt. Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — genug, wenn ich dir ſage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläſſig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt. Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk. Nein! nein! Auch das urſprüngliche Free-Mason, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt. Nicht doch! — Beſinne dich — in keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernſt. Gleichwohl habe ich ſie ſelbſt —

Falk. So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt. Und die Parlamentsacte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernſt. Und die großen Privilegien, die Carl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernſt. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernſt. Der Philoſoph — ſein Schreiben an den Grafen von Pembrock, ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geſchrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht — aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt. Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entſtehen, widerſprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung Statt findet — freilich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publicum ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimmt, entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Anſehen einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinn heißt es dann über tauſend Jahre: „würde man denn „Welt haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewe „Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals ni „ſprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widerſprechen?“

Ernſt. O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt d

Falk. Anderſons kahle Rhapſodie, in welcher di der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſcho möchte noch hingehen! Für einmal und für damals n gut ſeyn — dazu war die Gaukelei ſo handgreiflich. daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde daß man noch immer gedruckt behaupten will, mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzug ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den n hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, a wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe be pillory ſteht —

Ernſt. Wenn es denn nun aber wahr wäre, mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wo daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her homonymen Handwerke vornämlich erhalten hätte —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernſt. Und muß es nicht wahr ſeyn? — Denn der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Han entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt. Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſac

Falk. Und hat ſie.

Ernſt. Und hat ſie? Und hat eine andere Ur jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andere.

Ernſt. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir ſchon eher eine ganz and gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würd Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt. Eine andere Frage, die du längſt hätteſt müſſen? —

Falk. Denn wenn ich dir ſagte, daß das, maurerei iſt, nicht immer Freimaurerei geheißen, natürlicher und näher —

Ernſt. Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen? — — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe ſie Fre hieß, fragſt du? — Maſſoney —

Ernſt. Nun ja freilich! — Masonry auf Engli

Falk. Auf Engliſch nicht Masonry, ſondern Ma Nicht von Mason, der Maurer, ſondern von Mase, die Tafel.

Ernſt. Mase, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelſachſen, doc dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der G Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, vo noch jetzt ſo mancherlei Abſtammungen übrig ſind, unlängſt übrig waren als: Maskopie, Masleibig, M Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im G nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlim

t. Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner
ierten Bedeutung.
. Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du doch,
ichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe
iſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft.
us einer geſchloſſenen vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein
worden, in welchem Verſtande Agricola das Wort
raucht, kannſt du leicht abnehmen.
t. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald
ngen?
Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo aus-
nd in der guten Meinung des Publicums ſo herab-
nden ſie in deſto größerem Anſehen. Es war kein
eutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine
hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind
gen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und
er regierenden Herrn verbunden oder benachbart wa-
n von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer
nche ungegründete Auslegung hat — und was brauche
hrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft
n Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der
nmt abſtammen?
. Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabel-
rthum hinauf. —
Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft
, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.
. Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen

Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach —
er ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen ange-
wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und
t ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine
England herüber brachten, die ſie in ihrem Vater-
zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deut-
n damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der
gerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften
ihnen eigen war.
. Hiermit meinſt du?
Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht
r gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig,
mal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen
finde, ſchwarz auf weiß zu belegen — höre mich jetzt
man das erſte Gerücht irgend einer großen Begeben-
Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie be-

. Wo bliebſt du?
Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche
nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind un-
die Maſe-Thonas unter ihnen waren, allem An-
die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in
en Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden
nderungen blieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der
Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der
ölften Jahrhundert und im dreizehnten in ſehr großem
ſo eine *** Maſoney war es, die ſich bis zu Ende
zehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Or-
en in London erhalten hatte — und hier fängt die
wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie
freilich ermangeln; aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition,
die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel
zu erſetzen.

Ernſt. Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal
durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr
dazu an — wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt,
ja verpflichtet, dir und Allen, welche ſich mit dir in dem
nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu
machen.

Ernſt. Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwar-
tung.

Falk. Jene *** Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des
vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille
beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus unfern der Sanct Pauls-
kirche, die damals neu erbaut ward. Der Baumeiſter dieſer
zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt. Chriſtoph Wren —

Falk. Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Frei-
maurerei genannt —

Ernſt. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche,
in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jah-
ren her, verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche
er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfter
beſuchte.

Ernſt. Ich fange an ein Mißverſtändniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts
Maſoney war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren —
eine Masony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag,
in der ſich der Meiſter dieſer Baues ſo fleißig finden ließ, was
kann die anders ſeyn, als eine Masonry, als eine Geſellſchaft
von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden
Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt. Natürlich genug!

Falk. Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen
Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der
erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe
von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermein-
ten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — du
kennſt Chriſtoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt,
welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem
den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen,
welche ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnütziger
und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen
ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft
bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Le-
bens zur Speculation erhöbe. „Dort, dachte er, würde
„unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar; und hier, was
„unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige
„Grundſätze der Maſoney exoteriſch machte? Wie, wenn ich
„das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, unter die Hierogly-
„phen und Symbole deſſelben Handwerks verſteckte, und was
„man jetzt unter dem Worte Masonry verſteht, zu einer Free-
„Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könn-
„ten?“ — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward —
Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernst. Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk. Begreifst du nun —

Ernst. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber hast du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünschest du mich da?

Ernst. Wünsche? — nachdem du mir versprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daselbst genug — noch einmal! Ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — unter meinen Büchern sollst du sehen und greifen — die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tausend Ducaten,

oder Judas Iscarioth dem Zweiten.

Monat December 1779.

Derjenige, er sey wer er wolle, durch den die Nachricht meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium Nro. 85 gekommen, hat sich angelegen seyn lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deßwegen ein Geschenk von tausend Ducaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft, und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden soll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verräth, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Bloß also denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in so fern es in den Schriften des Herrn Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen *Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel* Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und so im Verborgenen," wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte."

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Herrn Lessing von den Gottesgelehrten der lutherischen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Absichten des Herrn Lessing um so mehr versichert seyn, da Herr Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift: *Gegensätze des Herausgebers* mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico, und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den unbienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm seyn, den unbienstfertigen Bibliothekar der lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigen Hause zu Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sey, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Herr Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung

und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur Nichts und weniger als Nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherischen Hauptpastor mit Einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon hier [1] und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunct dieser überspannte Lutheraner zum Aergernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche so wohl in seinen Predigten, als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Herr Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein- für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich eben so wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen seyn, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sey, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern u. s. w.

Ich bin ganz jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirlichen Alterthümern, auf welche sich Herr Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutherische Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sey, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidigt werde.

[1] In Wien.

Und gleichwohl ist es das, eben das, weßwegen sich Herr Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien, und durch hämische Mährchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: „Goezens „etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Lessings mittelbare und „unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Re„ligion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige „Schrift." — Wie gesagt, Herr Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit so vielen andern Christen, sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt und nicht die lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind die Katholiken „keine Christen? fragt Herr Lessing. Wäre ich kein Christ, wenn „ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? „Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die „Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katho„liken durchaus keinen Antheil daran hätten."

Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel: Anti-Goeze entgegen stellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Herr Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Herr Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachsen sey, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.
Augustinus.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung, aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellt.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser *Dinge nur früher.*

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besonderen Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten, es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der besseren Aegyptier, und das, um es mit so viel größerem Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott Anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Canaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein anderer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, ſich ihm als den mächtigſten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer ſeyn kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieſer Begriff des Einigen noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft ſo ſpät erſt aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit ſchließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn ſich ihm auch ſchon die Beſſeren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte ſich doch das Volk lange nicht erheben: und dieſes war die einzige wahre Urſache, warum es ſo oft ſeinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigſten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das ſo roh, ſo ungeſchickt zu abgezogenen Gedanken war, noch ſo völlig in ſeiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entſpricht. Der Erziehung durch unmittelbare ſinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier alſo treffen Erziehung und Offenbarung zuſammen. Noch konnte Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anderes Geſetz geben, als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieſes Leben gingen noch ſeine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunft noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bei Gott anders geweſen ſeyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder deſſelben ſo viel ſicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bei Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

§. 21.

Wie aber dieſe glücklicheren Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweiſen, ſo beweiſen die wenigen heidniſchen Völker, die ſelbſt in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen aber ſichern Schritten an; es holt manches glücklicher organiſirte Kind der Natur ſpät ein; aber es holt es doch ein, und iſt alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite geſetzt, welche in den Büchern des Alten Teſtaments ſich findet und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd ſind, beweiſt eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann dem ungeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch ſogar nicht einmal wahr; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſeyn Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gott minder frei, würde es darum Gott minder ziemen, ſich der zeitlichen Schickſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahin ſtirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Teſtaments beweiſt wider ihre Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanction ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das iſraelitiſche Volk, an das damalige iſraelitiſche Volk geſandt, und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes damaligen iſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des künftigen vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müſſen und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt, und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel auf den erſten Anblick zu verneinen ſcheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdann erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſey. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden; und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler deſſelben machen.

§. 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des Alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk, die Lehren von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin *verſpätet*, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darin wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bei der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſeyn ſcheint, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anderes Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſeren Beweiſe zu ſuchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Iſraelite mochte freilich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied deſſelben erſtrecken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß wer fromm ſey, auch glücklich ſeyn müſſe, und wer unglücklich ſey oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheint den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. —

§. 30.

Aber unmöglich dürfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, *auf immer* um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war, und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und *lebensſatt* ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzelnen — wäre es auch ein Salomo geweſen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheißen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

§. 33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtimmt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſeyn, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der ſeinem Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf?

§. 34.

Noch hatte das jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den Mächtigſten, als den Weiſeſten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müſſen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtigt werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines beſſeren, richtigeren Maaßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Volkerſchaften geſchätzt hatte, mit welchem es in beſtändiger Eiferſucht lebte, fing es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübte Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§. 37.

war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beide einander und dem Urheber beider iſt ein ſolcher gegenſeitiger wenig unanſtändig, daß ohne ihm eines von beiden ſeyn würde.

§. 38.

n die Fremde geſchickte Kind ſah andere Kinder, die ten, die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: ciß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? neines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beibrin- mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine cbücher wieder vor, die ihm längſt zum Eckel ge- um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. :l es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern die Schuld ledig ſein eigen ſey, warum es nicht längſt wiſſe, eben ſo lebe.

§. 39.

ie Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reineren Lehre, in ihrem Jehova nicht bloß den größten aller ötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen vieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher d andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; allen ſinnlichen Vorſtellungen deſſelben einen eben ſo ſcheu bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben n wurden, als die Perſer nur immer hatten: was daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottes- nade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen is, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien kannte, die ſich dafür des verlaſſenen Landes der Ju- htigt hatten?

§. 40.

leuchtet über ihre eigenen unerkannten Schätze kamen , und wurden ein ganz anderes Volk, deſſen erſte war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu wer- nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

ottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und Einer, nzulänglichkeit aller dieſer verſchiedenen Erklärungen gezeigt hat, wollte endlich „die augenſcheinliche Er- er über die babyloniſche Gefangenſchaft und die Wie- lung aus derſelben ausgeſprochenen und aufgeſchrie- eiſſagungen“ für die wahre Urſache derſelben angeben. dieſe Urſache kann nur in ſo fern die wahre ſeyn, als erſt veredelten Begriffe von Gott voraus ſetzt. Die ißten nun erſt erkannt haben, daß Wunderthun und ige vorherſagen nur Gott zukomme, welches beides ſie den falſchen Götzen beigelegt hatten, wodurch eben nd Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, ver- Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§. 42.

Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und uch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den er griechiſchen Philoſophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieſer Lehre in Anſehung ihrer heiligen Schriften die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darin war gröblich überſehen worden, dieſe aber geſucht ſeyn wollte; da auf dieſe noch Vorübungen nöthig geweſen waren, und alſo nur Anſpielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte deſſelben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anſpielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart: „zu ſeinen Vätern verſammelt werden,“ für ſterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs. Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Styl — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählt werden. Dergleichen ſind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Urſprung der mancherlei Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbau zu Babel u. ſ. w.

§. 49.

2) den Styl — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tautologien, aber ſolchen, die den Scharfſinn üben, indem ſie bald etwas anderes zu ſagen ſcheinen, und doch das nämliche ſagen, bald das nämliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anderes bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle guten Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowohl für Kinder als für ein kindiſches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabei zu verweilen, iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur

einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: Dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frei, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahin gestellt seyn. So wie ich es dahin gestellt seyn lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen seyn, jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anderes ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Speculation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anderes, seine inneren und äußeren Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verschafft hätten: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, wie konnte das anders seyn? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen, ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftigt, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können, und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch fürs erste ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler, — lehre

och einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und je, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, enbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas s ist.

§. 70.

haft in der Kindheit des Menschengeschlechts an der n der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße tswahrheiten unmittelbar offenbart, oder verstattet und daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar ge- e Wahrheiten eine Zeit lang gelehrt werden, um sie der zu verbreiten, und sie fester zu gründen.

§. 71.

rfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an von der Unsterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung igt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehrt.

§. 72.

vie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des staments entbehren können, so wie wir allmälig zur n der Unsterblichkeit der Seele, auch des Neuen Testa- ntbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht r dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir barungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Ver- s ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten ihnen verbinden lernen?

§. 73.

. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese n menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen b links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu er- daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge d, unmöglich eins seyn könne, daß auch seine Einheit scendentale Einheit seyn müsse, welche eine Art von nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die igste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vor- in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch r nothwendigen Wirklichkeit, so wie von seinen Eigenschaften sich bloß eine Vorstellung, sich bloß eine eit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? nkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine voll- Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige ng ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — st das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vor- on mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrah- ne Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, ne Ausnahme hätte, was ich selbst habe, würde es so- ch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine Verdopplung meines Selbst seyn? — Wenn ich eine Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, so irre ich leicht nicht so wohl, als daß die Sprache meinen Be- nterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprech- j diejenigen, welche die Idee davon populär machen sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott gkeit zeugt.

§. 74.

die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns end- lich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen, daß Gott, unge- achtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Ueber- tretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwin- det, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Ge- heimniß bedeutete in den ersten Zeiten des Christenthums ganz etwas anderes, als wir jetzt darunter verstehen, und die Aus- bildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll. Als sie geoffenbart wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber sie wurden geoffen- bart, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, wel- ches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen, so wür- den sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischer Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unserer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Ver- nunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Speculationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nach- theilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Speculationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vor- wurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Speculationen — mögen sie im Einzelnen doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schick- lichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand, nur allein an dem üben wollen, was un- sere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegen- ständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung ge- langen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt, was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey.

§. 84.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund eben sowohl antiquirt werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt, und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was er hat wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch b Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? G wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schw allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werd

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehun laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht ver — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nich daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehr viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Ra ches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher brin durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würd jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Gesc seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Me früher, der später) erst durchlaufen haben. — „Ist ein „eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er „demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistige „gewesen seyn? Kann er in eben demselben Leben bei „holt haben?"

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vo gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie d ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophist Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf v

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, wel zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche z uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erü meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlech brauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und wa jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergess

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäume nicht die ganze Ewigkeit mein?

Briefe von Leſſing.

Briefe.[1]

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing
na tres cher Soeur
à Camenz.

Geliebte Schweſter!

habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht
rtet. Ich muß alſo dencken, entweder du kanſt nicht
, oder Du wilſt nicht ſchreiben. Und faſt wolte ich das
aupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du
ɔt ſchreiben. Beydes iſt ſtraffbahr. Ich kann zwar nicht
wie dieſes beyſammen ſtehen kann: ein vernünfftiger
zu ſeyn; vernünfftig reden können, und gleichwohl nicht
wie man einen Brieff auffſezen ſoll. Schreibe wie Du
o ſchreibſt Du ſchön. Jedoch; hätte auch das Gegentheil
ıan könte vernünfftig reden, dennoch aber nicht ver-
ſchreiben, ſo wäre es für Dich noch eine größere Schande,
nicht einmahl ſo viel gelernet. Du biſt zwar Deinem
leiſter ſehr zeitig aus der Schule gelauffen, und ſchon in
12 Jahre hilteſt Du es vor eine Schande etwas mehres
ı; allein wer weiß welches die größte Schande iſt? in
12 Jahre noch etwas zu lernen als in ſeinem 18ten oder
och keinen Brieff ſchreiben können. Schreibe ja! und be-
: dieſe falſche Meynung von Dir. Im vorbeygehen muß
auch an das neue Jahr gedencken. Faſt jeder wün-
dieſer Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünſchen?
ß wohl was beſonders haben. Ich wünſche Dir, daß Dir
anzer Mammon geſtohlen würde. Vielleicht würde es
hr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen
Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.
e wohl! Ich bin

Dein

Meißen, treuer Bruder
10 Dec. 1743. G. E. Leßing.

A Monsieur
Monsieur Lessing
r Pasteur de l'Eglise de
n tres honoré Pere
à
› bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater,

ß ich Ihnen ſo gleich auf den lezten Brief antworte,
et um des Hrn. Rectors Willen, welcher ſeinen Brief
je lieber wollte beſtellet wißen. Das Lob, welches Sie
ɔegen des verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den
)brift Lieutenant von Carlowiz, unverdient ertheilet ſoll
)b ich gleich wenig Luſt habe dieſe Materie noch einmahl
vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen.

Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich die Zeit, die ich damit ſchon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir ſelbſt den Vorwurff machen, daß ich ſie auf eine unnütze Weiſe verſplittert. Der beſte Troſt dabei iſt, daß es auf Dero Befehl geſchehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meiſen, welches jezo mehr einer Todten Grube als der vorigen Stadt ähnlich ſiehet. Alles iſt voller Geſtanck und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne ſo weit von ihr entfernt, als er nur kan. Es liegen in denen meiſten Häuſern, immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen ſich niemand ſehre nahen darff, weil alle welche nur etwas gefährlich getroffen ſind, das hizige Fieber haben. Es iſt eine weiße Vorſicht Gottes, daß dieſe fatalen Umſtände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Peſt ſchon graßiren würde. Und wer weiß was noch geſchiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das beſte hoffen. Es ſieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung ſeiner vorigen Umſtände, kein Ort erbärmlicher aus als unſere Schule. Sonſt lebte alles in ihr, jezo ſcheint ſie wie ausgeſtorben. Sonſt war es was rares, wenn man nur einen geſunden Soldaten in ihr ſahe, jezo ſiehet man ein Hauffen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müßen. Das Coenacul iſt zu einer Fleiſch Banck gemacht worden, und wir ſind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu ſpeiſen. Die Schüler, welche verreiſet, haben wegen der Gefahr in Kranckheiten zu verfallen eben ſo wenig Luſt zurückzukehren, als der Schul Verwalter die drey eingezognen Tiſche wieder herzuſtellen. Was mich anbelangt, ſo iſt es mir um ſo viel verdrüßlicher, hier zu ſeyn, da Sie ſogar entſchloßen zu ſeyn ſcheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger ſeyn wird, hier zu laßen. Ich glaube wohl, die Urſache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich ſchon ſo offte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verliehren. Ich verſichere mich unterdeßen, daß Sie mein Wohl beßer einſehen werden, als ich. Und bey der Verſicherung werde ich, wenn Sie auch bey der abſchläglichen Antwort beharren ſollten, doch, wie ich ſchuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohr-Zwang, mit welchem ich ſeit einiger Zeit bin befallen geweſen, macht mich ſo wüſte im Kopffe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu ſchreiben; ich ſchlüße alſo mit nochmaliger Verſicherung daß ich Lebenslang ſeyn will.

P. S. Mons. Heydem. bey Hr. M. Dero
Golzen geſagt, iſt gänzlich falſch.

Meiſen gehorſamſter Sohn
d. 1 Februar G. E. Leßing.
1746.

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht ſo lange angeſtanden haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu ſchreiben gehabt

[1] m Intereſſe der Leſer iſt in gegenwärtiger Ausgabe die Orhie, wie ſie zu Leſſing's Zeiten üblich war, in die jetzt gangwandelt worden. Nur bei den Jugendbriefen Leſſing's ſchien snahme wünſchenswerth, ſie ſind daher im Folgenden treu : Urſchrift wiedergegeben.

hätte. Klagen aber und Bitten zu leſen, müßen Sie eben ſchon ſo ſatt ſeyn, als ich bin ſie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringſte davon in dieſen Zeilen finden werden. Ich beſorge nur, daß ich bey Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge nur, daß Sie glauben werden, meine jezige Aufführung komme aus lauter Ungehorſam und Boßheit. Dieſe Beſorgniß macht mich unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, ſo würde mich es deſto ärger ſchmerzen, je unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, ihnen meinen Lebenslauff auf Univerſitäten abmahlen darff, ich bin gewiß verſichert, Sie werden alsdann mein jeziges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in kleinen ſehen kan. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meiſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäfftigt, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts ſchlimmers als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf: Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäueriſche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gäntzliche Unwißenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Minen, aus welchen jederman ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchafften, die mir, bey meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden hatte. Und die Würkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinne zu beßern, es koſte was es wolle. Sie wißen ſelbſt wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch alſo das gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir in voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich hefftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehn die weit angenehmer, und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Comoedien kamen mir zur erſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugenden daraus kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen den die Luſtſpiele bey mir gehabt haben, vergeßen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und geſpottet als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als ſie wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache l man haben will, daß ich ſie mit mehrern Ernſte Ich ſann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, ſ Deutſcher allzuſehr hervorgethan hatte. Aber plözli in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nac kommen, geſtöhret. Was daſelbſt vorgegangen, könn noch allzuwohl wißen, als daß Ich Ihnen durch e Wiederhohlung verdrüßlich falle. Man legte mir ſ Bekanntſchaft mit gewißen Leuten, in die ich zufällig kommen war, zur Laſt. Doch hatte ich es dabey De keit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten einige Schulden Urſache waren, nicht ſo heftig vorg den. Ich blieb ein gantzes Vierteljahr in Camenz, müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte Unentſchließigkeit, welches Studium ich wohl erwe erwehnen ſollen. Man hatte derſelben nun ü und Tag nachgeſehn. Und ſie werden ſich zu lieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes A klärte. Ich wollte Medicinam ſtudiren. Wie übel S mit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Bl Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdieſes, nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß e ſeyn würde, ob ich einmal durch dieſes oder jenes In dieſem Vorſaze reiſte ich wieder nach Leipzig. Mei den waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger als wieder darein zu verfallen. Doch meine weit Bekantſchaft, und die Lebens Art die meine L mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieſer Kli mals ſcheitern. Ich ſahe allzudeutlich, wenn ic bleibe, ſo werde ich nimmermehr mit dem, was m iſt, auskommen können. Der Verdruß den ich ha neue Ungelegenheit zu verurſachen, brachte mich au ſchluß von Leipzig wegzugehen. Ich erwehlte Berlin fangs zu meiner Zuflucht. Es muſte ſich wunderl daß mich gleich zu der Zeit Herr Leßing aus Wit ſuchte. Ich reiſete mit ihm nach kurzer Zeit dahin Tage mich daſelbſt aufzuhalten und umzuſehen, u noch zur Sonnenfinſterniß [1] in Berlin zu ſeyn. Ab krank. Ich bin mir niemals ſelbſt zu einer unerträg geweſen als damals. Doch ich hielt es einigermaß göttliche Schickung; wenn es nicht was unanſtändig man auch in ſolchen kleinen und geringen Sachen beruffen will. Nach meiner Geneſung beſchloß ich mit Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter üb bleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſp ich in Leipzig zugeſezt hatte. Doch ich wurde bald ge das was in meiner Krankheit und durch andre l die ich aber jezo verſchweigen will, aufgeg mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der wachte alſo bey mir wieder auf nach Berlin zu gehen und bin noch da, in was vor Umſtänden, wißen ſi beſten. Ich hätte längſt unterkommen könn

[1] Am 25. Juli 1748.

ir, was die Kleidung anbelangt ein beßers
hn hätte machen können. Es iſt dieſes in einer Stadt
nöthig, wo man meiſtens den Augen in Beurtheilung
Menſchen trauet. Nun beynahe vor einem Jahre, hatten
ir eine neue Kleidung zu verſprechen, die Gültigkeit gehabt.
ögen daraus ſchließen, ob meine leztre Bitte allzu unbeſon-
weſen iſt. Sie ſchlagen mir es ab, unter dem Vorwande,
ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in
in wäre. Ich will nicht zweiffeln, daß meine Stipendia
ens noch bis Oſtern dauern ſollten. Ich glaube alſo, daß
Schulden genugſam damit können bezahlt werden. Aber
: wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meynung, von einem
hen, der, wenn er mir auch ſonſt nie Gefälligkeiten er-
ätte, mir ſie doch gewiß jezo erzeugt, daß ſie mir juſt am
ten ſind, daß ſage ich, dieſe nachtheilig gefaßte Meynung
rnehmſte Urſache iſt, warum ſie mir in meinen Unter-
ngen ſo ſehr zuwieder ſind. Es ſcheint ja, als wenn Sie
r einen Abſcheu aller Welt hielten. Geht dieſer Haß nicht
t? Mein Troſt iſt, daß ich in Berlin eine Menge recht-
r, und vornehmer Leute finde, die eben ſo viel aus ihm
t als ich. Doch Sie ſollen ſehn, daß ich nicht an ihn ge-
t bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen
, worinne Sie mir eben das ſagen, was ich aus dem
Briefe habe ſchließen müßen, will ich mich ungeſeumt von
weg begeben. Nach Hauſe komme ich nicht. Auf Univer-
gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem die Schul-
it meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und
en dieſen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz
nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können ſie
rt ſeyn, daß ich, ich mag ſeyn wo ich will, allezeit ſchrei-
b niemals die Wohlthaten vergeßen werde, die ich von
ſo lange genoßen. Ich finde an allen drei Oertern ſehr
Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner
rſchafft nichts lerne, ſo lerne ich mich doch in die Welt
. Nuzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort
n, wo ſie ſo einen Flickſtein brauchen, wie mich. Darff ich
as bitten, ſo iſt es dieſes, daß Sie gewiß glauben mögen,
meine Aeltern allezeit ſo ſehr wie mich geliebt habe. Ich
an den Hrn. Inſpector und Hr. Paſtor Lindnern gewiß
n, ſobald als es nicht mehr ſcheinen wird, daß meine
nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten ſind.
meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein ge-
Merkmal meines Gehorſams zu geben, der ich zeitlebens
en werde

Dero

ſin, gehorſamſter Sohn
Jenner Leßing.
19.

Hochzuehrender Herr Vater,

) bin einige Tage in Frankfurth geweſen, und das iſt die
: warum ich Dero Briefe, mit Einſchluß von 9 Rthlr.,
ſpäter erhalten habe, und jetzo erſt im Stande bin darauf
vorten.

e verlangen durchaus, daß ich nach Hauſe kommen ſoll.
chten ich möchte in der Abſicht nach Wien gehen, daſelbſt
noedienſchreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen,
ße hier Hr. Rüdigern zur Frohne arbeiten, und darbey
Hunger und Kummer ausſtehen. Sie ſchreiben mir ſo gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geſchrieben hätte. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem ſolche ungegründete Vorwürffe ſchmerzen müßen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich gegen mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernſte verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchſte zwey, ſich befinden können. Der gröſte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weiſe hätten können ſchließen laſſen, daß ich künfftig geſonnen wäre eben ſo viel in der Welt, und in dem Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als in Büchern. Meine Correſpondenz mit Comoedianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Director von allen Theatern im Oeſtreichiſchen iſt, ein Mann deßen Bekanntſchafft mir keine Schande iſt, und mir noch Zeit genug nützen kan. Ich habe nach Dantzig und Hannover an gleiche, oder wenigſtens ſehr geſchikte Leute geſchrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff ſeyn, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, ſo müßen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen ſehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Coppenhagen, weiſen, die nicht von Comoedianten geſchrieben ſind, zum Zeugniße, daß mein Briefwechſel nicht bloß die Schauſpiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehſtens nach Paris, an den Hrn. Crebillon ſchreiben, ſo bald als ich mit der Ueberſetzung ſeines Catilina zu Stande bin. Sie ſagen, daß ihnen meine Manuſcripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgeſetzt hätte? Iſt das ſo ein groß Wunder?

Musae secessum scribentis et otia quaerunt. Aber nondum
Deus nobis haec otia fecit.

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerſtreuet iſt, (ich will meine Schauſpiele nicht darzu rechnen, weil ſich doch die meiſten einbilden, das wären Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten, als ſie Ehre brächten) ſo würde es bey alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauſpiele anſtehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beſtändig Comoedien geſchrieben hätte, ich wollte jetzo in ganz andern Umſtänden ſeyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie ſolche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wem, und wie

offte Sie meinetwegen nach Berlin an Perſonen geſchrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen ſehr übeln Concept haben von mir bekommen müßen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinem Beſten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht ſchuld geben, der mir daraus entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Ihnen inſtändigſt ſich alle erſinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verſpreche es Ihnen, bey Gott, daß ich ſobald es gewiß iſt, alſobald nach Hauſe kommen, oder gleich von hier aus dahin gehen will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, ſo iſt es ja beßer, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſetzt ich müßte auch warten. Was ſoll ich zu Hauſe? Ich habe alſo das Geld, das Sie mir zu ſchicken die Gütigkeit gehabt haben, nebſt dem, was ich zum Theil für meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zuſtande, mich wieder bei allen ſehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienſte ich ſuche, ſelbſt anzugehn. Dieſes war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnützen Gegenwart zu Hauſe beſchweren ſollte. Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäſche, und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum ſchon davon überſchrieben, und erwarte ſie mit gröſten Verlangen. Sie können leicht erachten wie ſchwerlich es ſey ſich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen alſo noch um dieſe einzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß Sie das Frieſiſche Stipendium nicht noch erhalten ſollten, und die Fracht kan ſo viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugſame Wäſche iſt ſo viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, iſt es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, ſo will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

Non optuma haec sunt neque ego ut aequum censeo.
Verum meliora sunt, quam quae deterrima.
Sed hoc unum consolatur me atque animum meum
Quia, *Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet*
Consulit adversum filium, nugas agit:
Miser ex animo fit: secius nihilo facit.
Suae senectuti is acriorem hyemem parat etc.

Die Gedanken ſind ſo vernünfftig, daß die ihrigen nothwendig übereinſtimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Urſache ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleich viel ſeyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn ſie mir es würcklich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie ſich vorſtellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt meine Religion würde verändert haben? Daraus kan ich ſchließen wie ſehr Sie wider mich eingenommen ſeyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero

Berlin, den 11 April 1749. gehorſamſter Sohn. L.

Hochzuehrender Hr. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um ſo viel lieber alſobald beantworte, je angenehmer mir es geweſen iſt. Sie können gewiß verſichert ſeyn, daß ich in meinem letztern Briefe nichts ungegründetes geſchrieben habe. Alles was ich darinnen verſprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit eben ſo großen Vergnügen nach Göttingen reiſen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiſet bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münchhauſen, und an den Hrn. Prof. Geßner ſollen unfehlbar über acht Tage in Camenz ſeyn. Meinen Couffer erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte nochmals inſtändig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmſte von meinen Manuſcripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es ſind freye Nachahmungen des Anakreons, wovon ich ſchon einige in Meiſen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß mir ſie der ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.

So entſchuldigte ſich Martial im gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringſten damit harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Titel, den Sie ihnen, als allzuſtrenger Theologe geben. Sonſt würden die Oden und Lieder, des größten Dichters unſrer Zeiten, des Hrn. von Hagedorns, noch eine viel ärgere Benennung werth ſeyn. In der That iſt nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Urſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht verſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, ſo wagt man ſich offtermals in eine falſche, wo man ſich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man ſich in einer andern vielleicht bis zu einer Wundernswürdigen Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in ſolchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutſchen Moliere beylegen könnte, ſo könte ich gewiß eines ewigen Nahmens verſichert ſeyn. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwey Stücke die auch die gröſte Luſt erſtücken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut de aliqua dote notabilem facias. Aber es iſt ſehr ſchwer ſich in einer Wißenſchaft notabel zu machen, worinne ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt habe, worinne noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienſchreiber kein guter Chriſt ſeyn könne, kan ich nicht ergründen. Ein Comoedienſchreiber iſt ein Menſch der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich ihnen nun gar verſpräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen leſen ſondern auch loben ſollen? halten Sie mein Verſprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß Sie würden vieles von Ihrer Schärffe fahren laſſen.

Schließlich muß ich Ihnen melden, daß ich ſeit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quotidian Fieber habe. Es aber doch noch ſo gnädig geweſen, daß ich mich nicht habe dürffen niederlegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu ſeyn.

n Sie ſich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebſt
ıſtem Empfehl an die Frau Mutter

Dero

:rlin gehorſamſter Sohn
} April Leßing.
749.

Monsieur
Monsieur Lessing
er Pasteur des Eglises de etc.
à
Camenz
par Grossenhayn.

Hochzuehrender Herr Vater

ḥ habe den Coffer mit den ſpecificirten, darinnen ent-
:n, Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor dieſe
Probe ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke
ıffiger ſeyn, wenn ich nicht, leider, aus allen Ihren Brie-
: zu deutlich ſchließen müßte, daß Sie, eine Zeitlang her
ıt ſind, das aller niedrigſte, ſchimpfflichſte und gottloſeſte
ir zu gedenken, ſich zu überreden, und überreden zu laßen.
ɛndig muß Ihnen alſo auch der Dank eines Menſchen,
m Sie ſo vortheilhaffte Meynungen hegen, nicht anders
rdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber darbey thun? Soll ich
›eitläuffig entſchuldigen? Soll ich meine Verläumder be-
ſſen, und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein
en — — ſoll ich Gott zum Zeugen anruffen? Ich müſte
r Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt
ls ich es in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergeßen

Aber die Zeit ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren
Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner
m, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit
ren, ob der ein beßrer Chriſt iſt, der die Grundſätze der
Lehre im Gedächtniße, und oft ohne ſie zu verſtehen, im
ɛ hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mit macht
: gewöhnlich ſind; oder der, der einmal klüglich ge-
lt hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueber-
g gelangt iſt, oder ſich wenigſtens noch darzu zu gelangen
ɛt. Die Chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von
Aeltern auf Treue und Glaube annehmen ſoll. Die mei-
ben ſie zwar von ihnen, eben ſo wie ihr Vermögen, aber
gen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtſchaffen
n ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der
mſten Gebothe des Chriſtenthums, Seinen Feind zu
ı nicht beßer beobachtet, ſo lange zweiffle ich, ob diejeni-
riſten ſind, die ſich davor ausgeben.

ı. Müller hätte etwas wahrhaffter ſeyn können in ſeinen
chten. Hier haben ſie die ganze Geſchichte ihres Briefes
ältern Hrn. Rübiger, ſo wie ich ſie nur vor wenig Wo-
fahren habe. Dieſer Mann iſt viel zu alt, als daß er ſich
:ieffſchreiben noch abgeben könnte, er hat alſo ſeine ganze
ɔondenz ſeinem Schwieger Sohn, dem Hrn. Buchhändler
ufgetragen. Dieſem iſt der Brief alſo nothwendig in die
gefallen. Dieſer hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn denn
ɣlius erbrochen haben? Damit man vielleicht in Camenz
cht haben möchte noch nachtheiliger von ihm, mit einigen
ɛ des Grundes, zu reden? Herrliche Urſache! Hr. M.
it Boßen ſpeciell bekant; denn er iſt ſein Verleger. Weil
ſich alſo in benanntem Briefe auch vieles auf ihn bezogen hat,
ſo hat er ihm denſelben gewieſen. Er wäre fähig genug geweſen
ihm bey dem alten Rübiger, welches ohnedem ein höchſt arg-
wöhniſcher Mann iſt, den größten Verdacht zuzuziehen. Wem
haben Sie es alſo zuzuſchreiben, daß ſie ihn unterdrückt haben?
Niemanden als Sich ſelbſt, da Sie eine Perſon mit ins Spiel
gemiſcht, die doch mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu
thun hat. Auf das aber, was mich betroffen hat, hat Boß, ich
weiß nicht ob ſelbſt, oder durch ſeinen Diener, oder durch
jemanden anders antworten laßen.

Werde ich denn niemals des Vorwurfs los werden können,
den Sie mir wegen M. machen? Sed facile ex Tuis quere-
lis querelas matris agnosco, quae licet alias pia et inte-
gra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil
unquam aliud fuit, adhuc est et in omne tempus erit
quam communicatio studiorum. Illane culpari potest?
Rarus imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit, de
parentibus meis, de officiis quae ipsis vel praestanda vel
deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac
vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seduc-
torem et ad minus justa instigatorem meum timeas. Cave,
ne de muliebri odio mimium participes. Sed virum te
sapientem scio, justum aequumque: et satis mihi con-
stat te illud, quod scripsisti, amori in uxorem amore tuo
dignissimam, dedisse. Veniam dabis me haec paucula
latino sermone literis mandasse, sunt enim quae Matrem
ad suspicionem nimis proclivem offendere possint. Deum
tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni
pietate colere.

Ich verſichere Ihnen nochmals, daß alles was ich von der
letztern Condition geſchrieben habe alles ſeine Richtigkeit hat. Ich
habe Ihnen ſchon in dem letzten Briefe erſucht mir mit 10 oder
15 Thlr. beyzuſtehen, ich wollte mich in den gehörigen Stand
darzu zu ſetzen, und ich erſuche dieſelben nochmals darum. Doch
was Sie thun wollen, thuen Sie mit eheſten, ſonſt muß ſich
meine Zuflucht zu dem Hrn. von Röder ſelbſt nehmen, mir ein
oder zwey Quartals vorzuſchießen. Ich will mich nicht gern als
noch 8 Tage hier in Berlin verweilen. Ich verbleibe nebſt er-
gebenſten Empfehl an die Fr. Mutter, der ich über 8 Tage ant-
worten will,

Dero

Berlin gehorſamſter Sohn
d. 30 May Leßing.
1749.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero zwei letzten Briefe würde ich bis jezo
nicht ſchuldig geblieben ſeyn, wenn ich ſo offt hätte ſchreiben kön-
nen, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entſchuldige ich
mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich dieſe Entſchuldi-
gung ſo vielmal brauchen hört, als Sie, der ſollte beinahe auf
die Gedanken kommen, daß ich wenigſtens mehr als ein Amt, hier
in Berlin, müſſe zu verſorgen haben. So falſch dieſes, Gott ſey
Dank, iſt, ſo wahr iſt es doch, daß meine Entſchuldigung ſo gar
unbegründet nicht iſt, als Sie wohl glauben mögen. Der B.
v. d. G. iſt zwar vor 14 Tagen wieder auf ſeine Güter gegan-
gen, daß ich alſo einigermaßen freyer geweſen bin; ich habe aber
nach ſeiner Abreiſe das ganze vierte Stück der theatr. Beyträge

beſorgen müßen, was eigentlich ſchon dieſe Meſſe hätte ſollen fertig werden, und dieſe Arbeit hat mich bis an vergangenen Sonnabend nicht über eine Stunde Herr ſeyn laßen.

Sie thuen mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen ſchon wieder geändert hätte. Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreiſen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jezo eben ſchlecht in Berlin gänge, ſondern weil ich es Ihnen verſprochen habe. Denn in der That, ich habe große Hoffnung, daß ſich mein Glück bald hier ändern wird. Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, allein ich muß geſtehen, daß vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite dabey mit untergelaufen ſind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntſchaft des Hrn. B. v. d. G. hat mir nicht wenig genützt, mich hier auf einen ſichrern Weg zu bringen. Denn, außer daß ich etliche 30 Thlr. dabey gewonnen habe, ſo hat er mir bey unterſchiednen von ſeinen Freunden Zutritt verſchafft, welche mir wenigſtens ein Hauffen Verſprechungen machen. Auch dieſe ſind nicht zu verwerfen, wenn ſie nur nicht immer Verſprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf, und habe meine Sachen ſo eingerichtet, daß ich auch ohne ſie, dieſen Winter gemächlich in Berlin leben kan. Gemächlich heißt bey mir, was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will unterdeßen, da ich es noch in Berlin mit anſehe, meine Zeit ſo anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verlohren ſchätzen darf, wenn meine Hofnung auch fehl ſchlägt; und will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur noch vorige Woche habe ich ein ſehr beträchtliches Anerbieten des Hrn. B. von Dobreslaw ausgeſchlagen, weil es mich an allen meinen übrigen Vorſätzen hindern würde. Dieſem Hrn. iſt von dem vorigen Könige die Bibliothek des in Frankf. ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als wegen ſeiner Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den König von Spanien wollte vermacht haben, geſchenkt worden. Unter den Maspt. dieſer Bibliothek befindet ſich eine lateiniſche Ueberſetzung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Dieſe Ueberſetzung nun will der Beſitzer jezo drucken laßen, weil ſich das Original ſehr rar gemacht hat und offt für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil ſie aber ſehr unleſerlich geſchrieben, und auch offt der Verſtand des franzöſiſchen darinne ſehr falſch ausgedrücket iſt, ſo hat der B. v. Dobreslaw ſeit einigen Wochen ſehr in mich gedrungen, dieſe Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk aufs neue umzuſchmeltzen. Er verſprach mir ſo lange als ich darin arbeitete freye Wohnung und Holz, und 200 Thlr. Allein da es eine Arbeit iſt die mich wenigſtens drey Vierteljahre ſo beſchäfftigen würde, daß ich gar nichts außer derſelben verrichten könnte, und alſo verſchiedne angefangne Sachen müßte liegen laßen, ſo habe ich es bedächtlich ausgeſchlagen. Die Fortſetzung des Ihnen bekannten Journals und die Ueberſetzung der römiſchen Hiſtorie des Rollins beſetzen meine Zeit ſo ſchon mehr als mir lieb iſt. Da ich übrigens zu Oſtern einen Band von meinen theatraliſchen Werken, welcher in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſchon längſt iſt verſprochen worden, zu liefern gedenke, deßgleichen auch eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen der Novellas Exemplares des Cervantes, ſo werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdeßen auch mit einem Verleger wegen des engliſchen Werks, wovon ich Ihnen ſchon zu unterſchiednenmalen geſchrieben habe, zu Rande kommen, ſo werd auch gerne ſehen, denn auf meiner Seite habe ich ga mehr daran zu thun. Auf das Spaniſche habe ich eine ſehr viel Fleiß verwendet, und ich glaube meine Mü umſonſt angewendet zu haben. Da es eine Sprache iſt, in Deutſchland ſo ſehr nicht bekannt iſt, ſo glaube ich, mir mit der Zeit nützliche Dienſte leiſten ſoll.

Hr. Mylius iſt zwar Auctions Commißar geworde wer ihm die 1500 Thaler Beſoldung angedichtet hat, ihm groß Unrecht gethan. Wenn es ſo viel einbrächte, ich es ſelbſt geworden, da mir es der jüngere Hr. 8 welcher dieſe Stelle wieder niederlegte, ſo zu erſt ganz antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis andern an ſeinen Platz geſchafft hatte. Wenn es viel iſt, es 400 Thaler ein. Auch dieſes iſt genug für ihn. De ſchreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht ſeine Urſache habt haben, ſeinem Bruder in Elſtra ſolchen Wind vorzu Ich bin der Menſch nicht, der andern Leuten ſeine Projec zu Schanden macht. Der jüngere Mylius iſt mit den Rübiger zerfallen, und ſchreibt alſo die Zeitungen nic Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden ſeiner Statt zu ſchreiben, wenn ich mit ſolchen politiſchen keiten meine Zeit zu verderben Luſt gehabt hätte.

Ich habe ein beſondres Vergnügen, daß Sie mit T in Meiſen ſo wohl zufrieden ſind. Wenn ich Theophilu ſo hätten Sie es mit mir auch ſeyn ſollen. Da er ſo fle diert, ſo möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und ſtudiert. Ich habe es in Meiſen ſchon geglaubt, daß ma daſelbſt lernen muß, was man in der Welt gar nicht l kan, und jezo ſehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hr. Wehſen wollte ich von Grund meiner Seelen n Null an ſeine Beſoldung wünſchen. Sein Amt aber ſch ſehr wunderbar zu ſeyn. Wenn die, die zu unſerer treten wollen, erſt müßen informirt werden, ſo haben bar andre Urſachen, als die Ueberzeigung der Wahrheit. wenn dieſe die Urſache der Veränderung iſt, ſo brauche Information nicht. Doch dieſes muß das Oberconſiſtoriu verſtehen als ich. Wenn Sie Hr. Wehſen ſprechen ſol werden Sie ſo gütig ſeyn, ihn meiner forttauernden Freu zu verſichern.

Ich ſende Ihnen hierbey das dritte Stük der theat Beyträge, worinne Sie des Hrn. Gregorius in Ehren finden. Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich n ich ſie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich du Zeug bekant machen wollen, als er thut, ſo wollte ich ſch Folianten geſchrieben haben. Sollte er ſich über die Ung keit meines Urtheils beſchweren, ſo will ich ihm das Rech mit meinen Sachen auf gleiche Weiſe zu verfahren. Die nettiſchen und politiſch berlinſchen Zeitungen kan ich ſchicken, ohne daß ſie mich etwas koſten. Es iſt alſo nur bi ob ſie das Poſtgeld dran wenden wollen. Wenn Bezolt n lin bald kommt, ſo will ich Ihnen dieſes Jahr von den g Zeitungen bis jezo complet überſchicken. Ich würde es he legen, wenn das Paquet nicht zu groß werden möchte.

Wer Ihnen geſchrieben hat, daß es mir ſehr ſchlec weil ich bey Hr. Rübigern nicht mehr den Tiſch und and nahme hätte, der hat Ihnen eine große Lügen geſchriebe habe mit dieſem alten Manne nie länger etwas wollen

haben, als bis ich mir ſeine große Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieſes iſt geſchehen, und wir waren alſo geſchiedne Leute. Der Tiſch bekümmert mich in Berlin am allerwenigſten. Ich kan für 1 Gr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geſchrieben habe, iſt hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrifft l'homme machine hat viel Aufſehen gemacht. Edelmann iſt ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm geleſen, welche Antiseneque ou le souverain bien heißet, und die nicht mehr als zwölfmal iſt gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abſcheulichkeit derſelben daraus urtheilen, daß der König ſelbſt zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.

Es iſt Zeit, daß ich meinen Brief ſchließe, wenn er noch auf der Poſt ſoll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiß ein mehreres ſchreiben, deßgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

Dero

Berlin, b. 2. November 1750.

gehorſamſter Sohn L.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero letztes Schreiben, woran ich, durch die vielen Umſtände, welche man mir wegen der mit geſchickten Wäſche auf dem hieſigen Packhofe machte, vergangen verhindert wurde, würde ich bis jezo nicht aufgeſchoben haben, wenn ich nicht auf Petzolden gewartet hätte, welcher mir damals ſagte, daß er längſtens in vierzehn Tagen wieder in Berlin ſeyn werde. Ich habe alles richtig erhalten und bin Ihnen und der Fr. Mutter dieſer gütigen Vorſorge wegen höchſtens verbunden.

Die gelehrten Zeitungen, welche ich nebſt andern gedrukten Sachen Petzolden mit gegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, ſo viel als davon heraus ſind. Ich würde Ihnen, ohne die geringſten Unkoſten auf Seiten meiner, auch die hieſigen politiſchen Zeitungen mit ſchicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie ſind, wegen der ſcharfen Cenſur größtentheils ſo unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kan.

Es iſt wahr; in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu bringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hinderniße von neuen überſteigen müßte, die ich hier zum Theil ſchon überſtiegen habe. Das wenige was ich in Göttingen zu hofen hätte, kan in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin, das Jahr über, wenigſtens auf noch einmal ſo viel gewiße Rechnung machen kan. Meinen Sie aber, daß ich dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten könnte, ſo irren Sie unmaßgeblich. Er hängt von verſchiednen Perſonen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Perſonen wieder auftriebe, würden alle die Verdrüßlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier, oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Und ſind denn die 50 Thlr. und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich bin ſchon allzuoft angeführt worden, als daß ich mich auf bloße Verſprechungen verlaßen ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge muß bey meinem Glücke das beſte thun, allein dieſe kan hier eben ſo viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe davon, für die ich dem Himmel insbeſondere danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das gute danken müßte.

Das Lob, welches Theophilus in Meiſen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünſche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen ſeinen Groll gegen mich auch noch in dieſem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdeſtoweniger verſichert ſeyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, und es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen Untergebnen vernünftge Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürſtenſchüler aus ihnen machen kan, das iſt, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununterſucht ob ſie nicht Pedanten ſind. Wenn Gottlob nach Meiſen kommen wird, ſo will ich eben nicht wünſchen, daß er in Theoph. Fußtapfen treten möge, denn vielleicht ſind ihre Gemüthsarten zu verſchieden, als daß dieſes möglich ſeyn könnte; ich will bloß wünſchen, daß er ſeinem innerlichen Berufe, (vorausgeſetzt, daß er darauf geht, etwas rechtſchafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß er ſo leben möge, wie er ſich, wann er aus der Erfahrung lernen wird, was nöthige und unnöthige Studia ſind, gelebt zu haben wünſchen möchte. Ich kan Theoph. noch nicht antworten, ſo gerne als ich es thäte, und ſo empfindlich ich auch gegen ſeine aufrichtige Liebe bin. Den Brief des Hrn. Con. R. will ich nächſtens zurückſenden, weil er ſich unter meinen Papieren verſteckt hat, und ich ihn ſchon eine halbe Stunde vergebens geſucht habe.

Wenn Hr. M. Gregorius glaubt, daß die Welt ſeinen Hrn. Sohn verläſtre, ſo thut er der Welt unrecht. So lange der neue Hr. Conrektor mit einer unglaublichen Unwiſſenheit gleichwohl einen ſo ausſchweifenden Stolz verbinden wird, ſo lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Artikel den ich nur heute abermals in den Hamburgiſchen Nachrichten von ihm geleſen habe, muß ihn bei allen Vernünftigen lächerlich machen. Ich möchte doch wiſſen, was er auf die Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die ich ihm in dem 3ten Stücke der Th. B. gezeigt habe? Der Magiſtrat in Lauban iſt derjenige eben nicht, deſſen Wahl ich zum Wehrmanne meiner Verdienſte haben wollte.

Wieder den Hrn. Biedermann iſt hier mehr als eine Kritik zum Vorſcheine kommen; ſo wohl in beiden Zeitungen hat man ihn herumgenommen, als auch in beſonders gedruckten Blättern. Man hat ihm zuviel gethan, und man hätte nicht vergeſſen ſollen, daß er ein Mann ſey, der ſonſt Verdienſte hat. Der Verfaſſer der einen Recenſion, welche ſich in den Haudeiſchen Zeitungen von ſeinem Programmate befindet, iſt ein Advocat Krauſe, von der andern iſt es der Concertmeiſter Bach. Ich gebe Ihnen dieſe Nachricht unter der Hand, weil ich mir dieſe Leute nicht zu Feinden machen will, die ich ſonſt ſehr wohl kenne.

Ich bin Zeitlebens

Dero

Berlin, b. 8. Februar 1751.

gehorſamſter Sohn G. E. Leſſing.

à Monsieur
Monsieur Schlegel
Diacre et Professeur extraordinaire
de l'ecole provinciale
de la Porte
aupres de Naumburg.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter ꝛc.
insonders hochzuehrender Hr. Diaconus,

Da ich die Ehre habe Ew. Hochwohlehrwürden zufälliger Weiſe auf einem Wege zu begegnen, ſo erfordern es die Regeln der Höflichkeit, Ihnen mein Compliment zu machen.

Sie werden mich ſogleich verſtehen. Schon ſeit anderthalb Jahren bin ich mit einer Ueberſetzung beſchäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beſchäftiget ſind; und ſchon ſeit einigen Monaten habe ich dasjenige der Preſſe übergeben, was Sie ihr vielleicht erſt in einigen Monaten überlaſſen werden. Ich meine die Fabellehre des Hrn. Bannier. Werden Sie über dieſe Nachricht wohl ſo erſtaunen, wie ich über die ihrige, die Sie dem Publico kürzlich mitgetheilt haben, erſtaunt bin? Schwerlich. Ihnen kömmt ein Zwerg in den Weg; mir ein Rieſe: Ihnen ein Menſch der ſich der Welt erſt zeigen will; mir ein Schriftſteller, der ſich ihr ſchon zum öfteren mit Ruhm gezeigt hat: Ihnen ein bloßer Ueberſetzer; mir ein Ueberſetzer mit Anmerkungen.

Was vermuthen Sie wohl alſo von mir? Nicht wahr, Friedensvorſchläge? Eine barmherzige Vorſtellung, daß Sie meine Arbeit mit der ihrigen unterdrücken werden; eine daraus fließende Bitte, ihre Unternehmung fahren zu laſſen; und vielleicht einen verführeriſchen Vorſchlag, das rückſtändige Werk des Bannier, ſeine Erklärungen der Verwandlungen des Ovids, zu übernehmen. Und in der That, dieſes würden die Waffen ſeyn, die ich gegen Ewr. Hochwohlehrwürden gebrauchen könnte, wann ich nicht beſorgen müßte, daß Sie ihren graden Weg fortgehen werden, ohne zu thun als ob Sie mich gemerkt hätten.

Damit ich aber meine Aufrichtigkeit zeige, ſo will ich Ihnen die Waffen melden, die mein Verleger, der Hr. Voß hier in Berlin, gegen den ihrigen, den Hrn. Dyck in Leipzig brauchen wird. Erſtlich iſt dieſes ein großer Vortheil für ihn, daß er die erſten zwey Theile ſchon künftige Oſtern liefert, und beinahe ſeine Ausgabe endiget, wann die andere erſt zum Vorſcheine kommt. Zweytens wird er die Käufer durch einen Preis verführen, welcher kaum die Hälfte des Preiſes iſt, den Herr Dyck feſtgeſetzt hat. Drittens wird er ihm Privilegia Privilegien, und Freiheiten Freiheiten entgegenſetzen können.

Ich ſehe es im voraus was dieſes alles vor Wirkungen haben wird; und ich werde untröſtlich ſeyn, wann eine wohlfeile ſchlechtere Ueberſetzung den Abgang einer theureren und beſſern hindern wird. Ja, wenn wir hurtig und geſchwind noch vorher alle Käuffer klug machen könnten. Ich würde ſogleich meine Arbeit ins Feuer werffen, um mich der Gefahr einer Parallele nicht auszuſetzen, wann die Unkoſten, die man ſchon auf den Druck verwendet hat, mich nicht nöthigten ans zu halten. Doch die Unkoſten ſind es nicht allein; der Verleger hat mit dieſer Ueberſetzung ein Project verbunden, welches ziemlich weitausſehend iſt, und wovon er öffentlich nähere Nachricht geben wird. Einige hieſige und auswärtige Gelehrte nehmlich (ich bin nicht darunter, muß ich Ihnen ſagen) haben ihn dahin gebracht, etwas zu unternehmen, wozu er ſich ganz gewiß auch die Hülfe Ewr. Hochwohlehrwürden ausbitten wird.

Sollte er ſich wohl alſo einen ſo gräßlichen Strich durch ſeine Rechnung machen laßen? Mein Zureden wird wenig helffen. Allein das ihrige gegen den Hrn. Dyck vielleicht deſto mehr. Vielleicht kommen durch Dero Vermittlung dieſe beyden Merkure zuſammen, auf eine Art, welche weder Ewr. Hochwohlehrwürden noch einem von beyden nachtheilig iſt. Von mir will ich nicht reden; ich kan nicht viel dabei verlieren, als die gefährliche Gelegenheit mich gedruckt zu ſehen.

Glauben Sie daß mein Brief eine Antwort verdienet, ſo werde ich ſie mit Vergnügen erwarten. Ich bin mit der größeſten Hochachtung

Ewr. Hochwohlehrwürden ꝛc.

Berlin
den 23 Januar
1753.

gehorſamſter Diener
M. Gotthold Ephraim Leßing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit meine Schriften in den Göttingiſchen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieſes verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen; und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deswegen wenden müſſe, iſt ſie bis jetzt unwirkſam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe, und verſichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ewr. ꝛc. meinen Dank dafür abſtatten wollte. Wenn es alſo wahr iſt, daß ich in Ihnen einen Gelehrten, den ich längſt hochgeſchätzt habe, nunmehr auch lieben muß, ſo empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigſte Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger ſuchen werde, als mich Dero fernern Beyfalls würdig zu machen. Ich bin dabey kühn genug, mit Dero Beifall allein nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern mir noch über dieſes einen Theil Ihrer Freundſchaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern beſtreben werde.

Wenn mir in gedachter Recenſion irgend etwas Vergnügen gemacht hat, ſo iſt es vorzüglich Dero Beyſtimmung zu meinem Urtheile über die elende Langiſche Ueberſetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beynahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Troſtes nicht benöthigt geweſen wäre. Vielleicht daß Ewr. ꝛc. ſein Schreiben an den Hamburgiſchen Correſpondenten ſchon geſehen haben; meine Antwort aber wird Ihnen ſchwerlich zu Geſichte gekommen ſeyn. Ich nehme mir alſo die Freyheit ſie beyzulegen, in Hoffnung, daß Sie derſelben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verſchwärzung meines moraliſchen Charakters darinn zu leſen. Ich weiß nicht, wie ſich der Herr Paſtor gegen mein Vademecum bezeigen wird; ſo viel aber habe ich vor einigen Tagen geſehen, daß ſich die Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen ſeiner angenommen haben, und ohne zu thun, als ob ſie meine Vertheidigung kennten, die doch ſchon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen geweſen iſt, ſich wundern, daß man andern Orts (worunter ſie offenbar

Göttingen verstehen), meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es ist mir sehr gleichgültig gewesen, daß sich der Jenenser der Schulschnitzer des Hrn. Langens theilhaft gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdrossen, daß er unverschämt genug gewesen ist, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief ist für den ersten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu schreiben die Ehre habe, schon viel zu lang. Ich habe übrigens das Vergnügen, einen Beyschluß an Dieselben von dem Hrn. von Premontval zu besorgen. Dieser liebenswürdige Philosoph würdiget mich hier seiner Freundschaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm seyn, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die sich Dieselben durch die freundschaftlichsten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben. Ich bin mit großer Hochachtung ꝛc.

M. G. E. Lessing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 16. Oct. 1754.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — — Wenn ich Ihnen eben nicht bey jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, so ist es mehr aus Hochachtung für Ihre Beschäftigungen, als aus Nachlässigkeit geschehen. Es ist zwar nicht fein, wenn man die Dankſagungen zusammen kommen läßt; allein es ist doch besser, als daß man durch die allzusorgfältige Abstattung derselben überlästig wird.

Wenn ich von der uneingeschränkten Billigkeit Ewr. ꝛc. nicht vollkommen überzeugt wäre, so würde ich mich scheuen, Ihnen das erste Stück meiner Theatralischen Bibliothek zu übersenden. Ich bin darin so frey gewesen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwiedern, die Sie über meine Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider seyn wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anstößige Ausdrücke darinn vorkommen sollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, so bitte ich Ewr. ꝛc., beständig auf den Verfasser zurückzusehen. Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie, eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigne Glaubensgenossen zur Reiffe kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweyten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts, als seine Irrthümer, fehlen werden.

Ewr. ꝛc. bezeigten in Dero Briefe eine für mich sehr schmeichelhafte Begierde, nähere Umstände von mir zu wissen und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menschen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel wichtigers sagen, als seinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch diesen unterscheiden. Ich bin ein Oberlausitzer von Geburt; mein Vater ist oberster Prediger in Camenz. — — Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beylegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — — Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotsons. Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg studirt. Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magister geworden. Ich bin also etwas mehr als ein bloßer Student, wie mich der Hr. Past. Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Hr. Prof. Walch gehalten hat. Ich befinde mich seit 1748 in Berlin, und habe mich während dieser Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich suche hier keine Beförderung; und lebe blos hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — — Wenn ich noch mein Alter hinzusetze, welches sich auf 25 Jahre beläuft — so ist mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen soll, habe ich der Vorsehung überlassen. Ich glaube schwerlich, daß ein Mensch gegen das Zukünftige gleichgültiger seyn kann, als ich.

Ich habe des Hrn. Prof. Walchs gedacht; und darf ich wohl Ewr. ꝛc. ersuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtsamkeit ist Ursache, daß ich ihm nicht selbst schreibe, und ihn versichere, wie sehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel von mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von seiner Leutseligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey Anführung derselben hinzugethan haben, ist ein Superpondium, das schon an sich den Ausschlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Lessing.

An Hrn. Nicolai zu Berlin.

im Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ihren Brief vom 3-9. bekam ich vorgestern Abends, und den vom 31. August habe ich erst vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg ist näher, als der über Amsterdam. Jetzt antworte ich auf beyde, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, so beantworte ich den ältesten zuerst. Was steht in diesem?

Erstlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorschaft habe ich nicht ausgeschwatzt, sondern es ist mir abgestohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer schreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch sagen? Was gedruckt ist, darf man doch ansehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ey! und also wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und wenn Verrätherei mit untergelaufen ist, wahrhaftig! so habe ich nicht das Geheimniß, sondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemischen Theil Ihres Briefes folgt der didaktische. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerspiel. Er ist mir auf mancherley Weise sehr angenehm gewesen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit giebt zu widersprechen. Ueberlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf sagen werde; denn es könnte leicht seyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freye Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Abſicht, warum ich gewiſſe Wahrheiten abhandele, die Art, wie ich ſie abhandeln ſoll, beſtimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allererſten Begriffe zurück zu gehen; ſo würde ich gar nichts wider Ihren Aufſatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Abſicht dabey hätte verbinden können.

Es kann ſeyn, daß wir dem Grundſatze: Das Trauerſpiel ſoll beſſern, manches elende aber gutgemeinte Stück ſchuldig ſind; es kann ſeyn, ſage ich, denn dieſe Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu ſinnreich, als daß ich ſie gleich für wahr halten ſollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundſatz, wenn man ſich ihn recht geläufig gemacht hat, beſſere Trauerſpiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erſte Grundſatz eben ſo wahr als der andere ſey, ſo kann man doch noch hinlängliche Urſachen angeben, warum jener bey der Ausübung mehr ſchlimme, und dieſer mehr gute Folgen haben müſſe. Jener hat nicht deswegen ſchlimme Folgen, weil er ein falſcher Grundſatz iſt, ſondern deswegen, weil er entfernter iſt, als dieſer, weil er blos den Endzweck angiebt, und dieſer die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, ſo habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müſſen alſo ſtärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Ariſtoteles abgehen, und ich wünſchte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieſer Verabſäumung ſchreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken leſen müſſen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philoſophen verſtehen ſolle, und wie ich mir vorſtelle, daß das Trauerſpiel durch Erzeugung der Leidenſchaften beſſern kann.

Das meiſte wird darauf ankommen: was das Trauerſpiel für Leidenſchaften erregt. In ſeinen Perſonen kann es alle mögliche Leidenſchaften wirken laſſen, die ſich zu der Würde des Stoffes ſchicken. Aber werden auch zugleich alle dieſe Leidenſchaften in den Zuſchauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachſüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften in der ſpielenden Perſon billiget, ſondern ob er ihn ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften ſelbſt fühlt, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle ſie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenſchaft, die das Trauerſpiel in dem Zuſchauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden ſagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung ſind keine Leidenſchaften, nach meinem Verſtande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abſchilderung getroffen haben, was Schrecken iſt, *eris mihi magnus Apollo*, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung iſt, *Phyllida solus habeto*.

Setzen Sie ſich hier auf Ihre Richterſtühle, meine Herren, Nikolai und Moſes. Ich will es ſagen, was ich mir unter beyden vorſtelle.

Das Schrecken in der Tragödie iſt weiter nichts als die plötzliche Ueberraſchung des Mitleides, ich mag den Gegenſtand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Prieſter damit heraus: Du Oedip biſt der Mörder des Lajus! Ich erſchrecke, denn auf einmahl ſehe ich den rechtſchaffnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erſcheinet ein Geiſt; ich erſchrecke: der Gedanke, daß er nicht erſcheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erſchiene, die dunkle Vorſtellung dieſes Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen ſoll, überraſchen mein Mitleid, und dieſes überraſchte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Beſſern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrücken, iſt ſie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held iſt unglücklich, aber er iſt über ſein Unglück ſo weit erhaben, er iſt ſelbſt ſo ſtolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die ſchreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als betauern möchte.

Die Staffeln ſind alſo dieſe: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung ſind nichts als die erſten Sproſſen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun iſt Cato ſo gut als des Cäſars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Perſon des erſtern, und auch nachher mit ſeinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet ſich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn ſagen: „Die Welt, die Cäſarn dient, iſt meiner nicht mehr werth.“ Die Bewunderung ſetzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichſam zum Ruhepunkte deſſelben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erſte Schreck aufmerkſam macht, und das Mitleiden nützt ſich ab, wenn es ſich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es alſo wahr iſt, daß die ganze Kunſt des tragiſchen Dichters auf die ſichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, ſo ſage ich nunmehr, die Beſtimmung der Tragödie iſt dieſe: ſie ſoll unſre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie ſoll uns nicht bloß lehren, gegen dieſen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, ſondern ſie ſoll uns ſo weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten, rühren und für ſich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moſes vorläufig demonſtriren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes, oder — es thut jenes, um dieſes thun zu können. Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſitteſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beyder Nutzen, des Trauerſpiels ſowohl als des Luſtſpiels, iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann.

Ich bin jetzt von dieſen meinen Grillen ſo eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben ſollte,

Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voran-
ze. Ich würde beydes ſogar mit einander vergleichen, und zeigen, daß das Weinen eben ſo aus einer Vermiſchung von Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermiſchung der Luſt und Unluſt entſtehe; ich würde weiſen, wie
hen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der Luſt zur Freude, und auf der andern Unluſt zur
in beſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt; ich
ie glauben nicht, was ich alles würde.
Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht
aus meinem Grundſatze, nicht nur die vornehmſte
geln, ſondern auch eine Menge neuer Regeln fließe,
att man ſich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen

auerſpiel ſoll ſo viel Mitleid erwecken, als es nur
; folglich müſſen alle Perſonen, die man unglücklich
, gute Eigenſchaften haben, folglich muß die beſte
die unglücklichſte ſeyn, und Verdienſt und Unglück
m Verhältniſſe bleiben. Das iſt, der Dichter muß
allem Guten entblößten Böſewicht aufführen. Der
e beſte Perſon muß nicht, gleich einem Gotte, ſeine
uhig und ungekränkt überſehen. Ein Fehler des
deſſen Bemerkung Sie auf einem andern Wege ge-
Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem
de, denn das ſtelle ich in des Dichters Gutbefinden,
die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen,
einen unglücklichen uns noch intereſſanter machen
rlange nur, daß die Perſonen, die mich am meiſten
ehmen, *während der Dauer des Stücks*, die
n ſeyn ſollen. Zu dieſer Dauer aber gehöret nicht
.
hrecken, habe ich geſagt, iſt das überraſchte Mitlei-
ll hier noch ein Wort hinzuſetzen: das überraſchte
twickelte Mitleiden; folglich wozu die Ueber-
enn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerſpiel vol-
, ohne Mitleid, iſt ein Wetterleuchten ohne Donner.
itze, ſo viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht ſo
werden ſoll, daß wir ihm mit einem kindiſchen Ver-
egen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich aus-
das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das
Hauptwerk iſt, ſo muß es folglich ſo ſelten als mög-
ich werden; der Dichter muß ſeinen Held nicht zu
anhaltend der bloßen Bewunderung ausſetzen, und
Stoiker iſt mir ein ſchlechter tragiſcher Held. Der
Held iſt der Vorwurf der Epopee; der *betauerte*
iels. Können Sie ſich einer einzigen Stelle erinnern,
des Homers, des Virgils, des Taſſo, des Klop-
iden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerſpiels,
mehr bewundert als betauert wird? Hieraus können
ich ſchließen, was ich von Ihrer Eintheilung der
halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg.
ht Luſt noch einen dritten Bogen anzulegen, ſonſt
ich noch über einige andere Punkte erklären. Ich
bis auf einen nächſten Brief, welcher zugleich die
ng Ihres zweyten enthalten ſoll.
lde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweytes Aver-
orgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige
er dieſes Geſchwätz je eher je lieber entdecken ſollen,
und empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, ſo ſchicken Sie mir dieſen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geſchrieben habe.

An Moſes Mendelsſohn.

den 18. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich habe heute an unſern Herrn Nicolai einen ſehr langen und langweiligen Brief geſchrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen deſto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu leſen oder zu ſchreiben? werden Sie fragen.

Dieſer kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern ſeyn, den Ihnen Herr Joſeph mitgebracht hat, non epistolae nullae sunt responsiones. Sondern er iſt eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amſterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preußen nicht ein ſo großer Kriegsheld wäre.

Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Methaphyſiker, ſich in einen Beleſprit ausdehnt, wenn ſein Freund, der Beleſprit, ſich nur ein wenig in einen Methaphyſiker concentriren könnte oder wollte. Was iſt zu thun? Der Beleſprit tröſtet ſich unterdeſſen mit dem Einfalle — denn mit was kann ſich ein Beleſprit anders tröſten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter ſich gemein haben ſollen, Ihr Wiſſen auch das meinige iſt, und Sie kein Metaphyſiker ſeyn können, ohne daß ich nicht auch einer ſey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Herrn Nicolai geſchrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbeſſern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, ſo iſt es eben das, als ob ich es ſelbſt nochmals überdacht, geprüft und verbeſſert hätte. Ihre beſſern Gedanken ſind weiter nichts als meine zweyten Gedanken. So bald Sie alſo, unter andern, meinen Begriff vom Weinen falſch finden werden, ſo bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltſame Ausdehnung meines Begriffs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke ſo: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, iſt eine Betrübniß über ein verlohrnes Gut; kein anderer Schmerz, keine andere unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet ſich bei dem verlohrnen Gute nicht allein die Idee des Verluſts, ſondern auch die Idee des Guts, und beyde, dieſe angenehme mit jener unangenehmen, ſind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn dieſe Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bey den Thränen des Mitleids iſt es offenbar. Bey den Thränen der Freude trifft es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend geweſen, und ſich nun auf einmal beglückt ſieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend geweſen. Die einzigen ſogenannten Busthränen machen mir zu ſchaffen, aber ich ſorge ſehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, dieman jetzt erſt für ſtrafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn ſeyn, daß die Busthränen nichts anders als eine Art von Freudenthränen wären, da man ſein Elend, den Weg des Laſters gewandelt zu ſeyn, und ſeine Glückſeligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfande.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwiſchen den reſpondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu ſehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen iſt alſo gleichſam der höchſte Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden ſoll, als daß die Luſt und Unluſt, aus deren Vermiſchung das Lachen entſteht, beyde zum höchſten Grade anwachſen, und eben ſo vermiſcht bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke iſt ein lächerlicher Gegenſtand; und der große Staatsmann, der kindiſch geworden iſt, ein beweinenswürdiger.

Ich ſehe, daß mein Brief doch lang geworden iſt. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebſter Moſes, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geſchieht, das geſchieht entweder gar nicht, oder ſehr ſchlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unſern Gäſten zubringen muß — (denn das wiſſen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußiſcher Einquartierung verſchont iſt?) ſo werde ich von der Fauſt weg ſchreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſen.

Es kömmt mir ſehr gelegen, was Sie von der Bewunderung ſagen; und in meinem Briefe an unſern Freund habe ich dieſen Affekt nicht ſowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerſpiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie ſelbſt nicht ganz in Abrede ſind.

Wir gerathen in Bewunderung, ſagen Sie, wenn wir an einem Menſchen gute Eigenſchaften gewahr werden, die unſere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menſchlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieſer Erklärung finde ich zweyerley Dinge, die zweyerley Nahmen verdienen, und in unſerer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenſchaften gewahr werde, die meine Meinung *von ihm* übertreffen; ſo heißt das nicht, ich *bewundere* ihn, ſondern ich *verwundere* mich über ihn. Bewundern Sie den ſterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich bloß, daß aus einem chriſtlichen Barbaren ſo geſchwind ein Menſch geworden iſt: ja ich verwundere mich ſo ſehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung iſt zu zäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrſcheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es ſelbſt gemerkt haben:

> Sieh hier den Unterſchied der Götter, die wir ehren,
> Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis dieſen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich faſt, daß ihn der Wilde erſtochen hat; er erſtach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüſtete; wo ſollte das Mitleiden herkommen? *Nunmehr aber höre ich*, er vergiebt; er thut die erſte und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erſcheint an der Hand der Verwunderung, das iſt, es entſteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenſchaft. Ich ſage mit Fleiß; plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch Theil daran nehmen konnte. Ich bin, als ich dieſe Scene zum erſtenmahl las, über die Vergebung des Gusmann *erſchrocken*. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte ſeine Beſchämung, ſeine ſchmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiſte, wie dem ſeinigen, koſten müſſe, zu ſagen: ich *ſchäme mich der Rache!* Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Alſo, wenn ein Böſewicht oder jede andere Perſon eine gute Eigenſchaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, ſo entſteht keine Bewunderung, ſondern eine Verwunderung, welche ſo wenig etwas angenehmes iſt, daß ſie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr ſeyn muß, als man ſich Anfangs darinn zu finden verſpricht. Wenn der Geizige auf einmahl freigebig, der Ruhmredige auf einmahl beſcheiden wird; ſo *verwundert* man ſich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieſer Unterſchied keine falſche Spitzfindigkeit iſt, ſo wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir ſo glänzende Eigenſchaften entdecken, daß wir ſie der ganzen menſchlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieſes näher einzuſehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beytragen können.

Was ſind dieſes für glänzende Eigenſchaften, die wir bewundern? Sind es beſondere Eigenſchaften, oder ſind es nur die höchſten Grade guter Eigenſchaften? Sind es die höchſten Grade aller guten Eigenſchaften, oder nur einiger derſelben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, ſo oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entſcheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten ſind ſo gering, ſeine Tugenden ſo mäßig, daß er beyde nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wem er bewundern ſoll. Was über ſeine enge Sphäre iſt, glaubt er über die Sphäre der ganzen menſchlichen Natur zu ſeyn.

Laſſen Sie uns alſo nur diejenigen Fälle unterſuchen, wo die beſſern Menſchen, Menſchen von Empfindung und Einſicht, bewundern. Unterſuchen Sie Ihr eigen Herz, liebſter Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Auguſtus, die Keuſchheit des Hippolyts, die kindliche Liebe der Chimene? Sind dieſe und andere ſolche Eigenſchaften über den Begrif, den Sie von der menſchlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung ſelbſt, die ſie in Ihnen erwecken, daß ſie noch innerhalb dieſem Begriffe ſind?

Was für Eigenſchaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Eſſex — mit einem Worte, nichts als Beyſpiele einer unerſchütterten Feſtigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erſchreckenden Muths, einer heroiſchen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle dieſe Beyſpiele bewundern Sie um ſo viel mehr, je beſſer Sie ſind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung iſt. Sie haben einen zu richtigen Begrif von der menſchlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für ſchöne Ungeheuer, für mehr als Menſchen, aber gar nicht für gute Menſchen halten

ſollten. Sie bewundern ſie alſo mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie ſie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigſtens iſt es niemahls in den Sinn gekommen, einem Cato oder Eſſex an Halsſtarrigkeit gleich zu werden, ſo ſehr ich ſie auch wegen dieſer Halsſtarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsſtarrigkeit der Tugend zu ſeyn ſchiene.

Ich werde alſo der Bewunderung nichts abbitten, ſondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten ſollen, ſie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es iſt wahr, ſie iſt ſehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung iſt eine natürliche Folge der anſchauenden Erkenntniß einer guten Eigenſchaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenſchaft ſeyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenſchaft ſeyn, deren ich den Menſchen überhaupt, und alſo auch mich, fähig halte. Und dieſe Eigenſchaften ſchließe ich ſo wenig aus dem Trauerſpiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerſpiel ohne ſie beſteht, weil man ohne ſie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenſchaften ausgeſchloſſen haben, die wir unter dem allgemeinen Nahmen des Heroismus begreifen können, weil jede derſelben mit Unempfindlichkeit verbunden iſt, und Unempfindlichkeit in dem Gegenſtande des Mitleids, mein Mitleiden ſchwächt.

Laſſen Sie uns hier bey den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für beſſere Lehrer wählen? Um das Mitleid deſto gewiſſer zu erwecken, ward Oedipus und Alceſte von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibiſch, und dieſe jammert mehr als weibiſch; ſie wollten ſie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; ſie ließen ſie lieber zu viel Klagen ausſchütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie ſagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß ſie das Mitleiden ſchwäche oder gar aufhebe, weil ſie dieſes mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfſinnigkeit. Unter 1000 Menſchen wird nur ein Weltweiſer ſeyn, welcher den Tod nicht für das größte Uebel, und das Todtſeyn nicht für eine Fortdauer dieſes Uebels hält! Das Mitleiden hört alſo mit dem Tode noch nicht auf; geſetzt aber, es hörte auf, ſo würde dieſer Umſtand weiter nichts, als die Urſache der Regel ſeyn, warum ſich mit dem Tode des Helden auch das Stück ſchließen müſſe. Kann ſich aber das Stück mit der Bewunderung ſchließen? Wenn ich aber geſagt habe, der tragiſche Dichter müſſe die Bewunderung ſo wenig ſein Hauptwerk ſeyn laſſen, daß er ſie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müſſe; ſo habe ich dieſes damit ſagen wollen, er ſolle ſeinem Helden nur ſo viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanſtändige Art unter ſeinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn ſein Unglück laſſen; er muß es ihn recht fühlen laſſen; denn ſonſt können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn laſſen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schickſal gewachſene Seele zu zeigen ſcheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer ſchmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine ſagen, iſt, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er ſeinen Söhnen den Anſchlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, iſt Urſache, daß wir mit ihm wegen ſeines gehabten mißlichen Schickſals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich ſehe ihn ſchon triumphirend in Rom einziehen, und vergeſſe darüber alle ſeine unglücklichen Schlachten. Und was iſt denn dieſe Scene bei dem Racine mehr, als eine ſchöne Flickſcene? Sie bewundern den Mithridat, dieſe Bewunderung iſt ein angenehmer Affekt; ſie kann bey einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß ſie ſich beſſer in ein Heldengedicht als in ein Trauerſpiel ſchicke?

Doch ich will aufhören zu ſchwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortſparer ſchreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, ſchlecht oder gut, geſagt habe, nicht geſagt haben; ich will alles wahr ſeyn laſſen, was Sie von ihr ſagen. Sie iſt dennoch aus dem Trauerſpiel zu verbannen.

Denn — Doch ich will erſt eine Erläuterung aus dem Urſprunge des Trauerſpiels voranſchicken. Die alten Trauerſpiele ſind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und dieſe Gattung der Gedichte ſelbſt, iſt aus der Abſingung ſeiner Epopeen entſprungen. Homer und nach ihm die Rhapſodiſten wählten gewiſſe Stücke daraus, die ſie bei feyerlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzuſingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebſten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit ſonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meiſten. Aber tragiſche Begebenheiten rühren, ſo oft man ſie hört. Dieſe alſo wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bey dem Homer, ausgeſucht, und Anfangs, ſo wie ſie erzählungsweiſe bey dem Dichter ſtehen, geſungen, bis man darauf fiel, ſie dialogiſch abzutheilen, und das daraus entſtand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben ſowohl aus den Heldenthaten ein dialogiſches Ganze machen können? Freilich, und ſie würden es gewiß gethan haben, wenn ſie nicht die Bewunderung für eine weit ungeſchicktere Lehrerinn des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das iſt ein Punkt, den Sie ſelbſt am beſten beweiſen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verſtande, in welchem es nichts iſt, als das ſonderliche Wohlgefallen an einer ſeltnen Vollkommenheit, beſſert vermittelſt der Nacheiferung, und die Nacheiferung ſetzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben dieſe Erkenntniß? Und wo dieſe nicht iſt, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beytragen dürfen; beſſert den Mann von Verſtande ſowohl als den Dummkopf.

Hiermit ſchließ' ich. Sie ſind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich ſehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen ſehen muß. Jetzt habe ich mich, in Anſehung des Briefſchreibens, in Athem geſetzt; Sie wiſſen, was Sie zu thun haben, wenn ich darinn bleiben ſoll. Leben Sie wohl, und laſſen Sie unſre Freundſchaft ewig ſeyn!

Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novemb. 1756.

Liebſter Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moſes bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Geſegnet ſey Ihr Entſchluß, ſich ſelbſt zu leben![1] Um ſeinen Verſtand auszubreiten, muß man ſeine Begierden einſchränken. Wenn Sie leben können, ſo iſt es gleichviel, ob Sie von mäßigen, oder von großen Einkünften leben. Und endlich ſind Plätze in der Welt, die ſich beſſer für Sie ſchicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerem Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern oder haſſen kann.

Ich komme zur rückſtändigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks, ſo weitläufig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon ſagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie ſagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergoſſen; am Ende aber hätten Sie vor ſtarker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet ſey, und gewiſſer Maßen mit Ihrem Syſtem von der Rührung ſtreite. — Es mag einmal in dieſem Complimente, was noch in keinem Complimente geweſen iſt, jedes Wort wahr ſeyn — wiſſen Sie, was mein Gegencompliment iſt? Wer Geyer heißt Ihnen ein falſches Syſtem haben! Oder vielmehr: wer Geyer heißt Ihrem Verſtande ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann; denn ſie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moſes. Das Mitleid giebt keine Thränen mehr, wenn die ſchmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterſcheide drey Grade des Mitleids, deren mittelſter das weinende Mitleid iſt, und die vielleicht mit den drey Worten zu unterſcheiden wären, Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung iſt, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenſtandes deutlich denke, ſondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; ſo rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit ſeinen guten Eigenſchaften ſo wohl, als mit ſeinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunſtſtück iſt, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erſt mit ſeinen guten Eigenſchaften und hernach mit ſeinen Unfällen, oder erſt mit dieſen und hernach mit jenen bekannt, ſo wird zwar die Rührung ſtärker, aber zu Thränen kömmt ſie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach ſeinen Umſtänden, und er antwortet: ich bin ſeit drey Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; ſie ſind Theils krank, Theils noch zu klein, ſich ſelbſt zu verſorgen; ich ſelbſt bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgeſtanden. — Das iſt ſein Unglück! — Aber wer ſind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von deſſen Geſchicklichkeit in dieſen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichſter Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Creatur eines Miniſters, als ein ehrlicher Mann ſeyn wollte ꝛc. Das ſind ſeine Vollkommenheiten! Bei einer ſolchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beide Stücke verbinden; er muß ſagen: ich bin vom Amt weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bei dem Min haßt machte; ich hungere, und mit mir hungert ei liebenswürdige Frau; und mit uns hungern ſonſt h volle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wi gewiß noch lange hungern müſſen. Doch ich will lieber als niederträchtig ſeyn; auch meine Frau und Kinde lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von G iſt, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, neh ihren Vater und Ehemann laſterhaft wiſſen ꝛc. — (nicht, ob Sie mich verſtehen. Sie müſſen meinem mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Ein Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitſchaft. und Verdienſt ſind hier im Gleichgewicht. Aber laſſen das Gewicht in der einen oder andern Schale vermeh zuſehen, was nunmehr entſteht. Laſſen Sie uns zue Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der liche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke F nur erſt wieder erholt haben, ſo ſoll es ſchon anders Wir wollen von der Arbeit unſrer Hände leben; wir uns keiner. Alle Arten, ſein Brot zu verdienen, ſin ehrlichen Manne gleich anſtändig; Holz ſpalten, oder a des Staates ſitzen. Es kömmt ſeinem Gewiſſen nicht d wie viel er nützt, ſondern wie viel er nützen wollte. hören meine Thränen auf; die Bewunderung erſtickt kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewunderung Mitleiden entſprungen. — Laſſen Sie uns eben den mit der andern Wagſchale anſtellen. Der ehrliche B führt, daß es wirklich einerley Wunder, einerley über Seltenheit iſt, von der Barmherzigkeit der Menſchen, mittelbar aus der Hand Gottes geſpeiſt zu werden. überall ſchimpflich abgewieſen; unterdeſſen nimmt ſein zu, und mit ihm ſeine Verwirrung. Endlich geräth er i er ermordet ſeine Frau, ſeine Kinder und ſich. — We noch? — Hier erſtickt der Schmerz die Thränen, aber Mitleid, wie es die Bewunderung thut. Es iſt —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort m Ihre Recenſion von Devil to pay ſchon gedruckt? eine ſehr merkwürdige Entdeckung in Anſehung dieſe gemacht; wovon in meinem nächſten.

Leben Sie wohl, liebſter Freund!

L

Nachſchrift. Was macht denn unſer lieber M Grüßen Sie ihn tauſendmal von mir. Ich laſſe mich n berühmten Dichters in ſeinen Oden ſchöne bedanke

[1] Ich entſagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen, bloß für die Wiſſenſchaften zu leben. Nicolai.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, d. 18. De

Liebſter Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an E ſich in den Tag hinein geſchwatzt. Heben Sie ihn nu auf; aber nicht zu Ihrer, ſondern zu meiner Demüthig bleibe beide bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für Zeug ich ſchreiben kann, wenn ich, wie ich mich aus beliebt habe, meine Gedanken unter der Fe werden laſſe. Laſſen Sie mich jetzt verſuchen, ob Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. S

die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem erſten Briefe an Hrn. Nicolai von dieſer Materie geſchrieben: die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſeyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verſtanden? Herr Nicolai machte zu ſeiner zweyten Gattung der Trauerſpiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieſer Gattung alſo wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das iſt, das Unglück, das den Helden trifft, ſoll uns nicht ſowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, ſeine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein ſolches Trauerſpiel nun, ſage ich, würde ein dialogiſches Heldengedicht ſeyn, und kein Trauerſpiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Herrn Nicolai ausgedrückt, iſt der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch alſo wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein ſchönes Gedicht halte; ſo kann ich nicht einſehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie iſt ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieſes die vornehmſte Stelle in einem Trauerſpiele verdienen? Das Trauerſpiel, (ſagt Ariſtoteles, Hauptſtück 14) ſoll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterſchied gewähren, ſondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen laſſen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk iſt, alle andere Affekten, das Mitleiden beſonders, ihr untergeordnet ſind: ſo ſey auch in dem Trauerſpiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung beſonders, ſey ihm nur untergeordnet, das iſt, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt ſeinen Helden unglücklich ſeyn, um ſeine Vollkommenheiten ins Licht zu ſetzen. Der Tragödienſchreiber ſetzt ſeines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns ſein Unglück deſto ſchmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenſtande des Mitleids ſeyn, und große Vollkommenheiten, ſinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber dieſe großen Vollkommenheiten ſollen in dem Trauerſpiele nie ohne große Unglücksfälle ſeyn, ſollen mit dieſen allezeit genau verbunden ſeyn, und ſollen alſo nicht Bewunderung allein, ſondern Bewunderung und Schmerz, das iſt, Mitleiden erwecken. Und das iſt meine Meinung. Die Bewunderung findet alſo in dem Trauerſpiele nicht als ein beſonderer Affekt Statt, ſondern blos als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieſer Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, ſie nicht als einen beſondern Affekt, ſondern nur nach ihrem Verhältniſſe gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in dieſem Verhältniſſe, ſage ich noch, ſoll ſie der Ruhepunkt des Mitleidens ſeyn, nehmlich da, wo ſie für ſich allein wirken ſoll. Da Sie aber zum zweytenmahl auf dem Exempel des Mithridats beſtehen, ſo muß ich glauben, Sie haben meine Worte ſo verſtanden, als wollte ich mit dieſem Ruhepunkte ſagen, ſie ſoll das Mitleiden ſtillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht ſagen, ſondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem ſtarken Affekte bleiben; alſo können wir auch ein ſtarkes Mitleiden nicht lange aushalten; es ſchwächt ſich ſelbſt ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieſes gemerkt, und das ſtarke Mitleiden bis zuletzt verſpart. Aber ich haſſe die franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspreſſen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch ſein ganzes Trauerſpiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle ſeines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das iſt, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beſtändiger Zuſammenhang ſolcher Stellen ſeyn kann, ſo untermiſcht er ſie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten ſeines Helden allein handeln, und in dieſen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was ſind aber dieſe Stellen anders, als gleichſam Ruhepunkte, wo ſich der Zuſchauer zu neuem Mitleiden erholen ſoll? Geſtillt ſoll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das iſt mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem Syſtem ſchnurſtracks zuwider ſeyn.

Da nun aber dieſe Stellen (ich will ſie die leeren Scenen nennen, ob ſie gleich nicht immer ganze Scenen ſeyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunſtgrif iſt, die leeren Scenen, wo die Action ſtille ſteht, erträglich zu machen) da, ſage ich, dieſe leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie keine ſolchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, deſſen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müſſen. Geſetzt, ich ſagte zu jemand: heute iſt der Tag, da Titus ſeinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchſten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgeſpannt iſt, in einem Schubkarren von oben herab führen ſoll. Wenn ich nun, dieſer gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenſchaften des Titus und ſeines Vaters aus einander ſetzen, und ſie beide zu Perſonen machen, die es um ſo viel weniger verdienen, daß ſie ſich einer ſolchen Gefahr unterziehen müſſen, je würdiger ſie ſind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden iſt der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeſchnitten, ſo bald ich ihm ſage, Titus iſt ein Seiltänzer, der dieſen Verſuch ſchon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden alſo die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht betauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus ſeinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will ſterben laſſen, das iſt, wenn er uns am meiſten durch ſeine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der ſchönſten Gaſconaden, von ſeiner Verachtung des Todes, von ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herſchwatzen läßt? In eben dem Verhältniſſe, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus dieſem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt

ſtrebt ein Märtyrer zu werden; er ſehnet ſich nach Tod und Martern; er betrachtet ſie als den erſten Schritt in ein überſchwenglich ſeliges Leben; ich bewundere den frommen Enthuſiaſten, aber ich müßte befürchten, ſeinen Geiſt in dem Schooße der ewigen Glückſeligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon; Sie können mich hinlänglich verſtehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verſchiedenheit zwiſchen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entſpringt der Vorſatz der Nacheiferung; aber, wie Sie ſelbſt ſagen, dieſer Vorſatz iſt nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen ſoll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß ſo ſtark fortdauern, daß der Vorſatz zur Thätigkeit kömmt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das iſt doch Ihre Meinung? — Nun ſage ich: in dem erſten Falle iſt die Wirkung nicht der Bewunderung, ſondern der deutlichen Erkenntniß zuzuſchreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantaſten erfordert. Denn Fantaſten ſind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht ſagen, dieſer Fantaſten ſind ſehr viele in der Welt, und es iſt gut, wenn auch Fantaſten tugendhafte Thaten thun. Wohl; ſo muß es denn eine von den erſten Pflichten des Dichters ſeyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, ſo hätte Plato Recht, daß er ſie aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollen. Herr Nicolai hätte alſo nicht ſchließen ſollen: weil der Wein nicht ſelten blutige Zänke erzeugt, ſo iſt es falſch, daß er des Menſchen Herz erfreuen ſoll; oder weil die Poeſie oft ſchlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiſet, ſo kann ihr Endzweck nicht ſeyn, die Sitten zu beſſern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Menſch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That iſt, und ihm als eine ſolche zugerechnet werden kann? Ferner bringe ich darauf: die Bewunderung einer ſchönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derſelben Handlung, unter eben denſelben Umſtänden, und nicht zu allen ſchönen Handlungen antreiben; ſie beſſert, wenn ſie ja beſſert, nur durch beſondere Fälle, und alſo auch nur in beſondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der ſeinem Mörder vergiebt. Kann mich dieſe Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widerſachern zu vergeben? Oder treibt ſie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir ſelbſt durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich beſſer und ſicherer ſind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerſpiel ſoll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in dieſem oder jenem Falle zum Mitleiden beſtimmen. Geſetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenſtand mitleidig macht, nehmlich vermittelſt falſcher Vollkommenheiten, durch die er meine Einſicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran iſt nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und ſich gleichſam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich laſſe mich zum Mitleiden im Trauerſpiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Stat man ſagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, d größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern ha ohne Zweifel derjenige der beſte Menſch iſt, der die gri tigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sp kommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, wa her geſagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze ei Faſt ſollte es ſo ſcheinen; ich will es alſo immer wagen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich ſeltſam kli er aber niemand Geringers als mich und den Hom Ihrer Unterſuchung vielleicht nicht unwürdig iſt.

Es giebt gewiſſe körperliche Fähigkeiten, gewiſſe G körperlichen Kräfte, die wir nicht in unſrer willkührlichen haben, ob ſie gleich wirklich in dem Körper vorhanden ſ Raſender, zum Exempel, iſt ungleich ſtärker, als er b dem Verſtande war; auch die Furcht, der Zorn, die S lung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote ſteht, wir uns in dieſen oder jenen Affekt geſetzt haben.

Meine zweyte vorläufige Anmerkung iſt dieſe. All liche Geſchicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunde lernt; wenigſtens das Feine von allen körperlichen Ge keiten. Nehmen Sie einen Luftſpringer. Von den Sprüngen kann er ſeinen Schülern den eigentlichen M mus zeigen; er kann oft weiter nichts ſagen, als: ſieh nur, wie ich es mache! das iſt, bewundere mich nur re verſuch es alsdann, ſo wird es von ſelbſt gehen; und je mener der Meiſter den Sprung vormacht, je mehr er wunderung ſeines Schülers durch dieſe Vollkommenh deſto leichter wird dieſem die Nachahmung werden.

Heraus alſo mit meinem Einfalle! Wie, wenn Ho Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundern geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Phil weſen ſeyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt ha die Bewunderung unſre Körper wohl tapfer und gewan nicht unſre Seelen tugendhaft machen könne. Achille Sie, iſt bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schläger; ſeyn. Er iſt aber doch ein bewundernswürdiger Schlä bei einem andern den Vorſatz der Nacheiferung erzeug Und ſo oft ſich dieſer andere in ähnlichen Umſtänden Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieſes wieder beifallen, wird ſich auch ſeine gehabte Bewunde neuern, und dieſe Bewunderung wird ihn ſtärker und machen, als er ohne ſie geweſen wäre. Geſetzt aber, Ho den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muſter d muth gemacht. So oft ſich nun ein Menſch von feuri bildungskraft in ähnlichen Umſtänden mit ihm ſähe, ſich zwar gleichfalls ſeiner gehabten Bewunderung erinn zu Folge dieſer Bewunderung gleich großmüthig handel würde er deßwegen großmüthig ſeyn? Die Großmuth beſtändige Eigenſchaft der Seele ſeyn, und ihr nicht bl weiſe entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meine Schaden thun, daß ich mich nicht ſelten zu unbeſtimmt oder läſſig ausdrücke. Verſuchen Sie es alſo, liebſter Freund,

Nachdenken in den Geiſt meines Syſtems zu verſetzen. cht finden Sie es weit beſſer, als ich es vorſtellen kann. rgleichung meiner, ſollen Sie doch noch immer ein rer bleiben; denn ich habe mir feſt vorgenommen, zweyten Bogen noch voll zu ſchmieren. Ich wollte An- dem Folgenden einen beſondern Brief an Hrn. Nicolai er ich will ſeine Schulden mit Fleiß nicht häufen. Sie doch das 15te Hauptſtück der Ariſtoteliſchen Dicht- Philoſoph ſagt daſelbſt: der Held eines Trauerſpiels Mittelcharakter ſein; er müſſe nicht allzu laſterhaft und allzu tugendhaft ſeyn; wäre er allzu laſterhaft, und ein Unglück durch ſeine Verbrechen, ſo könnten wir d mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und ennoch unglücklich, ſo verwandle ſich das Mitleiden n und Abſcheu.

öchte wiſſen, wie Herr Nicolai dieſe Regel mit den be- würdigen Eigenſchaften ſeines Helden zuſammen reimen — Doch das iſt es nicht, was ich jetzt ſchreiben will. in hier ſelbſt wider Ariſtoteles, welcher mir überall Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben ıb wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, ſo habe ich ihrem beſſern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Iſt daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menſchen Ent- Abſcheu erweckt? Wenn es wahr iſt, ſo müſſen Ent- Abſcheu der höchſte Grad des Mitleids ſeyn, welches cht ſind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhält- ſt, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachſen, mir angenehm zu ſeyn, und wird deſto unangenehmer, auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der s Unglück iſt.

deſſen iſt es doch auch wahr, daß an dem Helden eine ἁμαρτία, ein gewiſſer Fehler ſeyn muß, durch welchen Unglück über ſich gebracht hat. Aber warum dieſe , wie ſie Ariſtoteles nennt? Etwa, weil er ohne ſie n ſeyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Abſcheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die ein- ge Urſache gefunden zu haben; ſie iſt dieſe: weil ohne r, der das Unglück über ihn zieht, ſein Charakter und lück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine em andern gegründet wäre, und wir jedes von dieſen cken beſonders denken würden. Ein Exempel wird ändlicher machen. Canut ſey ein Muſter der vollkom- Güte. Soll er nur Mitleid erregen, ſo muß ich durch r, daß er ſeine Güte nicht durch die Klugheit regieren den Ulfo, dem er nur verzeihen ſollte, mit gefährlichen n überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höch- e! Aber geſetzt, ich ließe den Canut nicht durch ſeine chte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den rſchlagen, oder durch den einſtürzenden Pallaſt zer- werden? Entſetzen und Abſcheu ohne Mitleid! Warum? t der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Güte Donner, oder dem einſtürzenden Pallaſt, zwiſchen ſeiner enheit und ſeinem Unglücke iſt. Es ſind beides zwey e Dinge, die nicht eine einzige gemeinſchaftliche Wir- gleichen das Mitleid iſt, hervorbringen können, ſon- en jedes für ſich ſelbſt wirkt. — Ein ander Exempel! Sie an den alten Better, im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell erſticht, entſetzen ſich die Zu- ſchauer, ohne mitleidig zu ſeyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu dieſem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für ſeinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt ſich das Entſetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil dieſe großmüthige That aus ſeinem Unglücke fließet und ihren Grund in demſelben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu ſchreiben, nach- dem Sie es ohne Zweifel ſchon längſt müde geweſen ſind, mehr zu leſen. Ihre Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen geleſen; wenn ich ſie noch ein paar- mahl werde geleſen haben, hoffe ich, Sie ſo weit zu verſtehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn es ſich von ſolchen Dingen ſo gut ſchwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelen- kräfte laſſen Sie ja mit das erſte ſeyn, was Sie mir ſchreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die ſich wirklich eben ſo gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung viel- leicht falſcher Sätze ſchickt.

Bitten Sie doch den Hrn. Nicolai in meinem Nahmen, mir mit eheſtem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeſchreibung der engliſchen Dichter zu ſchicken, in welchem Drydens Leben ſteht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu beſſern, ſo werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Leſſing.

N. S. Damit dieſer Brief ja alle Eigenſchaften eines un- ausſtehlichen Briefs habe, ſo will ich ihn auch noch mit einem P. S. verſehen.

Sie haben ſich ſchon zweymahl auf die griechiſchen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß ſie ihre Kunſt beſſer verſtanden hätten, als die griechiſchen Dichter. Leſen Sie den Schluß des 16ten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, und ſagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verſchönerung der Leidenſchaften unbekannt geweſen ſey.

Der Held iſt in der Epopee unglücklich, und iſt auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen iſt, darf er es nie in der andern ſeyn. Ich kann mich nicht er- innern, daß ich die Verſchiedenheit dieſer Arten irgendwo gehörig beſtimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter deſſelben ſeyn, weil es ſonſt, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; ſon- dern es muß ein Unglück des Verhängniſſes und Zufalls ſeyn, an welchem ſeine guten oder böſen Eigenſchaften keinen Theil haben. Fato profugus, ſagt Virgil von ſeinem Aenenas. Bei der Tragödie iſt es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins dar- aus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauer- ſpiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn dieſe beide Dichtungsarten keinen weſentlichern Unterſchied, als den beſtändigen oder durch die Erzählung des Dichters unter- brochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben ſollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illuſion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, ſo vergeſſen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illuſion eigentlich den dramatiſchen Dichter nichts angeht, und die Vorſtellung ſeines Stücks das

Werk einer andern Kunſt, als der Dichtkunſt, iſt. Das Trauerſpiel muß auch ohne Vorſtellung und Akteurs ſeine völlige Stärke behalten; und dieſe bei dem Leſer zu äußern, braucht ſie nicht mehr Illuſion als jede andre Geſchichte. Sehen Sie deswegen den Ariſtoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptſtücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 2. Febr. 1757.

Liebſter Freund!

Ich glaube es eben ſo wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unſrem Streite viel weiter, als über die erſten Gränzen gekommen ſind. Haben Sie aber auch wirklich ſo viel Luſt, als ich, ſich tiefer hinein zu wagen, und dieſes unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmahl vorher verirren ſollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, ſo würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrſchaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anſchauenden Erkenntniß ſind vortreflich, Sie haben mich ſo überzeugt, daß ich mir auch nicht einmahl einen logiſchen Fechterſtreich dawider übrig gelaſſen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illuſion nicht eben das ſagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie ſich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu leſen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darinn ſind wir doch wohl einig, liebſter Freund, daß alle Leidenſchaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabſcheuungen ſind? Auch darinn: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabſcheuung, eines größern Grads unſrer Realität bewußt ſind, und daß dieſes Bewußtſeyn nicht anders als angenehm ſeyn kann? Folglich ſind alle Leidenſchaften, auch die allerunangenehmſten, als Leidenſchaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erſt ſagen: daß die Luſt, die mit der ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft verbunden iſt, von der Unluſt, die wir über die Gegenſtände haben, worauf die Beſtimmung unſrer Kraft geht, ſo unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt ſind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das ariſtoteliſche Exempel von der gemahlten Schlange am deutlichſten erhellen. Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich erblicken, ſo gefällt ſie uns deſto beſſer, je heftiger wir darüber erſchrocken ſind.

Dieſes erkläre ich ſo: Ich erſchrecke über die ſo wohlgetroffne Schlange, weil ich ſie für eine wirkliche halte. Der Grad dieſes Schreckens, als eine unangenehme Leidenſchaft, oder vielmehr der Grad der Unluſt, die ich über dieſen ſchrecklichen Gegenſtand empfinde, ſey 10; ſo kann ich den Grad der Luſt, die mit der Empfindung der Leidenſchaft verbunden iſt, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchſe. Indem ich alſo 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das iſt, ſo lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Luſt darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmahl gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild iſt: was geſchieht? Die Unluſt über den ſchrecklichen Gegenſtand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Luſt, die mit der Leidenſchaft, a bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft, verbunde bleibt übrig, daß ich nunmehr empfinde, und in dem (oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anſtatt oder 100 geweſen iſt.

Wozu brauchen wir nun hier die Illuſion? Laſſen € meine Erklärung auch an einem entgegengeſetzten Exem ſuchen, um ihre Richtigkeit deſto ungezweifelter darzul — — Dort in der Entfernung werde ich das ſchönſte, ligſte Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand geheimnißvolle Art zu winken ſcheint. Ich gerathe in Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen Hier kömmt alſo die Luſt über den Gegenſtand = 10 angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zuſammen, Wirkung von beiden iſt = 11. Nun gehe ich darauf los mel! Es iſt nichts als ein Gemälde, eine Bildſäule! Na Erklärung, liebſter Freund, ſollte nunmehr das Be deſto gröſſer ſeyn, weil mich der Affekt von der Vollkom der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das i alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und werde ich verdrießlich? Die Luſt über den vollkommnen ſtand fällt weg, und die angenehme Empfindung des bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b) her gefallen uns alle unangenehmen Affekte Nachahmung. Der Muſikus kann uns zor Hierwider ſage ich: die unangenehmen Affekten in der mung gefallen deswegen, weil ſie in uns ähnliche Affe wecken, die auf keinen gewiſſen Gegenſtand gehen. Der macht mich betrübt; und dieſe Betrübniß iſt mir angene ich dieſe Betrübniß bloß als Affekt empfinde, und jed angenehm iſt. Denn ſetzen Sie den Fall, daß ich währ ſer muſikaliſchen Betrübniß wirklich an etwas Betrübte ſo fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es iſt bekan wenn man zwey Saiten eine gleiche Spannung giebt, eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mi ohne berührt zu ſeyn. Laſſen Sie uns den Saiten Em geben, ſo können wir annehmen, daß ihnen zwar eine bung, aber nicht eine jede Berührung angenehm ſe ſondern nur diejenige Berührung, die eine gewiſſe B ihnen hervorbringt. Die erſte Saite alſo, die durch die rung erbebt, kann eine ſchmerzliche Empfindung haben andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angene pfindung hat, weil ſie nicht (wenigſtens nicht ſo unmittel rührt worden. Alſo auch in dem Trauerſpiele. Die Perſon geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich Aber warum iſt dieſer Affekt bei mir angenehm? Weil die ſpielende Perſon ſelbſt bin, auf welche die unan Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als A pfinde, ohne einen gewiſſen unangenehmen Gegenſtan zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickun Affekten an andern, in mir entſtehen, verdienen kaum men der Affekten; daher ich denn in einem von mein Briefen ſchon geſagt habe, daß die Tragödie eigentli Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. De Affekt empfinden nicht die ſpielenden Perſonen, und wir den ihn nicht blos, weil ſie ihn empfinden, ſondern e

in uns urſprünglich aus der Wirkung der Gegenſtände auf uns; es iſt kein zweyter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, dieſem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin ſeit einigen Tagen ſo unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beyſammen zu behalten. Ich muß alſo hier abbrechen, und erſt von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr ſehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in dieſen Brief geſchrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Bruſt (ſo muß ich meine Krankheit unterdeſſen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechiſchen Namen gefragt habe) gar leicht möglich geweſen iſt.

Ich ſchreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es iſt mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erſchrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück ſchon wieder abgeholfen. Lankiſchens drucken ſie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächſten Poſttag, da ſie den Contrakt des neuen Verlegers zur Unterſchrift bekommen, und gewiß damit zufrieden ſeyn ſollen.

Leben Sie beyde wohl; ſobald ich beſſer bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verſchiedene Punkte in ſeiner Abhandlung ſchreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu ſehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufſatz von der Herrſchaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abſchreiben laſſen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige
Leſſing.

Leipzig, den 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Poſttag mit beyliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen jetzt zwey für Einen. Auch bekommen Sie zwey Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden ſeyn.

Ich will auch jetzt anfangen, mein Verſprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerſpiele mittheilen. Ich werde alles ſchreiben, was mir in die Gedanken kömmt, geſetzt auch, daß vieles falſch, und alles ſehr trocken wäre.

Zu S. 18.

wo Sie die ariſtoteliſche Erklärung des Trauerſpiels anführen.

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht ſagen, warum ſo wohl Dacier als Curtius, Schrecken und Furcht für gleich bedeutende Worte nehmen? Warum ſie das ariſtoteliſche φοβος, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andre überſetzen? Es ſind doch wohl zwey verſchiedne Dinge, Furcht und Schrecken? Und wie, wenn ſich das ganze Schrecken, wovon man nach den falſch verſtandenen ariſtoteliſchen Begriffen bisher ſo viel geſchwatzt, auf weiter nichts, als auf dieſe ſchwankende Ueberſetzung gründete? Leſen Sie, bitte ich, das zweyte und achte Hauptſtück des zweyten Buchs der ariſtoteliſchen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen beyläufig ſagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieſes zweyte Buch und die ganze ariſtoteliſche Sittenlehre an den Nicomachus nicht geleſen hat, die Dichtkunſt dieſes Weltweiſen verſtehen könne. Ariſtoteles erklärt das Wort φοβος, welches Herr Curtius am öfterſten Schrecken, Dacier aber bald *terreur*, bald *crainte*, überſetzt, durch die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, und ſagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns ſelbſt bevorſtehe, Furcht erwecken müſſe. Dem zu Folge kann alſo die Furcht, nach der Meynung des Ariſtoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerſpiels ſeyn, ſondern ſie muß weiter nichts als eine reflectirte Idee ſeyn. Ariſtoteles würde bloß geſagt haben: das Trauerſpiel ſoll unſre Leidenſchaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie dieſe Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieſerwegen ſetzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieſes Mittel hielt. Jenes hat ſeine Richtigkeit; dieſes aber iſt falſch. Das Mitleiden reiniget unſre Leidenſchaften, aber nicht vermittelſt der Furcht, auf welchen Einfall den Ariſtoteles ſein falſcher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie ſich mit Herrn Moſes weiter unterreden; denn in dieſem Puncte, ſo viel ich weiß, ſind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunſt des Ariſtoteles, überall wo Sie Schrecken finden, dieſe Erklärung der Furcht in Gedanken, (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken,) und ſagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Ariſtoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos ſo ſchlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht ſo recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unſern Moſes weitläuftiger ſchreiben. Wenn das, was du Bos ſagt, kein leeres Gewäſche ſeyn ſoll, ſo muß es ein wenig philoſophiſcher ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung und den nachgeahmten Leidenſchaften, wie Sie ſie nennen wollen, ſagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal verſparen. Ich ſage jetzt nur ſo viel: Iſt die Nachahmung nur dann erſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man ſie für die Sache ſelbſt zu nehmen verleitet wird; ſo kann z. E. von den nachgeahmten Leidenſchaften nichts wahr ſeyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenſchaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, iſt eigentlich das Vergnügen über die Geſchicklichkeit des Künſtlers, welches nicht anders, als aus angeſtellten Vergleichungen, entſtehen kann; es iſt daher weit ſpäter, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in ſo fern ich ſie für die Sache ſelbſt nehme, entſteht, und kann keinen Einfluß in dieſes haben. Doch, wie geſagt, davon ein andermal. Ich hätte faſt Luſt, auch dieſes Wenige wieder auszuſtreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerſpiels in die nähere Bekanntſchaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Troſt, geſetzt hat. Stobäus hat uns eine ſehr ſchöne Stelle von dem Comödienſchreiber Diphilus aufbehalten,

aus welcher ich die letzten Verſe, nach der lateiniſchen Ueberſetzung, herſetzen will.

Primum Tragoedi quanta commoda adferant,
Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Majore pressum si videbit Telephum
Mendicitate, levius suam feret
Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Furiosum is Alcmaeona proponit sibi.
Captus quis oculis? aspicit caecum Oedipum.
Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Claudus aliquisne est, is Philoctetem aspicit.
Miser aliquis senex? tuetur Oeneum etc.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und alſo habe ich Ihnen auch dieſe ſehr unbedeutende mittheilen müſſen.

Zu S. 25.

Daß die Verbeſſerung der Leidenſchaften nicht ohne Sitten und Charaktere geſchehen könne, das ſagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne; das geben Sie ſelber zu. Kann ſie aber Mitleiden erregen, ſo kann ſie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht iſt die Entſchließung des Zuſchauers, ſich vor den Ausſchweifungen derjenigen Leidenſchaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück geſtürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden: wenn Leidenſchaften einen Helden ins Unglück ſtürzen, ſo müſſe dieſer Held auch einen Charakter haben. Aber das iſt, mit Ihrer Erlaubniß, falſch; die Leidenſchaften ſind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen: denn ſonſt müßten alle Menſchen ihren Charakter haben, weil alle Menſchen ihre Leidenſchaften haben.

Zu S. 26.

Sie ſagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Oedipus, in dem Trauerſpiele dieſes Namens von Sophocles, der einzige ſey. Auch Creon hat einen Charakter, und zwar einen ſehr edeln. Den Fehler des Oedipus ſuche ich auch nicht in ſeiner Heftigkeit und Neugierde, ſondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für dieſesmal. Der Herr Major von Kleiſt läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen; er wird Ihnen antworten, ſo bald er ſich beſſer befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen ſeines Portraits ſchwieriger, und läßt Sie inſtändig erſuchen, ihm mit dieſer Ehre, die ihn bei ſeinen Nebenofficieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bey Verhinderung dieſer Sache ſehr viel auf Sie ankomme; von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringſte Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit eheſtem, wie ich mich hierbey verhalten ſoll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildniſſe verſchaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundſchaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moſes bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird alſo ſo gut *ſeyn, und ſich bis künftige* Woche noch gedulden. Dieſer Brief aber ſey zugleich mit an ihn geſchrieben. Denn wer ſonſt wird zwiſchen uns beyden Schiedsrichter ſeyn können?

Leipzig, den 18. Junius

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar ve hätten, oder als ob Sie wenigſtens glaubten, daß ich, w hier, in der Welt herumſchweifte. Allein ich weiß doch daß Ihr Gedächtniß freundſchaftlicher iſt, und daß S drollige Schickſal meiner Reiſe ſchon längſt durch die drit vierte Hand haben erfahren müſſen. Sie würden ſich alſo ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major vor erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlaſſene eigene M meiner Zurückkunft hätten beſtrafen wollen. Was nun d ſache dieſer Unterlaſſung anbelangt, ſo müſſen Sie wiſſen ich incognito zurück gekommen war; und auch incognito bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drey Wochen erfuh ich mein Incognito allmählich aufgeben müßte, wenn nicht Zeitlebens beobachten wollte. Da ſehen Sie einmal mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der Köni Preußen, werden eine gewaltige Rechnung mit einand kommen! Ich warte nur auf den Frieden, um ſie auf ein die andere Weiſe mit ihm abzuthun. Da nur er, Er die Schuld hat, daß ich die Welt nicht geſehen habe, n nicht billig, daß er mir eine Penſion gäbe, wobey ich di vergeſſen könnte? Sie denken, das wird er ſein bleiben l Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch ſchen, — — daß nichts als ſchlechte Verſe auf ſeine Sie gen gemacht werden? Was brauche ich das zwar zu wün Es muß von ſelbſt geſchehen, wenn nur der Herr von Kle Sie mir verſprechen wollen, keine darauf zu machen. ſprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie ſich einmal an Könige ſo zu rächen haben, ſo bin ich wieder zu Ihren Di Aber umgekehrt, verſteht ſich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarte mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihr
Leſſing.

Leipzig, den 21. September

Liebſter Herr Gleim,

Ihr letzter Brief an unſern lieben Herrn Oberſtwacht hat mich herzlich beluſtigt. Schreiben Sie ja oft dergleiche mit wir hier auch den Krieg auf der ſpaßhaften Seite lernen. Ich habe aber vor vielen Jahren eine alte ehrlich gekannt, die, wenn ſie in ihrer Stube nichts mehr zu thun anfing die Fliegen auf der Gaſſe todt zu ſchlagen. Die war leicht; nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glau ſchlägt noch todt. —

Wiſſen Sie ſchon, daß ich die beyden Geſänge unſere ſterten Grenadiers in das zweyte Stück der Bibliothek ha rücken laſſen? Bald aber hätt' ich Händel darüber beko wenn ſich nicht der Major des gemeinen Soldaten unt Herausgebers angenommen hätte. Auch Herr Nicolai i lin hat ſich von Herrn Lieberkühn — wenn Sie den ! anders kennen — einen ſatiriſchen Brief darüber zug Dieſer Lieberkühn hat ſich den Teufel blenden laſſen, und

eſänge unter dem Namen eines Oberofficiers . Wie hochmüthig die ſchlechten Poeten ſind! Ich uten, der ſich, der poetiſchen Subordination zu eneral hätte machen müſſen. —

er Bibliothek gedenke, ſo muß ich Ihnen einen hmen, den ich Ihnen ſchon oft habe benehmen alten mich für einen von den Verfaſſern derſelben. ey Gott! nicht. Und Sie ſollen mich auch durch- ir ausgeben. Wo Sie es ſchon unterdeſſen dem ä ins Ohr geſagt haben, ſo bringen Sie es ihm den Gedanken. Er würde ſonſt Urſache haben, ießlich zu werden.

Sie denn nicht bald wieder einmal nach Leipzig Franzoſen halten Sie doch wohl nicht davon ab? ı, daß ſie zu geſittet ſind, als daß ſie einen Dich- en verhindern ſollten, zu ſingen und ſeine Freunde

wohl, und ermuntern Sie, wo möglich, den fünf Franzoſen gefangen genommen hat, ſeine Verſe zu bringen. Ich glaube, die Franzoſen ver- cht auch das Ausreißen. — Leben Sie wohl! Ich

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Leipzig, den 2. October 1757.

bſter Herr Gleim!

ich ſind Sie, ſolche witzige Köpfe um ſich zu : vielmehr, wie glücklich ſind dieſe witzigen Köpfe, ıl mit einem vernünftigen Deutſchen umgehn mehr werden ſie doch wohl ſehen, daß es eben ßten Geiſter ſind, die nach Paris kommen. Aber nſtändigſt, zeigen Sie ſich ja als einen wahren rbergen Sie allen Witz, den Sie haben; laſſen ı ſich hören, als Verſtand; wenden Sie dieſen ı, jenen verächtlich zu machen. — Das iſt die ein- e Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. en Sie ſich ja nicht merken, als ob Sie einen von nden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage ge- en Sie fein verächtlich den Kopf zurück, und thun, ntwort, die Gegenfrage: Ob man in Frankreich hs, unſre Löwens, unſre Patzkens, unſere Unze- big wiſſe? Von Fontenellen muß Ihnen weiter zu ſeyn ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahr und von Voltaire ſelbſt, müſſen Sie thun, als nichts, als ſeine dummen Streiche und Betriege- itten. — Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſeyn, m nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, Leipzig kommen ſollte!

ı es alſo mit aller Gewalt, daß ich einer von den Bibliothek ſeyn ſoll? Ich muß es Ihnen aber meine Ehre verſichern, daß ich nicht den gering- aran habe, und daß ich am allerwenigſten den eatraliſchen Neuigkeiten compilirt haben möchte. t muß ich nicht bergen, daß ich Ihnen von den r das mitgetheilte Portrait des Herrn Klopſtock, er tauſend Dankſagungen abzuſtatten habe.

s Brief wegen der Schlachtgeſänge unſers Grena- diers, iſt kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. Ich will mir aber von Herrn Nicolai eine Abſchrift davon ſchicken laſſen. Die componirten Schlachtgeſänge des Officiers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das iſt Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorſorge unſers lieben Herrn von Kleiſt, der gütig genug glaubt, daß auch ſogar die ſchlechten Poeten noch zu etwas nütze ſind) dieſe elenden Schlachtgeſänge, ſage ich, ſind hier nicht zu haben. Wenn Sie durchaus begierig ſind, zu ſehen, wie unendlich viel Grade man unter Ihrem Grenadier ſeyn kann, ſo will ich ſie aus Berlin kommen laſſen. Ein andres Werk von Lieberkühn könnte ich Ihnen mitſchicken, wenn es ſich der Mühe verlohnte; er hat nehmlich dieſe Meſſe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben, und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar ſollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott ſey Dank, nun habe ich doch auch in dieſem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der ſchlechte Deutſche Poet in Duodez κατ' ἐξοχην.

Was ſagen Sie zu Klopſtocks geiſtlichen Liedern? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geſchmacke. Was wollen Sie lieber?

Ich empfehle mich Ihnen, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 12. December 1757.

Liebſter Freund!

O was iſt unſer Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie gut er ſeine Sachen gemacht hat! Was haben der Hr. Major und ich, was haben wir uns nicht über ſeine Einfälle gefreuet! Und noch alle Tage lachen wir darüber. Zu einer ſolchen unanſtößigen Verbindung der erhabenſten und lächerlichſten Bilder war nur Er geſchickt! Nur Er konnte die Strophen: „Gott aber wog bei Sternenklang ꝛc.“ und „dem Schwaben der mit einem Sprung ꝛc.“ machen, und ſie beide in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Franzöſiſche überſetzen könnte! Der witzigſte Franzoſe würde ſich darüber ſo ſchämen, als ob ſie die Schlacht bei Roßbach zum zweytenmale verloren hätten. Aber hören Sie, wollen wir unſern Grenadier nicht nun bald avanciren laſſen? Jetzt wäre gleich die rechte Zeit dazu, da er hier unter den Generalen und Prinzen ziemlich bekannt zu werden anfängt. — Der Herr von Kleiſt wird Ihnen von einigen Veränderungen geſchrieben haben, um die wir, ſeine zwey Bewunderer, den Grenadier recht höflich bitten. Die eine davon: — o da war er, der erſte, welcher lief, iſt einer gewiſſen Art Leute wegen unumgänglich nöthig. Die Zweydeutigkeit hat offenbar keinen Grund; aber giebt es nicht Leute, die ihr, auch ohne Grund, einen geben könnten? Die übrigen kleinen Veränderungen muß der Grenadier nach ſeinem eigenen Gutbefinden machen oder nicht machen. So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken laſſen. Denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom fünften dieſes, noch etwas machen wollte, ſo könnte er nun ſchon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Aber

nehmlich ließe man alle vier ſauber zuſammendrucken, und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leſer auf den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, aus welchem er die Lieder betrachten müſſe. — Der Herr Major hat Ihnen doch bereits Herrn Ewalds Siegeslied geſchickt? Es iſt ſo gut, als es ein nachahmender Witz machen kann; erfunden hätte Herr Ewald dieſe Art von Gedichten nicht! — Wenn ſich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegeslied zu machen, ſo ſoll er Spießruthen laufen müſſen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarſchalls ſchriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedies, wegen ſeines Theokrit, thun laſſen. Der Menſch überſetzt aus dem Griechiſchen, und verſteht gewiß weniger Griechiſch als Gottſcheb, oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Derlings, Sie werden erſtaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat ſich der Elende unterſtanden, unſerm lieben Ramler eine kleine Nachläſſigkeit aufzumutzen. — Haben Sie, mein lieber Herr Gleim, in Ihrer anakreontiſchen Bibliothek bereits Trapps Ausgabe vom Anakreon, mit der lateiniſchen Ueberſetzung in elegiſchen Verſen? Wenn ſie Ihnen noch fehlt, ſo will ich ſie Ihnen ſchicken. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 21. Januar 1758.

Liebſter Freund,

Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freygeiſte ſagen, größten Theils Ihrer Meinung; beſonders iſt es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern ſagen. Ertheilen Sie alſo immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie ſchon gehört, daß der Verfaſſer deſſelben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg geſtorben iſt? Es iſt wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wiſſen ſollten, daß er der Verfaſſer des Codrus geweſen, ſo darf Sie ſein Tod auch nicht abhalten, ſein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umſtand für Ihre Bibliothek entſtehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten ſchlagen, und das nächſtemal 100 Rthlr., wenn Sie wollen, ausſetzen können. Allein alsdann wäre meine Meynung, daß es nochmals bey einem Trauerſpiele bleiben müßte.[1] Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nehmlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, für ſich tragiſch genug, und fähig genug ſey, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drey Akten,[1] und er braucht ohne Bedenken alle Freyheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſo viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, ſo müſſen Sie mir acht Tage Zeit laſſen, um mich wieder auf alles zu beſinnen; man ſchickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien ſelbſt, mit erſter Poſt. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles beſinnen werde, ohne den Cronegkſchen Codrus babey zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemiſcht, die Sie am beſten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III. cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geſchichtſchreiber von dem Tode des Codrus melden, geſammelt iſt.

Das neue Stück der Bibliothek iſt fertig, und Sie werden es wohl unterdeſſen erhalten haben. Ich wundre mich, daß Ihnen meine Recenſion vom Theokrit zu boshaft vorgekommen iſt. Da man es aber in Berlin weiß, daß ich ſie gemacht habe, ſo werden Sie ſich deſto eher gegen Herrn Lieberkühn entſchuldigen können. In Anſehung der alten Schriftſteller, bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mißhandelt. Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai.

Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 6. Februar 1758.

Liebſter Freund!

Verſöhnen Sie mich immer wieder mit unſerm Grenadier, wenn er wirklich auf mich zürnen ſollte. Sie wiſſen ja wohl: wenn der Poet nicht zugleich Soldat iſt, ſo iſt der Poet eine ſehr nachläſſige Creatur. Den Grenadier hat nur ſein Stand ſo thätig und pünktlich gemacht; als Dichter würde er es gewiß nicht ſeyn. Wenn ich es aber in Zukunft nicht etwas mehr werde, ſo machen Sie zur Strafe, daß er mich anwirbt, und mich durch Hülfe ſeines Corporals von meiner Faulheit curirt. Unterdeſſen verſichern Sie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung ſo zu übertreffen weiß, daß ich das Neueſte, was er gemacht hat, immer für das Beſte halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat! Das Lied auf den Sieg bey Lowoſitz, und das auf den bey Liſſa, iſt wirklich ſchon unter der Preſſe, und beyde werden ſo, wie das auf den Roßbacher Sieg, gedruckt. Dem ungeachtet bleibt es gewiß dabey, daß alle ſeine Lieder zuſammengedruckt werden ſollen, und zwar noch eher als der Feldzug wieder angehen wird. Ich hoffe gar, noch dieſen Monat; denn einige Zeit muß der Verleger haben, die einzelnen zuvor unterzubringen. Hätten Sie nicht in Ihrem vorhergehenden Briefe ausdrücklich verlangt, daß ſie zuvor einzeln ſollten gedruckt werden, ſo könnte jetzt gleich mit der Sammlung angefangen werden. Laſſen Sie ſich daher dieſen kleinen Verzug gefallen, dem auf keine Weiſe noch abzuhelfen iſt. — Und der

[1] Ich war nämlich Willens geweſen, abwechſelnd auf ein Trauerſpiel und auf ein Luſtſpiel einen Preis zu ſetzen. Nicolai.

[1] Ich habe dieſen Plan in drey Akten geſehen, als Leſſing 1775 in Berlin war. Nach demſelben war die Rolle der Orſina nicht vorhanden, wenigſtens nicht auf die jetzige Art. Nicolai.

Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verſchiedenes von den alten Kriegsliedern geſammelt; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden, als der Griechen. Ich glaube aber auch, daß jene für uns intereſſanter ſind, und auch ein größeres Licht auf die Lieder unſers neuen Skalden werfen. Was Sie unterdeſſen darüber angemerkt oder geſammelt haben, das theilen Sie mir ja mit; es könnte leicht etwas ſeyn, was mir entwiſcht wäre. Der alten Siegeslieder wegen habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwey ſogenannten Heldengedichte aus dem Schwäbiſchen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verſchiedene Züge daraus angemerkt, die zu meiner Abſicht dienen können, und wenigſtens von dem kriegeriſchen Geiſte zeugen, der unſere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beyläufig habe ich aber auch geſehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die geſchickteſten ſind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben. Sie haben unverantwortliche Fehler gemacht, und es iſt ihr Glück, daß ſich wenige von den heutigen Leſern in den Stand ſetzen werden, ſie bemerken zu können. — Wie wollen Sie nun, mein liebſter Gleim, daß der Titel zu den Liedern unſers Grenadiers heißen ſoll? Den müſſen Sie ſelbſt machen; aber machen Sie ihn ſo kurz als möglich. Dasjenige, was ich eben jetzt von Ihnen bekommen habe, wird alſo das erſte, und die übrigen folgen nach der Zeitordnung. Haben Sie wegen der hiſtoriſchen Richtigkeit derſelben hin und wieder einige Anmerkungen zu machen, ſo unterlaſſen Sie es nicht. Die Trommel bleibt ſtehn; der Oberſtwachtmeiſter hat es erlaubt. — Haben Sie das Schlachtlied geleſen, das Morhof in ſeinem Unterricht zur deutſchen Sprache und Poeſie anführt? (S. 313.) Es iſt überhaupt ſchlecht; die letzte Strophe aber hat mir gefallen, ob ſie gleich nichts mehr enthält, als was Sie in den zwei Zeilen ſagen:

Auch kommt man aus der Welt davon
Geſchwinder als der Blitz ꝛc.

Vielleicht haben Sie den Morhof nicht; hier iſt der Anfang der Strophe.

Kein ſeel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer für'm Feind erſchlagen:
Auf grüner Haid', im freyen Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreyhn;
Hier aber findt er Geſellſchaft fein,
Fallen mit, wie Kräuter im Mayn — ꝛc.

Sie haben doch mit den letzten Exemplaren von dem Roßbacher Siegesliede auch den Chriſtiſchen Catalogus bekommen? Wenn Sie nicht ſchon Jemand haben, dem Sie Ihre Commiſſionen geben, ſo ſenden Sie ſie nur mir. Wollen Sie denn noch Trapps Anakreon? Der Herr von Kleiſt ſagt mir ja, daß Sie dieſe Ausgabe ſchon hätten. Sehen Sie doch vorher nach; denn was ſoll ſie Ihnen zweymal? Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
oder mit Gottſcheden zu ſprechen:
Und dein Bewundrer bleibt der deine. [1]
Leſſing.

[1] Mit dieſem Verſe hatte Gobſched damals ein Gedicht an Friedrich II. geendigt.

An Gleim.

Leipzig, den 8. März 1758.

Liebſter Freund,

Daß ich ein wenig nachläſſig bin, das wiſſen Sie ſchon. Daß unſer lieber Kleiſt ſeit vierzehn Tagen auf Commando iſt, das wiſſen Sie auch ſchon. Folglich werden Sie ſich wohl nicht ſehr gewundert haben, daß Sie ſeit vierzehn Tagen keine Nachricht von uns aus Leipzig erhalten haben.

Nun aber bekommen Sie auf einmal ſo viel Neues, ſo viel Intereſſantes, daß Ihnen dabei ein langer Brief von mir ſehr ekel ſeyn würde. Zwei Exemplare von den neuen Gedichten unſers Freundes, und vierzig von den beiden Siegesliedern meines Grenadiers! Brauchen Sie von den letztern mehr, ſo melden Sie es; es ſtehen ſo viele zu Ihrem Befehle, als Sie verlangen. Was ſagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie ſolcher Poeten, ſo will ich den ganzen Franzöſiſchen Witz damit zum Teufel jagen. Leben Sie wohl, mein liebſter Gleim; und Sie mögen mir auf dieſe Zeilen antworten oder nicht, ſo ſchreibe ich Ihnen doch mit erſter Poſt ein mehreres. Ich bin

Ihr ergebenſter Freund
Leſſing.

An Kleiſt.

Liebſter Freund,

Unſer Gleim iſt ein recht böſer Mann, daß er mir den Tag ſeiner Ankunft bei Ihnen, gemeldet zu haben vorgiebt, und zwar bei guter Zeit gemeldet zu haben vorgiebt. Ich habe ſeit vier Wochen keine Zeile von ihm geſehen, ob ich ihm gleich die Exemplare von ſeinen Liedern und Ihren neuen Gedichten ſchon längſt geſchickt habe. Nur erſt vorigen Sonnabend bekomme ich einen Brief von ihm, der den 27. Februar datirt iſt, und worin freilich etwas von ſeiner Reiſe zu Ihnen ſteht; ich möchte aber wohl wiſſen, wo dieſer Brief liegen geblieben wäre, ob bey ihm in Halberſtadt oder hier in Leipzig. Da ich alſo die Zeit, wenn er bey Ihnen ſeyn wolle, nicht eher erfahren habe, als bis er ſchon längſt wieder weg war; ſo kann ich wohl mit Recht ſagen, daß ich ſie gar nicht erfahren habe. Rechnen Sie mir, liebſter Freund, mein Auſſenbleiben alſo nicht zu; und ſeyn Sie ja nicht ungehalten. Ich habe doch einzig und allein das meiſte dabey verloren. — Aber iſt es wirklich andem, daß der Herr Paſtor Lange mit ſeiner Doris zugleich bey Ihnen geweſen iſt? Was würden wir einander für Geſichter gemacht haben! Und der boshafte Gleim, was für Einfälle würde er auf unſer beyder Rechnung haben ſtrömen laſſen! Er würde uns haben verſöhnen wollen, und wir würden haben thun müſſen, als ob wir niemals Feinde geweſen wären. Es iſt mir bey dem allen recht lieb, daß ich dieſer Verlegenheit entgangen bin.

Sie bleiben auch gewaltig lange weg, liebſter Freund. Und gleichwohl darf ich es nun kaum recht wagen, Sie zu beſuchen. Denn ich weiß, daß der Herr General ſchon zu verſchiednen Malen geſagt hat, daß er Sie alle Tage wieder erwarte.

Morgen geht das Bataillon Garde von hier weg; nach Breßlau, wie man ſagt. Das iſt die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen von hier melden kann. Oder wollen Sie noch etwas neues von Gottſcheden wiſſen? Er wird mit dem Geſalbten unſers Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder franzöſiſche Verſe geſetzt nebſt einer goldnen Tabatiere und einem

Ringe. Er macht gar kein Geheimniß draus; er iſt vielmehr ſo ſtolz drauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt hat, in ſein Neueſtes hat eindrucken laſſen. Gott wolle nicht, daß unſer Gleim ſeinen Patriotismum auch ſo weit treibt, daß ihm Gottſcheb durch dieſe Bekanntſchaft reſpectabler wird! Jetzt iſt es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satyren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, ſo wird er uns ſelbſt zuvorkommen. Denn es iſt ganz gewiß, daß er wieder eine neue Aeſthetik in einer Nuß drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen ſeyn. Wenn ich doch nur auch unterdeſſen etwas geſchrieben hätte, damit ich nicht etwa vergeſſen würde! —

Leben Sie wohl, theuerſter, liebſter Freund, und kommen Sie ja bald wieder. Ich bin Zeit Lebens

Leipzig ganz der Ihrige
den 14. März 1758. Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 16. Decemb. 1758.

Liebſter Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten ſehr angenehmen Briefe lange ſchuldig. Sie werden die Urſache gleich hören. Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich das Gedicht unſers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen geleſen habe. Er iſt hier weit ernſter, feyerlicher, erhabener, als in ſeinen Liedern, ohne deswegen aus ſeinem Charakter zu gehen. Allein ſoll ich es für nichts, als für eine Wirkung ſeiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bey verſchiedenen Stellen vor Entſetzen die Haare zu Berge geſtanden haben? Sehen Sie, liebſter Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr ſeyn. Ich wollte dieſe Stellen nicht zum zweytenmal leſen, und wenn ich noch ſo viel damit gewinnen könnte. Ja, geſetzt, es wird über kurz oder lang Friede; geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegen einander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreyet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ſo ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind! Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bey mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger ſeyn ſollte. In dieſem Falle alſo, wenn es nehmlich eine bloße Colliſion des Patriotismus iſt, die mich dieſesmal mit unſerm Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich ſonſt zu ſeyn ſo viel Urſach habe — veniam petimus dabimusque vicissim. Ich war auch, in Betrachtung deſſen, gar nicht Willens, das Gedicht unſers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigſtens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Cenſur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, ſo mußte es nothwendig vorher cenſirt werden, und erſt heute erfahre ich, daß es die Cenſur nicht paſſiren kann. Ohne Zweifel iſt die anſtößige Erwähnung des von Katt die vornehmſte Urſache. Der *König hat ſich in dieſer Sache* ſelbſt zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm ſeyn könnte, ſich auf eine ſolche Weiſe daran erinnert zu ſehen.

Unterdeſſen, liebſter Freund, werde ich das Gedicht doch bey mir behalten, und in wenig Wochen einen Gebrauch davon machen, bey welchem der Dichter keine Gefahr läuft, und der Herausgeber ſich nichts vorzuwerfen hat. Sie ſollen damit zufrieden ſeyn; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber dem Grenadier dieſen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an mich vor ihm zu fürchten. Es ſcheint, er läßt ſich zu leicht in Harniſch jagen. Sein Major hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß ſeines Ciſſides nichts zu ſagen haben, wenn ich auch der eifrigſte Verfechter der Gegenparthey wäre. Ich bin es aber nicht; das wiſſen Sie.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir mit nächſter Poſt, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich Sie durch dieſen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin Zeitlebens

Ihr
ergebenſter Freund.
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 14. Febr. 1759.

Liebſter Freund,

Ich wollte Ihnen eben ſchreiben, und unſerm kleinen Streit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen Abſchrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders ſchreiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn Ihre Verbeſſerungen haben der Sache eine andere Geſtalt gegeben.

Alle unſere Freunde hier müſſen mir bezeugen, wie ſehr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Gedichte, gleich vom Anfange zufrieden geweſen bin. Es iſt mir nichts darin anſtößig geweſen — auch nicht einmal rippeln ꝛc.) — als bloß die Verwünſchungen, von welchen ich überhaupt ein abgeſagter Feind bin. Und dieſe Verwünſchungen haben nothwendig einen ſo ſtarken Eindruck auf mich machen müſſen, da ſie einen Prinzen betrafen, von deſſen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben ſollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient ſie ganz gewiß nicht; und wenn er ſie auch verdient hätte, ſo wäre es doch beſſer, daß der Grenadier das Verfluchen den Prieſtern überließe. Als Prieſter mag Herr Lange dieſes unſelige Vorrecht immer ausüben, und die nähere Erlaubniß dazu von Friedrich dem Soldaten itzt erſchleichen, die ihm Friedrich der philoſophiſche König zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut ſich ſelbſt Unrecht, wenn er ſich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt iſt, der ſich damit begnügt, wenn er nur itzt ein paar Monate hindurch geleſen wird, und nichts darnach fragt, wenn man ſeine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier ſoll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, ſo werden es ſeine Freunde für ihn thun.

Oeffnen Sie unterdeſſen, liebſter Freund, unſerm Grenadier nur über zwey Stellen meines ſo anſtößig befundenen Briefs das Verſtändniß! Wenn ich geſchrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, ſo bedaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit ſchreiben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde geſagt haben. Ich glaubte, als ich es ſchrieb, mit keinem lächerlichen Einfalle meinen Brief beſchließen

n, mit deſſen ernſthaftem Anfange ich nicht zufrieden
as ich aber von dem übertriebenen Patriotismus ein-
laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrach-
e nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende
die ich hier alle Tage hören muß, bey mir rege gemacht
Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es
leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen
nen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche
heit, die ich recht gern entbehre. — Doch laſſen Sie
von nichts weiter ſchreiben. Ich rühme mich, daß ich von
ndſchaft deſto höhere Begriffe habe, und daß noch tau-
he kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung
einen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im
n nachtheilig ſeyn können. Und wie könnten ſie auch, da
daß er weit mehr nachgiebt, als ich ſelbſt würde nach-
haben? Ich danke es ihm zum Beyſpiel nicht (als nur
n es ein Zeichen ſeiner Freundſchaft gegen mich ſeyn ſoll),
ie Verwünſchung der Selbſtherrſcherin in Ruhm und
erwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und
chte, daß er es bloß ſo verändert hätte: „Aber welch ein
ich dir wünſchen, Selbſtherrſcherin! wenn du" ꝛc.
rdeſſen kann es um ſo viel eher gedruckt werden, und
Ihnen nächſtens Exemplare zu ſchicken. Aber was wer-
ſagen, daß ich ſchon im voraus Gebrauch davon ge-
be? Weil ich nicht glaubte, daß es ſo bald könne gedruckt
ſo gab ich dem Verfaſſer der Briefe über die
Litteratur eine Abſchrift von den ſchönſten Stellen;
n Sie das, was bey Gelegenheit der ausgelaſſenen an-
Stellen geſagt worden iſt, beleidigen ſollte, ſo bitte ich
s um Verzeihung.
ſende Ihnen hierbey dieſe Briefe, weil Sie ſie verlangen.
nn Sie glauben, daß ich der Verfaſſer davon bin, ſo
r mir keinen Gefallen. Es ſind wohl einige Bolzen von
n; weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebſter
Ich bin

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Liebſter Freund,

ſetze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß,
den ſich alle Poſttage nach einem Briefe von mir um-
h muß Ihnen alſo nur ſchreiben, ob ich Ihnen gleich
noch nichts ganz Zuverläſſiges von unſerm theuer-
iſt melden kann.
von Brand iſt bey der Armee des Königs geweſen,
geſtern Abends wieder zurückgekommen. Er hat ſich genau
ſerm Freunde erkundigt und von dem Oberſten von
ſeinem Vetter erfahren, daß er ſich in Frankfurt noch
befände. Er ſoll nicht mehr als ſechs Wunden haben.
htſchaffene Mann! Er hat ſich, — und das hat nicht
r Oberſte, ſondern das haben ihm noch viele andere
geſagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich
than. Er hat die erſten Wunden gar nicht geachtet, ſon-
vor ſeinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben;
er endlich geſtürzt, hat er noch auf der Erde ſeinen Leuten
zugerufen und ſie aufs beſte angefeuert. Doch auch hier hat alles
nichts helfen wollen; er hat müſſen auf der Wahlſtatt liegen
bleiben, und iſt ſo, nebſt allen andern ſchwer Verwundeten, den
Ruſſen in die Hände gefallen.

Geſtern erhielten wir Nachricht, daß die Ruſſen Frankfurt
verlaſſen hätten. Sie haben ſich nach Guben gezogen, um ſich
mit den Oeſtreichern zu vereinigen. Ich ſchrieb alſo gleich, nebſt
dem Herrn Profeſſor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum
war mein Brief fort, ſo machte man mich beſorgt, daß ich ihn
wohl würde vergebens geſchrieben haben. Herr Venino[1] nehm-
lich, der gleichfalls bey der Armee geweſen iſt, will da für ge-
wiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen ſchreiben, aber
ich muß — er will erfahren haben, daß unſer liebſter Freund
bereits an ſeinen Wunden geſtorben ſey. Noch mehr; heute iſt
ein Journal von dem, was ſich von Tag zu Tag während der
Anweſenheit der Ruſſen in Frankfurt daſelbſt zugetragen hat,
hier angekommen, und auch in dieſem Journal ſoll es mit an-
gemerkt ſtehen, daß ein Major Kleiſt daſelbſt begraben wor-
den. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröſte. Es ſind
mehr Majore Kleiſt, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein
anderer Major Kleiſt, ich kann mich nicht gleich erinnern
von welchem Regimente, mit dem unſrigen ein gleiches Schick-
ſal gehabt hat. Dieſer wird geſtorben ſeyn, und nicht unſer
Kleiſt. Nein unſer Kleiſt iſt nicht geſtorben; es kann nicht
ſeyn; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben;
ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Laſſen Sie uns
das Beſte hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Poſt wer-
den wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, ſo beſuche ich ihn.
Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben
nicht mehr ſehen, ſprechen, umarmen? — Leben Sie wohl.
Ich bin ganz der Ihrige

Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 6. September 1759.

Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir
haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des
Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den
größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr
verlangt ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich
geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde
Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen
andern Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann da ſteht.
Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie;
manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann ſelbſt zu
zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drey, vier Wunden;
warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit weniger und
kleinern Wunden unſchimpflich bey Seite gemacht. Er hat ſterben
wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er
wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man; aber
er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen
wen ich raſen ſoll. Die Elenden, die ihn verſäumt haben! —

Ich muß abbrechen. Der Profeſſor wird Ihnen ohne Zwei-
fel geſchrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein
anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn
gemacht. Sie müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die
das itzt im Stande waren! Der Profeſſor will ſeine Rede drucken

[1] Ein italiäniſcher Kaufmann in Berlin.

laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, Kleiſt hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramler Verſe, die er mit ſeiner Rede zugleich will drucken laſſen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen ſein Verlangen — Liebſter Gleim, das müſſen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, ſagen könnten. Ihnen iſt es auch nicht, wie einem Profeſſor, gleich viel, was Sie ſagen, und wie Sie es ſagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr ſchreiben, wenn ich werde ruhig ſeyn.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Beſter Freund!

Ich reiſte mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmahl in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Denn noch bin ich in Breßlau nicht zu mir ſelbſt gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, iſt eine wahre Neuigkeit für mich.[1] Ihnen brauche ich es nicht lange zu verſichern, daß mir dieſe Ehre, beſonders in den Umſtänden, worinn ich mich gegenwärtig befinde, ſehr gleichgültig iſt. Auch iſt es mir ſehr gleichgültig, was Herr S. für ein Betragen dabey geäußert. Ob er falſch iſt, weiß ich nicht; daß er aber öfters ſehr inconſequent iſt, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es iſt immer einerley, ob man von einem General, oder von einem Präſidenten der Akademie abhängt. Wenn dieſer mehr Kopf hat, ſo hat er auch mehr Hals: und es iſt ſicherlich ſchlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen ſehr guten Mann, vor deſſen Haſtigkeit, wenn ſie anders ſein Fehler iſt, ich ganz geſichert zu ſeyn glaube.

Was Ephraim übrigens anbelangt, ſo iſt mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er ſich von mir verſprechen kann, von der Art ſind, daß ich niemanden dadurch ſchaden, auch mich ſelbſt keiner Verantwortung dabey ausſetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu ſeyn; und Sie, liebſter Freund, werden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir dann und wann, von dieſem und jenem, einen kleinen Wink geben. Unſere erſten Briefe ſind ſehr trocken. Wir müſſen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge ſchreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verlieren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; laſſen Sie mich ja an allen Ihren Beſchäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel ſeyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſoll.

[1] Leſſing war zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden. Nicolai.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu leſen. Ich will den Honigmonat vorbeygehen laſſen, ehe ich ihm ſchreibe. Doch kann er ſichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die verſprochenen Briefe haben ſoll.[1] Sie haben ohne Zweifel unterdeſſen alles geſchrieben. Daß ich ja mit nächſtem die Stücke alle bekomme, die ich nicht geleſen habe!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Breslau, den 7. Dec. 1760. Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geſchrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich alſo auch nur ein einzigesmahl recht zu mir ſelbſt gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt! aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verlohren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich mir nichts in ſeinem wahren Lichte zeigt. Morgen ſchreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O ſchreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillſchweigen. Ihre Briefe ſind für mich ein wahres Almoſen. Und wollen Sie Almoſen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebſter Freund. Die erſte gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, iſt ganz gewiß Ihre. Ich ſehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmliſche Erſcheinungen erwartet.

Breslau, den 30. März 1761. Leſſing.

An Ramler.

Breslau, d. 30. May 1762.

Liebſter Freund,

Ich habe Ihnen auf drey Briefe zu antworten: auf zwey, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer letztere mir die andern zwey faſt zu Räthſeln gemacht hat, ſo iſt es wohl kein Räthſel,

[1] Beyträge zu den ſo genannten Litteraturbriefen. Nicolai.

welches der verunglückte von den dreyen ſey. Der erſte, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleiſt mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erſte kleine Ausgabe des Logau wieder zurück ſchickten. Brief und Logau ſind mit dem Torniſter des jungen Kleiſt unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wiſſen, daß der Logau nicht mein eigen war, ſondern einer hieſigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr dieſen Verluſt erſetzen zu können; allem Anſehen nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es iſt weg? und ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleiſt meine Empfindlichkeit darüber merken zu laſſen. Denn er bat gar zu ſehr um Verzeihung; und einmal iſt er doch unſers Kleiſts Neveu. Was wollte ich dem nicht vergeben? Ihn ſeinen eigenen dabey erlittenen Schaden einigermaßen dabei vergeſſen zu machen, habe ich ihm in der Geſchwindigkeit die nöthigſten Bedürfniſſe wieder anſchaffen laſſen. Ich habe ihm auch offne Kaſſe bey mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie ſehr er ſich noch weiter dieſes Anerbieten zu Nutze machen will.

Und ſo iſt ſie wirklich todt? Liebe Mamſell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich iſt! Wenn ſie ſich nicht beſſer aus dem Handel zu ziehen gewußt haben! — Aber um Gottes willen, liebſter Freund, verwickeln Sie mich mit ihren Erben in keinen Prozeß! Geben Sie ihnen alles, was ſie verlangen. Ich will hoffen, daß ſie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht ſeyn, ihnen eine Art eines ſehr gültigen Anſpruchs auf dieſes und jenes zu produciren, wenn es ſich der Mühe verlohnte, eine dritte Perſon darüber abhören zu laſſen, welche die Mamſell zu ihrem Hin- und Wiederſchicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbſchaft unter hundert tauſend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn ſie von einem Frauenzimmer herkommen, ſind nicht immer die anſtändigſten. Ein einziges hätte ich gewünſcht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben dieſe mir noch verkaufen wollen, ſo werde ich ihnen dafür verbunden ſeyn. Schließen Sie den Handel, liebſter Freund, und ich will Ihnen ſogleich das Geld dazu aſſigniren.

Denn müſſen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beyſammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieſes einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur ſchon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation ſo überdrüßig, als ich noch einer in der Welt geweſen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr iſt ein Narr. — Daß Sie Oden drucken laſſen, die Sie mir nicht ſchicken, das iſt nicht fein. — Unſerm lieben Krauſe zu ſeiner abermaligen Veränderung tauſend Glück! Ich ſchreibe ihm mit nächſtem Poſttage unfehlbar. — — Gleim und die Karſchin! Die letzte hat an mich geſchrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleiſt noch lebte! — Hier iſt ein Brief von ſeinem Neveu. Er klagt, daß er ſchon zweymal an Sie geſchrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm ſelbſt durch den Buchhändler Meyer beſtellt. Haben Sie den nicht erhalten? — — Was machen Langemack und Sulzer? — Was macht —

Ich muß ſchließen, liebſter Freund. Sie wiſſen ja ohnedies wohl, nach wem ich ſonſt noch etwa hätte fragen können. Grüßen Sie ſie alle! Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie ſo oft an mich, als ich an Sie denke. Das iſt öfter als Sie glauben; denn ſonſt würden Sie mich nicht auf den Fuß eines Menſchen behandeln, deſſen Stillſchweigen man mit Stillſchweigen beſtrafen muß. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Nicolai.

Liebſter Freund,

Endlich bringt mich die Noth, an Sie zu ſchreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erſte: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir ſie alſo nicht als ein Almoſen wollen zukommen laſſen —

(Sie ſollten ſich ſchämen, mit mir auf ſo genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, iſt eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundſchaft. Handel und Wandel leidet keine Freundſchaft: aber Freundſchaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unſern Briefwechſel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichſten Wortverſtande nichts als ein Briefwechſel ſeyn ſoll? Wenn Sie mit keinem andern Wechſel übers Ohr gehauen werden, als mit dieſem, ſo wird Ihr Beutel ein ſehr geſegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundſchaft eine Capitaliſtinn werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, iſt ein Capital, welches Sie bey mir unterbringen. Und die Intereſſen dieſes Capitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Capitale geſchlagen, und tragen neue Intereſſen, welche wieder zu dem Hauptſtuhle geſchlagen werden; ſo daß, je länger ich nicht antworte, deſto größer Ihr Capital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da iſt nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! Lieber Freund, verſchmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Laſſen Sie uns noch drei Jahre münzen, und die begreiflichſten Reichthümer ſollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parentheſis) — —:

— So muß ich mir ſchon gefallen laſſen, ſie als Antworten zu erpreſſen. Und damit Sie auch gleich wiſſen, was Sie mir antworten ſollen, ſo vernehmen Sie meine zweyte Noth. Auf beyliegendem Zettel ſtehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenſchen Catalogo[1] —

(Der ehrliche Mann, höre ich, iſt an einer poetiſchen Dyſenterie[2] geſtorben. Daran ſterbe ich nicht. Eher noch an einer poetiſchen Obſtruction, Conſtipation — wie heißt das griechiſche Wort! Schlagen Sie Hebenſtreits Anhang zu Woyts mediciniſchem Lexico nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch ſo viel vergeſſe, ich behalte doch wenigſtens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends ſelber kaufen — das kann ich jetzt — ſo gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern ſteht ſicherlich mehr, als ich vergeſſe. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergeſſe, deſto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht

[1] Aus dem Verzeichniſſe der ſehr beträchtlichen Bibliothek des ſel. Oberkonſiſtorialraths Nathanael Baumgarten in Berlin, die damals verkauft wurde. Nicolai.

[2] Er hatte eine Siegespredigt in Verſen gehalten. Nicolai.

auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu ſehen. Nehmlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere
legere
vivere
desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Goth. Ephr. Lessing etc. Aus dieſem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — ſondern aus dem Baumgartenſchen Catalogo) —
— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie alſo ſo gut, und laſſen Sie mir ſie erſtehen. Oder erſtehen Sie mir ſie vielmehr ſelbſt. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie los bitten:

„Madame Nicolai,"

„Unbekannter Weiſe — das iſt ein Glück für mich; denn „wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht „viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Dieſelben hiermit „ganz ergebenſt zu erſuchen, mir zu Liebe und Ihnen ſelbſt zur „großen Ehre, die Selbſtüberwindung zu haben, und zu erlau„ben, daß Ihr Mann — — Ihr lieber Mann ſollte ich ſagen; „denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm „verheirathet ſind — — daß Ihr lieber Mann alſo — — Aber, „wenn es noch Ihr lieber Mann iſt, ſo wird Ihnen die Selbſt„überwindung allzuviel koſten. — Es bleibt alſo bei dem erſten „— daß Ihr Mann ſchlechtweg, ſo lange als die Baumgarten„ſche Auction dauert — es iſt keine Möbel-Auction, Madame; „wo Geſchmeide oder Silberzeug zu erſtehen iſt, da werden Sie „ihn wohl von Selbſt hinſchicken, — ſich alle Nachmittage ein „Paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er „ſoll ſo gut ſeyn, und Bücher für mich erſtehen, wenn Sie ſo „gut ſeyn und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten „Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für ſich „ſoll er kein Blatt erſtehen. Wer Frau und Kinder zu verſorgen „hat, muß freilich ſein Geld klüger anwenden. Aber unſer eins; „ich bin ſo ein Ding, was man Hageſtolz nennt. Das hat keine „Frau; und wenn es ſchon dann und wann Kinder hat, ſo hat „es doch keine zu verſorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, „wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld iſt es ohnedies, „herzlich ſchlecht Geld; ſo ſchlecht, daß man ſich ein Gewiſſen „daraus machen muß, ſeine alten Schulden damit zu bezahlen. „Denn ſonſt könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte „Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte „Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin „ein Hageſtolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel „unſrer Freunde iſt anſteckend — Liebe Madame, haben Sie „etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht „hübſch untergebracht wiſſen möchten? Sie wiſſen vielleicht nicht, „welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr „Mann war außer Maßen unentſchlüſſig, ob er Ihr Mann „werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht ſo ſehr zugeredet, „ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine er„kenntliche Frau ſeyn wollen — — Ich muß toll im Kopfe ſeyn, „daß ich heute alles ſo ohne Ueberlegung hinſchreibe! Wenn Sie „eine erkenntliche Frau ſind, ſo kratzen Sie mir vielleicht lieber die „Augen aus dem Kopfe. — Nein Madame, ich habe ihm nicht zu„geredet. Wenigſtens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ih„rem Eheſtandskalender doch für Wetter ſtehen, welches will; mir „dürfen Sie weder den Sonnenſchein noch den Sturm zuſchrei„ben. — Aber wieder auf die Auction zu kommen! — Steht „Sonnenſchein im Kalender, ſo entlaſſen Sie Ihren Mann freund„lich in die Auction; — ſteht Sturm, ſo jagen Sie ihn hinein. — „Er mag gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in bey„den Fällen zu verdanken haben. — Empfangen Sie alſo meinen „Dank. — Ich pränumerire meinen Dank ſehr gern. Denn wer „Henker kann eine Gefälligkeit abſchlagen, für die man ſchon den „Dank empfangen hat? Nein, Madame, das iſt nicht möglich; „und in feſter Ueberzeugung dieſer Unmöglichkeit verharre ich,

„Madame,"
„Dero"
„unbekannter Weiſe"
„ganz ergebenſter Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau beſtellen ſollen; aber dieſen können Sie immer beſtellen. — Sie gehen alſo in die Auction, und erſtehen mir die Bücher. — Hier werden ſehr oft Pferde und Packſättel verauctionirt: ich bin wieder zu Ihren Dienſten. Die ich mit einem * notirt habe, müſſen Sie mir um Gottes Willen nicht weglaſſen.[1] Ich muß ſie abſolut haben! Die rechte Hand ſchreibt: abſolut; und die linke ſchnippt mit den Fingern dazu: es iſt alſo mein Ernſt. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erſtes Aviso aſſigniren. Darauf können Sie ſicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beytrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verſpräche. — Und à propos, ich verſpreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Muſäus ſchicken, wobei die griechiſchen Scholien ſind. Ich habe über dieſes Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich ſie wieder fliegen laſſe. Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moſes. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht ſchließen, denn eben muß ich fort —

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

Peile,[2] in Eile.
Wiſſen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.

Den 22. Oktober 1762.

[1] Das war halb in Scherz, halb in Ernſt geſagt. Er hatte bey der ſehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preiſe beſtimmt, ſondern mir überlaſſen, wie viel ich wollte bieten laſſen. Bey einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er ſie ſchlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weiſe hatte er dieſe meiſtens griechiſchen und engländiſchen Bücher ſich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geſchrieben, und vorher ſchon einem andern Freunde auf dieſe Bücher ungemeſſene Kommiſſion gegeben, aber dies nachher vergeſſen, als er ſich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwey Perſonen, zum allgemeinen Erſtaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten ſich beyde bietende Perſonen, daß ſie ungemeſſene Kommiſſion hätten, und das Buch nicht könnten fahren laſſen. Als ſie, um auseinander zu kommen, von einander zu wiſſen verlangten, für wen ſie böten, fand ſich, daß ſie beyde für Leſſing geboten hatten.
Nicolai.

[2] Ein faſt eine Meile lang ſich dehnendes ſehr großes Dorf, in deſſen Mitte eine evangeliſche Brüdergemeine ſich befindet, woher dieſer Theil des Dorfs Gnadenfrey genannt wird. Es liegt in Schleſien, im Herzogthume Schweidnitz, zwiſchen den Städten Reichenbach und Nimptſch. Leſſing ſtand da mit dem General Tauenzien im Lager.
Nicolai.

chzuehrender Herr Vater,

ſchon wiederum um Ihre gütige Nachſicht bitten, Antwort ſo lange verzögert habe. Meine itzigen ßen mich zum Theil entſchuldigen, und die Un- d Unentſchloßenheit, in der ich mich ſolchen nach

erwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T. nk liegt, noch größer. Es mag aber dieſe Krank- en wie ſie will, ſo iſt die totale Veränderung mei- ituation immer gewiß. Es ſollte mir leid thun, ne liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nach- einen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begrif ht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Ge- gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, es Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß lten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich tals entſchloßen, von aller Bedienung die nicht voll- meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über ines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nö- , mich auf den kürzern Reſt deſſelben, noch zum achen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, ten dieſes ſchreiben, damit es Ihnen nicht befremde, ich in kurzem wiederum von allen Hoffnungen und uf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit ent- ollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus hnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt uszuſetzen, und alsdann verlaße ich Breslau ganz es weiter werden wird iſt mein geringſter Kum- ſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts Sich langwierige Krankheiten und ich weis nicht länder befürchten, die einen außer Stand zu arbei- nten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. beßeres, und habe Freunde. — —

frigſten Wünſche gehen auf das ruhige, und zufrie- einer wertheſten Eltern, die ich beſchwöre, um mich ummer zu machen, wohl aber verſichert zu ſeyn, ſeine Eltern und Geſchwiſter aufrichtiger lieben

Dero

gehorſamſter Sohn

. 13. Junius Gotthold.

64.

An Kamler.

Breslau, d. 5. Auguſt 1764.

iebſter Freund,

Dank für Ihre beſorgſame Freundſchaft! — Krank einmal ſeyn, aber ſterben will ich deswegen noch n ſo ziemlich wieder hergeſtellt; außer daß ich noch Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch rlieren ſoll; und alsdann werde ich wie neugeboren Veränderungen unſers Temperaments, glaube ich, ıdlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbun- ıſtliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich be- ann zu werden, und ſchmeichle mir, daß ich in die- Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thor- t habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſchet mich geſund; aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung, nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſeyn? Die Horaze und Kamler wohnen in ſchwächlichen Körpern. Die geſunden Theophile[1] und Leſſinge werden Spieler und Säufer. Wünſchen Sie mich alſo geſund, liebſter Freund; aber wo mög- lich, mit einem kleinen Denkzeichen geſund, mit einem kleinen Pfahl im Fleiſche, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hin- fälligen Menſchen empfinden laſſe, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn ſie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerſpiele, und ich erſt ein einziges gemacht! Neunzig Trauerſpiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O laſſen Sie mich davon abbrechen, liebſter Freund! —

Leben Sie wohl, liebſter Freund, leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige,

Leſſing.

An Kamler.

Breslau, den 20. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Ihr Schreiben, das mir Herr Rieb überbrachte, hat mir ſeinen Beſuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß ihn nicht ohne Antwort abreiſen laſſen, damit er wiederum das Vergnü- gen haben kann, Sie zu beſuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Haupt- mann von Diebitſch wohl erhalten haben. Er war ſo gütig, für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem ich ſehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Rieb haben mir verſichert, daß Sie ſich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabey, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, ſag ich; denn ſeit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für ſchlimmer, als das krank ſeyn. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf iſt, und vege- tirt, und für geſund angeſehen wird, ohne es zu ſeyn! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich ſelten geweſen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von dieſem Luſtſpiele nichts ſagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten iſt. Wenn es nicht beſſer, als alle meine bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch ſeyn, daß ich zu lange gefeiert hätte. — Sie ſollen der erſte ſeyn, von dem ich mein Urtheil er- warte.[2] — Vorher aber ſagen Sie mir noch Ihr Urtheil, lieb- ſter Freund, von beyliegenden Reimereyen.[3] Kaum ſollte ich es zwar wagen, Ihnen ſolche Nichtswürdigkeiten vorzulegen;

[1] Leſſing meint Theophilus Döbbelin, den breitſchultrigen Schauſpieler. Nicolai.

[2] L. hielt dieſes Verſprechen. Er brachte Kamlern jeden Akt, las ihm ſolchen ſelbſt vor, und ließ ihn ſo lange in ſeinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorleſen konnte. Es war dabey ausgemacht worden, daß K. in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder Vorſchlägen zur Verbeſſerung legen ſollte. L. nahm dieſe auch freundſchaftlich an, bis auf zwey oder drey, worin er ſeinen Willen haben wollte. Nicolai.

[3] Dieſes waren drey komiſche Erzählungen, nehmlich die Brille, Nix Bodenſtrom, und die Theilung. Nicolai.

und ich kann es selbst kaum begreifen, wie ich seit Jahr und Tag wieder in diesen Geschmack gekommen bin. Wenn sie nicht ganz verwerflich sind, und es sich der Mühe verlohnt, daß Sie Ihre Feile ansetzen, so thun Sie es doch! Nicht sowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann; als vielmehr, damit mir meine Nachlässigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von selbst errathen kann, welchem Kunstrichter ich das übrige Zeug dieser Art zu reinigen und zu läutern geben muß. Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bey. Wie sehr freue ich mich, daß mein Wunsch in Ansehung des Verfassers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den seinen Geschmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt![1] Er, der allein von Flöhen singen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn?

Leben Sie wohl, liebster Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren

getreusten

Lessing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es würde unverzeihlich seyn, wenn ich es noch länger anstehen ließe, meinen wertheften Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir so theuern Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillschweigen werden Sie mir gütigst verzeihen; Arbeit und Verdruß und meine bevorstehende Veränderung, haben mich, so zu reden, meiner selbst vergeßen gemacht, und ich werde nun schon auch nicht eher wieder zu mir selbst kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieses sind denn auch die Ursachen, warum ich den Besuch meines Bruders Carl verbitten muß. Ich möchte ihn zwar sehr gern sprechen, aber die Zeit verstattet es itzo nicht, und ich muß mir dieses Vergnügen schon bis auf das Frühjahr versparen, da ich ganz gewiß auf einige Tage nach Hause zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daselbst nur erst in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht widerrathen. Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieses so gerade heraussagen muß, aber es würde ihm schädlich seyn, wenn er sich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerschen Processe sind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das ist, außer meiner Bibliothek und meinen Sachen, mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geschmolzen seyn wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbey ein Brief an ihn, von einem seiner Universitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm schuldig gewesen, mit 28 Rthlr. 12 Gr. hiesigem Courant bezahlt habe. Ich wünschte sehr, ich könnte ihm seine übrige Schulden auch tilgen. Aber, wie gesagt, ich kann nichts versprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkauffen, ich habe auch sonst noch einige kleine Forderungen außenstehen. Aber alles das ist nichts gewißes, und auf der Universität muß man auf etwas gewißes rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, so kann er versichert seyn, daß ich seiner nicht vergeßen werde. Schenken Sie ferner Ihre Liebe

Dero

Breslau, d. 10. Jan. 1765. gehorsamsten Sohne

Gotthold.

[1] Lessing meinte wahrscheinlich Sulzern.

Nicolai.

An Klotz.

Berlin, den 9ten Jun. 1766.

Auch ich erinnere mich sehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Bischofswerde, Pastor war, und meine Unterweisung über sich genommen hatte, zu verschiednen malen in Ew. Wohlgeborn väterlichen Hause gewesen zu seyn. Nothwendig werde ich auch Dieselben damals gesehen und gekannt haben, ob mir schon nur ein sehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, seit Dero erstem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr blosser Name jederzeit meine ganze Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Wort eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie selbst, ob die rühmlichen Erwehnungen, die ich von mir darin zu finden das überraschende Vergnügen hatte, mich in dieser Vorstellung bestärken können. Ich bekenne es; sie hätten, diese schmeichelhaften Erwehnungen, mir eine Einladung seyn sollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den ersten Schritt zu thun um einer gleichsam angebornen stillschweigenden Freundschaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bey Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine schriftstellerische Empfehlung, als eine freundschaftliche Aeusserung scheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verspreche meinem Laokoon wenig Leser; und ich weiß es, daß er noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen: so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey blos aus der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffner Mann erst gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.

Eben so sehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, so wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber sollte sich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegsetzen können? Was kann darin vorkommen, was wir nicht schon in zwanzig alten Schriftstellern gelesen? Zu dem würde das Griechische dem etwanigen Aergerniße die Schranken enge genug setzen, wenn das Freyste ohne Uebersetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich

i Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde,
indlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu ver-
wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner
preche, nicht der geringſte ſeyn. Ich bin ꝛc.

An Gleim.

Berlin, den 31. October 1766.

Liebſter Freund,

werden Sie von mir denken? Ich genieße in Ihrem
viel Höflichkeit, ſo viel Freundſchaft, ich mache noch
n Schulden, und denke eben ſo wenig daran, mich für
edanken, als dieſe abzutragen. Aber verzeihen Sie mir
aß ich Sie unter diejenigen meiner Freunde rechne,
ich mir auch eine noch größere Unregelmäßigkeit er-
rfte. Ich bin indeß krank geweſen, ich bin verreiſet
r verreiſet geweſen, ich habe Verdruß, ich habe Be-
gen gehabt. — Doch wozu dieſe Entſchuldigungen? Ich
e haben mir meine Nachläſſigkeit ſchon verziehen.
alb wäre ich unverſchämt genug, noch oben drein mit
zanken, liebſter Freund! Wer wollte mir denn mit
t den verſificirten Tod Adams ſchicken? Ich bin gar
it zufrieden, daß ich ihn nicht eher gehabt habe, als ihn
Welt hat. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie ihn
aufgenommen hat. Ich ſage aufrichtig: nicht, weil Sie
rhehlen würden, wenn er nicht damit zufrieden geweſen
ädern, weil Sie mir vielleicht verſchweigen dürften,
r damit zufrieden iſt. Mein Urtheil ſollen Sie alsdann
enn ich das ſeinige weiß. Nur ſo viel verſichere ich
raus, daß mir Ihre Verſification beſſer gefällt, als
i eigene im Salomon.
machen Sie denn nunmehr? Denn etwas werden Sie
er unter der Feder haben. Wie ſteht es mit der voll-
Ausgabe Ihrer Werke? Liebſter Freund, wir werden
e älter; laſſen Sie uns bald thun, was wir noch
len.
chicke ich Ihnen nur erſt das Geld wieder, welches ich
geborgt habe. Es waren doch nicht mehr als 6 Piſto-
hrhaftig, ich muß mich ſchämen, wie ich in dergleichen
o ganz und gar ohne Nachdenken ſeyn kann. Aber die
die ich von Ihnen habe, brauche ich noch. Ich brauchte
h eins oder zwey mehr, die ich bei Ihnen geſehen habe;
als wenn Sie Ihre Bücher nicht ſelbſt brauchten!
noch Piſtolen wären! Leben Sie wohl, liebſter Freund;
n ich nicht glauben ſoll, daß Sie böſe auf mich ſind; ſo
n Sie mir bald.
in Zeit Lebens

Ihr
ganz ergebener Freund
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Februar 1767.

Liebſter Freund!

Brief vom 6ten p. hat mich in Hamburg geſucht, als
a ſchon wieder weg war. Erſt geſtern habe ich ihn retour
, und ich hoffe alſo Verzeihung, daß ich ihn ſo ſpät be-

Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll: ſo vielerley habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich geweſen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, wahrſcheinlicher Weiſe, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen. Meine Freunde daſelbſt werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinſten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn ſie mir in Hamburg nur nichts nehmen, ſo geben ſie mir eben ſo viel, als ſie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs deſſelben, eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſpricht. Als ich mit Ihnen ſchloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet haben, daſelbſt vollenden, und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bey mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortſetzung deſſelben, für den großen Haufen unſerer Leſer, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt leſen, verſtehen von der Sache eben ſo viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Ausſicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptſächlich davon ſchreiben. — Kennen Sie einen gewiſſen Herrn Bode daſelbſt? Er iſt ein Freund von Herrn Zachariä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir geſagt, daß er auch Ihnen bekannt zu ſeyn die Ehre habe. Dieſer Mann legt in Hamburg eine Druckerey an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz, auf eine oder die andere Weiſe, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm ſchon vorläufig davon geſprochen. Er iſt zu allem bereit. Melden Sie mir alſo, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlaſſen ſoll? Er iſt ein ehrlicher Mann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich auf dieſe Weiſe etwas beytragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß wie lange wir athmen. Wir müſſen machen, daß wir um ſo viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebſter Freund!

Ihre Bücher ſende ich Ihnen nächſtens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird ſpringen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entſchlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entſchlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünſchte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigſtens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 254 Bänden; die Acta Eruditorum, die Années littéraires de

Freron, kurz einen Praß von ſolchen Werken von ſiebenthalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Laſt ſind, und die man doch nur ſelten ſo vollſtändig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, ſind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln ſammelt!

Mit einem Anſchlage auf Caſſel iſt es alſo nichts. Ich ſage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er ſich deßhalb gemacht hat, gehorſamſten Dank.

Ich wünſchte ſelbſt, ich wäre mit Ihnen in Dresden geweſen. Wenn es mir nur einigermaßen möglich iſt, ſo reiſe ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herrn von Hagedorn perſönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, ſo wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an ſeinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas Beſſeres geweſen ſeyn, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, wertheſter Freund, und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferſpiel fertig iſt, ſo ſoll es Schuch nicht haben, ſondern ich will es haben, und es in Hamburg aufführen laſſen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 22. May 1767.

Liebſter Bruder,

— — — Von meinen Umſtänden weiß ich ſelbſt nicht recht, was ich Dir melden ſoll. Mit unſerm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anſtehn. Es iſt Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Indeß habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die erſten Stücke erhältſt. Sie ſind in meiner eigenen Druckerey gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weiſe hier fixiren wollte, ſo habe ich mich bereden laſſen, die Druckerey eines gewiſſen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem ruſſiſchen Obriſten auf Reiſen gegangen iſt. Ich werde ja ſehen, wie es damit geht. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieſer Sache ſetzen wollte. So viel kannſt Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch in Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Luſt läßt, Briefe zu ſchreiben. Du mußt mir es daher vergeben, wenn ich Dir nicht ordentlich antworte, aber dennoch Dich bitte, mir fleißig zu ſchreiben. Entſchuldige mich gleichfalls zu Hauſe; ich werde ſchreiben, ſobald ich ruhiger bin.

Laß ja an dem Katalogo fleißig drucken, und ſetze von den dort zurückgebliebenen Büchern noch dazu, was du willſt, ohne mir es erſt zu ſchicken. Unter den mediciniſchen Disputationen aber ſuche mir eine aus: Von dem Zupfen der Sterbenden; ich weiß nicht, wie der Verfaſſer heißt, auch kann ich mich auf den lateiniſchen Titel nicht beſinnen: Du wirſt ſie aber bald erkennen, und ſie muß zuverläſſig da ſeyn. Schicke mir ſie gleich. Ich bin auf immer Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater!

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beſchreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich ſeit Jahr und Tag ſtecke, wie mißvergnügt ich faſt immer geweſen, wie erſchöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillſchweigen nicht allein verzeihen, ſondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieſer Zeit zu geben im Stande geweſen bin. Wenn ich einmal ſchreibe, iſt mir es nicht möglich, anders zu ſchreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmſten Brief zu leſen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umſtänden noch unzufriedner geworden ſeyn, wenn ich mir vorgeſtellt hätte, wie viel Kummer ſie meinen Aeltern verurſachen müßten. Am beſten alſo, ich ließ ſie gar nichts davon wißen; welches aber nicht anders geſchehen konnte, als daß ich gar nicht ſchrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; ſo wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie ſich insgeſammt noch geſund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünſchter kommen könnte, als dieſe Nachricht; ich betaure nur, ſo oft ich ſie erhalte, daß ich ſo wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben ſo bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und geſund gemacht hat. Die inſtehende Feyer Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da ſie eine ſo große Wohlthat des Himmels iſt. Möchten ſich nur recht viele in Camenz finden, die dieſes Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten! Aber ich muß fürchten, daß außer unſern Anverwandten deren nicht viele ſeyn dürften, da ich aus Theophili Briefe erſehe, wie grauſam man Ihnen den kleinen Troſt verweigert hat, ihren Sohn neben ſich in dem Amte zu ſehen. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich nicht beide über dieſe Kränkung hinwegſetzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut iſt. Es ſcheinet als ob wir alle ein wenig ſpät zur Ruhe kommen ſollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen.

Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich ſo lange gehofft, und worauf man mich ſo oft vertröſtet, fehlgeſchlagen. Gewiße Vorſchläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus dieſen iſt wenig geworden, und ich habe mich endlich entſchloſſen, meine Verſorgung und mein Glück von mir ſelbſt abhangen zu laſſen. Ich habe nehmlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zuſammengenommen, und in Gemeinſchaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorſchuß, den dieſes Etablissement erfodert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es ſoll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange iſt, ſo hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und dieſe Ausſicht iſt mir um ſo viel ſchmeichelhafter, wenn ich mir vorſtelle, daß ich meine beßere Umſtände auch mein Geſchwiſter werde können genießen laßen. Boritzo nur muß es Nachſicht mit mir haben, und ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig ſo unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwiſchen wird es ihm auch nicht ſchaden, wenn er ſelbſt zuſehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar iſt, will ich unfehlbar eine

Proviſion an Zucker und Wein über Dresden an Sie
achen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer geſchehen
; aber die Fracht zur Achſe iſt nach dorthin eben ſo koſtbar,
ten.

h empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken und
n, und wünſche Ihnen, nebſt der Frau Mutter und
ſter, einen glücklichen und vergnügten Eintritt des bevor-
den Neuenjahres. Der ich Zeitlebens verharre

Dero

nburg den 21 December 1767. gehorſamſter Sohn Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, den 2. Februar 1768.

Liebſter Freund,

iſt doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht
n. Denn dieſesmal weiß ich doch ganz gerecht, ſind Sie
e Antwort ſchuldig, auf den Brief nehmlich, worin ich
Ihre Spöttereyen über die Buchdrucker Bode und Leſſing,
er das neue Journal beantwortet. Für das letzte ſollen
n wohl Reſpect bekommen; nachdem wir Klopſtocks Herr-
deſſen Oden und Abhandlungen über das Sylbenmaß
ten, Gerſtenbergs Ugolino, ein Luſtſpiel von Zachariä,
weiß ſelbſt nicht, wie viel andere ſchöne Sachen, dazu
haben. — Wir werden uns alſo mit unſerm Journal
ter Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor
jemeinen noch vor der Klotziſchen. Das iſt doch unleidlich,
Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem Tone! Das
Stück aber iſt ſchon ſo elend, daß ich der ganzen Luft-
ung eine ſehr kurze Dauer verſpreche. Die Königsberger[1]
ſchon ritterlich an, ſich über den Hrn. Geheimenrath
u machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz ſich
gänzlich in ſeine lateiniſchen Schanzen zurückzieht.

habe Ihnen, liebſter Freund, einige einzelne Theile
gliſchen Dramaticis gelaſſen. Wenn Sie ſie nicht mehr
n, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ſie mir je eher je lieber anher zu
Ich brauche ſolchen Bettel jetzt alle Tage und Stunden.
ß um mich greifen, um die Materie zu meiner Drama-
lange zu dehnen, bis die Geſellſchaft wieder nach Ham-
mmt. Sie wiſſen ja wohl, daß ſie jetzt in Hannover iſt,
mit vielem Beyfalle ſpielt. An ihrer Statt haben wir
iche Komödie und franzöſiſche Operette. Morgen fängt
te Opera buffa hier an. Unter den Franzoſen ſind ein
nte Leute. —

r Moſes hat noch ein engliſches Buch von mir, welches
h nicht mein iſt, ſondern das ich ſelbſt hier geborgt habe.
earch über den freyen Willen, oder wie der Titel heißt.
liebſter Freund, laſſen Sie ſich gleichfalls geben, und
mir es mit, ſobald Sie an einen hieſigen Buchhändler
nden. — Was macht unſer Freund? Ich will hoffen,
nein Stillſchweigen nicht anders auslegt, als er es im-
gelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder
eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm
darf. — Was macht Ramler? Auch ihm habe ich
t geſchrieben: aber ehe er es ſich verſieht, werde ich für
rieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit
den Liedern der Deutſchen zu bunt.[1] Ich muß ſehen, ob ich
nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann. Oder meynen
Sie, daß meine Dramaturgie noch ſo ziemlich nach dieſen Brie-
fen ſchmeckt?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir
bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

[1] Königsbergiſche gelehrte Zeitung. Nicolai.

[1] In der Klotziſchen Bibliothek ſtand eine ſehr plumpe Recenſion der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutſchen.

Nicolai.

An Gerſtenberg.

Hamburg, den 25 Februar 1768.

Ew. Hochwohlgeboren

erſte Zuſchrift hat mich auf eine ſo angenehme Art überraſcht, daß es mir damit gegangen, wie dem Kinde, dem man unverhofft ein Geſchenk macht, nach welchem es ſich längſt geſehnt; vor lauter Freuden vergißt es, ſich dafür zu bedanken. Ich verdiene ſo viel zuvorkommende Freundſchaft nicht: aber um ſo mehr verdiene ich den Verweis des zweyten Briefes. Was kann ich weiter darauf antworten? Ich bin von jeher ein ſehr nachläſſiger Briefſchreiber geweſen; ich bin unter allen meinen Freunden dafür bekannt; deſto beſſer, daß mich auch der Hr. von G. je eher je lieber dafür kennen lernt! — Doch wenn dieſe Entſchuldigung ein wenig zu leichtſinnig klingt; hier iſt eine ernſthaftere, und die wahre. Ich fand gleich auf Ihren erſten Brief ſo viel zu antworten, und über Dinge, die mir nicht gleichgültig ſind, daß ich mir Zeit dazu nehmen mußte. Ich wartete auf einen ruhigen und heiteren Augenblick; und dieſe Augenblicke ſind jetzt bey mir ſo ſelten!

Wenn ich Ihnen bloß zu verſichern gehabt hätte, wie ſehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie ſeines Verfaſſers bey mir zurück gelaſſen: ſo hätte ich mich nur hinſetzen und ſchreiben dürfen. Was man ſo lebhaft empfunden, wird einem ſo leicht zu ſchreiben, daß man geſchwinder den Anfang, als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählt, deſſen Contextur ſich aller dramatiſchen Form zu verweigern ſcheint: aber es hat müſſen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überſtiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hätten. Der körperliche Schmerz iſt unſtreitig unter allen Leiden am ſchwerſten zu behandeln: und Sie haben die ſchrecklichſte Art deſſelben mit ſo großer Wahrheit, und mit ſo mannichfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Rührung mehr als einmal durch das Erſtaunen über die Kunſt unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht ſowohl meinen Lobſpruch, als meine Anmerkungen. — Es iſt ſchlimm, wenn man im Verdachte iſt, daß man über Alles Anmerkungen macht. — Wenn ich nun keine gemacht hätte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir ſo gütig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweyte Hand Ihrem Werke abgewiſcht, habe ich vormals eben ſo wenig bemerkt, als ich ſie jetzt vermiſſe. Meinetwegen hätten ſie immer bleiben können: doch beſſer iſt freylich beſſer!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch ſchon wieder betauert, ſie geäußert zu haben. Indeß, ehe ſie

Ihnen auf eine oder die andere Weiſe unrecht hinterbracht wird — Am beſten, ich ſchreibe ſie Ihnen ſelbſt. Das war vom Anfange mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit laſſen, ſie noch mehr zu überlegen. Ich habe ſie überlegt und überlegt; aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich ſie genug überlegt zu haben glaubte, ſo würde ich Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich!

Hier iſt ſie alſo, ſo gut ich ſie zur Zeit geben kann. — Sie iſt aus einem Gefühl entſtanden, das ich mich bey keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere, als bey dem Ugolino. — Mein Mitleid iſt mir zur Laſt geworden: oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu ſeyn, und ward zu einer gänzlich ſchmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel, als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu dieſem Ziele gelangen werde, ſchwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerſtreuen; und ich bekenne es, ich werde es ſchwerlich wagen, dieſe Eindrücke wiederum bey mir zu erneuern. Es iſt mir lieb, Ihren Ugolino einmal geleſen zu haben, nehmlich in der Abſicht, mich der Täuſchung zu überlaſſen: zum zweytenmale leſe ich ihn in dieſer Abſicht gewiß nicht wieder.

Woher dieſes?

Ihre Perſonen leiden alle. — Die mehreſten derſelben leiden völlig unſchuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen.

Die einzige Perſon, die vielleicht nicht ganz unſchuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμαρτημα, welches völlig außer dem Stücke iſt, und von dem wir faſt gar nichts erfahren.

Sie werden ſagen: dieſes trift den Dante ſo gut als mich. — Nein: Bey dem Dante hören wir die Geſchichte als geſchehen: bey Ihnen ſehen wir ſie als geſchehend. Es iſt ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir, oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich höre, durch dieſes Elend kam der Held durch, das überſtand er: oder ob ich ſehe, durch dieſes ſoll er durch, dieſes ſoll er überſtehen.

Der Unterſchied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorſicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerfen: ſie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerſtörung ein Ende zu machen. Warum? weil ich alle Augenblicke hoffen darf, ohne dieſes gewaltſame Mittel mein Elend geendet zu ſehen. Die Vorſicht kann es enden, und wird es enden, ſobald es mir dienlich iſt.

In dieſer Hoffnung durchſchritt Ugolino ſeinen ſchrecklichen Pfad, bis ans Ende. Er that wohl, daß er lieber verhungern, als Hand an ſich legen wollte. „Vielleicht, mußte er denken ſo lange er denken konnte, ſpringen eben itzt die Thüren des Gefängniſſes auf, und ich bin gerettet, wenn ich dieſen Augenblick geduldig abgewartet habe.“

Aber wie ſteht es mit dieſer Hoffnung in den Nachahmungen der Kunſt? — Dünkt Ihnen nicht, daß ſie durch das Weſen gewiſſer Gattungen nothwendig aufgehoben werde? Dieſes Weſen iſt bekannt; der Dichter verſpricht uns eine Tragödie; und obgleich eine Tragödie ebenſowohl einen glücklichen, als einen unglücklichen Ausgang haben kann, ſo ſehen wir es doch gleich aus der erſten Anlage, welchen von beyden ſie haben wird; ſobald die Expoſition vorbey, wiſſen wir es zuverläſſig, daß Ugolino mit ſeinen Kindern verhungern muß.

Und nun kömmt meine Grille. — Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an ſich und ſeinen Kindern eine raſche That zu verüben — (allein? ich glaube, ja) — dieſe Ungewißheit, die es wenigſtens allein macht, daß der größte Theil der Menſchen ſeine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmuth, ſondern als Standhaftigkeit und Unterwerffung betrachtet; dieſe Ungewißheit dünkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht ſagen aus der vorläuffigen Kenntniß der Geſchichte, ſondern aus dem Weſen der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine ſonderbare Colliſion zu kommen.

Ugolino muß anshalten, weil er nicht weis wie es alle Augenblicke mit ihm werden könnte: und wir, die wir wiſſen, daß nichts zu ſeinem Beſten ſich drängnen kann, wir — ſind unwillig, daß er aushält. Ich ſage wir: weil ich nicht gern glauben möchte, daß ich eine Empfindung haben könnte, die ſonſt niemand hätte.

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen geweſen wäre, würde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas andern, als zur Geduld zu ermahnen; denn ich hätte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick kaum erwarten, da er endlich den Entſchluß faßt, ſeiner und meiner Marter auf die kürzeſte und beſte Art ein Ende zu machen.

Hieraus würde folgen — Doch ich breche lieber ab. Ich muß erſt hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Es mag aber daraus folgen, was wolle: Ihr Ugolino bleibt immer ein Werk von ſehr großen, außerordentlichen Schönheiten. —

Dero

ganz ergebenſter

Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von dieſen letztern iſt es gewiß nicht meine geringſte, daß ich meine Aeltern in ſo dringender Verlegenheit wißen muß, und nicht im Stande bin, ihnen ſo geſchwind beyzuſtehen, als ich wünſchte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebſter Vater, unmöglich zu Oſtern mit dem verlangten helfen kann. Aber zu Johannis will ich Rath ſchaffen, es mag herkommen, woher es will.

Alles was ich noch gehabt, ſteckt in der Entrepriſe, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich noch baar fremdes Geld aufnehmen müßen, das mich ſehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch geweſen, und kann mich kaum einem oder zwey vertrauen, deren Beiſtand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich ſeyn, daß Sie auf eine oder die andere Weiſe noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhohl ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß, und baar ſenden.

Meine itzigen Umſtände müßen mich auch bei Theophilus entſchuldigen, wenn ich ihn bitten muß, daß er ſich vor der Hand

duldet. Ich will ihn nicht vergeßen: aber wenn er itzt
r ſeyn ſollte, würde er ſicherlich aus dem Regen in die
kommen.

hoffe, daß Sie ſich ſonſt mit der Frau Mutter, und
eſchwiſter geſund und wohl befinden. Haben Sie nur,
Sie alleſammt, nicht die ſchlimme Meinung von mir,
mich wenig darum bekümmern möge, wie es zu Hauſe
. Aber was hilft das bekümmern, wenn man ſich nicht
That rechtfertigen kann?

mache meinen Brief ſo kurz als möglich, denn ich weis
eſten, was ich dabey empfinde. Sollte ich, wider Ver-
, Gelegenheit finden, mein Verſprechen eher zu halten:
en Sie gewiß verſichert ſeyn, einen längern Brief zu
, den ich mit mehr Vergnügen ſchreiben werde, als

empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe, und bin Zeit-

Dero
gehorſamſter Sohn
rg, d. 20 März 1768. Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 9. Jun. 1768.

Liebſter Freund,

bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück
, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreiſe
ıb las ich noch Verſchiedenes von dem bewußten Manne,
nir alle Luſt verging, mich mit ihm mündlich zu beſpre-
Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in dieſem und jenem
t zu verſchnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin.
mir die Ehre erzeigt, meiner in ſeinem Büchelchen von
enen Steinen dreymal zu gedenken, und mich dreymal
eſſern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich ent-
ms Kurzſichtigkeit nicht verſtanden, oder aus Neckerey
rſtehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie
f die nächſten Blätter der hieſigen neuen Zeitung Acht.
ıs wird nur Kleinigkeit ſeyn; ich bin im Anſchlage, ihm
ıe ganz andere Salve zu geben. Haben Sie ſeine Vorrede
Abhandlungen des Caylus geleſen? Haben Sie geleſen,
da für eine Entdeckung von den *Imaginibus majorum*
alten Römern will gemacht haben? Es iſt unbeſchreib-
ſche Unwiſſenheit er durch dieſe Entdeckung verräth. Ich
ich hingeſetzt, und ſeine Ungereimtheiten ein wenig zer-
. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir ſchon
ſt aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit
m mir ziemlich bekannten Boden. Deſto luſtiger muß er
. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recenſion
ce Bibliothek werden ſoll! Es muß eine eigne Schrift
: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer.
ıe mir ein, daß auf dem Titel dieſer Schrift Ihr Name
ieger nicht übel parabiren würde. Was meynen Sie,
ſie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht
s zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks
Sie mir lediglich überlaſſen. Indeß verbindet Sie dieſe
t zu nichts, und Sie können ohne Umſtände Nein ſagen.
ıcke ſie ſodann entweder für Hrn. Boß oder für Hrn.
ıs aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß ſie wer-
den, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich. — Schreiben Sie mir alſo mit der nächſten umgehenden Poſt Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt ſind, wie ſtark die Auflage werden ſoll.

Was machen meine Schuhe? Sobald ſie fertig ſind, ſchicken Sie mir ſie doch ja. Die Weiber, denen ſie gehören, glaube ich, müſſen indeß barfuß laufen; ſo ſehr plagen ſie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unſern Moſes ſchreibe und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß beyde von mir herzlich. Ich bin

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 5. Jul. 1768.

Liebſter Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es iſt mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat; Sie ſollen bald ganz andere Dinge ſehen. Aber eine Recenſion von ſeinem Buche über die geſchnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieſes Buch ſo viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25ſten Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correſpondenten eingerückten, ſchreibe; und dieſe Briefe zuſammen laſſe ich unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts, und meinem Namen, drucken. Sie ſollen nächſtens die erſten Bogen davon haben. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer ſpeyen; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringſte Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verſchiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz ſeines Plagii deſto augenſcheinlicher zu überführen. Er iſt der unwiſſendſte, unverſchämteſte Ausſchreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen ſehe, ſo beſtätiget ſich die Nachricht von Winkelmanns Tode. Das iſt ſeit kurzem der zweyte Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hatte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiſer beſucht, und Schätze ſammeln will.

Das Recept in Klotzens Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hieſigen Zeitungsſchreiber wohl nicht zu brauchen wagen. Noch fürchten ſie ſich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir Hrn. Moſes und Ramler.

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 1. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder ſchreibt mir zwar, daß es mir Hr. Moſes verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig iſt. Haben Sie die folgenden Briefe in der hieſigen neuen Zeitung geleſen? Da haben Sie hier die vier erſten Bogen, ſo wie ich ſie zuſammen drucken laſſe; unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts! Die Materie wird intereſſanter, ſobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz ſelbſt komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verſchiedne Dinge nach meinem Sinn auseinander zu ſetzen, in welchen ich glaube, daß ſich ſogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie dieſe Briefe auch verlegen ſollen. So viel wird die Bibliothek ſchon abwerfen. Sie werden 15 bis 16 Bogen ſtark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweyten Theil, weil ich ſie leicht in ſolche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen ſo billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern ſo hoch angeſetzt wiſſen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem ſolchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächſten Stücke des Correſpondenten auf die Recenſion von Meuſels Apollodor Acht. Sie iſt von mir. Ich hätte ſonſt noch Fehler genug darin angeſtrichen, daß ich leicht auch eine Recenſion für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder ſagt mir, daß Hr. Moſes Klotzens Büchelchen vom Alterthum recenſirt habe; ſchicken Sie mir doch das, ſobald es gedruckt iſt.

Leben Sie indeß wohl und vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir noch außer dieſem auf einen Brief Antwort ſchuldig ſind. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 27. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande geweſen; das iſt die Urſache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren ſechſe auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ſie der Buchdrucker nicht vergeſſen, ſondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglaſſen müſſen. Wozu der Bettel, der das Viereck der Columnen ſo ſchändlich verſtellt? Da iſt der Cuſtos, da ſind die Pagina der Columnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das iſt noch nicht genug, die Bogen zuſammen zu finden? Muß auch der Burſche, welcher collationiret, noch ſein beſonderes Hülfsmittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pag. 1. 17. 33. 49. 65. u. ſ. w. collationiren? So raiſonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung ſo ſehr proteſtiren würden. Nun gut, bey dem zweyten Theile wollen wir die Signatur wieder herſtellen: aber mitten in dieſem Theile ſie wieder vorzuſuchen, bedenken *Sie ſelbſt, welchen* Uebelſtand das verurſachen würde! Lieber, daß ſie mit Fleiß weggelaſſen, als zur Hälfte vergeſſen ſcheint. Ich will ſchon ſorgen, daß die Exemplare rid gut zuſammengeſchlagen werden.

Die Recenſion von Meuſels Apollodor iſt von m ſehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern ſie der * * n abdrucken laſſen! Er iſt Klotzens geſchworner Waffenträ lege auch die Zeitung bey, in welcher ich auf Klotzens ka wort im 133. Stücke des Correſpondenten geantwortet.

Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in d rede zu den Briefen entſchuldigen. Dergleichen Dinge ein wenig heftig geſagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächſtens ein mehreres! Aber antworten Sie mir d

Dero

ergebenſter Freund und
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 28. Septemb

Liebſter Freund,

Den 24ſten dieſes habe ich Ihren Brief bekommen, 28ſten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich hab alſo nicht nach Berlin antworten können: das ſehen S Es iſt Ihre eigene Schuld; warum laſſen Sie mich vier auf eine Antwort lauern?

Der erſte Theil iſt fertig. Wenn Sie wollen, ſo wi dem zweyten ſacht anfangen laſſen. Materie ſehe ich ge mir: aber es ekelt mich ſchon vor Klotzen; ich werde flei ſchweifungen machen, um mir beſſere Gegner zu ſuchen.

Dieſes Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich geh gen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glaube es geſchieht. Gott ſey Ihnen gnädig, wenn vor dieſer zweyte Theil nicht fertig iſt! Ich dächte alſo, ich übe meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, n nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Wa nen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſc Von hier aus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So v ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und gewiß verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.

Ich laſſe das Verzeichniß von meinen Büchern welche im Januar hier verauktionirt werden ſollen. Ihnen Exemplare nach Berlin ſchicken. Machen Sie wegen immer eine Ausnahme, und laſſen Sie, nicht de händler, ſondern den Freund, ſie ein wenig bekannt Sie werden beſonders vortreffliche Italieniſche Sache antreffen.

Zu Erſparung der Koſten bin ich entſchloſſen, von L Livorno zu Schiffe zu gehen. Es iſt alſo gewiß, daß wi der ſo bald nicht wieder zu ſprechen bekommen dürften Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte Sie um zugleich auch noch unſer Theater zu ſehen, welches an

gleichfalls auffliegt. Die besten Acteurs gehen alle ab: denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es also auch vorbey!

Ich schreibe Ihnen so viel von meinen Umständen, nicht sie andern zu sagen, welches ich Sie sehr bitte, nicht zu thun: sondern bloß, damit Sie sie wissen, und Moses und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgesagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquarischen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recensionen in der deutschen Bibliothek über Klotzen haben mir beide sehr wohl gefallen. Sein Geschmiere von Münzen habe ich nicht gelesen; ich habe nie etwas anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von seinem Charakter noch weit weniger, als von seiner Gelehrsamkeit. Sie haben doch wohl die neuesten Stücke des Correspondenten gelesen? Er beschwert sich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm soll gesagt haben? Darf der Mann sich über Anzüglichkeiten beschweren, der in seiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm! — — —

Dero

ergebenster Freund,
Lessing.

An Ebert.

Wertheſter Freund!

Ich hoffe, daß dieser mein zweyter Brief an Sie nicht verloren gehen soll: er muß auch nicht, wenn ich noch weiter einen von Ihnen zu verdienen scheinen soll. Vors erste meinen großen Dank, daß sie mir die persönliche Bekanntschaft des Herrn Eschenburgs verschaffen wollen. — Ich dächte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachsen, ja auf alle Weise zu Freunden. Sie möchten sonst anstatt bloß in unsre Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten. — Meinetwegen zwar: denn machen uns diese nicht schon vergessen, so thun es sicherlich spätere. —

Sie sehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftsteller-Enthusiasmus befinden mag. Meine Antwort also auf Ihre freundschaftliche Erequirungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch schreibe, soll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemessen seyn, die Sie auf meinen antiquarischen Briefen lesen. Das Schreiben ἐς ἀεί will ich Euch andern Schwärmern überlassen: so, dann und wann, ein kleines ἀγωνίσμα ἐς το παραχρημα ἀκουειν, um sieben Neuntheile von meinen lieben schreibenden Landsleuten auf mich toll und rasend zu machen, das ist alles was ich mir vornehme.

Meinen Sie nicht, daß diese antiquarische Briefe ein ziemlicher Anfang sind? Ich *freue mich schon* in voraus auf alle die Ehrentitel, die ich dafür bekommen werde. Nur ärgert es mich, daß es so wenige wissen können, wie sehr ich mich darüber freue.

Aber ich erinnere mich, daß Sie mich in diesem Tone nicht gerne hören. Also etwas, was Sie lieber hören. Der Ugolino ist fertig, und Sie erhalten mit dieser Gelegenheit ein Exemplar. Wieder ein Knochen für die kritischen Hunde! Wenn sie sich genug darüber werden zerbissen haben: so will ich auch meinen Knittel drunter werfen. Vorläufig aber machen Sie nur, daß er in den Braunschweigischen Zeitungen gut recensirt wird. Ich nenne *gut*, mit einem Funken von dem Genie, mit welchem er geschrieben worden. — Bald schicken wir Ihnen auch die *Schlacht Hermanns*: sie wird über Hals über Kopf gedruckt, und zu einer Absicht die eine zweyte Messiade wird, wenn sie dem Verfasser gelingt. — Noch könnte ich Ihnen melden, daß unser Freund Ebert den Jordin[1] übersetzt, wovon er mir bei seinem Hierseyn nicht ein Wort gesagt. Ich will ihm gern jede Uebersetzung als ein eigenes Werk anrechnen: aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. Das pro und das contra über diesen Punkt habe ich eines so satt, wie das andre. Lieber schreibt von *geschnittnen Steinen*, ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften!

Ich falle schon wieder in einen Ton, den Sie nicht leiden können. Nun was können Sie denn recht leiden? Soll ich Ihnen noch von meiner Reise etwas sagen? Es bleibt fest dabey. Ueber acht Tage sollen Sie meinen Catalogus erhalten. Aber wissen Sie, was mich ärgert? Daß alle denen ich sage, „ich reise nach Rom," sogleich auf Winkelmannen verfallen. Was hat Winkelmann und der Plan, den sich Winkelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben so ungern Winkelmann seyn, als ich oft Lessing bin! Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich will nur schließen, denn ich treffe den Ton heute doch nicht, der Ihnen gefällt.

Dero

Hamburg, den 18. Octbr. 1768.

ergebenster Fr. und Dr.
Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 21. October 1768.

Liebſter Freund,

— — Haben Sie schon gelesen, wie verächtlich Klotz von den antiquarischen Briefen in seiner Zeitung urtheilt? Aus dieser Recension soll man schließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr wären. Er besteht z. E. darauf, daß Marcus Tuscher ein Steinschneider gewesen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori sagen. Aber wenn es noch zwanzig solche Herren in i sagten: so ist es doch nicht wahr. Denn sie haben es alle dem Mariette nachgeschrieben, welcher es sich hat weis machen lassen. Nattern, der so lange mit Tuschern gelebt hat, in Rom und Dännemark, ist hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuscher ein Steinschneider war, so mag er uns seine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recension anmerkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Scribenten nicht verspottet, sondern brandmarkt, und die infamirendsten Perso-

[1] Jordins Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion. Hamburg 1769. in 8.

täten von ihnen in die Welt ſchreibt, alles Recht verloren hat, ſich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beſchweren. Dieſer Styl hat anzüglich ſeyn ſollen, und muß es ſeyn, wenn man die Welt wegen eines ſolchen Windbeutels beſabuſiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich ſo bald von ſeiner Spur nicht will abbringen laſſen, er mag auch noch ſo viel Seitenſprünge verſuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, ſo verlohnte es ſich ja wohl der Mühe, ſeine Fehler zu verbeſſern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit ſonſt gelehrten Leuten gemein; und dieſe ſind es, bey welchen ich mich in dem zweyten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht ſagen kann, daß ſie eine bloß perſönliche Zankſchrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, ſo bald er die Briefe erhalten, an mich geſchrieben. Er iſt es ſelbſt, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters in den Göttingiſchen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun ſelbſt, daß er ſeine Meynung anders hätte ausdrücken ſollen, und daß er auf keine Weiſe hätte ſagen müſſen, daß ich dieſe Statue mit einer zu Florenz verwechſelte. Er verſpricht mir ſogar, dieſes nächſtens zu widerrufen. Seine Meynung iſt bloß, daß meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters noch eher auf den Miles Beles zu Florenz paſſen würde, als auf jenen. Und das iſt freylich etwas ganz anders, als er in den Anzeigen geſagt zu haben ſchien.

Ich werde an dem zweyten Theile der Briefe anfangen, ſobald ich mit meinem Catalogus und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen ſeyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreiſe noch damit fertig zu werden, die auf den Februar feſtgeſetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopſtock verſprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu beſuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Abſicht, die für ſeinen Ruhm eine zweyte Meſſiade werden kann, wenn ſie ihm gelingt. [1] Aber dieſes Räthſel muß zur Zeit noch unter unſern Freunden bleiben, ſo Räthſel, als es iſt. Ich denke zwar, ich habe Ihnen in Leipzig ſchon etwas davon geſagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen ſeiner Wälder zu ſehen bekomme, ſo ſoll es mir lieb ſeyn. Denn ſonſt dürfte ich ſie wohl ſo bald nicht zu leſen erhalten. Ich denke in Rom andre Arbeit vor mir zu finden; und ich erlaſſe Sie daher Ihres Verſprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unſers Vaterlandes nachzuſenden. — — —

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

[1] Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichſtein, Röm. Kaiſ. Geſandten in Kopenhagen, die Hoffnung geſchöpft, Kaiſer Joſeph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichſten deutſchen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutſche Gelehrſamkeit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und Hamburg ſehr große Hoffnungen. Sie wurden freylich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geſchöpft haben, wenn man Kaiſer Joſephs wahre Geſinnung über Gelehrſamkeit, und den Zuſtand der Literatur in Wien unter Maria Thereſia, recht gekannt hätte. Nicolai.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, d. 28. October 1768.

Mein lieber Bruder,

— — — Du willſt wiſſen, ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verſchiedentlich davon rede? Dir kann ich es ſagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute ſagen, was ſie wollen. Ob ſie es recht wiſſen, oder nicht. Es iſt doch bloße Neugierde, und nichts weniger als Theilnahme an meinen Umſtänden. — —

Meine Subeleyen von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber du würdeſt ſie ſicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft ſelbſt nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer ſehr kurz gefaßt, und mich auf mein Gedächtniß verlaſſen, von welchem ich mich nunmehr betrogen ſehe. — Die Ueberſetzung des Engliſchen Werkes hingegen, über das Erhabene und Schöne, habe ich ſelbſt noch gar nicht aufgegeben. Es iſt mir lieb, daß ich ſo damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt ſicherlich ſehr unzufrieden ſeyn.

Deine Komödie habe ich weder ganz noch mit der Aufmerkſamkeit geleſen, daß ich Dir mein unverholnes Urtheil darüber ſagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächſte ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren Italiäniſchen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher wie lieber wieder zurückſchicken: am beſten durch Einſchluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nicolai einen neuen Band ſeiner Bibliothek anher ſchickt. Daß Du Dich nicht ſehr daran erbauen würdeſt, habe ich wohl vorausgeſehen. Indeß wäre der Anſchlag doch immer gut, die beſten Stücke des alten und neuen Italiäniſchen Theaters zu überſetzen, und ſie mit einer kleinen Geſchichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht ſchwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht giebſt, ſo biſt Du ihr auch gewachſen. Aber lerne Dich doch ja correkter ausdrücken! Du ſchnitzerſt nicht allein wider das Genie der Deutſchen Sprache, ſondern auch noch oft gegen ihre grammatiſche Regeln, wovon ich Dir, bey jedem Aufſchlagen Deiner Komödie, Beyſpiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel. Studiere fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatiſchen Schriftſteller denken. Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder. Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Hamburg, d. 5. Nov. 1768.

Beſter Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entſchuldigt niemand, verlangt auch niemand entſchuldigt zu hören. Ich thue alſo, als ob dieſes nichts weniger, als der erſte Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie ſchreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beyfall zu haben. Wenigſtens bin ich gewiß, daß er mir nicht entſtehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und

Ob ich hier oder da bin, daran iſt ſo Wenigen ſo wenig
, — — und mir am allerwenigſten! Das Halbdutzend
e, das ich ungern verlaſſe, hoffe ich auch in der Ferne
lten und zu nutzen.
) will jetzt ſchon anfangen, Sie aus der Ferne beſſer zu
n, liebſter Freund. — Hr. Eberhard hat mir geſagt, daß
it meiner Erklärung des Schreckens bey Ariſtoteles nicht
n wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen
ſrieden ſeyn, die ich ſo hingeſchrieben habe, ohne Sie zu
zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber
tzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in
Ernſt mit einem neuen Commentar über die Dichtkunſt
iſtoteles, wenigſtens desjenigen Theils, der die Tragödie
, ſchwanger.
) ſage Ihnen dieſes auch darum, daß Sie nicht glauben,
mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern ver-
will. Ich ſchätze das Studium derſelben gerade ſo viel,
werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Le-
1 verkürzen. Mit allen zu unſrer wahren Beſſerung we-
n Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und
ang wird.
en Sie wohl, beſter Freund. Wenn ich mehr ſchreiben
könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen,
nn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl
ſt.

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Ramler.

Hamburg, d. 6. Novemb. 1768.

Liebſter Freund!

war Ihr eigner Einfall, die Stücke meiner Dramatur-
ſo viel Briefe an meine Freunde gelten zu laſſen. Bey
ößten Theile derſelben waren Sie meinen Gedanken am
gegenwärtig: die meiſten ſind alſo an Sie gerichtet.
ohl habe ich nur erſt eine einzige Antwort darauf. —
hſt habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals
dreißig Briefe auf einmal an meine Freunde abgeben
worunter gleichfalls verſchiedne an Sie waren. Dennoch
auf die, weiter keine Antwort. Sie ſehen, daß ich Ur-
tte, mich zu beſchweren.
ſind krank geweſen, liebſter Freund. — Aber wie kann
ch in Berlin geſund ſeyn? Alles, was man da ſieht,
nem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie ge-
nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen, und
r tauſend Meilen in die Welt hineinſchwärmen. Ich
nen mein Wort, wir kommen geſunder wieder, als wir
en — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.
denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird,
nir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn
das Collegium de propaganda fide einen wohin zu
hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich
— Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder ſehen,
rde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!
nnern Sie mich doch alsdann auch an unſer hieſiges
. Wenn ich den Bettel nicht ſchon vergeſſen habe, ſo will
en die Geſchichte deſſelben haarklein erzählen. Sie ſollen
alles erfahren, was ſich in der Dramaturgie nicht ſchreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: ſo werde ich aus der Erfahrung die ſicherſten Mittel nachweiſen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum caeteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, ſo bald als möglich, Ihre überſetzten Oden des Horaz. Mein Bruder kann ſie abſchreiben. Ich verſpreche Ihnen, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich ſie. Laſſen Sie mir ſie in der Ordnung abſchreiben, in welcher die Schwierigkeit das Metrum im Deutſchen nachzuahmen ſteigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Anſehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt Girolamo del Buono vor mir, der alle Oden des Horaz in die nehmlichen Metra in ſeine Sprache überſetzt hat: aber nicht ſehr glücklich. — —

Ihr

ganz ergebenſter,
Leſſing.

An Chriſtoph Gottlieb von Murr.

Hochwohlgebohrener Herr,
Hochzuehrender Herr,

Sie erlauben mir, Ihnen alle die Hinderniſſe und Abhaltungen zu verſchweigen, welche Urſache ſind, daß ich auf Dero angenehme Zuſchrift vom 14ten September vorigen Jahres, itzt erſt, und dazu nicht ungemahnet, antworte.

Ich kenne Dieſelben ſchon längſt als einen Mann von vieler und groſſer Litteratur: ich begreife auch ſehr wohl, daß mir die Ehre Dero nähern Bekanntſchaft ſehr vortheilhaft ſeyn könnte. Ich betauere aber nur, daß wir nicht an einem Orte zuſammen leben. Denn zum ſchriftlichen Umgange bin ich ſo wenig aufgelegt, daß meine älteſten und vertrauteſten Freunde, daß meine Aeltern und Anverwandte, oft in zwey drey Jahren keine Zeile von mir zu ſehn bekommen.

Dennoch würden mir Dero ſchriftliche Anmerkungen über meinen Laokoon ſehr willkommen geweſen ſeyn. Sie ſollen mir auch noch gedruckt ſehr willkommen ſeyn! Ich merke, was Sie beſorgt macht, daß ich ſie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es iſt mein Betragen gegen den Hrn. Klotz und der Ton ohne Zweifel, den ich in meinen antiquariſchen Briefen gegen dieſen Mann zu nehmen gezwungen worden. Ich bin aber ſehr überzeugt, daß ſich Ew. Hochwohlgebohren das dictatoriſche Anſehn nicht werden gegeben haben, welches ſich dieſer Mann giebt; daß Sie nicht der Art ſind, Einwürfe, die Sie einem Schriftſteller machen, ſelbſt, oder durch ihre Freunde, in allen Zeitungen als unverzeihliche Fehler ausposaunen zu laſſen, die Sie dieſem Schriftſteller gewieſen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt; ich bin ſehr überzeugt, daß Sie mit mehr Einſicht, mit verdautern Kenntniſſen, mit mehr Ueberlegung, Erinnerungen machen und Widerlegungen abfaſſen als Herr Klotz; daß es Ihnen mit dieſen Erinnerungen und Widerlegungen lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun iſt, und nicht um die Eitelkeit, alles beſſer zu wißen, und auch da mit zu ſprechen, wo man kein Recht hat mit zu ſprechen. Was beſorgen Sie alſo von mir? Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, deſto mehr werde ich

von Ihnen lernen: je mehr ich von Ihnen lerne, deſto dankbarer werde ich ſeyn. Und dieſe Dankbarkeit wird ſich in jedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen! — Ich wünſchte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrſamkeit und meinem Geiſte haben, dabey verlieren möchte: ſo bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünſchte, dabey gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungeſittete, ſtolze, ſchmähſüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausſchreyet. Es hat mir Mühe und Zwang gekoſtet, ein wenig bitter gegen ihn zu ſeyn. Aber ich frage Sie ſelbſt, ob er es nicht verdient hat? Ich weis, Sie ſind ſein Freund: aber können Sie ſich es denn darum ſelbſt verbergen, daß dieſer Ihr Freund ein ſehr elendes Büchelchen von geſchnittenen Steinen geſchrieben hat, und daß er in dieſem ganzen Fache nichts geſchrieben hat, was ihn berechtigen könnte, nur mit dem tauſenden Theile des Stolzes von ſich zu ſprechen, der ihn mir ſo lächerlich macht? —

Doch genug von dieſem Manne, deſſen ich ſicherlich gar nicht erwähnen würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihrer Beſorgniß, die ſich auf ihn beziehet, vorzubauen. — Aber wo ſind ſie denn, dieſe Ihre Anmerkungen über den Laokoon? Wenn ſie bereits gedruckt ſind, ſo würde es mir ſehr angenehm geweſen ſeyn, ſie zugleich mit Ihrem zweyten Briefe zu erhalten. Sind ſie es aber noch nicht, ſo erbitte ich mir ſie wenigſtens, ſobald ſie es ſind. Denn es iſt Zeit, wenn ich noch davon profitiren ſoll. Ich dürfte nicht ſehr lange mehr in Deutſchland ſeyn, und auch ſobald nicht wieder Luſt oder Gelegenheit haben, mich um die deutſche Litteratur zu bekümmern.

Aus Dero erſtem Briefe erſehe ich noch, daß Sie in der Meinung ſtehen, als ob ich die Ueberſetzung von Huart damals erſt angekündigt hätte. Ich habe ſie bereits 1751 in Wittenberg drucken laſſen. Itzt würde ich mir ein beſſeres Buch zum Ueberſetzen ausſuchen, obgleich auch dieſes viel gute Gedanken enthält, denen nichts als die Einkleidung in eine neuere philoſophiſche Sprache mangelt.

Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrnen

Hamburg, den 25 Novemb. 1768. gehorſamſter Diener

Leſſing.

An Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geſchieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Euer Hochedelgebohren anbei meine Aldiniſche Ausgabe des Demoſthenes überſende. Ich habe ſie bloß wieder zurückgekauft, weil ich nicht wußte, daß Sie ſelbſt der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich ſie nicht in Hände kommen laſſen wollte, aus welchen ſie dem neuen Herausgeber dieſes Griechen nicht ſo leicht zukommen dürfte. Sie iſt zu Ihrem Gebrauch, auf ſo lange Zeit Sie wollen; und ich wünſche nur, daß ſie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus ſeinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrteſten dabei angemerket finden könnte. Es iſt mir ſchlechterdings unbekannt, weſſen Hand es iſt, der nicht allein die Druckfehler ſorgfältig darinn verbeſſert, ſondern auch manche richtigere Lesarten dabei citiret hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, *ſie mögen nun aus* Vermuthung oder aus ältern Handſchriften gefloſſen ſeyn. Zwar vielleicht ſind ſie ſchon bekannt: denn ich habe nicht die Taylorſche Ausgabe, ſondern nur hin und wieder die Wolfiſche damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt ſind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians ſeyn. Denn ich bekenne, daß ich das wenigſte zu entziffern fähig geweſen bin: beſonders da ſie bei einem neuen Beſchneiden des Buchs gelitten haben. Ich bin begierig, das Zuverläßigere hierüber von Euer Hochedelgebohrnen zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebohrnen auch nur dem Namen nach bekannt zu ſeyn, ſo muß mir der Beifall, deſſen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, deſto ſchmeichelhafter ſeyn. Ich hatte lange gewartet, ob ſich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philiſter machen wolle: endlich konnte ich ſeinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Taſche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben ſie: ob er ſie aber fühlen wird, das kömmt auf ſeinen dicken Schedel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre ſtillſchweigende Verachtung genug iſt, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer ſollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch ſo wenige von meiner Seite zu ſeyn öffentlich bezeigen, ſo fürchte ich, er hat mich, mit ſeinen in ganz Deutſchland zerſtreuten Spießgeſellen in kurzem wieder überſchrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu ſitzen, iſt meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er ſich mit Ihrem deutſchen Demoſthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen ſagt, ſollte er doch wohl empfunden haben, wieviel ihm noch fehlt, um eine ſolche Ueberſetzung machen zu können. Unſern kleinen Schönſchreibern wird ſie freilich wohl nie gefallen: aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck ſchätzen, welche wiſſen, wie weit die alte populaire Beredſamkeit ſich von dem ſüßen Tone, von den gelehrten Sprachſchnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden ſie um wie vieles nicht miſſen wollen; doch wem auch dieſes nicht begreiflich zu machen, der muß ſie doch wenigſtens für den deutlichſten und ſicherſten Commentar des Originals erkennen, und zugeſtehen, daß ſich ein Reichthum der deutſchen Sprache darinn zeiget, den ſo wenige unſerer Schriftſteller in ihrer Gewalt haben.

Ich bin ꝛc.

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebſter Freund,

In drey Wochen längſtens muß der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe fertig ſeyn. In dieſer Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, ſo daß ſogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht ſelbſt abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeſchrieben zurücklaſſen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg ſoll von hier nach Göttingen, Caſſel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wenigſtens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringſte Verbindung einzulaſſen.

it der Recenſion meines Laokoon in dem letzten Stücke Bibliothek, kann ich ſehr wohl zufrieden ſeyn. Ich denke, den Namen des Recenſenten ſchon weiß. Aber was nich Namen an? Die Perſon werde ich doch nicht kennen ' Wenn er die Fortſetzung meines Buches wird geleſen ſoll er wohl finden, daß mich ſeine Einwürfe nicht treffen. ume ihm ein, daß Verſchiedenes darin nicht beſtimmt ge- ; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unter- wiſchen der Poeſie und Malerey zu betrachten angefangen welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entſpringt, in die einen in der Zeit, und die andern im Raume exiſtiren? önnen eben ſowohl natürlich, als willkührlich ſeyn; folg- ß es nothwendig eine doppelte Malerey und eine dop- oeſie geben: wenigſtens von beiden eine höhere und eine : Gattung. Die Malerey braucht entweder coexiſtirende , welche natürlich ſind, oder welche willkürlich ſind; und eſe Verſchiedenheit findet ſich auch bei den conſecutiven der Poeſie. Denn es iſt eben ſo wenig wahr, daß die y ſich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr iſt, Poeſie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das iſt daß je mehr ſich die Malerey von den natürlichen Zeichen , oder die natürlichen mit willkührlichen vermiſcht, deſto ntfernt ſie ſich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen ie ſich um ſo mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt. iſt die höhere Malerey die, welche nichts als natürliche im Raume brauchet, und die höhere Poeſie die, welche ls natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann eder die hiſtoriſche noch die allegoriſche Malerey zur Malerey gehören, als welche nur durch die dazu kom- willkührlichen Zeichen verſtändlich werden können. Ich ıber willkührliche Zeichen in der Malerey nicht allein was zum Coſtume gehört, ſondern auch einen großen es körperlichen Ausdrucks ſelbſt. Zwar ſind dieſe Dinge h nicht in der Malerey willkührlich; ihre Zeichen ſind in der auch natürliche Zeichen: aber es ſind doch natürliche von willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben gemeine Verſtändniß, eben die geſchwinde und ſchnelle g haben können, als natürliche Zeichen von natür- Dingen. Wenn aber bey dieſen Schönheit das höchſte ſt, und mein Recenſent ſelbſt zugiebt (S. 353.), daß der ılsdann auch in der That am meiſten Maler ſey, ſo ſind einig, und, wie geſagt, ſein Einwurf trifft mich nicht. lles was ich noch von der Malerey geſagt habe, betrifft Malerey nach ihrer höchſten und eigenthümlichſten Wir- Ich habe nie geläugnet, daß ſie auch, außer dieſer, noch gen genug haben könne; ich habe nur läugnen wollen, alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich an den Wirkungen der hiſtoriſchen und allegoriſchen Ma- zweifelt, noch weniger habe ich dieſe Gattungen aus der rbannen wollen; ich habe nur geſagt, daß in dieſen der weniger Maler iſt, als in Stücken, wo die Schönheit ızige Abſicht iſt. Und giebt mir das Recenſent nicht zu? noch ein Wort von der Poeſie, damit Sie nicht miß- ı, was ich eben geſagt habe. Die Poeſie muß ſchlechter- hre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben ſuchen; und nur dadurch unterſcheidet ſie ſich von der Proſe, und wird Poeſie. Die Mittel, wodurch ſie dieſes thut, ſind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichniſſe u. ſ. w. Alle dieſe Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher; aber ſie machen ſie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich ſind alle Gattungen, die ſich nur dieſer Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poeſie zu betrachten; und die höchſte Gattung der Poeſie iſt die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das iſt aber die dramatiſche; denn in dieſer hören die Worte auf willkührliche Zeichen zu ſeyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatiſche Poeſie die höchſte, ja die einzige Poeſie iſt, hat ſchon Ariſtoteles geſagt, und er giebt der Epopee nur in ſo fern die zweyte Stelle, als ſie größten Theils dramatiſch iſt, oder ſeyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, iſt zwar nicht der meinige; aber er läßt ſich auf meinen reduciren, und wird nur durch dieſe Reduction auf meinen, vor aller falſchen Anwendung geſichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moſes eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, ſo melden Sie mir doch, was er dazu ſagt. Die weitere Ausführung davon ſoll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen.

So ſehr ich aber mit der Recenſion des Laokoons zufrieden bin, ſo wenig bin ich es mit der von Heinekens Nachrichten. Sie iſt ungerecht auf alle Weiſe. Warum ſoll ſich Heineken nicht merken laſſen, daß in der Familie Heinekens einmal ein gelehrtes Kind geweſen? Dieſer Zug iſt hämiſch; und es iſt mir nicht lieb, daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verſchießen wollen, der doch ſicherlich noch immer mehr Klotzens Freund iſt, als Ihrer. Und hat denn Heineken in ſeiner Beantwortung der Recenſion in der Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. nicht etwa in den meiſten Stücken Recht? War denn das Hagedorniſche Raiſonnement nicht etwa ſehr ſchielend; ſo wie alles, was dieſer Mann geſchrieben hat? Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte, dem alles Lob willkommen iſt, auch das plumpſte von Klotzen, und der es ſehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum großen Lehrer des Schönen erhoben, jetzt ſo herunter ſetzt.

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai. (Nach Leipzig).

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebſter Freund,

Wenn Sie in der Meſſe Zeit haben zu ſchreiben: ſo melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder ſonſt jemand etwas heraus gekommen ſeyn ſollte, was mich beſonders intereſſiren könnte, ſo ſchicken Sie mir es gerade mit der Poſt. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recenſion des Laokoon enthalten. Die litterariſchen Briefe habe ich ſchon. Wer muß den Quark geſchrieben haben? Auch habe ich ſchon den 2ten Theil von Riedels Philoſ. Bibl. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich ſeine Briefe über das Publicum und die philoſ.

ı iſt die Frage, ob Leſſing auf den rechten Namen gerathen Recenſion iſt von Garve. Nicolai.

Bibliothek hier in der neuen Zeitung recenſirt habe, wo er garſtig mitgenommen worden. Da irrt er ſich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recenſenten zu theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo will ich Ihnen den Paſtor Rautenberg in Braunſchweig vorſchlagen.

Da ſo viele Narren itzt über den Laokoon herfallen, ſo bin ich nicht übel Willens mich einen Monat oder länger, in Kaſſel oder Göttingen auf meiner Reiſe zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat ſich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen laſſen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritiſchen Wälder nicht geſchrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich ſeine Proteſtation desfalls nehmen ſoll. Der Verfaſſer ſey indeß, wer er wolle: ſo iſt er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es iſt mein völliger Ernſt, den dritten Theil noch hier drucken zu laſſen. Denn unter fünf bis ſechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden ſind. Ich mache mit Fleiß allerlei Digreſſionen, damit es nicht laſſe, als ob es mir ſonſt um nichts zu thun ſey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Iſt es wahr, daß Hr. Moſes in Leipzig iſt? Ich dächte, er hätte wohl eben ſo gut nach Hamburg reiſen können.

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß mir von Wien aus ſehr anſehnliche Vorſchläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß ſie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich alſo wenigſtens meinen italiäniſchen Plan mit dieſen Vorſchlägen auf eine oder die andere Art verbinden kann, ſo dürfte ich ſie wohl gänzlich von mir weiſen.

Noch eins: was ſagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bey den Buchhändlern das Kalb in die Augen geſchlagen haben; aber immerhin.

Dero

ergebenſter Freund und Diener,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 6. Julius 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überſchickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu ſpät: denn Du kannſt Dir leicht einbilden, daß ſich meine Neugierde nicht ſo lange gedulden konnte. Ich habe ſie geleſen, ſobald ſie hier zu haben waren. Und nun willſt Du mein Urtheil darüber wiſſen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders iſt, der Dich wie ſich ſelbſt liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch Anfangs ein wenig verdrießen ſollte. Dein ſtummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es iſt nur gut, daß Du dieſe ſehr mittelmäßigen Verſuche ohne Deinen Namen herausgegeben haſt. Aber fürchteſt Du denn nicht, daß Klotz ihn gar bald dennoch auskundſchaften wird? Und wahrlich, Du haſt ihm und ſeinen Gehülfen gar zu viel Priſe gegeben. Der größte Fehler dieſer Stücke iſt eine platte Schwatzhaftigkeit, und der Mangel alles Intereſſe. Der Wildfang iſt ungleich beſſer, und könnte ſchon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein iſt; und Du haſt nicht wohl *gethan, daß Du Deine Quelle* verſchwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freymüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht hörſt, wer wird Dir ſie denn ſagen? Ich habe Dir es ſchon oft mündlich geſagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du haſt zu wenig Philoſophie, und arbeiteſt viel zu leichtſinnig. Um die Zuſchauer ſo lachen zu machen, daß ſie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf ſeiner Studierſtube lange ſehr ernſthaft geweſen ſeyn. Man muß nie ſchreiben, was einem zuerſt in den Kopf kommt. Deine Sprache ſelbſt zeugt von Deiner Ruſcheley. Auf allen Seiten ſind grammatiſche Fehler, und correkt, eigen und neu iſt faſt keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freylich muß ich Dir zum Troſt ſagen, daß Deine erſten Stücke immer ſo gut ſind, als meine erſten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis ſechs Jahre Zeit läſſeſt, ſo kannſt Du leicht etwas Beſſeres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährſt, Stücke über Stücke zu ſchreiben; wenn Du Dich nicht dazwiſchen in andren Aufſätzen übſt, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verſchaffen: ſo ſpreche ich Dir es ſchlechterdings ab, es in dieſem Fache zu etwas Beſonderem zu bringen; und Dein hundertſtes Stück wird kein Haar beſſer ſeyn, als Dein erſtes.

Nun genug gehofmeiſtert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was von meinen Büchern noch vorräthig iſt. Notire mir die vorzüglichſten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es ſich der Mühe verlohnt, ſie hierher kommen und verauktioniren zu laſſen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch ſo noch werde ich meine Reiſe nur kümmerlich beſtreiten können.

Das Herz blutet mir, wenn ich an unſere Eltern denke. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſo arm, als gewiß keiner von unſerer ganzen Familie iſt. Denn der ärmſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig; und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und ſey verſichert, daß ich es recht gut mit Dir meynen muß, da ich ſo rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 25. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Was Ihnen Gleim von Wien geſagt hat, iſt ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel ſo reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag ſeyn wie es will, der deutſchen Litteratur verſpreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem franzöſirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiſcirt iſt: ſo muß es bloß geſchehen ſeyn, weil er *in Berlin* gedruckt worden, und man ſich nicht einbilden können, daß man in Berlin *für* die Unſterblichkeit der Seele ſchreibe. Sonſt ſagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freyheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reducirt ſich einzig und allein auf

die Freyheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freyheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frey zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es itzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er ſeyn muß, ſich als den beſten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm dieſe Einbildung benehmen will. Ich hätte mir alſo wohl auch dieſe letzte Seite erſparen können. Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Dero

ergebenſter,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 4. Januar 1770.

Lieber Bruder,

Daß ich in Braunſchweig geweſen, und was ich daſelbſt ausgerichtet, brauche ich Dir wohl nicht noch erſt zu erzählen. Das Reſultat von allem weißt Du, wodurch ich freylich für die Zukunft ſo ziemlich aus aller Verlegenheit geriſſen bin. Aber für das Gegenwärtige iſt darum meine Verlegenheit nicht geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge koſten, ehe ich mich ganz auf das Trockene ſetze. Ich ſtecke hier in Schulden bis über die Ohren, und ſehe ſchlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren weg kommen will.

Ich wünſchte nur, daß unſere Aeltern hiervon überzeugt ſeyn möchten, damit ſie nicht etwa glauben, es liege bloß an meinem Willen, daß ich mein längſt gethanes Verſprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich geweſen, und daß ich noch nicht gewiß ſagen kann, wann es mir möglich ſeyn wird. Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es iſt mein feſter Vorſatz, alles was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte. Ich will gewiß auch Dich ſodann nicht vergeſſen, und vielleicht erlauben es die Umſtände, Dich wieder bey mir zu haben. Wenn Du Dich nur fürs erſte bis dahin bergen kannſt. Freylich hätteſt Du ſchlechterdings meinem Rathe und Deinem eigenen Vorſatze treuer bleiben, und Dich einer ernſthaften bürgerlichen Beſchäftigung widmen ſollen. Auch die glücklichſte Autorſchaft iſt das armſeligſte Handwerk!

Du haſt mir zuletzt ein Verzeichniß von rückſtändigen Büchern geſchickt, die in den Auktionen nicht weggegangen. Sind ſie denn aber auch alle noch in Deiner Gewalt, und kann ich ſie hierher bekommen? Denn ich erinnere mich, einmal an Herrn Voß geſchrieben zu haben, daß er z. E. das Journal des Savans und den Mercure zu ſich nehmen ſolle. Iſt das geſchehen oder nicht? Was Du haſt, und ſich der Mühe verlohnt, packe ein, und ſchicke mir je eher je lieber. Vorher aber eine kleine Note, was Du mir ſchicken willſt. Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher kann ich nun am erſten entbehren.

Lebe wohl und antworte mir bald.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich hoffe, daß mich meine Aeltern beßer kennen, als daß Sie mein ſo langes Stillſchweigen irgend einer Art von Kaltſinnigkeit ſollten zugeſchrieben haben. Größten Theils der Verdruß, daß ich Ihnen mein Wort nicht halten können, iſt die Urſache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören laßen. Wenn indeß Carl ſo billig geweſen, aus meinen Briefen an ihn das, was ſich dahin bezieht, mitzutheilen: ſo darf ich glauben, daß Sie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als daß Sie im geringſten unwillig gegen mich ſeyn ſollten. Es wäre mir eine wahre Freude geweſen, dergleichen ich ſicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umſtände hätten erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Verlegenheit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig ſeine Söhne gebracht haben. Aber ſo gut hat es mir nicht werden ſollen. Schon damals, als ich es verſprach, waren meine Umſtände in der äußerſten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit ſind ſie immer ſchlechter und ſchlechter geworden. Ich war endlich in eine Laſt von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreyen können; und es war die höchſte Zeit, daß ich durch die hieſige Verſorgung, wiederum eine gewiße Einnahme erhielt.

Eigentlich iſt es ein Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leutſeligſten beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen bringen ſollte: vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken.

Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von jeher für mich gemacht wäre: und ich habe es um ſo viel weniger zu betauren, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur wieder erſt auf dem Trockenen, das iſt, aus meinen Schulden, ſeyn werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebſt freyer Wohnung und Holz auf dem fürſtlichen Schloße.

Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müßen, nun ſehr wohl vergeßen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weis was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind. Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll.

Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem andern.

Gleich Anfangs habe ich unter den hieſigen Manuſcripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche ſehr wichtig iſt, und in die Theologiſche Gelehrſamkeit einſchlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher ſich in dem XIten Jahrhunderte der Lehre der Transſubſtantiation widerſetzte. Von dieſem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich ſagen darf, daß noch kein Menſch etwas weis; ja deßen Exiſtenz die Katholiken ſchlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die Geſchichte der Kirchenverſammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegrif Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat, und keines Wegs einer Meinung davon geweſen, die der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde das ganze Manuſcript herausgeben, und laße bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächſtens ſenden will.

Ob Ihnen ſonſt von meinen letzten Schriften einiges zu Geſichte gekommen, daran zweifle ich faſt; und wenn es nicht geſchehen, ſo iſt es vielleicht eben ſo gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe; und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Klotz, der in Ermangelung von Gründen ſeine Gegner auf das Pöbelhafteſte verleumdet und ſchmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie alſo gutes und böſes von mir geleſen haben; und des letztern leicht mehr als des erſtern.

Daß Carl eine Verſorgung erhalten, bei der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, iſt ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geſchrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, mir bald wieder zu ſchreiben, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet laßen werde.

Der Frau Mutter, und meiner Schweſter empfehl ich mich zu vielmalen, und ich bin äußerſt erfreut, daß ſich erſtere noch ſo wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverläßig nach Dresden, und werde ſodann nicht allein meine Aeltern, ſondern auch den Bruder Theophilus beſuchen, den ich indeß herzlich grüßen laſſe.

Ich verharre

Dero

Wolfenbüttel den 27 Julius 1770.

gehorſamſter Sohn Gotthold.

An Madame König.

(Leſſings künftige Frau.)

Wolfenbüttel, den 25. Oktbr. 1770.

Meine liebſte Freundin!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müſſe ein Brief von mir unterwegs ſeyn: denn ſonſt kann ich erſt in ein und zwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das häßliche Wien, daß es ſo weit iſt! Auf alle meine Briefe haben *Sie mir nun geantwortet*: und es kömmt darauf an, ob Sie mir einen aus freyem Willen ſchreiben. Einen wohl zwar — denke ich — aber den zweyten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht ſehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen ſind, und alles daſelbſt nach Wunſch gefunden haben. An Freunden und Zerſtreuung und Beſchäftigung wird es Ihnen nicht fehlen; und ich kann daher ein großes Theil für Sie nun ruhiger ſeyn, als ich während der Reiſe ſeyn durfte, wo Sie Ihrer eigenen Geſellſchaft überlaſſen waren. Denn Ihr Mädchen war ſo gut als keine, wo nicht gar noch ſchlimmer als keine. Zwar, wer weiß? Am Ende iſt es doch wohl beſſer geweſen, daß das Creatürchen ſeine eigenen Angelegenheiten hatte, daß es liebte und trank, den erſten den beſten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding geweſen wäre, das ſeine Frau nicht aus den Augen gelaſſen, und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entriſſen: durch dieſes wären Sie in Ihrem Kummer beſtärkt worden. Sie werden ſagen, daß ich eine beſondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin ſtolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie ſelbſt, wie ich oft gemerkt habe, beſitzen ein gutes Theil von dieſer Gabe, die ich Ihnen recht ſehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben ſie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moraliſiren: ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals; und fange faſt an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzuſuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben ſo viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigſtens, die gut da ſind, können vielleicht recht ſehr gut ſeyn. Sehen Sie, was ein Paar Beyſpiele vermögen! Zwey Wiener Grafen und Kaiſerliche Kammerherrn, von Winzek und von Thotek, haben ſich auf ihrer Durchreiſe einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beyfalle, den ſie bey Hofe erhalten — Sie wiſſen wohl, wie weit der Beyfall bey Hofe her iſt — *uns alle* in Erſtaunen geſetzt. Sie wiſſen eben ſo wohl, wen ich unter *uns allen* verſtehe; die *alle*, welche ein Reiſender nur einigermaßen dem Nahmen nach kennen kann. Sie haben jeden von dieſen beſucht; und von ungefähr war ich eben zu Braunſchweig und logirte in meiner Roſe, — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weiſe mußten dieſe Herren ebenfalls da einkehren. Es ſind wirklich ein Paar vortreffliche Leute, voller Kenntniß und Geſchmack. Sie ſind auf ihrer Rückreiſe nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Geſellſchaften, wie ſehr ſie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. machte ihnen das Kompliment, daß *ſie eine ſehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären*. Das Kompliment war nicht das feinſte; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Thotek iſt, darauf ertheilte, war deſto feiner: *wir ſchämen uns, wenn wir es ſind*. Der andere iſt ſchon ein Mann, und hat Güter in Italien, bey Mayland, wo er ſich auch ſeit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht geweſen, ſo daß ihn vielleicht auch da niemand kennt.

Ich darf nicht beſorgen, daß Sie mich fragen: was gehen

mich die Leute an? denn, wie geſagt, es ſind recht ſehr gute Leute, und alle guten Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Urſache ſind Sie, und der Schwediſche Geſandtſchaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen ſo ſehr beſorgt? Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geſchrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg iſt es geweſen, an welchem die Miene geſprungen. Götze fragte bey dem Magiſtrate an, wie es mit dem ſtreitigen Gebete gehalten werden ſollte, und bekam zur Antwort, daß es bey Seite gelegt, und ein anderes dafür gewählt werden ſollte. Voller Verdruß hierüber, bat er um Erlaſſung von ſeinem Seniorate, und erhielt ſie ſogleich. Man erzählt, ſeine Frau ſey darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus ſchließen, daß ihm ſelbſt die geſuchte Erlaſſung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, das iſt daraus nicht zu ſchließen? Sondern alles was daraus zu ſchließen iſt, iſt dieſes, daß ſich natürlicher Weiſe eine Frau über den Verluſt eines Titels nicht ſo leicht tröſten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorinn auf einmal wieder Frau Paſtorinn werden ſoll, das iſt keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht? Jetzt ſollen die abſcheulichſten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herum gehen, die Götzen zu dieſem Schritte gezwungen: und wenn dieſe nichts helfen, ſo betauert er es am Ende doch wohl ſelbſt, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, ſo zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwey Monaten an keinen Menſchen dahin geſchrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott ſey Dank, nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern, werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde eben nicht ſehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verſchiedenen Zeitungen geleſen hätte, daß nun bald das deutſche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sönnenfels die Aufſicht darüber erhalten. Beſuchen Sie es doch alſo ja fleißig, und verſchweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erſcheinen. Es ſoll mich ſehr freuen, wenn S. in Wien mehr Gutes ſtiftet, als mir in Hamburg zu ſtiften gelingen wollen. Aber ich ſorge, ich ſorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzuſtrenger Eifer gegen das Burleske, iſt gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundin, nur recht viel Freundſchaft in Wien erweiſet: ſo will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in ſeiner Theater-Verwaltung machen dürfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater; nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir ſind mit allem fertig, was in dieſem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie ſoll in den beyden letzten mahlen ſehr glücklich geweſen ſeyn. Sie glauben nicht, wie anſehnliche Einſätze ſie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaubert und zaubert man, die hieſige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es giebt ja auch in Wien eine ſolche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingeſetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zuſammen einſetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben vertheilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen: ſo will ich es ſodann in Hamburg damit verſuchen. Oder beſtimmen Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zuſammen einſetzen wollen. —

Und nun iſt ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmal Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie ſich auch zugleich, indem Sie mir eben ſo weitläuftig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beſte. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. November 1770.

Mein lieber Bruder,

Herr Moſes wird Dir ſo etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir verſprach, nächſtens mehr zu ſchreiben. Das will ich jetzt zu thun verſuchen, obſchon mein Kopf ſeit einigen Tagen auch nicht die geringſte Anſtrengung vertragen will. Doch ich weiß, Du nimmſt mir es nicht übel, wenn ich auch noch ſo verwirrt und albern ſchreibe.

— — Es iſt nicht mehr als billig, daß Du auch die Vertheidigung des P** gegen den Abt Pernetti überſetzeſt. Aber willſt Du mir es nicht übel nehmen, wenn ich Dich erinnere, etwas mehr Achtſamkeit und Genauigkeit ſowohl auf Deinen Styl als auf den Sinn Deines Verfaſſers zu wenden? Beſonders ſind Dir in Anſehung des letztern in den zwey Theilen einige wunderbare Fehler entwiſcht, die ich Dir wohl ein andermal mittheilen will. Ich bin es nicht, der ſie bemerkt hat, ſondern der hieſige Hofprediger Mittelſtädt hat Deine Ueberſetzung mit dem Original verglichen, und mir einige derſelben angezeigt; ob er ſchon die Ueberſetzung überhaupt ſonſt nicht für ſchlecht erkennt.

Hiernächſt aber rathe ich Dir ſehr, weniger zu ſchreiben, das iſt, weniger drucken zu laſſen, und deſto mehr für Dich zu ſtudiren. Ich verſichere Dich, daß ich dieſen Rath für mein Theil ſelbſt weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umſtände weniger nöthigten, zu ſchreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; ſo habe ich ſchlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu ſetzen, als zu ſchreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als jetzt: und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert; was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchriebe.

Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen. Ich fühle es, daß mir ſchon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit koſten wird, als der ganze Bettel werth iſt. Indeß habe ich es Herrn Voß einmal zu thun verſprochen, und ich will mein Möglichſtes anwenden, wenn er auch nur jede Meſſe einen Band bekömmt.

Wahrlich, ich möchte Dir gern noch manches ſchreiben — beſonders was Theophilus und unſere Mutter betrifft; — aber der Kopf iſt mir über meine ſchurkiſchen Umſtände vollends noch ſo wüſte geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich ſchreibe. Lebe wohl. Ich bin

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Kamler.

Wolfenbüttel, den 16. Decemb. 1770.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber dieſen Dank nicht eher bekommen, daran iſt Ihr Milchbruder Schuld[1], der die Oden mit ſammt dem Briefe länger als vierzehn Tage bey ſich gehabt, und ſie mir erſt heute wieder geſchickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geſchickt habe, ſo will ich Ihnen auch nun ſeinen ſchicken: ſo erhalten Sie hübſch auf Einen Brief zwey Antworten, welches ich mir indeſſen gut zu ſchreiben bitte.

Die Ode an die Könige will ich mir dreymal laut vorſagen, ſo oft ich werde Luſt haben, an meiner antityranniſchen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derſelben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen ſieht, als der beſte römiſche. Aber wenn! wenn!

Dieſen Winter gewiß nicht. Denn dieſen werde ich wohl ſo ziemlich gerade an dem andern Ufer des Fluſſes, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muſcheln aufſuche, verſchleudern und verſchleudern müſſen. Sie werden mich wohl verſtehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden laſſen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück oder zum Unglück, von dieſen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt ſind, und mit welchen ich ungefähr die erſetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müſſen.

Aber glaubten Sie wohl, wie ſehr ich dabei auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernſte, liebſter Freund, was ich Sie nun bitten will, müſſen Sie mir ſchlechterdings nicht abſchlagen.

Mit heutiger Poſt ſchicke ich bereits die erſten vier Bogen von dieſen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und ſie ſollen ſchlechterdings nicht eher in die Druckerey, als bis ſie Ihre Cenſur paſſiret ſind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig iſt (ich ſage, gar zu mittelmäßig, denn leider müſſen es nicht allein Sinngedichte, ſondern Bogen voll Sinngedichte werden); und wo eins durch eine geſchwinde Verbeſſerung ſich noch ein wenig mehr aufſtutzen läßt, ſo haben Sie doch ja die Freundſchaft, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben.[1] Ihnen kann ſo etwas nicht viel Mühe koſten; denn Sie haben noch alle poetiſchen Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetiſche Farben ſind. Desgleichen wünſche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographiſchen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen ſind.

Ich verlaſſe mich darauf, liebſter Freund, daß Sie ſich dieſer Anforderung auf keine Weiſe entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beyträge zu dem zweyten Theil Ihrer geſammten Sinngedichte, die gewiß nicht ſchlecht ſind, und ſich zum Theil von Dichtern herſchreiben, die itzt völlig unbekannt ſind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz ergebenſter,
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Beſter Freund!

Ich komme von Braunſchweig, wo ich vierzehn Tage geweſen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzuſetzen im Stande bin, ſonſt würde ich Ihnen gewiß ſchon eher geantwortet haben.

Ich ſahe, zufolge Ihres erſten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguſon aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit ſeinem J. einander ſo lange gefielen. Denn daß ſie abgereiſt ſeyn ſollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen laſſen: ſo ähnlich es ſchon dieſen Leuten im Grunde ſieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwey wunderlichſten Geſchöpfe in der Welt ſind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich ſchreibe, ſo hätte ich eben Luſt, dieſe Gleichheit in einem ſchönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch ſelbſt darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguſon will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir nun ſchon einmal leben, und zu unſrer Ruhe beſtändig fortleben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.

Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in

[1] So nannte Kamler den Hofrath Ebert, von dem ſehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog v. Braunſchweig geſagt *hatten*, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre. Nicolai.

[1] Iſt geſchehen; und Leſſing verließ ſich ſo ſehr auf ſeinen Freund, daß er ſich die Handſchrift nicht erſt zurückſchicken, ſondern ſie in Berlin bey Voß drucken ließ. Nicolai.

das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen laſſen. Zwar iſt Ihre Anmerkung ſehr gegründet, daß man bey Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maaß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen. Allein doch wohl nur bey ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſeyn ſollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menſchen? Und wollen das die ſeyn, von welchen bei dem Ungenannten die Rede iſt? Ich bin verſichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er ſie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergeſſen haben, ſich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einſichten zurück zu ſtellen. Aber ſind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablaſſen ſollen? Sie ſollen vielmehr die erhabenſten Muſter der Tugend ſeyn, und die geringſte ihrer Handlungen ſoll in Abſicht auf eine gewiſſe göttliche Oeconomie für uns aufgezeichnet ſeyn. Wenn alſo an Dingen, die ſich nur kaum entſchuldigen laſſen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden ſoll und will: ſo thut, denke ich, der Weiſe Unrecht, wenn er dieſe Dinge blos entſchuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen ſprechen, die ſie in unſern beſſern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die ſie in noch beſſern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bei unſerm Ungenannten mißfallen iſt, muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen. —

Die Neugierde der bewußten Perſon nach dem Manuſcript hat ſich halten laſſen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich vermuthete, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, demfalls nicht weit her iſt: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bei ſich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was iſt das für ein neuer Angriff, der in den Jenaiſchen Zeitungen von Lavatern auf Sie geſchehen? Ich leſe dieſe Zeitung nicht, und habe ſie auch in ganz Braunſchweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der erſten Poſt zu ſenden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freyheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben, und ich bin daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich ſende Ihnen hierbey auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name iſt mir ſo ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen. Der Abt ſagte zu verſchiedenen malen: das iſt nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen. — —

Dero

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 6. Junius 1771.

Liebſter Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer Eliſe etwas lange ſchuldig. Aber Sie kennen meine Nachläſſigkeit im Schreiben ſeit langer Zeit, und haben nie etwas Nachtheiliges daraus geſchloſſen. Sollten Sie nun erſt anfangen, an meiner Freundſchaft und Hochachtung darum zu zweifeln? Das thun Sie gewiß nicht.

Eliſe hat mir ſehr wohl gefallen, und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht ſo ſelten mit dem Tone ſolcher Gedichte gleich geſtimmt wären. Der Bücherſtaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig ſeyn. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergeſſen. Ich werde, weil ich ſtumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht ſind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weiſe verloren habe.

Daß ich aber hiermit nichts mehr von mir ſage, als was die Wahrheit iſt, davon wird Sie mein Scultetus ſehr deutlich überführen. Ich vergebe es allen, die mich damit auslachen werden. Ich habe es mehr als einmal geſagt, daß es wenig Geſchmack verräth, die Reime eines ſolchen Schulfuchſes itzt wieder drucken zu laſſen. Ich könnte mich zwar mit dem Orte entſchuldigen, für den er eigentlich beſtimmt war: für Zachariäs Sammlung. Aber ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt. — —

Dero

ganz ergebenſter Freund
Leſſing.

Meine liebe Mutter,

Ich würde Ihnen gewiß mit dem Hrn. von Carlowitz geſchrieben haben, wenn ich bey ſeiner Abreiſe im Stande geweſen wäre, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Aber dieſes thun zu können, habe ich erſt meine zu Johannis gefällige Beſoldung heben müßen, womit es ſich dieſesmal länger als gewöhnlich verzogen hat. Sie werden mir es alſo vergeben, daß die zugeſagten 50 Rthlr. erſt nunmehr hierbey erfolgen; womit ich nichts als die Bitte verknüpfe, gewiß von mir zu glauben, daß ich die Summe gern vermehret hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre. Ich hoffe indeß, und will mein beſtes dazu thun, daß ich Ihnen in einigen Monaten wiederum eine kleine Remeſſe

machen kann. Daß Sie es mit der Schweſter nöthig haben werden, kann ich mir ſehr leicht vorſtellen: und Gott iſt mein Zeuge, wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit auf einmal ſetzen wollte, wenn ich mich nur ſelbſt noch zur Zeit in beßern Umſtänden befände. Haben Sie alſo mit meinem Unvermögen Geduld, und ſeyn Sie verſichert, daß ich dieſes Unvermögen nicht blos vorwende.

Es iſt allerdings unſere Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein ſo guter Vater durch ſeine Kinder gerathen iſt, auch von ſeinen Kindern bezahlt werden. Ich habe mich auch ſchon mehr als einmal erbothen, ſie ſämmtlich über mich zu nehmen: das iſt, ſie ſchriftlich über mich zu nehmen, und eine Obligation oder Wechſel dagegen auszuſtellen. Wem von unſern Schuldnern dieſes gefällig iſt, der kan zu der Zeit, die ich ihm feſtſetzen will, ſich gewiße Bezahlung verſprechen. Wer aber aus Grobheit oder Eigenſinn ſogleich baar bezahlt ſeyn will, — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten iſt kein Menſch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indeß ſagen. Ich bin bey mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtſchaffen meine, und kein Menſch ſoll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben. Aber Zeit muß man mir laßen: oder man ſage mir, wie ich es ſonſt anfangen ſoll.

Was das zu druckende Andenken anbelangt, ſo will ich mit nächſten an Theophilus weitläuftig darüber ſchreiben. So wie es Theophilus aufgeſetzt hat, iſt es recht gut: aber ich ſehe wahrlich nicht ein, warum es, den dummen und boshaften Tanzern zu gefallen, gedruckt werden muß. Eben ſo vollſtändige Nachrichten von unſers Vaters Leben ſind ſchon an mehr als einem Orte gedruckt, und es iſt immer noch Zeit, der Welt zu ſeinem Lobe etwas zu ſagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe ſeyn, wie er nach der Leichenpredigt abgeleſen wird. Ich habe mir es feſt vorgenommen, etwas aufzuſetzen: aber es ſoll etwas ſeyn, was man weiter als in Tanzen, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieſet. Dazu aber brauche ich Zeit und Geſundheit, woran es mir leider itzt fehlet.

Beruhigen Sie ſich alſo immer, meine liebſte Mutter, über dieſen Punkt! Die beſte Ehre, die wir unſerm verſtorbnen Vater erzeigen können, iſt, daß wir Sie um ſo viel mehr lieben, und ſo ſehr als möglich iſt unterſtützen. Beides dieſes gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen; und ich bin es auch von meinen übrigen Brüdern überzeugt, daß ſie ſich um die Wette darum bemühen werden. Leben Sie indeß mit der Schweſter, die ich vielmals grüße, recht wohl, und verſichern Sie mich bald, daß Sie allezeit in gutem an mich denken.

Dero

Wolfenbüttel gehorſamſter Sohn
den 7 Julius 1771. Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14. Nov. 1771.

Mein lieber Bruder,

Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweiten Theile der vermiſchten Schriften ſende: ſo will ich auch zugleich auf Deinen letzten Brief, und beſonders den vornehmſten Punkt deſſelben, antworten.

Ich ſage Dir alſo kurz und gut — Ob ich ſchon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Urſache habe, unzufrieden zu ſeyn, auch wirklich nicht bin; ſo ſehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern kann. Beſonders würde ich die Einſamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt geweſen, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben ſeyn, dünkt mich wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich, wenn ich vorausſetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich eben ſo gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung meiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was mir alles auf dem Halſe liegt, viel zu kümmerlich ſind. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was kann das für einer ſeyn? Wenn er das Theater betrifft: ſo mag ich gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſario ſteht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die ich dort fodern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier ſeyn, und man müßte mir es hier ſehr verdenken, wenn ich eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorſchlag das Theater nicht, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe ich Dir, würde ich mich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Ich ſetze voraus, daß ich bei dieſem Tauſch in allem Betracht gewönne.

So viel kannſt Du dem Herrn Profeſſor Sulzer in meinem Namen verſichern, mit dem verbindlichſten Danke für ſeine gütige Verwendung bey dieſer Sache. Ich erwarte ſodann ſeine weitere Aeußerung, und zwar je eher je lieber, weil ich ſonſt hier gewiſſe Dinge allzulange verzögern müßte, die mich hernach mehr binden würden, als ich im Grunde itzt gebunden bin. Ueberreiche zugleich Herrn Sulzer ein Exemplar vom erſten Theile der vermiſchten Schriften. — —

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 31. Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich habe zur Zeit noch nichts in der bewußten Angelegenheit aus Wien vernommen, und ich muß Dir ſagen, wenn man daſelbſt verlangt, daß ich erſt zum Beſuche hinkommen ſoll, ſo kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur ſelbſt, wie unanſtändig und unſicher es ſeyn würde, zu einer ſolchen Reiſe den Herzog um Urlaub zu bitten. Sollte ich ihm die Wahrheit ſagen? oder ſollte ich ſie ihm nicht ſagen? Sagte ich ſie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrſcheinlich genug ſeyn, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nehmlich, daß ich mich in Wien beſehen wollte, ob es mir zu einem beſtändigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich mir für eine Antwort gewärtigen?

nun überhaupt wohl, was es mit dem ganzen Dinge
t in öffentlichen Blättern ja nun ſchon genug davon;
Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, „daß Prof.
iner ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der
K. K. Raths berufen, und ihm dabey die freye
proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde
künftigen Jahres ſeine Stelle antreten und in ſolchen
ebraucht werden, die für die Litteratur unſres Vater-
größter Wichtigkeit ſeyn würden."
ieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den
chen: was kann man ſich viel davon verſprechen?
ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und
nderer, ſofort berufen können: warum wollen ſie
erſt ſehen? warum muthen ſie mir denn erſt eine
eſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtigung ſey
Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie eben ſo
: Wiener ſeyn ſolle, wie für mich. Kurz, wie ge-
völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt.
ht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er
:l zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir eben ſo lieb
man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es

n andern Dingen. — Es thut mir leid, daß ich Dir
Vorhaben, etwas aus dem Engliſchen zu überſetzen,
:n noch helfen kann. In die Bibliothek kömmt von
ſchen Sachen gar nichts, und Ebert hat auch ſeit lan-
chts bekommen. Von denen, die Du in Vorſchlag
rde ich am meiſten für Dowe's Nachricht von Hindo-
aus Gründen, die Du ſelbſt berührt haſt. Doch ich
ermögend, Dir die neue Ausgabe zu ſchaffen. An
: wollte ich nicht, daß Du Dich machteſt. Zum
iſt er ſchlechterdings nicht; und etwas Aehnliches aus
tſche Leſer zu machen, das würde keine Meßarbeit
uffisance de la religion naturelle kenne ich nicht;
ſie ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo iſt ſie ein nutzliches und
, bey welchem ich bleiben würde.
iner Tragödie geht es ſo ziemlich gut, und künftige
ich Dir die erſten drey Acte überſenden. Mich ver-
Du davon ſagen wirſt. Mache nur, daß ſogleich
gedruckt werden. — —
hl und ſchreibe mir bald.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 10. Febr. 1772.

Liebſter Bruder,

mir recht ſehr lieb, daß dir mein Ding von einer
ch ſo ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkun-
: ſind mir ſehr willkommen geweſen. Ich bitte dich,
ehung des Ueberreſtes damit fortzufahren.
elle S. 41. Die Furcht hat ihren beſondern
ß ich Dir geſtehen, iſt, ſo wie ſie iſt, zwar kein Feh-
hreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung ge-
Grunde ſoll es gar keine beſondere tiefe Anmerkung
e Emilia freylich in ihrer Verfaſſung nicht machen
dern ſie ſoll bloß damit ſagen wollen, daß ſie nun
wohl ſehe, die Furcht habe ſie getäuſcht. Aber freylich, der Ausdruck iſt ein wenig zu geſucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, ſo laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich (—) ſetzen, daß es mit dem Folgenden nicht zuſammen ausgeſprochen wird.

Was du von dem Charakter der Emilia ſagſt, hat viel Wahres. Aber ſo ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Urſachen:

1) Weil das Stück Emilia heißt, iſt es darum mein Vorſatz geweſen, Emilien zu dem hervorſtechendſten, oder auch nur zu einem hervorſtechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Perſonen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philoſophinnen ſind gar nicht nach meinem Geſchmacke. Wenn Ariſtoteles von der Güte der Sitten handelt, ſo ſchließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorſam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer poſitiven Religion von Aberglauben und ſchwachem Geiſte? Wollteſt Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Meſſe gehen, und während der Meſſe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume haſt du ganz Unrecht; weſſalls Du das Manuſcript nur wieder nachſehen darfſt. Emilia glaubt nicht an den Traum; ſondern ſie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für ſehr natürlich: wegen ihres größern Geſchmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob ſie ſchon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: ſo darf er doch gar wohl ſonſt Eindrücke auf ſie machen. Appiani iſt es, der ſich dabey länger aufhält, als ſie beyde. Aber auch den laſſe ich die Urſache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia intereſſanter, und ſie ſelbſt thätiger. — Nur käme das ein wenig zu ſpät, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchon einen kleinen Begriff von ſich erweckt hätte. —

Doch es ſey auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen älteſten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drey Acte abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie nur geſpielt, aber nie gedruckt werden ſollte.

Was du von dem Character der Orſina ſagen wirſt, verlangt mich am meiſten zu hören. Wenn er einer guten Schauſpielerin in die Hände fällt, ſo muß er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geſchieht, ſo antworte mir nur recta nach Braunſchweig, wo ich mich bis gegen den 20ſten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 22. März 1772.

Liebſter Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft geſagt, wie gut und nothwendig es ſey, daß ſich der Dichter zu dem Volke herablaſſe. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun verſucht. Aber noch keinem iſt es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben; und doch denke ich, daß dieſe Ihre Art die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre iſt.

Sich zum Volke herablaſſen, hat man geglaubt, heiße: gewiſſe Wahrheiten (und meiſtens Wahrheiten der Religion) ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Dieſe Herablaſſung alſo hat man lediglich auf den Verſtand gezogen; und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherley Umſtände des Volkes beſteht. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere von ſelbſt daraus folgt; da hingegen jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch iſt, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſowohl am Verſtande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gemengt; nicht, um es durch gewinſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen in Anſehung des letztern die meiſten von dieſen Ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt ſich zu verlieren ſcheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur, und dem Seneca ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankömmt, ob ſie erzwungen oder freiwillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzuſetzen wünſchte, um den aufmerkſamern Leſer in den eigentlichen Geſichtspunkt derſelben zu ſtellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geſchickt, den geringſten Einfall ſo auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch ſchon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendſten und zugleich unangenehmſten Arbeit bis über die Ohren ſteckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermiſchten Schriften koſtet mir viele Zeit: und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbey ſchicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna ſchicke. — Meynen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? Sara! Minna! Emilia!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi und Herrn Michaelis. Des letztern beyde Briefe ſind, im Ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachläſſigkeiten in dem erſten hätte er ſich nicht erlauben ſollen, hätten ihm ſeine Freunde in Halberſtadt, in deren Werken alles ſo ausgefeilt, alles ſo voller Licht iſt, nicht ſollen hingehen laſſen.

Dero

ganz ergebener
Leſſing.

An Kamler.

Braunſchweig, den 21. April 1772.

Liebſter Freund,

Wie ſehr ich Ihnen für Ihren Beyfall und Ihre freundſchaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute Aufnahme zu verſchaffen, verbunden zu ſeyn Urſache habe, das können Sie nur ſelbſt am beſten erachten. — Aber nun auch die beſſere Art des Beyfalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir ſie verſprochen, und ich erwarte ſie ſo gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, iſt das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufriſchen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritiſirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbeſſern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbeſſern eines dramatiſchen Stücks insbeſondere faſt für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewiſſen Grade der Vollendung gebracht iſt, und die Verbeſſerung mehr als Kleinigkeiten betreffen ſoll: ſo nutze ich die Kritik zuverläſſig zu etwas Neuem. — Alſo, liebſter Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieſer Art machen ſoll; ſo ſehen Sie, worauf es dabey mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieſes Nehmliche beſſer zu machen, ſondern überhaupt etwas Beſſeres zu machen. Und wenn auch dieſes Beſſere ſodann nothwendig noch ſeine Mängel haben muß: ſo iſt dieſes allein der Ring durch die Naſe, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorſtellung bey Koch ausgefallen. Die hieſige bei Döbbelin habe ich noch nicht geſehen: aber man ſagt durchgängig, daß Emilia unter allen ſeinen Stücken dasjenige iſt, was er am beſten ſpielt. — Ueberbringer wünſchte ſehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und dieſe ſind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geſchwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf ſo ſchwach, ſo dumm iſt, daß ich nur noch kaum den Wunſch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt ſchließe ich noch mit dem Wunſche, daß Sie dieſen Wunſch nicht auch zu thun Urſache haben mögen.

Dero

ganz ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Wieland.

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erſt ſeit geſtern weiß, wie unendlich hoch ich ihn ſchätze. Aber eben das macht meine Antwort um ſo ſchwerer.

Dieſer Mann, weit unter dem, in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftſteller ſtolz ſeyn können, — dieſer Mann verſichert mich über eines meiner Werke, von dem ich nicht wünſchte, daß es mein beſtes bleiben möchte, ſeines Beifalls auf eine Art — auf eine Art! Ironie kann es nicht ſeyn. Was ſoll ich dieſem Manne antworten? Gänzliche Ablehnung ſeines Lobes, wäre Beleidigung. Gegenlob wäre eben ſo große Beleidigung; und ſchaler. Er antworte ſich ſelbſt, ſtatt meiner.

Aber wenn Emilia nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betriegeriſchen Weines auf ihn gehabt hat, der unſere Geiſter eben ſo ſchnell wieder ſinken läßt, als ſchnell er ſie erhoben:

wenn er izt in einer kalten nüchternen Stunde — und ich habe leider meine Antwort bis auf dieſe kalte Stunde verſchieben müſſen; — wenn er izt ſeinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Reizung für mich! Iſt der vollkommenſte Leſer den ich mir denken kann damit zufrieden: wohl gut —

Doch er beſorge nicht, daß ich ſein Lob misbrauchen werde. Ich will es nicht vergeſſen, daß der vollkommenſte Leſer auch zugleich der gutherzigſte iſt. Was er ſelbſt hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er lieſet: und doch hat er die Gefälligkeit, ſeine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden laſſen. — Ach, mein liebſter Wieland! — denn ſo habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längſt ſind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns geſehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem erſten Anblicke werde ich Sie ſchon viele Jahre geſehen zu haben glauben. Und doch wünſchte ich ſehr, daß auch dieſe Kleinigkeit unſerer Freundſchaft nicht fehlte.

Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zuſammen bringt. Dieſe Veränderung — o daß Sie eben ſo gut dabei fahren mögen, als der Prinz.

Ich ſage Ihnen, liebſter Wieland, wir ſind alte Freunde, und Sie ſehen, wie völlig ich Sie auf den Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen ſo ſpät: aber ich bin krank geweſen; und ich bin noch nicht geſund. Laſſen Sie mich dieſen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern; aber gewiſſen, um ſo viel lieber. Wollen Sie es noch einmal verſuchen? Mir wenigſtens zu ſagen, daß Sie meiner Entſchuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraſchte mich Herr Sehler. Wer das dritte Wort unſers Geſprächs geweſen, mag er Ihnen ſelbſt ſagen. Der Mann iſt gut, aber in gewiſſen Umſtänden können nur wenig Menſchen ſo gut ſcheinen, als ſie ſind. Wenn Sie ſich ſeiner in Weimar annehmen können, thun Sie es ja. Was ſoll der rechtſchaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglücklichen nicht helfen will? Aber wem ſag' ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebſter Wieland; und laſſen Sie mich dieſes ja vor vier Monaten geſchrieben haben.

Wolfenbüttel, d. 2. Septbr. 1772.

Leßing.

An Nicolai.

Braunſchweig, d. 22. Octob. 1772.

Liebſter Freund,

Ihr Brief iſt mir recht ſehr angenehm geweſen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, wie die Vorſtellung meiner Emilia bei Ihnen ausgefallen, das verſteht ſich; und wenn ich es ſchon nicht Wort haben wollte, ſo würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freylich nicht angenehm zu erſehen, daß ſie eben nicht zum beſten ausgefallen ſeyn müſſe. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geſchienen hat, ſo liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orſina. Denn daß das Intereſſe von jener Scene an nicht immer ſtiege: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bey allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich geſpielt haben. Denn auch das iſt ein Fehler: und ein verſtändiger Schauſpieler muß nie ſeine Rolle, wo es nicht nöthig iſt, zum Nachtheil aller andern heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorſtellung meines Stücks intereſſirt hat, war Ihr eignes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf ſchwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meiſten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur unterſuchen mag ich es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine ſolche Unterſuchung nicht wieder auffriſchen. Ich habe in dieſer Abſicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hieſigen Vorſtellung nicht ein einzigesmal beygewohnt. Ehe ich die dramatiſche Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hinein. Aber warum muß ich ſie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es in Ernſt fragen. — Mir iſt dieſer Tage eingefallen: ob denn die Fortſetzung unſrer antiquariſchen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgeſtorben ſeyn muß? Der Ton kann und muß freylich nicht mehr der nehmliche ſeyn: denn es iſt eben ſo unanſtändig als unnützlich, ſich mit einem Todten zu zanken, der ſich ſelbſt weder mehr beſſern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen ſein Buch, und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die ſich nach der Zeit bey meiner umſchweifenden Lectüre ſehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, geſagt zu werden. Laſſen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. Oct. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihm beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte? Krank bin ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch ſchon ſeit geraumer Zeit nicht müßig geweſen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich ſonſt zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben ſo gut hätte machen können. Eheſtens will ich Dir den erſten Band von Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ꝛc. ſchicken, womit ich ſo lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Luſt und Kräfte wieder bekomme, etwas Geſcheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber ſo bald ſich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünſche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt ſich ſo recht hübſch hinſchreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringſte Anſtrengung des Geiſtes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Troſte beruhigen, daß ich wenigſtens

Amte Genüge thue, und manches dabey lerne; geſetzt auch, daß nicht das Hundertſte von dieſem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. — Doch warum ſchreibe ich Dir dies alles, und mache Dich unruhiger, als Du bey meinem gänzlichen Stillſchweigen nicht geweſen ſeyn würdeſt? — Ich wünſche, daß Du Deines Theils wirklich ſo vergnügt ſeyn magſt, als Du es in Deinem Briefe ungefähr ſcheinſt. Daß Du lange damit an Dich gehalten, in der Meynung, ich ſey verreiſt, thut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, und von Wolfenbüttel nach Braunſchweig. Und auch dieſe Veränderungen werde ich mir ſchlechterdings aufs künftige verſagen müſſen. Doch das ſoll mein geringſter Kummer ſeyn, und ich will mich gern noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.

Was Dir Graf von der Dresdner Agrippine geſagt hat, hatte ich auch bereits von daher gehört. Aber wenn auch nur dieſes wahr iſt, daß der Kopf nicht zu dem Körper paßt: iſt es dann nicht ſchlimm genug, daß Winkelmann und Caſanova von dieſem Umſtande gänzlich geſchwiegen? Ob der Kopf für ſich genommen, endlich auch antik oder nicht antik iſt, geht mich gar nichts an, und ich habe gar nicht nöthig, mich darauf einzulaſſen. Er ſey es immerhin. Genug, dieſe Statue iſt nicht nur ohne dieſen, ſondern ohne allen Kopf in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden; und dieſes iſt, was die Dresdner großſprecheriſchen Kenner entweder nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Ich habe es hier in der Bibliothek von ungefähr entdeckt, wo dieſe Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, ſondern auch ohne Arme, die ebenfalls neu ſind, geſtanden. Aber ſage Du, lieber Bruder, wenn Du von der Sache ſprechen mußt, dieſes eben nicht weiter. Denn wenn ſie in Dresden nachzuſuchen anfangen, ſo könnten ſie leicht dahinter kommen; und ich möchte gern einmal mit dieſem Exempel die windigen Künſtler beſchämen, die immer auf ihren untrüglichen Geſchmack pochen, und alle antiquariſche Gelehrſamkeit, die man aus Büchern ſchöpft, verachten.

Murr iſt ein —, der mir endlich einen Brief abgequält, und der bloß mir zum Poſſen dieſen Brief jetzt drucken laſſen, und den ganzen Quark von Klotzens Leben gegen mich geſchrieben hat, weil ich ihm ſeitdem nie wieder auf einen Brief geantwortet habe.

Die Lippertſchen Abdrücke ſind allerdings ein ſehr elendes Sammelſurium. Aber à propos dieſer Abdrücke: iſt es denn wahr, daß Herr Meil die beyden Steine geſtochen? Er ſoll mir die Platten ſchicken, oder wenigſtens einen Abdruck davon, und mir melden laſſen, was ich ihm dafür ſchuldig bin; ſo will ich das Geld an ihn einſenden.

Ich wünſche ſehr, daß es wahr ſeyn mag, daß der König endlich für Kochen etwas thun will. Hier thut der Herzog für Döbbelin mehr, als er werth iſt, ob es gleich dem ungeachtet nicht mit ihm geht. Er iſt ein — —, der zur wahren Aufnahme des Theaters eben ſo wenig thun kann als will.

Nun lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. December 1772.

Mein lieber Bruder,

— — Herr Voß hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böſe auf mich iſt, ſo thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich geweſen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beyträge mußten ſchlechterdings gemacht ſeyn: denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte. Den zweyten Theil meiner vermiſchten Schriften ſoll er auf Oſtern gewiß haben; was ich ihm aber ſonſt auf dieſe Zeit verſprechen könnte, wüßte ich nicht. Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen ſollte, will ich wohl bleiben laſſen. Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, ſechs Wochen auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne dieſe zu bekommen! Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſey, geſetzt daß meine Stücke auch ſo viel werth waren. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſetzt ſich ſeine Preiſe; jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth ſind; ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es mir genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande geweſen wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närriſch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigſtens nicht offen halten, und das Publicum erſt mit meinen Stücken ſättigen wollte. Das Geld iſt gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag, keinem Menſchen etwas ſchuldig ſeyn, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater.

Lebe wohl und antworte mir bald. Gotthold.

An Heine.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1773.

Ew. Wohlgeboren prophezeyten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu ſtehen kommen werde; indem er mir an ſolchen Unterſuchungen Geſchmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und ſich nur ſelten noch ſo belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieſer Prophezeyung! Wenn Sie ſo gütig ſind, und glauben, daß ich wohl etwas Beſſeres hätte ſchreiben können: ſo vergeſſen Sie nicht,

ibliothekar nichts Beſſeres ſchreiben ſoll. Der bin ich
nd möchte es nicht gern bloß dem Namen nach ſeyn.
in mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8. April 1773.

Mein lieber Bruder,

iſt hoffentlich, ungeachtet meines abermaligen langen
igens, überzeugt, daß ich Dich liebe, und an Deinem
fall recht ſehr viel Theil genommen. Ich danke Dir
m Herzen, daß Du mir nicht eher etwas davon ge-
ls bis Du Dich völlig außer Gefahr befandeſt. Ich
h alſo wenigſtens wieder einmal froh ſeyn; und auch
on Vergnügen für einen, der ſonſt von keinem weiß.
heſt nun wohl, daß mein Stillſchweigen noch immer
iche Urſache hat. Ich bin ärgerlich und arbeite, weil
doch das einzige Mittel iſt, um einmal aufzuhören,
eyn. Aber Du und Herr Voß, Ihr irret euch ſehr,
glaubt, daß es mir bey ſolchen Umſtänden ja wohl
z ſeyn könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder
ng der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten
arum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben ſchon in
n Umſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo
entlichen Verſtande um Brodt geſchrieben hätte. Ich
e Beyträge bloß darum angefangen, weil dieſe Arbeit
dem ich nur einen Wiſch nach dem andern in die Drucke-
n darf und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar
bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben.
nicht begreifen kannſt, wie ein Menſch, der doch jähr-
halber hat, in ſo kümmerlichen Umſtänden ſeyn kann:
) Dir ſagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre
zes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müſſen,
verklagt zu werden. Erlaube mir nur, daß ich Dir
hts hierüber ſchreibe; und wer nun noch daran zwei-
es die abſolute Unmöglichkeit iſt, warum ich gewiſſe
nicht erfülle, mein Verſprechen in gewiſſen Dingen
, den bin ich ſehr geneigt eben ſo ſehr zu verkennen,
h verkennt.

iniger Zeit ließ es ſich hier an, als ob man mir glück-
ſichten machen wollte. Es war der Erbprinz ſelbſt,
on freyen Stücken Vorſchläge deswegen that. Aber
ohl, daß man mir nur das Maul ſchmieren wollen;
acht Wochen höre ich nichts weiter davon. Ich bin
Zeit auch nicht wieder in Braunſchweig geweſen, und
offen, nicht einen Fuß wieder dahin zu ſetzen, als bis
Sache eben ſo ohne alle mein Zuthun zu Stande bringt,
ie angefangen hat. Denkt man aber gar nicht, oder
ld darauf, und läßt man mich erſt mit meiner Arbeit
ibliothek fertig werden, ſo können ſie ſehr verſichert
ich für nichts in der Welt mich hier halten laſſe; und
nd Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus einem andern
s aus Wolfenbüttel. Es iſt ohne dies zwar recht gut,
ang in einer großen Bibliothek zu ſtudieren; aber ſich
graben, iſt eine Raſerey. Ich merke es ſo gut als
daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf ma-
er daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig
ſeyn, und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armſeligkeit, die nach meinem erſten Plan hineinkommen ſoll, fortſetzen und ausführen. Dieſes nicht thun, würde heißen, die drey Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.

Du fragſt mich, wie es mit Wien ſey, und ob man da noch anſtehe, ein Stück von mir mit hundert Louisd'or zu bezahlen? Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildeſt, daß ich Anträge deswegen gemacht, oder auch nur machen laſſen?

Von dem Theater auf die Kanzel zu kommen. Wenn Herr Eberhard mich nicht beſſer verſteht, als Du mich zu verſtehen ſcheinſt, ſo hat er mich ſehr ſchlecht verſtanden. So habe ich wirklich, meinſt Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſeyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.

Aber ſo ſehr, als Du, verachte ich gewiſſe gelehrte Arbeiten nicht, die, dem erſten Anſchein nach, mühſamer als nützlich ſind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie ſie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weiſe zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen.

Daß Cacault hier bey mir in Wolfenbüttel iſt, wirſt Du ohne Zweifel ſchon gehört haben. Er ſtudiert ſehr fleißig deutſche Philoſophie; und da ich hier faſt niemanden ſehe, ſo iſt es mir eben nicht unangenehm, daß er mich alle Abende beſucht.

Dein

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14ten Julius 1773.

Mein lieber Bruder,

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit ſind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten läſſeſt, mir ſo oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen; ſo ſtrafſt Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubſt nicht, wie ſauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben, die einen zuſammenhangenden Verſtand haben ſollen. Unſer Freund Moſes hat mir viel Gutes von Dir geſagt. Du biſt fleißig; aber ich bitte Dich, ſey es ja ſo, daß Du es auf die Länge ſeyn kannſt. Ich mache dieſe Erinnerung, weil Du ſie mir zu brauchen ſcheinſt. Du lieſeſt ſehr viel, und ſchreibſt ſehr viel. Alle die neuen Werke, über die Du mir Deine Gedanken mittheilſt, habe ich noch kaum angeſehen. Und wenn ich in Jahr und Tag, wie Du, zwey Komödien gemacht haben ſollte, und mit dem dritten Stücke ſchwanger ginge, ſo wäre ich ſicherlich, vor Entbindung mit dieſem dritten, entweder im Tollhauſe oder im Grabe.

Ich bin indeß ſehr begierig, dieſe Deine Komödien zu ſehen. Schicke mir ſie alſo; und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Maſſaniello machen willſt. Vielleicht kann ich Dir in

dieſem letztern einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieſes Sujet einmal durch den Kopf gegangen iſt. Hiſtoriſche Quellen weiß ich Dir keine andre anzuzeigen, als Du ſchon kennſt. Aber weißt Du denn auch, daß Du ſchon einen dramatiſchen Vorgänger haſt? und einen dramatiſchen Vorgänger in Deutſchland? Es iſt kein geringerer, als Chriſtian Weiſe, deſſen Trauerſpiel von dem Neapolitaniſchen Haupttrebellen Maſſaniello Du in ſeinem Zittauiſchen Theater finden wirſt. Wenn Du es noch nicht geleſen haſt, ſo lies es ja. Es hat ganz den freyen Shakeſpearſchen Gang, den ich Dir ſehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirſt Du, des pedantiſchen Froſtes ungeachtet, der darin herrſcht, hin und wider Funken von Shakeſpearſchem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkſt, kann ich freilich nicht wiſſen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entſchloſſenheit, zum Beſten anderer ſein Leben zu wagen, in einem ſo rohen Menſchen; die großen Fähigkeiten, welche Umſtände und Noth in einem ſo rohen Menſchen erwecken und ſichtbar machen. Dieſes ließ auch mich ihn als einen ſehr ſchicklichen tragiſchen Helden erkennen; aber was mich mehr als alles dieſes hätte bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung ſeines Verſtandes, die ich mir aus ganz natürlichen Urſachen in ihm ſelbſt erklären zu können glaubte, ohne ſie zu einem unmittelbaren phyſiſchen Werke ſeiner Feinde zu machen. Ich glaubte ſonach den Mann in ihm zu finden, an welchem ſich der alte raſende Herkules moderniſiren ließe, über deſſen aus ähnlichen Gründen entſtandene Raſerey ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der theatraliſchen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmähliche Entwickelung einer ſolchen Raſerey, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben ſchien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen ſeyn laſſen. Es ſollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorſatz auch wären.

Meinen Empfehl an Herrn Eberhard. Man hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Moſes hier zu ſehen. Ich bin gewiß, daß wir mit einem Dutzend mündlichen Worten unſeren ganzen Streit würden beygelegt haben. Von dem, was mir Moſes darüber geſagt hat, bin ich zum Theil überzeugt, zum Theil nicht. So gründlich aber auch beydes iſt, oder ſeyn mag: ſo würde es, Schwarz auf Weiß, mich nur wenig treffen. Denn ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nehmlich davon: die Hölle, welche Herr Eberhard nicht ewig haben will, iſt gar nicht, und die, welche wirklich iſt, iſt ewig. Warum alſo nicht lieber die abgeſchmackten ſinnloſen Begriffe von der Beſchaffenheit dieſer Hölle, ſie ſey nun ewig oder nicht ewig, beſtreiten, als wider die, noch immer eine gute Erklärung verſtattende Dauer derſelben zu Felde ziehen? Doch ich erwarte hierüber ſeine eigene Aeußerung. Verſichere ihn nur, daß es mich unendlich ſchmerzen würde, wenn ich durch meinen Widerſpruch im geringſten die üble Begegnung ſollte mit veranlaßt haben, der er ſeitdem von ſeinen Amtsbrüdern ausgeſetzt geweſen. Doch ich denke, daß ihm bey dieſen mehr mein Lob, als mein Widerſpruch könnte geſchadet haben. Dem Herrn Rector Heynatz kann ich mit dem Verlangen nicht dienen. Unſere Bibliothek hat weder Manuſcripte von dem puren eigentlichen Eutropius, noch auch von der Interpolation des Paulus Diaconus. Melde ihm dieſes mit meinem vielfältigen Empfehl.

Ich ſehe, ich habe Dir mehr geſchrieben, als ich zu ſeyn glaubte. Lebe wohl.

C

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 2. Feb

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entſchuldigung wegen meines la ſchweigens. Du würdeſt nur die nehmliche Leyer hö kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder machen könnte.

Ich habe Dir auf zwey oder gar drey Briefe zu und wenn ich es nicht thäte, ſo möchte ich einen v nie bekommen.

Ich fange bey dem letzten an, in welchem Du mi nicht, in welcher Arbeit vergraben glaubſt. Deine von mir müſſen nicht die zuverläßigſten ſeyn. Ei Lexikon zuſammen zu ſchreiben, dieſen albernen Gel ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl ar wieder hervorſuchen, da ich ihn taliter qualiter vor dern ausgeführt ſehe. Aus dieſem taliter qualite indeß abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nic frieden bin. Was ich daran auszuſetzen habe, ſollſt weitläuftig zu leſen bekommen. Denn ich bin wirkl etwas darüber drucken zu laſſen, und eine kleine P fügen, wie ungefähr meine Arbeit in dieſem Felde haben würde. Das iſt es, was mich eigentlich eine ſchäftigt hat; und ich müßte, meinem erſten Anſ auch ſchon damit fertig ſeyn, wenn es mir nicht ſch unmöglich wäre, in einem Striche an der nehmliche arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit iſt noc zige, was mich erhält. Freylich wird ſo viel ange wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas voll wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du au ſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Anſehung der Religion zu ſeyn im Verdacht haſt. aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, n doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz von mir machſt, und mein ganzes Betragen in A Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der gönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſo von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religi tig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, we bey meinen Subeleyen einen andern Zweck hätte, al Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. I ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, w nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen nur nicht eher weggegoßen wiſſen, als bis man w reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohn weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreine

Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie bewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren We

konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſiehe etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür in die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen, iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen.

Bei dieſen Geſinnungen kannſt Du Dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von T** ſehr gefaßt bin. Laß ihn nur kommen; wir wollen doch ſehen, wer den andern nach Hauſe leuchtet. Sobald etwas zum Vorſchein kömmt, ſchicke mir es ja. Aber ich denke — — —

So weit war dieſer Brief ſeit vielen Tagen geſchrieben, als ich Dein letztes durch Herrn Großmann erhielt. Und ſo könnte ich Dir mehr angefangene Briefe ſchicken. Du ſieheſt alſo wohl, daß Dein Verdacht, als ob ich Dir darum ſo lange nicht geſchrieben, weil ich Dir meine offenherzige Meynung von Deinen Komödien nicht ſagen wolle, ganz ungegründet iſt. Ich dächte, Du hätteſt Beweiſe, daß ich gewohnt bin, in dieſem Punkte gegen Dich gar nicht hinter dem Berge zu halten. Die Sache iſt ganz anders, und ich muß Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle, daß ein anderer, als mein Bruder, mir dieſes Bekenntniß noch übler nehmen könnte, als ſelbſt ein mißbilligendes Urtheil. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht geleſen. Wenn Dich dieſes ſo ſehr befremdet, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt ſeit geſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz. Als ich Dich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen kleinen Theateranfall. Aber eben ſo gut, daß dieſe Anfälle bei mir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äußerſte Eckel gegen alles, was Theater und theatraliſch iſt und heißt, auf lange Zeit darauf folgt. Indeß habe ich Deine Stücke doch auch nicht ungeleſen an Döbbelin geben wollen, ob er mir ſie gleich auf Großmanns Wort abforderte. Zu der zweydeutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden, kömmſt Du immer noch zu früh. Laß mir ſie lieber nur noch eine Weile; denn ich leſe ſie gewiß noch, und will ſie nur nicht eher leſen, als bis ich ſo etwas mit ruhiger und heiterer Seele leſen kann. —

Und daraus ſiehſt Du, daß ich wenigſtens die Hoffnung nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu werden. Das iſt es, was ich Dir von meinem Befinden melden kann. —

Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, ſo ſchicke mir ihn doch zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden. Doch nein, das letzte ſchicke mir nur nicht. Sende mir vielmehr Badenhaupts Katalog. Ich werde verſchiedene alte Bekannte unter ſeinen Büchern finden, die ich gern für die Bibliothek kaufen möchte.

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Febr. 1774.

Liebſter Freund,

So ſehr erfreut ich war, einen Brief und ein Manuſcript von Ihnen zu erhalten, ſo vergnügt und erbaut mich dieſes hat: ſo beſtürzt und unruhig hat mich jener gemacht. Sie ſind mißvergnügt, und würden es, denke ich, gewiß nicht ſeyn, wenn Sie nicht große Urſache dazu hätten. Sie ſind noch dazu krank; und wenn ich auch indeß glauben will, daß Ihr Mißvergnügen und Ihre Krankheit dem Grunde nach ein und eben daſſelbe Uebel ſind: ſo darf ich nur mich ſelbſt fragen, ob es ein Troſt iſt, daß zwey Uebel, die wir als zweye fühlen, im Grunde nur Eins ſind? Sie laſſen mich über die Urſache Ihres Mißvergnügens nur muthmaßen, wie über ein Räthſel. Doch das Räthſelhafte darin iſt mir wahrlich nicht dieſes, daß die kahle Ehre, die ein Großer Ihnen erwieſen hat, eine Gelegenheit dazu geweſen. Wann hätt' auch, was ein Großer am beſten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unſer Großer, fürcht' ich, ſo viel Gutes als auch, mir unbekannt, in ihm ſtecken mag, iſt eben ſo wenig, als ſie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten, geneigt wäre.

Doch ohne Zweifel betrieg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie ſind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menſchen, und ich habe eben ſo ſehr Unrecht, wenn ich ſie für Tiger und Füchſe halte, als andere, die ſie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unſerm Halladat folgen:

„Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund;

alſo auch ein Freund der Großen, in ſo fern ſie Menſchen ſind; alſo auch ein Freund derjenigen Menſchen, die ihn haſſen und verfolgen. Und ſollte das Letztere auch ſich wohl ſchön ſagen und hören, aber ſchwerer in Ausübung bringen laſſen; ſo laſſen Sie uns wenigſtens ja nicht aus Verdruß über dieſe böſen Menſchen auf raſche Entſchließungen fallen, deren Ausgang zeigen könnte, daß wir ſelbſt unſere größten Feinde geweſen. Beſſer iſt es, unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.

Doch wem ſag ich das? Dem Verfaſſer des Halladat? Wär' er aber auch nur ſein Dolmetſcher! Man dolmetſchet aber ſo ein Buch nicht, und dolmetſchet es nicht ſo, wenn man vom Inhalte nicht ganz durchdrungen iſt.

Wahrlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht laſſen ſollen, ob Halladat ganz, ſo wie es da iſt, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es ſich nicht ſonſt woher ſchreibt. Ich bekenne meine Unwiſſenheit; aber ſo viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, ſo glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch ſonſt, ſo ein Kopf geweſen iſt. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wiſſen darf. Ich habe die halbe Nacht aufgeſeſſen, um Halladat zu leſen, um den Boten auch nicht einen Tag warten zu laſſen. Verzeihen Sie alſo, wenn ich nicht in allen Stücken

ſo antworte, als Sie es erwarten. Melden Sie mir, ſobald es Ihnen möglich iſt, daß Sie, wo nicht geſund und vergnügt, dennoch geſunder und vergnügter ſind, und Sie ſollen eine weitere Antwort gewiß unverzüglich haben. Ich bin ganz

der Ihrige.
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 27. Februar 1774.

Liebſter Freund,

Sie müſſen mir verzeihen, daß ich Ihren Hallabat über die vergönnte Zeit behalten habe. Ich befinde mich ſeit acht Tagen ſo übel an Seele und Körper, (doch mehr an jener) daß ich die nöthigſten Dinge verſäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienſte verweigern. Ich habe aber vor dieſem Zufall das Manuſcript nochmals mit vielem Vergnügen geleſen; und mit um ſo viel größerm, weil ich verſichert war, in allem und jedem nur meinen Freund Gleim zu leſen. Was ich in meinem Vorigen von irgend einer Aehnlichkeit mit irgend einem alten ausländiſchen Werke geträumt, muß bloß aus einigen einzelnen Zügen entſtanden ſeyn, die mir aus einer ſo eigenen orientaliſchen Philoſophie zu fließen geſchienen, daß ich mehr als bloß angenommenen Ton darunter vermuthete. Ich würde mich desfalls beſonders auf N. 10, der Zweifler, berufen, wenn ich mich itzt im Stande fühlte, meine Gedanken verſtändlich zu machen. —

Ich freue mich ſehr, daß Sie übrigens ſich beſſer befinden. Aber wenn ich den Hallabat noch ſo lange bey mir behalten wollte, bis ich mich beſſer befinde, und dieſen Brief ſo ausſchreiben wollte, wie ich wünſchte: ſo möchte ich jenen wohl noch lange behalten müſſen, und dieſen nicht ſo bald ausſchreiben können. Erlauben Sie mir alſo, daß ich abbreche, und alles übrige auf die erſte geſunde und heitere Stunde verſpare.

Ganz der Ihrige
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20ſten April 1774.

Mein lieber Bruder,

Du haſt mir ein großes Vergnügen nur gewieſen. Es thut mir leid, und thut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du mir es nur weiſen können. Aber ſo iſt es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das wilde in ſeiner Wüſte iſt frey, verkömmt aber vor Hunger und Elend.

Dazu muß ich Dir leider ſagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich dieſen Sommer in Berlin zu ſehen, Deine Hoffnung, mich künftigen Sommer hier zu beſuchen, allem Anſchein nach, vergebens iſt. Schlechterdings will ich, in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzu ſehr empfinde, wie viel trockner und *ſtumpfer ich an* Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller *meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß*, geworden bin: ſo möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie, (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß Götz von Berlichingen großen Beyfall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Göthens Farce wider Wielanden geſehen?

Mir iſt Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen noch nicht zu Geſichte gekommen. Ich haſſe alle die Leute, welche Sekten ſtiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, ſondern der ſektiriſche Irrthum, ja ſogar die ſektiriſche Wahrheit, machen das Unglück der Menſchen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte ſtiften wollte. — —

Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Gotthold.

An den Buchhändler Chr. Friedr. Voß in Berlin.

Liebſter Freund,

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu ſagen, wie ſehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie ſogleich nach Weyhnachten das Ms. zu dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften unfehlbar erhalten ſollen. Auch will ich Ihnen etwas mitſchicken, (wenn ich es Ihnen nicht eher ſchicke) welches zwar nicht meine Arbeit, aber beſſer als meine Arbeit iſt, und wovon ich mich auf dem Titel als Herausgeber nenne, wenn Ihnen daran gelegen iſt. — Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß ich Sie vergeſſen zu haben geſchienen? Das hatte ich gewiß nicht. Aber ich wünſchte Sie könnten es wiſſen, in welcher unglücklichen Lage ich mich befinde! Wie leicht würden Sie ſich daraus alles erklären, was Ihnen in meinem Betragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömt. In meinen verzweifelten Umſtänden ſollte auch wohl der beſte Menſch als der nichtswürdigſte erſcheinen. Leben Sie recht wohl! Ich bin

Wolfenbüttel, den 22 October 1774.

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Mein lieber Herr Eſchenburg,

Haben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthiſchen Romans gemacht haben. Ich ſchicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieſes Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meynen Sie nicht, daß es noch eine kleine

Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, ertherr zu einem ſo abentheuerlichen Charakter gekommen; ı andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage n, ſich dafür zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte etiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und n, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſre Theilng ſo ſtark beſchäftiget. Und das war er doch wahrlich ja, wenn unſers J***s Geiſt völlig in dieſer Lage gewäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, ırum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten r der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu ſichern; und krates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχή, τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem chen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzOriginale hervor zu bringen, war nur der chriſtlichen Erg vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in iſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber , noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, r!

ıs Ding über Götz von Berlichingen iſt Wiſchi. Wenn Sie ſonſt etwas neues haben, theilen Sie mir es iederum mit.

Dero

ıb. den 26 October 1774. ganz ergebenſter F. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1774.

Liebſter Bruder,

iſt viel Liebe von Dir, wenn Du über mein hartnäckiges Stillſchweigen nicht zürnſt. Auch dieſen Brief fange ich me zu wiſſen, ob ich ihn enden werde. Und ſolcher Anon Briefen an Dich liegen in meinem Schreibtiſche mehr ver.

) freue mich, daß Du Dich wohl befindeſt, und daß die mbriſche Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten ı ſchriebſt, nur ein Uebergang geweſen. Die meinige iſt jartnäckiger, und das einzige Mittel ſie zu betäuben iſt, ıs einer nichtswürdigen litterariſchen Unterſuchung in die zu ſtürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch zige ſind, was ich fortſetze. Und doch fürchte ich, daß ich eſe nicht mehr lange werden fortſetzen können. Ich ſehe Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein. ſchwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, u mir von gelehrten oder theatraliſchen Vorurtheilen gen. Ich bin meiſtentheils Deiner Meynung. Die letzteren ängſt aufgehört, mich zu intereſſiren, und nicht ſelten geſie mir zu dem äußerſten Ekel. Recht gut; ſonſt lieſe ich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich s nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und öthen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, an-

er davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich t den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich ie brauchte. Dahin bezieht ſich gewiſſermaßen auch das, Herrn Voß verſprochen zu ſchicken. Aber vielleicht iſt es ſache dieſerwegen auch nicht einmal angenehm, da er vielleicht S** und T** zu ſchonen hat. Von eben demſelben Verfaſſer nehmlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deiſten iſt, wollte ich ihm ein anderes über den Canon ſchicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: Eine noch freyere Unterſuchung des Canons alten und neuen Teſtaments ꝛc. Dieſes noch freyere, ſiehſt Du wohl, geht auf Semlers freye Unterſuchung. Voß mag ſich die Sache überlegen. Wenn er das Manuſcript drucken will, ſo kann er es haben ſo bald er will. Gott weiß ohnedies, wie es mit dem zweiten Theile der vermiſchten Schriften werden wird, zu welcher Arbeit ich ungerner gehe, als der Dieb zum Galgen. Indeß muß ich daran doch auch; und ſind nicht ſchon die erſten Bogen des zweyten Theils gedruckt? Ich kann ſie hier unter meinen Papieren nicht finden. Er ſoll alſo ſo gut ſeyn, und ſie mir mit erſter Poſt überſchicken; zugleich mit den gedruckten Bogen meines Sophokles, mit welchen ich ebenfalls etwas vorhabe, damit ich heute oder morgen wenigſtens reinen Tiſch verlaſſe.

Dein Einfall mit Adam Neuſern iſt nicht unrecht. Aber haſt Du denn ſchon den Maſaniello aufgegeben? Wenn Du an dieſen noch denkſt, ſo kann ich Dir nun ein Paar italiäniſche Schriften ſchicken, die ausdrücklicher von dieſem Tumulte handeln, und die Du ſchwerlich dürfteſt geſehen haben. Dieſes erinnert mich an Deine Komödien. Werde aber nur nicht böſe, wenn ich ſie Dir noch nicht ſchicke, und Dich überhaupt bitte, ſie nicht drucken, auch nicht ſpielen zu laſſen. Es iſt manches Gute darin, das Du aber aus Eilfertigkeit ſelber nicht geltend machen wollen.

Ich erinnere mich, daß mir Herr Moſes einmal eine beſondere Anmerkung über die Proſelytas portae gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht beſinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem beſten Gruße an ihn. Mit ſeiner Beſſerung hat es doch Beſtand?

Noch muß ich Dich fragen: ob denn Büſching die Schriften von Ihre drucken laſſen, die er angekündigt? Wenn es geſchehen, und ſie in Berlin zu haben ſind, und nicht allzuviel koſten, ſo ſey ſo gut und ſchicke ſie mir.

Gotthold.

An Kamler.

Wolfenbüttel, d. 12. Novemb. 1774.

Liebſter Freund,

Haben Sie tauſend Dank für Ihre ſchöne Blumenleſe! Faſt könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen leſen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu ſammeln. Das iſt Ihre Schuld! werden Sie ſagen. Ich ſollte nicht meynen. Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal iſt es nun mein Feld. Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſchaftlichen Entſchlüſſe, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſeyn ſollen! Mit mir iſt es aus; und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, iſt in mir erloſchen. Aber Ihr Feuer iſt noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatiſchen Dichter gehören, ſind noch dazu die wenigſten und entbehrlichſten. Leiſten Sie allein, was wir zuſammen leiſten wollten. Ein Meiſterſtück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unſer Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie ſehr wünſchte ich, Sie einmal wieder zu ſehen! Wünſche

es doch Ihr recht ernſtlicher Vorſatz ſeyn, mich zu beſuchen. Sie reiſen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunſchweig, wo Sie noch nicht geweſen ſind, und wo Sie ſo viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde, allem Anſehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder ſehen. Bedenken Sie das, und beſtärken Sie mich wenigſtens in einer ſo ſüßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholiſchen Winter, der mir bevorſtehet, zu ertragen hoffe!

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Wieland.

Da ich morgen über Leipzig nach Berlin verreiſen muß: ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ich Ihren Brief, liebſter Wieland, noch eben erhalten, um den Auftrag Ihres Freundes beſorgen zu können. Hier iſt meine Antwort an ihn.

Auf alles übrige erlauben Sie mir, Ihnen von Berlin aus zu antworten, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten, und eine ruhige und heitere Stunde zu finden gedenke, die mir hier ſeit langer Zeit abgegangen. Vor izt nur ſo viel.

Recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter ſagt, wie ſehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrauteſten Freundſchaft unter uns, nichts als perſönlicher Umgang. Blos ſchriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen.

Aber, liebſter Wieland, haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem Merkur Antheil zu nehmen? Je zufriedener ich damit bin, deſto weniger kann ich mich dazu verſtehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herab zu ſetzen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen. Litterariſche Beiträge? Wer wird die leſen wollen?

Wie geſagt, aus Berlin ein Mehreres! — Bleiben Sie mein Freund, liebſter Wieland. Ich kann nie aufhören, der Ihrige zu ſeyn.

Wolfenbüttel den 8. Febr. 1775. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Dresden, den 26. März 1775.

Lieber Bruder,

Dieſen Augenblick, da ich im Begriff bin, nach Prag abzugehen, erhalte ich Deine beyden Briefe. Wie ſehr lieb wäre es mir geweſen, wenn die gedruckten Bogen von Jeruſalem, und unſers Moſes Urtheil darüber, dabey geweſen wären. Ich kann die Vorrede nicht eher machen, als bis ich beydes habe. Erinnere alſo Herrn Moſes. Mache ihm die Sache ſo dringend als möglich, und ſchicke mir alles ſo fort nach Wien, unter Adreſſe der Gräfferſchen Buchhandlung.

Dem Herrn von St. haſt Du ganz recht geantwortet, daß das Profeſſoriren meine Sache nicht iſt. Der andere Vorſchlag würde für mich wohl acceptabler ſeyn, damit ich mein Brodt, nicht als Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel *verdienen* könnte.

Wie es in Wien gehen wird, muß ſich zeigen. Nächſtens von daher ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Mayland, den 7. May 1775.

Mein lieber Bruder,

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geſchrieben habe, und daß ich Dir nun aus Italien ſchreibe? Ich kann mich ſelbſt nicht genug darüber wundern. Aber höre nur.

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeſte Aufnahme erhalten, auch gleich die erſten Tage den Kayſer und die Kayſerin geſprochen hatte:) langte der jüngſte Prinz von Braunſchweig daſelbſt an, welcher in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun ſehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Verſicherung, bey ſeinem Vater alles gut zu machen, ſo habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umſtände dadurch nicht ſchlimmer werden können, und ich auf dieſe Weiſe (geſetzt, daß wir auch nicht weiter reiſen, als Venedig) dennoch wenigſtens einen Vorſchmack von Italien bekomme.

Dieſer Vorſchmack — will ich Dir nur mit wenigem ſagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu ſterben, auch ſchon wieder ganz erneuert: ſo ſehr gefällt mir noch alles, was ich in dieſer Gegend höre und ſehe. Doch darüber kann ich Dir izt nichts mehr ſagen. Warum ich Dich vornehmlich bitten muß, iſt dieſes, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von Swieten vorläufig meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten, für die ſo vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien gefunden und vornehmlich ihren Empfehlungen zu verdanken habe. Was ſonſt für Ausſichten daſelbſt für mich ſeyn dürften, will ich Dir ein andermal bey beſſerer Muße ſchreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiß melden, wenn und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bey meinem Entſchluſſe, auf dem bisherigen Fuß in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Anſehung des Herrn von S** hier wiederhole. — Wenn ſeine Vorſchläge nur einigermaßen annehmlich ſeyn ſollten, ſo würde ich ſie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorſchläge.

Hiermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 3. März 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich danke Dir recht ſehr, daß Du mich ſo bald aus der Ungewißheit wegen Deiner Zurückkunft nach Berlin haſt reißen wollen. Aber ich hätte ein gleiches wegen meiner Ankunft allhier thun ſollen? Freylich wohl. Wenn ich, nach meiner Art zu denken und zu handeln, nur gekonnt hätte! So mancherlei verdrießliche Dinge haben mich tagtäglich verfolgt, und verfolgen mich noch! Dazu wußte ich ja, daß Du ſchon durch meinen Reiſegefährten erfahren würdeſt, daß wir alleſammt glücklich angekommen.

Gegenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts angelegener ſeyn, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es iſt freylich weiter

nichts, als das, was Du mir baar vorgeschossen; und alles übrige, was Du sonst für mich ausgelegt, und den Aufwand, den ich Dir über das alles gemacht — wirst Du mir schon noch borgen müssen. Es steht jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächster Tage noch schlechter stehen wird. Die gehoffte Verbesserung allhier ist in so weitem Felde, daß ich nicht einmal darum ansuchen kann, ohne mich weg zu werfen. Ich kann also keinen andern Weg einschlagen, als diesen, daß ich um meinen Abschied bitte, und die Ursachen gerade heraus sage, die mich dazu bringen. Will man auf diese sodann Rücksicht nehmen; so ist es gut. Will man nicht, nun so gehe ich, und tröste mich fürs erste damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen mich die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für mich ausgeschlagen sind.

In einigen Tagen werde ich Dir mehr schreiben können; denn in einigen Tagen muß es sich zeigen. — —

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 28. April 1776.

Lieber Bruder,

Du würdest wegen meines so langen Stillschweigens gewiß nicht unwillig seyn, wenn Dir meine gegenwärtige Lage bekannt wäre. Ich habe Dir nichts davon schreiben mögen, weil sie viel zu ärgerlich ist, als daß ich sie noch in Briefen an Andere wiederkäuen sollte. Kurz, ich habe schon seit sieben Wochen dem Erbprinzen um meinen Abschied geschrieben, und ihm keine von den Ursachen verhalten, die mich dazu bewegen. Er hat mir darauf geantwortet, daß ihn dieser Entschluß sehr befremde, und daß er im Stande zu seyn wünsche, ihn hintertreiben zu können. Dieses hat Hin- und Herschreibens die Menge gemacht, woraus aber bis jetzt noch nichts Rechts geworden, weil der Prinz bey seinem Regiment in Halberstadt ist. Ich lebe also in der allerunangenehmsten Ungewißheit, und kann schlechterdings meine Zeit zu nichts anderm anwenden, als daß ich mich auf alle Fälle gefaßt mache. Ich muß meine Bibliothekrechnungen in Ordnung bringen, ich muß meine Beyträge fertig machen, die ich mit dem 6ten Stück sodann schließen will; ich muß mir noch so mancherley aus Manuscripten ausziehen, daß ich wahrlich keinen Augenblick müßig seyn müßte, wenn mir gleichwohl meine Gesundheit nicht wider meinen Willen so manchen müßigen Augenblick machte. Und daß ich solche müßige Augenblicke doch auch nicht zum Briefschreiben anwenden kann, das begreifst Du wohl.

Wie gern hätte ich Dir sonst schon geantwortet, besonders da ich sehe, daß Dir Dein Project mit dem Italiänischen Theater am Herzen liegt. Das Project an und für sich selbst ist auch sehr gut. Aber, lieber Bruder, nimmst Du das Ding nicht ein wenig allzu sehr auf die leichte Achsel? Ich schmeichle mir jetzt, doch gewiß ziemlich viel Italiänisch zu wissen, und mit allen Schriftstellern von cinquecento fertig werden zu können; aber gleichwohl, wenn ich eine solche Arbeit unternehmen sollte, mir würde dabey übel zu Muthe werden. Ich kann mir es unterdessen leicht einbilden, was Dich verführt haben wird. Du hast Dir alle neue Italiänische Stücke so vorgestellt, wie die, die ich Dir geschickt habe, welche sämmtlich von dem Marchese Albergatti sind. Allein dieser, und etwa noch die wenigen, die um den Preis in Parma concurriren, sind die einzigen, welche so leicht übersetzbar schreiben. Denn sie schreiben ein Französisch-Italiänisch, welches von den meisten andern Schriftstellern noch sehr gemißbilligt wird. Zudem brauchen alle Anderen, die jetzt in Italien Komödien schreiben, zugleich ihren Provincial-Dialect, in welchem sie den niedern Theil ihrer Personen sprechen lassen: z. E. Gozzi den Venetianischen, und Carloni den Neapolitanischen. Wie Du nun mit diesen zurechte kommen wolltest, das begreife ich nicht. Weißt Du denn auch nicht, daß die sämmtlichen theatralischen Werke des Carlo Gozzi in der Schweiz übersetzt werden? Sie sind in der Gothaischen gelehrten Zeitung angekündigt. Ein neues italiänisches Theater, ohne diese, würde eine sehr schlechte Figur machen. —

Und also, lieber Bruder, wäre mein Rath: das Project in dem ganzen Umfange gieb nur lieber auf! Und wenn Du ja etwas in dieser Art thun willst, so schränke Dich bloß auf das Theater des Albergatti ein, wovon ich Dir die zwey ersten Bände, so weit es heraus ist, senden will, wenn Du sie verlangst. —

Ich traue Dir zu, daß Du mir es nicht übel nimmst, wenn ich Dir meine Meynung so gerade heraussage. Wenigstens ist es meine Schuldigkeit gewesen. — — —

Endlich verzeihe mir mein Gesudele. Ich habe Dir doch einmal lieber so, als gar nicht schreiben wollen.

Sobald es mir möglich ist, ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Meine liebe Mutter,

Ich hoffe, daß Sie sich von Ihrer Unpäßlichkeit völlig wieder erholt haben, und wünsche, daß Sie diese Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geschrieben haben, wenn ich eher im Stande gewesen wäre, das Gegenwärtige [1] beylegen zu können. Endlich bin ich, Gott sey Dank, so ziemlich wieder aufs Reine, und in meinen Umständen so weit verbeßert worden, daß ich aufs künftige keine Entschuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht beßer beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, daß ich sie gern beobachte, und daß mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schwester eben so unbillig gegen mich gewesen, als Sie es gegenwärtig gegen Carln ist, so mag es manchmal artig über mich hergegangen seyn. Im Ernst, meine liebe Mutter, verweisen Sie ihr doch diese Lieblosigkeit! Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum schlechter denken, als er sonst gedacht hat? Er will heyrathen, und da thut er recht daran. Aber was erfordert eine solche Veränderung nicht? Sein Einkommen ist für Berlin so mäßig, als es nur immer seyn kann; und nur durch gute Wirthschaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, seine Pflicht besser zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schwester lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helfen kann? Doch das will sie gewiß nicht; und so böse meint sie es nicht. Aber was will Sie denn mit ihrem Nörgeln und Schmähen? Carl meint es so gut, als einer von uns, und es ist nicht wahr, daß der Bruder in Pirna ihn so verhöhnt hat. Das sieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schwester mag mir diesen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr vertragen müssen. Wenn sie an Theophilus schreibet, soll sie ihn von mir grüssen, und versichern, daß die versprochne Kiste mit instehender Braunschweiger Messe gewiß nach Leipzig abgehen soll.

[1] „10 L.d'or" am Rande.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schweſter, lebe recht wohl, und wir wollen dir alle Zeit Lebens verbunden ſeyn, wenn Du Dir ferner das Wohl unſrer Mutter ſo angelegen ſeyn läßeſt.

Dero

Wolfenbüttel den 15. Julius 1776. gehorſamer Sohn Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, daß ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben, und daß Du alſo verſchiedene Dinge von mir durch andre Leute erſt erfahren müſſen, die ich Dir hätte melden ſollen. Denn daß Du ſie ſo weder halb noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders ſeyn können. Was ich verſäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerſt iſt es eine große Unwahrheit, daß ich mich, der kleinen Verbeſſerung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müſſen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal ſo viel würde ich eine ſolche Verpflichtung nicht eingegangen ſeyn. So weit ſollteſt Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Punkte geweſen, aller der neuen Verbeſſerungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweiſe angenommen hatte, ganz von hier wegzugehen. Der Kuhrfürſt von der Pfalz ließ mir ſeine Dienſte mit einem Gehalte von 2000 Gulden und ſelbſt zu wählendem Titel antragen; und 2000 Gulden ſind in der Pfalz ſo gut, wie hier 4000 Thaler. Indeß, da man ſich in Manheim leicht vorſtellen können, daß ich die hieſigen Dienſte doch nicht ſo plötzlich mit den dortigen vertauſchen würde, ſo hat mich der Kuhrfürſt fürs erſte nur unter die ordentlichen Mitglieder ſeiner Akademie aufnehmen laſſen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louisd'or ausgeſetzt. Das, verſteht ſich, habe ich angenommen, und kann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter etwas für mich thun will, oder nicht. Zaudert man zu lange, ſo weiß ich wohin. Und das geſtehe ich Dir nun gern: nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch dieſes kann leicht noch ſehr lange nicht, ja auch wohl gar nie, geſchehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich hier lebe, und die Bibliothek, werden mich gewiß ſo lange halten, als es ſich mit meinen übrigen Umſtänden nur vertragen kann.

Was nun das zweyte anbelangt, wonach Du ohne Zweifel am neugierigſten biſt, ſo wirſt Du Dich doch erinnern, daß ich Dir ſchon vor fünf Jahren geſagt und geſchrieben, daß ich mich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch gewiß verheirathen würde. Nun iſt es ſonderbar, daß jene Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir die Sache ſo erleichtert, daß ich vermuthlich nun nicht lange mehr zaudern dürfte. Die Perſon nehmlich, außer der ich nun ſchlechterdings keine haben mag, iſt eine geborne Pfälzerin, die von ihrem Vermögen, (von dem, das ſie leider gehabt, und von dem, das ſie noch hat) ein Beträchtliches hätte decimiren müſſen, wenn ſie nicht wieder in ihr Vaterland hätte zurückkommen wollen. Dieſe Decimation fällt nun hoffentlich weg, und ſobald ich die Verſicherung davon habe, iſt alles auf einmal richtig.

Du wirſt alſo kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge mir bey dergleichen Gelegenheit ohnedies höchſt zuwider ſind. Erſpare mir immer, was ich Dir auch erſparen will. Genug, daß einer von dem andern verſichert iſt, wie ſehr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich zu wiſſen. Sogar Deinen Beſuch muß ich mir fürs erſte verbitten. Denn im December reiſe ich ſchon nach Manheim, wohin ich mich anheiſchig machen müſſen, alle Jahre einmal zu kommen. Wenn alſo auch ſchon meine Verheirathung vorher geſchehen ſollte, (was doch noch ſehr ungewiß iſt) ſo würde ich doch noch gar nicht auf Deinen Empfang eingerichtet ſeyn können.

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 23. Sept. 1776.

Nun wohl, meine Liebe, ſo will ich denn den 6ten gewiß bey Ihnen ſeyn, und auch alle das Uebrige ſollen Sie einrichten, wie Sie wollen. Aber wahrlich wegen unſerer Anherkunft hat mich Ihr letzter Brief ein wenig in Verlegenheit geſetzt. Ich habe wirklich geglaubt, daß Sie ſehr leicht einen Kutſcher in Hamburg fänden, der Sie wenigſtens bis Zelle brächte, wohin dieſen Leuten die Wege ja wohl bekannt ſeyn müſſen. Freylich will ich hier wohl einen vierſitzigen Wagen, entweder zu kaufen oder geliehen bekommen; allein einen vierſitzigen Wagen, wenn ich auch nur alleine bin, läßt kein Poſtmeiſter unter vier Pferden fahren. Hierher aber würden wir wohl ſechſe nehmen müſſen, wenn wir alle in einem Wagen fahren wollten. Wenigſtens müßten Sie alsdenn doch nur Ihren Wiener Wagen mitbringen, in welchem wir allein führen, oder ich wieder allein voraus ginge. Denn ich rechne darauf, daß Sie Ihr Mädchen mitbringen, (und rathe es Ihnen recht ſehr, wenn Sie ſich etwa anders beſinnen wollten,) und ſo wären wir 6 Perſonen, die unmöglich alle in einem Wagen Raum haben. Haben Sie ja die Güte mir hierauf mit erſter Poſt ganz poſitiv zu antworten, weil ich nicht gerne in Ungewißheit abreiſen möchte. — Könnten Sie in Hamburg Ihren Wiener Wagen gegen einen leichten vierſitzigen gut vertauſchen, ſo würde das vielleicht auch nicht übel ſeyn, und ich dürfte ſo nach bloß in einer Halbchaiſe zu Ihnen kommen.

Auch verlaſſe ich mich darauf, daß Sie Anfangs nicht ungeduldig werden wollen, und ich unſerer Abrede nach keine fremde Geſellſchaft auf dem York finde. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir auch nicht einmal einen neuen Rock machen laſſe. Ich komme gerade, wie Sie mich in Hamburg geſehen haben.

Uebermorgen erſt habe ich mir vorgenommen, an den Herzog wegen der Erlaubniß zu ſchreiben, die ich zuverläſſig den andern Tag darauf zu erhalten hoffe. Sobald ich ſie habe, will ich ſie Ihnen ſchicken, und Sie können davon Gebrauch machen, wie Sie wollen.

Der Brief Ihres Herrn Bruders hat auch mich recht ſehr gefreuet, und es iſt mir lieb, daß er gleichfalls mit meiner Wahl zufrieden iſt. Ich ſchließe ihn hier wieder mit bey. Meinen Brief an ihn und den Onkel werden Sie nun wohl erhalten haben. Ich umarme Sie tauſendmal und bin auf immer

der Ihrige

L.

An Malchen meinen beſten Gruß, das verſteht ſich, wenn ich ſie auch nicht nenne.

Reine liebe Schweſter,
ief hat mich in die äußerſte Unruhe geſetzt. Gebe
aß dieſer Brief unſre liebe Mutter nicht nur noch
ndern auch, ſo viel als bey ihren Umſtänden mög-
ergeſtellt finden möge! Daß ich nicht längſt ge-
ran iſt nicht allein meine Verheyrathung ſchuld,
eine gleich darauf erfolgte Unbäßlichkeit. Die liebe
es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Ein-
meiner Verheyrathung nicht vorher eingeholt
ürde mir ſie doch nicht verweigert haben, und nach
h an Theophilus davon geſchrieben, hielt ich mich
ng einer verſäumten Formalität verſichert. Ihr
Du mir überſchrieben, hoffe ich ſoll begleiben.
Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt
be. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir
nſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.
lt ſich ihr und Dir vielfältig, und es iſt eine von
ehmſten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu
a andermal mehr von ihr. — Itzt eile ich nur, Dir
oindigkeit ſo viel zu ſchicken, als ich gleich bey der
Ich reiſe nächſter Tage nach Mannheim, wo ich
:n bleibe. Sobald ich wiederkomme, und meine
lbſt erhoben habe, ſchicke ich gewiß ein mehreres.
ſre liebe Mutter für mich tauſendmal, und ermangle
: bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin

Dein

:tel, den 27 Novb. treuer Bruder
1776. Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. März 1777.

Liebſter Bruder,
:ief iſt mir einer von den angenehmſten geweſen,
neiner Rückkunft von Mannheim erhalten. — Aber
. Dir von meiner Rückkunft zu ſagen, ehe ich Dir
inem Aufenthalte daſelbſt geſprochen. Das geſchieht,
oiſſen Dingen ſich gar nicht ſprechen läßt. Sprechen
aber nicht ſchreiben. Man ſchreibt immer zu wenig
wenn man bei ſich ſelbſt noch kein Reſultat gezogen.
n aber kann man ſich alle Augenblicke corrigiren,
Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im
och faſt ſagen: daß auch die Manheimer Reiſe noch
r die Erfahrungen gehört, daß das deutſche Theater
atal iſt; daß ich mich nie mit ihm, es ſey auch noch
:mengen kann, ohne Verdruß und Unkoſten davon

verdenkſt es mir noch, daß ich mich dafür lieber
ogie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die
en ſo lohnt, als das Theater! — Es ſey! Darüber
ich weit weniger beſchweren; weil es im Grunde
ahr iſt, daß es mir bey meinen theologiſchen — wie
:n willſt — Neckereien oder Stänkereien, mehr um
a Menſchenverſtand, als um die Theologie zu thun
nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tole-
:ologie, der neuern (im Grunde intoleranten)
l jene mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar
dieſe ihn lieber beſtechen möchte. Ich vertrage mich
mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen deſto beſſer auf meiner Hut ſeyn zu können.

Deine Einwürfe gegen meine Hypotheſe von dem Durchgange der Iſraeliten durch das rothe Meer ſind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „und Pharao und ſein Heer gingen auch herüber;“ was denn? muß dieſes nicht offenbar heißen: Pharao und ſein Heer wollten auch herüber gehen. Sie wollten den Iſraeliten nur folgen, ohne zu wiſſen, daß ſie durch einen ausgetrockneten Arm des rothen Meeres gegangen waren. — Deine Vorſtellung, daß Gott das Bett des rothen Meeres in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorſtellung iſt, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie ſo viele Menſchen in ſo kurzer Zeit hinüber kommen können. Und das iſt hier die Hauptſache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unſerer guten Mutter ſchreiben ſollte! — Daß auch du ſie geliebt haſt, wirſt Du nicht beſſer zeigen können, als wenn Du die Schweſter nicht vergißt, die ſich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr ſchon geantwortet, und fürs erſte ſo viel beygelegt, als ich in der Eil thun können.

Weißt Du aber auch, daß wir Theophilus hier erwarten? Wenn Du doch nur auch bald einmal die Zeit beſtimmen wollteſt, da Du mich beſuchen kannſt! Empfiehl mich Deiner lieben Frau, und empfanget Beyde den herzlichen Empfehl von meiner. Lebe wohl!

Gotthold.

An den churpfälziſchen Miniſter Freiherrn von Hompeſch.

Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht aus einander zu ſetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache glaublich?

— im Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz

ꝛc. ꝛc.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 25. May 1777.

Liebſter Freund,

— — Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch ſagt, hier iſt Chriſtus oder da, ſo „ſollt ihr es nicht glauben. Werden ſie zu euch ſagen, ſiehe, er „iſt in Wien, ſo glaubt es nicht! ſiehe er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus!“ Wenigſtens, wenn mir dieſer Spruch zur rechten Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Mannheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von der Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: dieſen, daß Sie nicht bey jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handſchrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſoll, hätte dieſes nothwendig geſchehen müſſen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar ſchicken wollen, dem die Quellen beygeſchrieben ſind. Sodann will ich ſehen, was ich für Sie thun kann. Nur die franzöſiſche und italiäniſche Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, iſt auch mir entfallen. Der Anfang der Deutſchen heißt aber eigentlich: [1]

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

[1] Gelehrten Liederforſchern zu gefallen, will ich dieſes deutſche Schlemperlied, mit Leſſings Ueberſetzung in verſchiedene Sprachen mittheilen, ſo weit ſie noch vorhanden ſind. Das deutſche Original lautet alſo nach Leſſings kritiſcher Verbeſſerung folgendergeſtalt:

Die engliſche Strophe, bitte ich nicht zu vergeſſen, habe ich auch ſelbſt gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schloſſer die einzigen Deutſchen ſind, die engliſche Verſe gemacht haben!

Was Sie mir von unſerm Moſes ſchreiben, freut mich von Herzen. Ich wünſchte über ſo viel Dinge von ihm belehrt zu ſeyn, über die ich ihm bisher nicht ſchreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nehmlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und was es für ein Buch iſt, das dieſen Titel führet? Er ſoll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir ſonſt von der guten Meynung ſchreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freygeiſtern ſtehe, erinnert mich, daß ich gleicher Geſtalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen bin gehalten worden, weil ich keines von beyden war, und keines von beyden ſeyn mußte — wenigſtens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu ſeinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird.

Leben Sie wohl! Der

Ihre,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Mein lieber Bruder,

Da ſind ein Paar Wolfenbüttelſche Damen, die ihre Männer nach Berlin ſchleppen. Die eine davon, Frau von D**, iſt von langen Zeiten her meine ſpecielle Freundin, und ſie will mit aller Gewalt, daß ich ihr einen Brief an dich mitgeben ſoll. Nun weiß ich wohl, daß ein junger Ehemann andere Dinge zu thun hat, als ſich mit fremden Weibern zu ſchleppen. Sie wird aber auch nicht mehr von Dir verlangen, als Du mit gutem Gewiſſen nebenher beſtreiten kannſt. Sie wird zufrieden ſeyn, wenn Du ſie einmal beſuchſt, und ihr Deine Dienſte anbieteſt. Und das kannſt Du doch wohl thun! Auch Nicolai und Ramler

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Ueberſetzungen:

1) Griechiſch.

Ουκ ἐβλεψη συ
Παρθενος γονυ;
Παρθενος δακτυλιτρον
Ἐζι προς παντα καλον.

2) Lateiniſch.

Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

3) Engländiſch.

Did you never see
Mistriss Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all.

Die franzöſiſche und italiäniſche Ueberſetzung ſind, wie man aus dem Briefe ſieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritiſchen Reſtaurator, der ſie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herſtellen möchte.

Nicolai.

kennen lernen, und an Nicolai habe ich ihr gleichfalls
:ief mitgegeben.
nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen,
ch Dir vor allen Dingen gerade heraus ſagen, daß von
n, was man Dir von Theaterpreiſen zu Manheim ge-
. nicht eine Sylbe wahr iſt. Ich glaube, ich habe Dir
mal ins Ohr geſagt, daß ich ſehr wünſchte, ich hätte
ierdings mit dem Theater unvermengt gelaſſen. Mit
utſchen Nationaltheater iſt es lauter Wind, und wenig-
man in Manheim nie einen andern Begriff damit ver-
als daß ein deutſches Nationaltheater daſelbſt ein Thea-
auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An das,
lches wir gar keine Schauſpieler hätten, iſt gar nicht
vorden. Auch die Schauſpieler ſelbſt halten nur das
oahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reich-
rhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen
doch genug ins Maul. Wie wohl iſt mir, daß ich eine
ere Komödie habe, die ich mir aufführen laſſe, ſo oft
efällt!
die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenann-
hweigen, beſtärkt mich in der guten Meynung, die ich
von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorſicht
an ihrentwegen ſchreiben, was man will. Nicht das,
n ihnen nimmt, ſondern das, was man an deſſen Stelle
ll, bringt ſie auf, und das mit Recht. Denn wenn die
t Unwahrheiten ſoll hingehalten werden, ſo ſind die al-
:its gangbaren, eben ſo gut dazu, als neue. —
:in Magiſter Spittler bey Dir geweſen? Wenn er noch
n iſt, ſo mache ihm meinen Empfehl. Desgleichen Dei-
n Frau. Und damit lebe wohl!

Gotthold.

An Nicolai

Wolfenbüttel, d. 20. Septemb. 1777.

Liebſter Freund,

hätten Grund, in Ernſt auf mich ungehalten zu ſeyn.
vorte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Ant-
hts kann gelegen ſeyn. Denn von dem, was Sie von
Ihren beyden letzten Briefen verlangt haben, wollten
e Zweifel ſchon dieſe Michaelismeſſe Gebrauch machen;
weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein ſolches *Dis-*
kment aufnimmt. Doch ich habe nicht mit dem Buch-
, ſondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bey
mich, ſo wie andere ſich auf ihre gerechte Sache ver-
auf meine ungerechte verlaſſen kann, an die er ſchon
:wöhnt worden, und die er mir ſchon ſo manchmal ver-
it.
:rdeſſen habe ich doch nicht deswegen nicht geantwortet,
an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich
lig ſo viel früher antworten können, wenn ich weniger
ätte denken wollen. Sie ſollen es gleich hören.
Erſte betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte
ätte ſchicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern,
: davon brauchen könnten, oder nicht: ſo hätten Sie mit
en rückgehenden Poſt ein Paketchen bekommen ſollen,
hnen das Porto mehr gekoſtet hätte, als Sie wahrſchein-
der ganzen Entreprise des Almanachs einnehmen wer-
ber, da ich Ihnen nur ſo etwas ſchicken wollte, das Sie
gleich in die Druckerey hätten ſenden können: ſo merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichſten wäre. — Etwas wirklich gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Abſicht. Z. E. ſo etwas, wie das Beſenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Beſenbinder ſelbſt gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
„So geh und ſchneid ich Beſen ab,
„Und geh die Gaſſen auf und ab,
„Und ſchreye: Kauft mir Beſen ab,
„Damit ich Geld zum Saufen hab."

Denn was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gäbe, ſo müßte uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſeyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten. — Eben fällt mir noch eins von dieſem beſſern Schlage bey:

„Ich bin den Barfüßer Mönchen gleich:
„Sie ſind arm und ich nicht reich;
„Sie trinken kein Fleiſch, ich eſſe keinen Wein:
„Wie könnt' ich ihnen denn gleicher ſeyn?
„Aber in einem ſind wir zuwider;
„Wenn ſie aufſtehen, leg ich mich erſt nieder."

Oder ſollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art ſchicken? Lieder, die gelehrte und ſtudierte Reimſchmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernſte etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten? Dergleichen Lieder, würde man geſagt haben, ſind gerade keine Volkslieder. — — Alſo hätte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſeyn müſſen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen ſollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an, z. B.

„Ich ſtieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
„Rüben wollt ich graben:
„So hab' ich all mein Lebenlang
„Keine beſſre Pflaumen geſſen ꝛc."

Oder:

„Ich wollt' gern ſingen und weiß nicht wie,
„Von meinem Buhlen, der iſt nicht hie, ꝛc."

Oder:

„Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
„Habs auch noch nicht im Sinn:
„Und wo ich einmal geweſen bin,
„Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —"

Oder:

„Unſer Knecht und unſre Magd
„Haben einander genommen.
„Hinterm Ofen auf der Bank
„Sind ſie zuſammen gekommen. —"

Oder:

„Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett,
„Nit weiß, ob ſie es hätt' verredt, ꝛc."

Das Schlimmſte war nur bey den Liedern von dieſer Art, daß ich die wenigſten ganz zuſammen finden konnte. Außer das letzte; von welchem ich aber glaube, daß es Eſchenburg ſchon in dem Muſeo hat drucken laſſen. Und hierbey muß ich Ihnen dazu ſagen, daß ich ſchon vor vielen Jahren Hrn. Eſchenburg das Anziehendeſte gegeben habe, was ich von dieſem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Alſo, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche ſchöne Stunde gebracht, ohne daß ſie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen dieſen Zeitverluſt auch wahrlich ſehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabey eine andere

gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal ſchreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweyten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquariſchen Briefe noch fortſetzen will? — Allerdings. — Aber wenn? — Ja, das weiß Gott! Dieſen Winter kann ich ſchlechterdings nicht. Denn dieſen Winter habe ich noch voll auf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beyträge zu arbeiten, mit welchen ich dieſes ganze Werk zu ſchließen geſonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitverſplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beſchreibung von Berlin, mögen Sie ſo etwas ähnliches gehabt haben. — Das alſo muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu beſſern Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verſchiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reiſe in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquariſchen Briefe noch erſt ein Buch werden können. Wiſſen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Laſſen Sie fürs erſte beyde Theile dieſer Briefe zuſammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Octav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu ſchreiben, in welcher ich mich über die Fortſetzung erkläre, und Sie können verſichert ſeyn, daß dieſe Fortſetzung eine meiner erſten Arbeiten ſeyn ſoll, ſo bald ich von jener frey bin.

Hiemit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 3. Januar 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Betaure mich, daß ich dasmal ſo eine gültige Urſache habe, Dir während der Zeit, da Du ſo viel Güte für meinen Stiefſohn haſt, noch nicht geſchrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden, und machte mich zum Vater eines recht hübſchen Jungen, der geſund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grauſamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder verſprach er ſich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn ſo gewaltſam einlud, und ſchlich ſich von ſelbſt wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater geweſen bin. Die Freude war ſo kurz, und die Betrübniß ward von der größten Beſorgniß ſo überſchrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verſtand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur ſaurer mache. Denn mich kannte ſie noch bey aller Abweſenheit des Geiſtes. Endlich hat ſich die Krankheit auf einmal umgeſchlagen, und ſeit drey Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeiheſt, daß ich Dir ſeit vierzehn Tagen nicht geſchrieben: ſo verzeiheſt Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr ſchreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unſer Stiefſohn mancherley Incommodität verurſacht. Gott laſſe Dich unter ähnlichen Umſtänden eine freudigere Scene erleben!

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragiſcher Brief das kann geweſen ſeyn, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich recht herzlich, wenn er das geringſte von Verzweiflung verräth. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müſſen mich nun ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abſchrift des Goezíſchen Aufſatzes.[1] Dieſe Materien ſind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerſtreuen können. Schumanns Antwort[2] iſt weit ſchlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten ſoll, ohne ihn lächerlich zu machen; welches ich nicht möchte.

An Eſchenburg.

Den 10 Januar 1778.

Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unſrer übrigen Freunde in Braunſchweig, Beileides verſichert halten darf.

[1] In der ſo genannten ſchwarzen Zeitung, oder den Ziegraiſchen freywilligen Beyträgen v. J. 1778, S. 55, that Goeze den erſten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymiſchen, Ausfall auf Leſſing S. eine Parabel u. ſ. w. Eſchenburg.

[2] Ueber die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — Leſſings Antworten darauf ſind die Schriften: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft; und: das Teſtament Johannis, ein Geſpräch. Eſchenburg.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Februar 1778.

Lieber Bruder,

oette, Du lauerſt auf einen Brief von mir, und wir
uf einen von Dir. Ich hoffe, Du ſollſt das Kiſtchen
elins richtig erhalten haben, und ich betaure nur, daß
epackt war, als ich den letzten Brief erhielt, um noch
einigkeiten beyzulegen, die zu meinen gegenwärtigen
jen Streitigkeiten gehören. Daß meine Duplik nach
Sinne geweſen, iſt mir ſehr lieb. Beſonders freue ich
ß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren
welches mir alle anderen theatraliſchen Arbeiten ſo
wäßrig macht. Nächſter Tage ſollſt Du auch eine
ider Götzen erhalten, gegen den ich mich ſchlechterdings
ſitur geſetzt habe, daß er mir als einem Unchriſten
mmen kann. Doch das ſind alles die Scharmützel der
Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee
ſam vor, und das erſte Treffen iſt meine Neue Hy-
über die Evangeliſten, als bloß menſchliche
tſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube
ſer Art noch nicht geſchrieben zu haben, und ich darf
en, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft
e natürlich ſich alles aus einer einzigen Bemerkung er-
e ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß,
zu gekommen. Das iſt die nehmliche Schrift, die ich
gedacht habe; denn ſie iſt ſo, daß ſie bei dem allen ſich
Berliniſchen Cenſur nicht fürchten darf. Er hätte ſie
t, wenn mir ſeit drei Wochen nur nicht wieder unver-
hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröſte ihn
r nicht; ich will ihn damit überraſchen. — —
ſelbzweyter recht wohl! Und Gotte gebe, daß ich auch
nſetzen kann: ſelbdritter!

Gotthold.

An J. A. H. Reimarus.

Wertheſter Freund,

Stillſchweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich
n wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können,
n Ihnen ſolch Zeug in den Kopf zu ſetzen geſucht. Ich
ſehen, dem ich geſagt habe, daß Ihr ſel. Hr. Vater
ſſer der Fragmente ſey! Ich habe ſo vielerley Ver-
en über den wahren Verfaſſer anhören, ſo vielerley
n desfalls aushalten müſſen: daß es zwar wohl ſeyn
ß ich unter denen, auf welche man gerathen, auch
Ihren Hrn. Vater mit genannt habe; denn allerdings
ht wenige auf ihn gerathen, und mancher hat mir eine
imlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als
zweifelten Urheber nicht bloß der Fragmente, ſondern
lig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Frag-
as ſich ich weiß nicht in weſſen Händen befinde, nennen
t geglaubt. Aber wer da ſagt, daß ich ihn für meinen
ıb nicht aus fremder Vermuthung, dafür ausgegeben
: ſagt es wie ein Schurke. Dieſen Trumpf will ich
darauf ſetzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht
für beſſer halten, die ganze Rede unangefochten lieber
Zeit fallen zu laſſen. Die Theologen werden keine Nar-
ſie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat ſie nicht
auch ſchon Wittenberg für eine ſchwarze Verleumdung in ſeinem Poſtreuter erklärt? Wer wird dieſem groſſen Manne zu widerſprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieſer Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen?

Indeß will ich doch, bey erſter Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfaſſer nicht allein überhaupt ſagen, ſondern mich auch in specie wegen Ihres Herrn Vaters ſo erklären, daß man es gewiß künftig ſoll bleiben laſſen, ſich desfalls auf mich zu beruffen. Dieſe Gelegenheit wird ſich auch ſehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beyträgen, ſondern beſonders, eben itzt drucken laſſe. Ich werde durch Maſchos albernes Geſchwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben ſollte, indem er von dem vermeintlichen Verfaſſer Dinge wiſſen will, die auf dieſen gar nicht paſſen würden.

Ich habe es mit ihm ſchon vorläuffig in beyliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenſtand aber immer noch Goeze iſt. Und ſo eine Schnurre ſoll Goeze unfehlbar jederzeit haben, ſo oft er in ſeinen fr. Beyträgen eine Sottiſe wider mich oder meinen Ungenannten ſagt. Dazu bin ich feſt entſchloſſen, und ſollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenſchrift werden, ſo langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geſchrieben und geleſen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch geleſen? Gleichwohl will ich ſie nebſt der Duplik, und den beiden fliegenden Blättern die vorhergegangen, noch mit beylegen, damit Sie wenigſtens alles haben, was in dieſer Katzbalgerey gedruckt worden.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt von einem guten Freunde, der ſich gerne allerley Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureiſſen. Dieſe Hypotheſe nun würde freylich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlage geweſen. Aber was thuts? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſey Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zuſprache von meinen Freunden thut mir jetzt deſto wohler, je nöthiger mir ſie iſt. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligſten Stellen in meinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Jeder zerſtreut ſich ſo gut als er kann.

Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero

Wolfenbüttel, den 6 April 1778. ergebenſter Fr. u. Diener
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 23. Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich muß mich nur gleich herſetzen, Dir zu antworten. Allerdings iſt es wahr, daß das hieſige Miniſterium, auf Anſuchen des Conſiſtorii, das neue Fragment und zugleich meine Antigötziſchen Schriften verboten; auch mir zugleich unterſagt hat, ferner etwas aus dem Mſ. der Fragmente drucken zu laſſen ꝛc. Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geſchehen laſſe. Nur ſollte man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren; und darüber beiße ich

mich auch noch gewaltig herum, feſt entſchloſſen, die Sache auf das äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico iſt nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beyden ſehr zu fürchten habe. Denn (Du wirſt zwar lachen) ich habe ein ſicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen, und unter ſich ſelbſt uneins zu machen; ſo wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehreſten Glieder deſſelben Katholiken ſind, ſo darf ich meine Sache nur ſo vorſtellen, daß in der Verdammung, welche die Lutheriſchen Geiſtlichen über mich ausſprechen, eigentlich die Verdammung aller Papiſten liegt, welche die Religion eben ſo wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wiſſen, als ich. In dieſer Abſicht habe ich bereits auch einen Bogen geſchrieben, den ich Dir hiermit beylegen will.[1] Du wirſt ſehen, daß ich auch ſonſt darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpaſtor wohl capot machen ſoll. Denn du haſt doch wohl ſein zweytes Stück von Leſſings Schwächen geleſen, und geſehen, was für eine Erklärung er ſchlechterdings von mir verlangt? Dieſe gebe ich ihm hier. Ich habe den Bogen zwar ſchon nach Hamburg geſchickt, um ihn da drucken zu laſſen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willſt drucken laſſen, ſo kannſt Du es nur thun. Um die heutige Poſt nicht zu verſäumen, will ich ſchließen. Du ſollſt aber den nächſten Poſttag mehr von mir hören; wenigſtens ſobald ich Dir näher ſchreiben kann, wie meine Sache laufen zu wollen ſcheint. Den Bogen des Herrn Moſes habe ich nicht gleich bey der Hand; aber er ſoll den künftigen Poſttag gewiß auch folgen. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Mein lieber Ebert!

Es iſt mir ſehr angenehm von Ihnen zu erfahren, daß ſich die Hamburgiſchen Freunde meiner erinnert haben; ich danke jedem in dem Sinne, wie er mich grüßen läßt.

Den Antigoeze bin ich eben noch im Stande Ihnen complet zu machen. Aber von dem neuen Fragmente habe ich ſelbſt nur noch ein einziges Exemplar. Hätten Sie mich im geringſten vermuthen laſſen, daß Ihnen an dieſen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darnach wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen draus gemacht haben, ſie Ihnen jederzeit zu geben. Warum ich ſie aber ungefordert von freyen Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt.

Die Confiscation derſelben beluſtiget mich herzlich. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, daß die angefangne Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon ſeyn, wer da will! Ich ſehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen ſoll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf ſich kommen laſſen wollen, und ich weiß vorlängſt, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zuſammen oft nicht mehr als ein altes Weib ſind.

Der

Wolfenbüttel, den 25. Jul. 1778. Ihrige Leſſing.

[1] Es war: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Hern Hauptpaſtor Goeze in Hamburg. Wolfenbüttel (aber eigentlich Berlin) 1778. Karl G. Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Ihre Beſorgniß, meine vortreffliche Freundin, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft. Und doch muß ich Sie bitten, ſich ihrer nur ganz zu entſchlagen. Die Sache iſt bey weitem ſo ſchlimm nicht, als Sie fürchten. Freylich hat man das neue Fragment confiſciret, und will mir das weitere Schreiben in dieſen Dingen unterſagen. Aber über den letzten Punkt beiſſe ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben ſoll, daß ich meine Batterie wenigſtens verlegen muß. Man hat ſich die Abweſenheit des Erbprinzen, und die Schwachheit des alten Herzoges, der ſelbſt wenig mehr nachſehen und unterſchreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Verſicherung, daß beyde an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um ſo viel freyer Feld, mich gegen das Miniſterium ſo mauſicht zu machen, als ich nur Luſt habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie ſollten dabey ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl betauern ſollten. Denn, im ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz; machen Sie ſich, meine beſte Freundin, meinetwegen nicht den geringſten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortſetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, welche Wendung mein Schickſal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit ſo armſeligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero

Wolfenbüttel den 2ten Aug. 78. ergebenſter Freund Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 9 Aug. 78.

Ich bin mir hier ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszuſetzen, der mir unerträglich iſt. Wie oft möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich ſeyn wollen, als andere Menſchen! Wie oft wünſche ich, mit eins in meinen alten iſolirten Zuſtand zurückzutreten, nichts zu ſeyn, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit ſich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo bey ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn

um Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz,
lücklich zu denken, — knirſche eins mit den Zähnen, —
den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Ge-
ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will! —
reuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens
ſtehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er
nicht verſteht. Denn da er ſich nun einmal verrebet
wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion
, ſondern was ich unter der chriſtlichen Religion *ver-*
habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten
immer gegen die andere in meinem Bollwehr ſchützen.
ute Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu
n ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nehmlich
erhindern ſuchen, daß die Pabiſten nicht Lutheraner
utheraner nicht Pabiſten werden.
anke Ihnen für die gütigen Wünſche zu Fortſetzung
treitigkeit. Aber ich brauche ſie kaum: denn dieſe Strei-
nun ſchon mein Steckenpferd geworden, das mich nie
verfſen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen
Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier
verſagen, wenn ich ihn nicht ſelbſt aufkündige.
Sie recht wohl, meine wertheſte Freundin! und ſo-
der Hoheprieſter nur mit einer Sylbe gegen meine
ntwort regt: ſo haben Sie doch ja die Güte mir es zu

Dero

ganz ergebenſter
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

abe den Bogen erhalten, und danke Dir und unſerm
ie prompte Beſorgung. Es wird auf Götzen ankom-
meine künftigen Antworten klein oder groß werden.
ätte ich zu Folianten; und auch bogenweiſe laſſen ſich
zuſammenſchreiben.
weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel
wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſeyn.
wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man
ſo viel man braucht; und da habe ich dieſe vergangene
en närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jah-
al ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art
ogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die
mals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes
finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken
ıb Du kannſt nachſtehende Ankündigung nur je eher je
Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken
ıb ausſtreuen, ſo viel und ſo weit Du es für nöthig
ch möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt
nzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber
m Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt
merone des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III.
dech Giudeo. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epi-
erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen
ıb ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit
ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir,
wenn Du kannſt, unverzüglich.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. Oct. 1778.

Lieber Bruder,

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erſtgebornen mit mei-
nem beſten Segen hienieden bewillkommnen! Er werde beſſer
und glücklicher, als alle ſeines Namens! — Die Mutter iſt doch
geſund? Verſichere Sie meines innigſten Antheils an ihrer
Freude. —

Und nun, warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe?
Ich reiſte vor ſechs Wochen in Angelegenheiten meiner Stief-
kinder nach Hamburg; feſt entſchloſſen, nicht länger als acht
oder zehn Tage da zu bleiben. Aber ich hatte meine Stieftochter
mitgenommen, und die ward gefährlich krank. Das hielt mich
bis in die ſechſte Woche auf, und nur ehegeſtern bin ich wieder
gekommen.

Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? — Bey-
liegenden Bogen, als die Antwort auf das dritte Stück meiner
Schwächen, die ziemlich ſtark zu werden anfangen. Will ihn
Herr Voß gleichfalls drucken laſſen: ſo kann er es immerhin
thun. Du haſt mich mißtrauiſch gegen T** gemacht: ſonſt hätte
ich ihn gleich nach Berlin geſchickt. Und wahrlich thäte T**
eben nicht unrecht, wenn er dieſen Bogen nicht wollte paſſiren
laſſen. Es ſind Aeußerungen — — — darin, die ihm wohl
nicht ſchmecken dürften.

Du ſiehſt alſo, daß ich in meiner Streitigkeit fortfahre; un-
geachtet mir das Miniſterium allhier verboten, auch nicht ein-
mal auswärts etwas drucken zu laſſen, was ich nicht zuvor zur
Cenſur ihm eingeſandt. Das wäre mir eben recht! Ich thue das
nicht! mag auch daraus entſtehen, was da will.

Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt, und beſorgt
ſich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, ſelbſt Du
haſt Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts
weniger, als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit
Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück,
als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moſes hat ganz
recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht
ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt
(und den Du auch in dieſer Folge beobachtet finden wirſt), falls
ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu
habe ich noch ganz und gar keine Luſt, und er ſoll ſchon ſehen,
daß ich meiner eigenen Sache durch dieſen dramatiſchen Abſprung
im geringſten nicht ſchade.

Haſt Du ſchon die Epiſtel eines Layen geleſen, in welcher
Moſes für den Verfaſſer des Zweckes Jeſu und ſeiner Jünger
ausgegeben wird? Ich wollte, daß das Ding nicht ſo gar elend
wäre, damit er ſich dagegen vertheidigen könnte. Vielleicht wird
die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen,
wenn er endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu
retten.

Daß Theophilus eine beſſere Verſorgung bekommen, freuet
mich von Herzen. Ich habe ſeit langer Zeit weder an ihn, noch
an die Schweſter geſchrieben. Denn es iſt mir unmöglich gewe-
ſen, es ſo zu thun, wie ich gern gewollt hätte. Da ich meine

Stiefkinder noch bey mir habe, und eine ſo weitläufige und koſtbare Wirthſchaft führen muß, ſo bin ich ſelbſt oft in größern Verlegenheiten, als ſie gewiß nicht ſeyn können. Dazu habe ich itzt keinen Menſchen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf deſſen Beyſtand ich mich allenfalls verlaſſen könnte.

Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeſchickt, als nach Hamburg. Sonſt überall, wenn Du willſt, kannſt Du Dein Netz für mich aufſtellen. Ich beſorge ſchon, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind, als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind: ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.

Meinen Ernſt und Falk wollte ich Dir gern beylegen, wenn ich nicht glauben dürfte, daß Du ihn ſchon geleſen, und ein Exemplar von ihm das Porto nach Berlin werth wäre. Indeß, was ſagſt Du dazu? Und was hörſt Du Andere davon ſagen?

Schreibe mir bald wieder und lebe recht wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 7. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, daß ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir ſelbſt noch nicht einig geweſen, ſelbſt noch nicht gewußt, wie es mit Dingen werden ſolle, mit denen ich vielleicht weiter nichts geſucht, als den Leuten das Maul aufzuſperren. Denn ſo dächteſt Du nun ganz gewiß ſehr falſch.

Mein Nathan, wie mir Profeſſor Schmid und Eſchenburg bezeugen können, iſt ein Stück, welches ich ſchon vor drey Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reiſe, vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgeſucht, weil mir auf einmal beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit dieſen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück iſt ſo vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig geweſen, wenn ich ſie drucken zu laſſen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weyhnachten daran flicken, poliren, und erſt zu Weyhnachten anfangen, alles aufs Reine zu ſchreiben, und à mesure abdrucken zu laſſen, daß ich unfehlbar auf der Oſtermeſſe damit erſcheinen kann. Früher habe ich damit nie erſcheinen wollen; denn Du erinnerſt Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weyhnachten vorher die Zahl der Subſcribenten zu wiſſen verlangt habe.

Und alſo wäre der Eine Punkt, über den Herr Voß gewiß ſeyn möchte, ohne alle Schwierigkeit. Oſtern 1779 iſt mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Perſonen darauf ſubſcribirt hätten; — und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken laſſen.

Auch könnte ich über den zweiten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.

Aber nun ſage mir, was will eigentlich Herr Voß? Durch welches neue Avertiſſement glaubt er mir den beſagten Vortheil ſchaffen zu können? Dieſer Vortheil würde mir allerdings ſehr willkommen ſeyn; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde geweſen, und jetzt bin ich es am allerwenigſten. Den Beſitz meines Stücks nach der Subſcription habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich ſtürbe? So bliebe ich vielleicht tauſend Leuten einem jeden einen Gulden ſchuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich ſchimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Oſtern brauche ich freylich, und die Sorge es anzuſchaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen ſeyn müßte.

Aber wenn Du wirklich meynſt, daß Dein andrer Vorſchlag thunlich ſey, und ſich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinſen vorſchöſſe, ſo würde ich dieſen tauſendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigſtens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinſten Spuren der Zerſtreuung ſo merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben im Stande bin: meinen Wechſel; und wenn ich plötzlich ſtürbe, würde doch wohl auch noch ſo viel übrig ſeyn, daß dieſer Wechſel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines Briefes zu antworten.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 1. Dec. 1778.

Mein liebſter Bruder,

In Erwartung Deines letzt Verſprochenen, wenigſtens in Erwartung, ſo bald als möglich zu erfahren, ob und wenn ich gewiß darauf rechnen könne, ſchicke ich Dir hier den Anfang meines Stücks; aus Abſicht, die ich in meinem letzten an Herrn Voß gemeldet habe. Laß einen Bogen auf Papier, wie meine dramatiſche Schriften, doch ſo bald als möglich abſetzen; damit ich ungefähr wiſſen kann, was ſo ein Bogen faßt, und ich meinen Pegaſus ein wenig anhalten kann, wenn er freyes Feld ſieht. Das Stück braucht eben nicht ſechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich ſtarke Vorrede dazu in petto habe. Wenn es aber auch über ſechzehn Bogen wird: ſo habe ich mich in dem Avertiſſement wegen des Subſcriptions-Preiſes bereits erklärt.

Wenn ich Dir noch nicht geſchrieben habe, daß das Stück in Verſen iſt: ſo wirſt Du Dich vermuthlich wundern, es ſo zu finden. Laß Dir aber nur wenigſtens nicht bange ſeyn, daß ich darum ſpäter fertig werden würde. Meine Proſe hat mir von jeher mehr Zeit gekoſtet, als Verſe. Ja, wirſt Du ſagen als ſolche Verſe! — Mit Erlaubniß; ich dächte, ſie wären viel ſchlechter, wenn ſie viel beſſer wären. Es ſoll mich verlangen, was Herr Ramler dazu ſagen wird. Ihm und Herrn Moſes kannſt Du ſie wohl weiſen, deſſen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wiſſen begierig wäre. Es verſteht ſich, wenn der Bogen abgeſetzt iſt, daß ich das Manuſcript wieder zurückhaben muß.

Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 16ten Decbr. 78.

Sie mir ſo gut und freundſchaftlich vorwerfen, habe
jon manchmal ſehr bitter vorgeworffen. Aber es ſey
j die eigene Bitterkeit gegen ſich ſelbſt eben ſo bitter
oder mir in der Welt nicht leicht etwas bitter genug
ı: genug es blieb von einem Tage zum andern bey
ſatze, dieſen Vorwurf nicht länger auf mir ſitzen zu
nd wer weiß, wie lange es noch dabey geblieben wäre,
: mich nicht angeſtoſſen hätten. Eben wollte ich völlig
ı. — Doch das iſt nicht wahr. Meine Schlafſucht hat
verloren; nnd wenn Sie ſie nicht etwa mit der Zeit in
Nathan wiederfinden: ſo habe ich von Glück zu ſagen. —
s mir ſonſt geht, — wenn ich nur geſund bin — da-
icht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich ſogar
gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern
› mir geſund iſt. —

Zahl 72 iſt eine merkwürdige Zahl. Denn es iſt die
Zahl, wenn ich mich nicht irre, der rotunde ſoge-
'0 Jünger, 70 Dollmetſcher, 70 Beyſitzer im hohen
ißer dieſen Siebzigen, wie viel zählen wir denn Apoſtel?
Tampen fällt mir ein, daß ich einmal ein Journal
wollen, unter dem Titel: das Beſte aus ſchlech-
hern. Wenn ich allenfalls dieſes Projekt wieder vor-
› er ſeinen Auszug ſonſt nicht gedruckt bekommen kann:
mir ihn zum erſten oder letzten Stücke beſagten Jour-
nitten. Niemanden verwehrt, nochmals einen Auszug
Auszuge dieſes Auszuges zu machen!

, hat man mir geſchrieben, wäre krank, und müßte
zwei Stunden reiten, welches grade die zwei Stunden
ie er ſonſt zu meiner Widerlegung beſtimmt gehabt
nn das iſt, ſo will ich noch heut anfangen, um ſeine
herzlich zu beten.

h laſſen ſich die groſſen Weſpen doch auch aus dem
ken. Die Göttingſche ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu
het, wir werdens ja ſehen. Ich muß nur machen,
t meinem Nathan fertig werde. Um geſchwind fertig
, mache ich ihn in Verſen. Freylich nicht in gereim-
das wäre gar zu ungereimt.

iſſen doch, daß ich Ihren Cato habe? Von dem um-
o bald ich den Engliſchen wieder geleſen habe. Aber
h wohl ſo bald nicht, wenn ich vors erſte mit meinen
ieben bleiben ſoll.

ı Sie die Brüder und Schweſtern: und leben Sie

L.

Wolfenbüttel, den 18. Decemb. 1778.

ugs, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Ent-
ſchuldig, warum ich in dem erſten verſificirten
s ich mache, nicht unſer verabredetes Metrum ge-
e. Die reine lautre Wahrheit iſt, daß es mir nicht
ug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal
b doch wollten mir die Anapäſten niemals von ſelbſt
Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich
— Aber nur Geduld! Das iſt bloß ein Verſuch, mit
n muß, und den ich ſo ziemlich, in Anſehung des
ſ von der Hand wegſchlagen zu können glaube. Denn
ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohlklanges wegen gewählt: ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hier und da angeben müſſen, in der Proſe zu ſehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Abſprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Abſicht, bey aller Gelegenheit ergreifen mußt. Mir genüget, daß Sie nur ſo mit der Verſifikation nicht ganz und gar unzufrieden ſind. Ein andermal will ich Ihrem Muſter beſſer nachfolgen. Doch muß ich Ihnen vorausſagen, daß ich ſechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armſeligen Urſache wegen wäre, daß ſich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen ſo garſtig brechen. — Ihre grammatikaliſchen Zettel ſollen Ihnen unverloren ſeyn: ich will ſie fürs erſte nur noch bey mir behalten, um den Inhalt deſto gewiſſer zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden ſehr leicht für den Singularis genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterſchieden würde. — Ihre Lesart im 201 Verſe: Wem ſchmeichelt Ihr ꝛc. iſt eine wahre Verbeſſerung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich ſende mit heutiger Poſt wieder einen ziemlichen Flatſchen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den leſen: ſo thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. — Für den zweyten Theil der Blumenleſe recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbeſſerungen meiner Dingerchen blindlings unterſchreibe, das wiſſen Sie ſchon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Poſtpferd geärgert, welches noch immer den Hagedorniſchen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir ſchreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal: und wenn ich mit dem Nathan ſodann fertig bin — wer weiß?

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. Dec. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe auf Deinen letzten Brief ſofort an M. W** geſchrieben; und Gott gebe, daß es nicht bloßer guter Wille mag geweſen ſeyn! Sollte er aller der poſitiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten: ſo bin ich ganz unglaublich übel daran. Denn ich habe andere Anſtalten zu machen, gänzlich verſäumt.

Du erhältſt hierbey die Fortſetzung meines Stücks bis zu Seite 74. Wenn Ramler in dieſem neuen Flatſchen auch nur wieder eine ſechsfüßige Zeile entdeckt, ſo iſt es mir ſchon lieb. Du mußt doch auch ſehen, daß ich wirklich mit allem Ernſte fortarbeite.

Bey dieſer Gelegenheit will ich Dir doch aber auch ſagen, daß Du alle Deine Auslagen, die Dir der Nathan ſchon gemacht hat, und vermuthlich noch machen wird, ja wohl aufſchreiben, und mir zu ſeiner Zeit wieder abfordern mußt.

Nun bin ich begierig auf den Probebogen, und zu hören, was Du wegen des Druckes für das dienlichſte achteſt. Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Cenſor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr ſehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde

ſie kommen, und die Perſonen für den Verfaſſer nimmt. — Lebe recht wohl!

Gotthold.

Meine liebe Schweſter,

Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergeſſen, ſondern allezeit mit Wehmuth ſehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßteſt, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürffe machen. Meine Frau iſt nun eben ein Jahr tod, und ich weiß nicht einmal ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: ſo mag er mir es verzeihen, daß ich einer ſo unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk geweſen bin. Er wird böſe auf mich ſeyn: ich will ihn aber nächſtens wieder gut zu machen ſuchen. Ich freue mich herzlich, daß er an eine beſſere Stelle gekommen. Du gehſt doch wieder zu ihm? — Nimm indeß mit beygehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir eheſtens mehr zu ſchicken. Lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder

Wolfenbüttel den 28 Decbr. 1778. Gotthold.

Mein lieber Herder,

Sie ſind ſehr gütig, daß Sie nach zwey Briefen, die ich nicht ſo beantworten konnte, als ich gern wollte, und alſo lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir geweſen, und wie dankbar ich gern dafür ſeyn möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherley Dinge, wobey immer einer von meinen erſten Gedanken geweſen iſt: was wird Herder dazu ſagen?

Nathan kann nicht eher als in der Oſtermeſſe erſcheinen, und Sie ſollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder auf den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es iſt ein Nathan, der beym Boccaz (Giornata 1. Novella 3.) Melchiſedek heißt, und dem ich dieſen Namen nur immer hätte laſſen können, da er doch wohl, wie Melchiſedek, ohne Spur vor ſich und nach ſich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indeß ſicher meinen Leſern zurufen, die dieſer Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeſchreckt hätte, der Wahrheit dieſen Dienſt zu thun; ſie mag ſich nun endlich finden laſſen, auf welcher Seite ſie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuſcript nicht in Händen, und es nur bey Leuten geleſen habe, die entweder viel zu eiferſüchtig, oder viel zu furchtſam damit ſind, als daß ſie mir es anvertrauen möchten; ſo viel und heilig ich auch die vom letztern Schlage verſichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geſchrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutſche Volkslieder, ſondern deutſche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bey unſern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch ſo viel aufgetrieben. Dem poetiſchen Genie unſrer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatiſche, als das lyriſche Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beyden zuſammengeſetzt iſt, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie ſie kein Volk aus ſo frühen Zeiten in Europa beſſer haben müßte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutſcher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren Theils Priameln, Theils Bilderreime. — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt iſt, waren im 13ten und 14ten Jahrhunderte eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das urſprünglich deutſche Epigramm nennen möchte; alle moraliſchen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigſten Ausdrucke. Die Bibliothek beſitzt davon anſehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geſchrieben. Damit Sie ſich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeſchrieben habe, beylegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als ſie verdienen. — Unter Bilderreimen verſteh ich die Gedichte, welche ſich um das Ende des 16ten Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, ſo häufig auf einzeln fliegenden Kupferſtichen oder Holzſchnitten, ſatyriſch-moraliſchen, und ſatyriſch-politiſchen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge geſammelt habe, und die zum Theile, ſelbſt von der Seite der Kunſt, nichts weniger als zu verachten ſind. Aus dieſen zwey Quellen alſo, wollte ich meine Volksgedichte ſchöpfen, von welchen ich zweifle, ob ſich irgend etwas davon zu Ihrem Plane ſchicken möchte.

Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drey Manuſcripten, welche unſre Bibliothek beſitzt (die Ihnen bekannte Gudenſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe war ſchon vorher veräußert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenſchen Handſchriften kaufen ließ) einen Renner zuſammengeſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne geweſen ſeyn; und wollte ihn eben bei Weygand drucken laſſen, als mir unvermuthet ein viertes Manuſcript in Hamburg zu Händen kömmt, welches ſo gut und ſo alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menſchen habe, der mich deſſen, was bey ſolcher Arbeit bloße Drudgery iſt, überheben könnte, weiß Gott.

Daß aus Bertuchs Hans Sachſen nichts wird, habe ich ungern geleſen. Ich wollte eben an ihn ſchreiben, und ihn bitten, wenn er doch ſo viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Proſa von dem nehmlichen Verfaſſer beydrucken zu laſſen; wäre es auch nur um zu ſehen, wie Hans Sachſens Proſa geweſen. Denn daß Hans Sachſens proſaiſche Aufſätze auch ein ganz ſonderbares Monument in der Reformationsgeſchichte ſind, wird mir freylich keiner auf mein Wort glauben, der ſie nicht geleſen hat.

Wielands Plaiſanterie über den Bunkel iſt ſo gerecht als luſtig, und Nikolai mag ſie auch wohl gegen ihn verſchuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sproſſe aus der Leiter ausbräche, die ein gewiſſes Publikum nothwendig mit beſteigen muß, wenn es weiter kommen ſoll. Sie verſtehen mich. Wenn zu Verbreitung ſolcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts beſſer wäre, als ſo ein ruppichter Roman?

Leben Sie recht wohl. Sie ſehen, ich mache noch weniger Umſtände, wenn ich an einen Mann ſchreibe, den ich ſo von Grund des Herzens hochſchätze.

Wolfenbüttel den 10. Jenner 79. G. E. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Januar 1779.

Mein lieber Bruder,

ı bekommſt hierbey nicht allein abermals einen neuen Flat-
es Manuſcripts (von Seite 75—116), den ich dich Ram-
ı communiciren bitte; ſondern auch den erſten Flatſchen
, der nun völlig ſo iſt, wie er kann gedruckt werden. Ich
mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgeſetzt;
. die eigentlichen Vorbereitungen eingeſchaltet, die ſich ganz
nfange nicht abſehen laſſen. Fangt alſo nur an zu drucken,
ihr wollt. Ich habe einen zu großen Vorſprung, als daß
e Setzer einholen ſollten. Ich wähle aber die letztere klei-
robeſchrift, um dem Brechen der Zeilen ſchlechterdings
ugen: nur muß die Columne um eine oder zwey Zeilen
und höher ſeyn; denn mit 19 Zeilen iſt ſie wirklich gegen
eite zu kurz. Es thut mir zwar leid, daß ich ſonach wenig-
4 Bogen anſtatt 16 Bogen geben muß; doch ich denke, wer
inen Subſcribenten einen Gulden daran hat wagen wol-
r wagt auch wohl einen Thaler daran, und ſo komme ich
dem Rabatt nach, den ich den Buchhändlern abgebe.
nn möchte ich auch gern wiſſen, wie viel Du und Voß
ich Subſcribenten habt? Ich für mein Theil muß wenig-
000 Exemplare haben: denn ſo viel haben ſich bei mir
elbar gemeldet; und ich will hoffen, daß Du hierauf ſchon
et haſt, wenn du mir ſchreibſt, daß eine ſtarke Auflage
t werden müſſe.
as bey dem Abdrucke zu beobachten iſt, habe ich für den
auf ein einzelnes Blatt geſchrieben. Beſonders muß der
hieb an Strichen — und Punkten ..... ja wohl be-
t werden. Denn dieſes iſt ein weſentliches Stück meiner
Interpunction für die Schauſpieler; über welche ich mich
Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl ſchwer-
ıtz haben dürfte. Auch ſollte, nach meinem erſten An-
, noch ein Nachſpiel dazu kommen, genannt der Der-
welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des
ſelbſt wieder aufnähme, und zu Ende brächte. Aber auch
ıß wegbleiben, und du ſiehſt wohl, daß ich ſonach bei
weyten Auflage mein Stück noch um die Hälfte ſtärker
ı kann. Doch ich weiß noch nicht, wie die erſte Auflage
ommen wird, und denke ſchon an die zweite! Sobald ich
eiten Flatſchen Manuſcript zurück habe, will ich ihn gleich-
ı wenig Tagen abſolviren und wieder zurückſenden.

Gotthold.

Wolfenbüttel, d. 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

) muß mich ſchämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des
e zurückſchicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten,
be es am Nachſchlagen nicht fehlen laſſen. Die Bibliothek
ı ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri
ia litterata, will ich ausſchreiben, ſobald das Buch zu-
ımt, wornach ich ſchon geſchrieben habe.
ein Bruder hat ſchon längſt wieder neues Manuſcript.
es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich
n ſo viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich
s von Ihnen genutzt habe: einige Kleinigkeiten ausge-
n, über die wir uns mündlich leicht verſtehen werden. —
Ich ſende auch heute wieder dem Bruder Manuſcript, und mit dem, hoffentlich, ſollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr abſehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung zufrieden ſeyn werden, die mir wirklich am ſauerſten geworden iſt.

Leben Sie recht wohl.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1779.

Mein lieber Bruder,

Hier wieder friſches Manuſcript von 172-202, wobey ſich bereits die erſten Bogen des fünften Aufzuges befinden. Und nun wirſt Du mir doch glauben, daß ich zu Ende dieſes Monats gewiß fertig bin? — Aber wie es um den Druck ſteht, das mag Gott wiſſen! Es ſind nun ſchon wieder vierzehn Tage ſeit Deinem Letztern verfloſſen, und ich ſehe und höre nichts von Aushängebogen. Wenn du mir doch nur wenigſtens einen Correcturbogen von den beſagten dreyen geſchickt hätteſt! — Es wäre kein Wunder, wenn ich mir, ich weiß nicht was, einbildete. Denn auch von meinen anderweitigen Fragen haſt Du mir ja keine einzige beantwortet. Ich weiß ja weder wie viel Subſcribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal ſo viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W** in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W** einen Wechſel darüber auf vier Monate ausgeſtellt, der mir ſodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringſte Anſtalt desfalls gemacht hätte. Du glaubſt nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich ſie zuſammen ſchreibe.

Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, ſo habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzuſetzen; ſondern dieſe, nebſt dem Nachſpiele: der Derwiſch, und verſchiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatiſche Interpunction, entweder zu einem zweyten Theile, oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten. — Nimm meine Quälereyen nicht übel und lebe wohl!

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. März 1779.

Mein lieber Bruder,

— — Hierbey kömmt das letztere Manuſcript zurück, ſo wie es in die Buchdruckerey kann gegeben werden. Unſerm Moſes werde ich für ſeinen gegebenen guten Wink[1] mit nächſter Poſt ſelbſt danken. — Wenn ich das Ende des Manuſcripts an Ramlern ſchicke, ſo kann es nur gleich dort bleiben; wenn Du mir ſeine Anmerkungen nur mit der reitenden Poſt ſchickſt, auf die

[1] Es war in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Scene eine Stelle, wo Saladin den Tempelherrn fragte, ob ſeine Mutter nicht ehemals im Morgenlande geweſen ſey, (vermuthlich, weil er ſich dadurch die Aehnlichkeit des Tempelherrn mit ſeinem Bruder erklären wollte); und der letztere antwortete: meine Mutter nicht, wohl aber mein Vater. Dieſes wollte Moſes weggeſtrichen wiſſen, weil es an ein bekanntes Geſchichtchen erinnere, und Leſſings nicht würdig ſey. L. ſtrich die Stelle auch wirklich weg. D. Friedländer.

ich mit der nehmlichen meine zu machenden Veränderungen einſenden will. Denn mit der fahrenden Poſt geht es allzu langſam.

Der Aushängebogen gefällt mir überhaupt ganz wohl; hat aber doch verſchiedenes, was ich beſſer und anders wünſchte. Ich bin daher nicht übel geneigt, wenn wir fertig ſind, das Quartblatt S. 1. 2. 15. und 16. umdrucken zu laſſen: Theils wegen der garſtigen gebrocheuen Zeile auf der erſten Seite, Theils wegen ein Paar Unſchicklichkeiten auf der 15ten, wo der Zuſatz (bey Seite) ganz wegfallen, und der Zuſatz (lächelnd) aus der ganz kleinen Schrift geſetzt werden muß. Wenn die weitern Zuſätze oder Nachrichten für die Schauſpieler, welche in den folgenden Bogen häufiger kommen, eben ſo groß geſetzt worden, ſo wird das einen ſchönen Uebelſtand geben. Ich will hoffen, daß es nicht geſchehen. Der Zuſatz (bey Seite) muß darum wegbleiben, weil ich in der Folge durchaus, was bey Seite geſagt werden muß, zum Unterſchiede mit Haken bloß eingeſchloſſen habe.

Da ich übrigens nun ſehe, daß das Stück zwiſchen 18 und 19 Bogen wird, ſo bleibt es dabey, daß ich entweder gar keine, oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorſetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, beſonders drucken laſſe, und zwar auf dem nehmlichen Wege der Subſcription, wenn ich anders ſehe, daß es ſich der Mühe damit verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monathe zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieſer verdorben. Und wer weiß, wie ſie noch aufgenommen wird!

Das neue Engliſche Buch von der Freymaurerei kenne ich nicht. Wenn es nicht etwas ganz Beſonderes iſt, ſo gieb Dich ja mit den Poſſen nicht ab! Meine Gedanken über den Urſprung des Ordens kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn ſonſt hätte ich ſie in dem vierten und fünften Geſpräch bereits ſelbſt bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unſern Herzog Ferdinand lieber unterlaſſen wollen. Leſen ſollſt Du ſie wohl, dieſe ungedruckten Geſpräche, wenn Du Dein Wort hältſt, und mich inſtehenden Sommer beſuchſt; und ich denke, Du ſollſt viele von den Erinnerungen, die Du in der Litteraturzeitung gegen die drey erſten gemacht, beantwortet finden.

Und nun ſchreibe mir doch einmal, was Nicolai macht. Ich fürchte, ihr Beyden ſeyd eben keine Freunde mehr zuſammen. An mich ſchreibt er auch nicht mehr; welches er doch ſonſt zuweilen that. Meine theologiſchen Händel, denke ich, haben ein Loch in unſer gutes Verſtändniß gemacht. Das ſollte mir leid thun. — Hiermit lebe wohl mit Deiner guten Frau und Deinem Jungen. Was macht der?

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Profeſſor Eſchenburg, der kürzlich in der poetiſchen Chreſtomathie von Zachariä verſchiednes aus der geharniſchten Venus drucken laſſen, haben jemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfaſſers derſelben ausfindig machen können. Eſchenburg hat ſogar deswegen an Gleim und Schwaben geſchrieben; aber auch die wiſſen ihn nicht. —

In meinem letzten Manuſcript haben Sie nur ein Paar ſechsfüßige Verſe angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freilich milde ſeyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich Iſrael: und wir ſind fertig. Für die ſchöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal ſo ein Treibejagen anſtellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen laſſen; und Ihnen Subſcribenten aus Marocco ſchaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den — April 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wollte ſchon an allem verzweifeln, — denn Du mußt wiſſen, daß ich mich dem ärgerlichen, mißtrauiſchen Alter mit großen ſchnellen Schritten nähere — als ich endlich Deinen Brief vom 9ten dieſes mit den Aushängebogen bekam, und die Möglichkeit daraus erkannte, daß der Nathan noch ſo eben auf der Meſſe erſcheinen könne. Das beſte iſt, daß er nicht weit nach Leipzig hat! Freylich, wenn er nur eben mit Thorſchluſſe nach Leipzig kömmt, ſo werde ich ihn ſchwerlich hier eher haben, als ihn jeder Buchhändler, die alle mit Extrapoſt nach Hauſe fahren, ſeines Orts mitbringen kann. Und Du glaubſt gar nicht, wie unangenehm und nachtheilig mir es iſt, daß meine Subſcribenten ihn nicht zu allererſt aus meinen Händen bekommen ſollen. Thue doch alſo ja Dein Möglichſtes, und ſchreibe dem Buchdrucker, daß er vor allen Dingen, noch ehe er ein Exemplar nach Leipzig ſendet, an mich hierher nach Wolfenbüttel 1000 Stück abſchickt. Außer dieſen 1000 brauche ich noch, wie beygehender Zettel ausweiſet, an zwey hundert, die Du Herrn Voß bitten mußt, von da aus zu ſpediren.

Der Preis muß nothwendig 18 Groſchen ſeyn; denn das Stück muß zuverläſſig 18 volle Bogen betragen, da die erſten 3 Acte eilf Bogen füllen, und die zwey letzten um nichts kürzer ſind, als jene. Ja, ich glaube nicht einmal, daß alles auf 18 Bogen gehen wird. Schicke mir ja die Aushängebogen, ſo weit Du ſie immer haſt; denn ich halte es wirklich für nothwendig, die Druckfehler anzuzeigen. So ſteht z. E. Dalk anſtatt Delk, welches im Arabiſchen der Name des Kittels eines Derwiſch iſt. Ich hätte freylich können die fremden Wörter alle erklären, z. B.: Div, ſo viel als Fee, Gimniſtan, ſo viel als Feenland, Jammerlonk, das weite Oberkleid der Araber u. ſ. w. Aber auch das kann entweder in einer zweyten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwiſch. Dieſen will ich dieſen Sommer ſchon auch noch Zeit finden, auszuarbeiten. Denn mit Gemlern will ich vorläufig nur wegen des Anhanges anbinden, und in Anſehung des Uebrigen abwarten, was unſre Orthodoxen ſelbſt dazu ſagen werden. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie auf ihn nicht weit härter losbrechen ſollten, als auf mich.

Auf dem zweyten beyliegenden Blatte habe ich noch einige Verbeſſerungen von Ramlern geſchrieben, die ich Dich in der Correctur anzunehmen bitte. Eben erhalte ich auch Deinen Brief vom 13ten, worauf ich Dir aber weiter nichts antworten kann, als daß die Druckfehler aus den erſten neun Bogen nächſtens folgen ſollen.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 18. April 1779.

Mein lieber Bruder,

nſtehendem Blatte ſchicke ich Dir die beträchtlicheren
r. Alle übrigen und ſonſtigen Unſchicklichkeiten des
ll ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweyhe bereit ſeyn ſoll.

nn wohl ſeyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig
hun würde, wenn er auf das Theater käme, welches
geſchehen wird. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe
und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der
ıd Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.

un muß ich Dir auch ſchreiben, was Dir der gute
Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du mußt mir ſchon
ıu von D**, der die Blumen ſo ſehr gefallen haben,
aar Buketter und einige einzelne ſchicken; doch dürfen
ı darunter ſeyn. Kein Kopfzeug mag ſie auch nicht
ern nur Blumen! Blumen! Ach das ſind göttliche
Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüße
liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl.

Gotthold.

---

abemoiſelle Reimarus

2 Exempl. zu

lathan. Hamburg.

Meine werthe Freundin,

eiß, Sie vergeben mir, wenn Sie anders einen
unwillig auf mich geweſen ſind. Wie beyliegendes
nte ich Ihnen mehrere ſchicken; wenn es darauf an-
: zu überzeugen, daß ich längſt antworten wollen.
ıem Willen liegt Ihnen nichts; und Sie möchten
n, warum es nicht geſchehen. — Der Schubiack
: einzig daran Schuld. Ich bekam ſein Geſchmiere,
) noch den ganzen 5ten Akt am Nathan zu machen
ı ward über die impertinente Profeſſorgans ſo erß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen ſo
darüber verlor, und ſchon Gefahr lief, den ganzen
rüber zu vergeſſen. Danken Sie auch nur Gott,
ährend der Zeit Ihnen nicht ſchrieb! Ich würde
hrieben haben, daß man nun ſchlechterdings nicht
er dem Berge halten müſſe. Wäre es auch nur um
el zu beſchämen, wenn ſich ein Eſel beſchämen läßt!
Bunte ich für dieſe Meynung ſeyn, wenn ich mir einte, daß Sie dafür ſeyn könnten! — Aber ich will es
ndeß auf eine andere Weiſe eintränken, und ihm ein
aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll!
ein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Naauch ein wenig einheitzen. Was ſagen Sie denn zu
en Sie mich ja Ihr Urtheil darüber nicht lange entch verſtehe unter Ihrem Urtheile zugleich das Urtheil
ı Gemeinde. Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein
davon urtheilten, um mich wieder mit mir ſelbſt zumachen. Denn das bin ich jetzt ſo wenig, daß ich
manchmal die Möglichkeit vorſtellen kann, wie ichs
den ſoll. —

n Empfehl an die Ihrigen. Leben Sie recht wohl!

en 14. May 79. L.

P. S. Nathan koſtet 18 ggr. mit 15 pro Cento Rabbat. Wenn unter Ihren Snbſcribenten unſere Freunde ſind, als Campe ꝛc. ſo verſteht ſich, daß Sie kein Geld von ihnen nehmen. Was aber ſonſt dafür einkömmt, haben Sie die Güte an den Münz-Meiſter Knorre bezahlen zu laſſen.

An F. H. Jacobi.

Wolfenbüttel, den 18. Mai 1779.

Der Verfaſſer des Nathan möchte dem Verfaſſer des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieſer gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl ſchwerlich. Nathan iſt ein Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Sie müſſen mir den Gefallen thun, und beyliegende zwei Bogen, welche das Fragment vom Durchgange ꝛc. enthalten, ſobald es Ihnen möglich iſt, mit dem Autographo vergleichen, und mir alle Verſchiedenheiten, Zuſätze oder Verbeſſerungen, ſorgfältig am Rande bemerken. Denn eine Zahl muß wohl in meinem Manuſcripte verſchrieben geweſen ſeyn, und ich muß mich in meiner Antwort an Semler auf eine oder die andere Weiſe darüber erklären. — Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich ſehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin, und auch Leſſen geantwortet habe: arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu Chriſti, aus. Der Levit und der Prieſter werden eine gar brillante Rolle darinn ſpielen.

Hr. Campe ſoll das Bewußte haben. Er muß ſich aber 8 bis 14 Tage noch gedulden. Ich habe es ein wenig weit verliehen, will mir es aber unverzüglich wieder ſchicken laſſen.

Ich bin eilig. Leben Sie recht wohl!

den 25 May 79.

An Campe.

Wolfenbüttel, d. 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beyfalls, theuerſter Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchem mir ein ſolcher Beyfall allmählich anfängt, ſehr nöthig zu werden. Deſto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, daß er nur ſchriftlich kam, bey mir nichts verloren. Man würde es im Drucke doch nur eine profane Accomodation einer ohnedies ſchon apokryphiſchen Stelle genannt haben; und kein Tadel iſt empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe, gleich an die Seite ſtellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beſchreiben. Ich bin verſichert, wir würden beyde ſehr geſunde Leute ſeyn, wenn wir eben ſo viel Schritte machten, als Buchſtaben. Einander alle halbe Jahr einmal zu Fuße zu beſuchen, das wäre mein Vorſchlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerſtreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünſche ſchiebe ſich Ihnen ganz wieder zurück:

denn was ist das Leben, wenn man den Genuß desselben so ausmäkeln muß?

Hierbei kömmt endlich die Fortsetzung meiner Freimäurergespräche, von der mir Elise einmal geschrieben, daß Sie solche für einen Freund zu haben wünschten. Sie steht sehr gern zu Jedermanns Einsicht zu Dienste. Nur würde es mir empfindlich seyn, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand versprochen, beydes ohne sein Vorwissen selbst nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleißig fort — versteht sich, so fleißig, als es mit Ihrem Wohlleben bestehen kann — rohe Menschen lieber bilden, als schon gebildete umbilden zu wollen. Auch geschieht dieses vielleicht am besten, wenn man nur jenes zu thun sich anstellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünsche, Linsen, mein Lieblingsgericht, zu essen, so ist immer ein zweyter Wunsch dabei, es in Ihrer Gesellschaft zu essen.

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 25. Febr. 1780.

Mein lieber Bruder,

Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war; und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sey es denn Glück, auch nur vegetiren zu können! — —

Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannst Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden lassen, dieser Uebersetzung meinen Namen zu geben, und eine neue Vorrede vorzusetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menschengeschlechts geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind. —

Von den tausend Ducaten, die mir die Amsterdammer Judenschaft zum Geschenke gemacht haben soll, hast Du ja wohl gehört. Aber den Bogen, den mein Stiefsohn, der sich eben in Wien befand, als diese Lüge daselbst jung ward, dagegen drucken lassen, wirst Du schwerlich gesehen haben. Ich lege ihn also bey, da es doch nun einmal ein doppelter Brief ist, was ich Dir sende.

Unterhältst Du denn keine Freundschaft mehr mit dem Herrn Rector Klos? Sage ihm, daß ich ihm auf die Messe die erste Ausgabe von Logaus Sinngedichten überschicken will, die ich in Breslau noch an eine Bibliothek schuldig bin; und empfiehl mich ihm übrigens. Setzt er denn sein Journal noch fort?

Nun lebe mit den Deinigen recht wohl, und schreibe mir bald.

Gotthold.

An Elise Reimarus.

Meine beste Freundin,

Das Befinden Ihres Hrn. Bruders macht mich unruhig. Hr. Campe meldet mir, daß er krank gewesen. Aber ich kann mich mit diesem gewesen noch nicht zufrieden geben. Melden Sie mir also ja mit erster Post, daß er ganz ausser Gefahr, ganz wieder hergestellt ist. Ich weiß nicht welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank; sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da. Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit noch weit verdrießlicher; so daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaschnern und vollern Händen angefangen habe. Aber, Sie, meine Beste, für Ihre Person, und mit allen übrigen Angehörigen, sind doch gesund? — Schreiben Sie mir doch auch, wenn Sie das sind, und seit einiger Zeit wenigstens so weit gewesen, daß Sie zur Kirche gehen können, ob es wahr ist, daß der Hauptpastor wiederrufen? Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bey kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals gepredigt und geschrieben, es koste was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Wiederrufspredigt zu haben?

A propos! Sie haben doch schon gesehen, daß sich endlich die allgemeine deutsche Bibliothek entschlossen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben auch doch schon gelesen, wie armselig die Blindschleiche daher gerutscht kömmt. Was meinen Sie, wie ich mich bei beyden verhalten soll?

Und noch eins! Es ist Ihnen doch auch zu Gesichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspostreuter stand? Nehmlich daß mir die Judenschaft in Amsterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Dukaten geschenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo sich mein Stiefsohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit herein corrigiret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um sie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Theilen Sie ihn unterdessen unsern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.

Ich erwarte Ihre Antwort, so bald wie möglich, meine Beste; und bin

Ihr
ganz ergebenster D. u. Fr.

Wolfenb. d. 22. Juni 1780. Lessing.

An Herder.

Wolfenbüttel, d. 25. Jun. 1780.

Meine späte Antwort müssen Sie diesesmal bloß dem Verlangen zuschreiben, Ihnen in der Hauptsache so zu antworten,

s zu wünſchen ſchienen. Sie verlangten die Fortſetzung reymaurer-Geſpräche, und ich hatte die einzige reine davon ſehr weit weg geliehen. In mein Brouillon mich ſelbſt nicht mehr finden; geſchweige, daß ein itte klug daraus werden können. Endlich habe ich ſie halten; und hier iſt ſie.

n Sie das Ding an Hamann ſenden: ſo verſichern Sie er Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich n Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn überall verſtehen; wenigſtens nicht gewiß ſeyn können, verſtehe. Seine Schriften ſcheinen als Prüfungen der ufgeſetzt zu ſeyn, die ſich für Polyhiſtores ausgeben. gehört wirklich ein wenig Panhiſtorie dazu. Ein Wanleicht gefunden: aber ein Spaziergänger iſt ſchwer zu

Ungenannter ſcheint ein wenig Luft zu bekommen. ns haben — und — ſie ihm zu machen, redlich geſucht; Sie es auch werden Wort haben wollen. Und nun der Ungenannte ſchon ſelbſt ſo weit helfen, als er ſich, n Geſetzen einer höhern Haushaltung, helfen mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits n; wenigſtens mich darüber ausgelaſſen. Denn zum n gehören zwey; und nachdem ich es als ein ehrlicher ethan, hat niemand davon etwas weiter zu wiſſen

Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hier- ber der einen noch der andern Parthey gelegen kam. ch ſo weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das hten die andern, was haben wir denn für einen Lermen angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine doch ganz und rein wiſſen ſoll, noch mit dem einzigen nden müſſen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Volkslieder ſind mir ſehr lieb und werth. Aber ie wohl glauben, daß ich Ihre Plaſtik noch nicht ge- e? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür be- te? Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte davor. Die Verſatilität des Geiſtes verliert ſich, glaube ſeinen Eigenſchaften am erſten. Es koſtet ſo viel Arbeit, wälzen zu laſſen, daß es kaum mehr der Mühe ver- wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage erweilen kann. Und das kann ich jetzt noch nicht, wenn mit Ehren aus meinen theologiſchen Händeln ziehen ſoll. n Sie recht wohl. Ich erſpare mir alle Verſicherungen achtung und Freundſchaft, die, wo ſie ſich nicht von ſtehen, doch nur umſonſt ſind.

Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen dieſesmal zu abe. — Sie vermuthen ohne Zweifel, eine beſondere einer Krankheit? — Das hat ſich wohl! — Doch was das kann noch werden. Und der Tod ſelbſt iſt ja wohl e Kriſis der Krankheit. —

komme eben von Braunſchweig, wo mich der Herzog uffen ließ, um mir kund zu thun — — was meinen l? — — Daß ihm ſein Geſandter in Regensburg ge- wie ihm der Sächſiſche Geſandte im Vertrauen eröff- net, daß nächſtens an den Braunſchweigiſchen Hof ein Excitatorium von dem geſammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des ſchändlichen Fragments von dem Zwecke Chriſti und ſeiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieſes ſagte mir der Herzog auf eine ſo freundſchaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt faſt bereuet hätte, ihm ſo gleichgültig und ſicher darauf geantwortet zu haben. Wenigſtens hätte ich es wohl unterlaſſen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er ſich meiner in keinem Stücke annehmen ſolle, ſondern in allem, ohne die geringſte Rückſicht auf mich, ſo verfahren möge, wie Er glaube, daß ein Deutſcher Reichsſtand verfahren müſſe. Denn ich begreife nun wohl, daß eine ſolche Aeuſſerung niemand verdient, der uns nützlich zu ſeyn wünſcht. Indeß war an meiner mürriſchen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gern verfolgt ſeyn; und bilden ſich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man ſich nicht einmal mit mir einlaſſen will. — Aber, meine Liebe, wie weit ſind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernſte von mir denken! Kann ſeyn, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bey jenem Baſtard eines groſſen Herrn vorging, der nicht ſagen wollte, wer er ſey, und ſich lieber unſchuldig wollte hängen laſſen, nur um ſeinem Richter recht ſchwere Verantwortung bei ſeinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabey tröſten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, ſeyd ihr des Teufels, daß ihr unſers gnädigen Herrn Baſtart wollt hängen laſſen? Und weiß ich denn etwa nicht, weſſen großen Herrn lieber Baſtart ich bin? — Alſo nur friſch die Leiter hinan! und daß nur niemand beſorge, als werde ich mich wohl gar aus Angſt verſchnappen! — — —

Eben werde ich in dieſen Henkersgedanken unterbrochen. Nächſtens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen, oder höher zu ſtimmen verſuchen werde.

Wolfenb. den 28. Novbr. 1780. L.

An Eliſe Reimarus.

Ich erinnere mich wohl, daß mein voriger Brief weder halb noch ganz war. Denn ich ward unterbrochen, und wollte den Poſttag nicht ganz verſäumen. Aber daß ich ganz den Ton verfehlt hätte, in welchem ich Ihnen ſchreiben wollte, das hätte ich mir nicht eingebildet. Ich glaubte recht luſtig geſchrieben und ein ſo feines Hiſtörchen mit eingewebt zu haben! Und Sie erſchrecken! Mein gutes Kind, bey Gott! Das war meine Abſicht nicht. Eben ſo wenig, als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir ſo viel Paradoxie zutrauen, als wohl ſchwerlich natürlich zu ſeyn pflege. Sie könnten ja wohl recht haben: und was wäre es denn? Ich könnte ja eben ſo gut Paradoxie, als andere Orthodoxie affectiren. Ich verſtehe darüber ſo gut Spaß, daß es faſt keine Luſt iſt, mit mir darüber zu ſpaſſen. — Seyn Sie ruhig! Das Wetter hat ſich zwar noch nicht verzogen: aber ich habe ſo viele Ableiter auf meinem Hauſe, daß wenn die Vielheit der Ableiter ſelbſt nicht etwa ſchädlich iſt? — worüber Sie Ihren Herrn Bruder fragen können — ich zu dieſem ſeinem Buche noch manche ſchöne Bemerkung zu geben hoffe. — Ich

weiß ſelbſt nicht, warum ich, ſeit einiger Zeit, gegen unſern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er iſt doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an ſich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der ſich von keinem vorſchreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als ſich abbetteln läßt. Ich ſeh es als eine gute Vorbedeutung an, daß er mir auch ſchon ein Gutachten, über die dermaligen Religionsbewegungen, beſonders der Evangeliſchen Kirche mitgetheilt, das ich weiß nicht welches Consistorium irgend eines Evangeliſchen Reichsſtandes bey dem Corpore Evangelicorum einreichen laſſen, und meine ſchriftliche Meinung darüber verlangt hat. Daß ich dieſe ſo geben werde, daß mir unſere Geiſtlichkeit wohl vom Halſe bleiben, und aufhören ſoll, mich mit den neuen Reformatoren zu verwechſeln, können Sie ſich wohl einbilden: Sie, die Sie am beſten wiſſen, wie weit ich von dieſen Herren entfernt bin. Auch bin ich eben darüber aus. Nur betaure ich, daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entſchieden worden: daß der Kerl das Menſch haben ſolle. Und haben ſoll er es auch wirklich, wenn ſich auch ſchon die Sache wieder ein wenig vergögert. Wenn die Direction indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, ſo ſubſtituire ich Sie an meine Statt. Die ..... iſt ſehr gut gewählt, und das Uebrige, was Ihnen davon zugehört, wird ſchon auch gut ſeyn. Aber ſo ein Fund, wie ich Ihnen nachweiſen ſoll, iſt ſelten.

Nun leben Sie wohl, und ſeyn Sie meinetwegen, neugierig ſo viel Sie wollen, aber nicht bange.

L.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich dieſen Augenblick einen Brief aus Amſterdam erhalte, kann Ihnen geſagt haben, daß er mich im Begriff verlaſſen, nach Hamburg zu reiſen. Da bin ich ſo lange geweſen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Geſundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie lange das war. Freylich ſollte ich ſie eher aufgegeben haben, dieſe Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängſt wieder zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas beſſer: aber am Geiſte weit unfähiger. Unfähig zu allem, was die geringſte Anſtrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht ſchon längſt geſchrieben haben? — Möchten Sie doch in meiner Seele eben ſo fertig leſen können, als ich mich in Ihrer zu leſen getraue. Ich verſtehe es ſehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu ſchreiben, nachdem Sie es ** ſchon einmal geſchrieben hatten.....[1] Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen leſen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen.

Hängen Sie, lieber Jacobi, ihren Cameralgeiſt ganz an Nagel, und ſetzen ſich ruhig hin, und vollführen Ihren Woldemar.

[1] Die hier ausgelaſſene Stelle betrifft meine damalige politiſche Lage. Jacobi.

Bey Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu ſchreiben, was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl; fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichiſche und Bergiſche Geiſtlichkeit gefahren ſey? Ich denke, Sie ſind es wohl ſelbſt, der mir das Proclama, oder wie die Abſcheulichkeit ſonſt heißt, zugeſchickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth daß ſie vom Pabſtthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden! Was Sie näheres von dieſem unlutheriſchen Schritte wiſſen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, beſonders denen, die ich kenne. Daß unſere Neigung noch immer einen Unterſchied zwiſchen Leuten macht, die man geſehen, und die man nicht geſehen hat, wiſſen Sie wohl, „iſt nicht meine Erfindung.“[1]

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, ſagen Sie, daß D* nicht zu Hauſe, und alle Wirthshäuſer hier, bis auf meines, wegen der Peſt verſchloſſen ſind.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund,

Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten, war ein neugieriger Reiſender. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein emigrirender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholffen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveſon, dieſer Emigrant; und daß ihm unſre Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem Europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutſche ich noch. Das ſaftigſte Wort iſt hier das edelſte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich

[1] Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf eine Stelle in Hemſterhuis sur les désirs. Jacobi.

seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bey der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin itzt ein so sauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freylich noch einmal sprechen!

Wolfenbüttel den 19. Decbr. 80.

L.

An Elise Raimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beschäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie schreiben? — Und kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank sey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin so gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar gesehen: aber gelesen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorlesen lassen. Der Verfasser, wenn Sie es noch nicht wissen, ist der Feldprediger bei den Gens d'armes in Berlin. Sein Name ist mir entfallen.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus diesem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlassen bleibt: so wird Hamburg so bald noch nicht aufhören, sich von dieser Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte schreiben alle, und lassen sich alle so theuer als möglich bezahlen — und Texte sind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich schreibe Ihnen doch: werden Sie sagen — Es ist ein ausserordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird sich erinnern, daß ich ihm schon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine sehr klein, und versiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten seyn sollte. Dieses habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieses jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals besser ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück schicken, welches damals noch nicht sehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder so werden soll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über diesen Brief geschrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort soll.

Wolfenbüttel den 21. Jenner 1781. Der Ihrige L.

An Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

Ich bin zwar bey weitem noch nicht wieder gesund. Da aber doch das Manuscript, um das es Ihnen zu thun ist, auf meiner Stube liegt: warum sollte ich es Ihnen nicht gleich schicken?

Was dieses Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie. Sie wissen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Rosenkreuzer gehalten wird. Ich wollte nachsehen, ob davon einige Spur in seinem Leben zu finden sey. — Aber wenn seine Societas Christiana, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu diesem Gerede gegeben, so finde ich sonst keine Spur darin.

Daß sonst nicht alle seine Schriften auf der Bibliothek seyn sollten, würde mich sehr wundern. Wenn ich nur erst wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen sogleich zu senden. Seine geistliche Kurzweil, seine Christenburg, sein Kinderspiel, erinnere ich mich gesehen zu haben.

Lessing.

Einige Worte über Gotthold Ephraim Lessing
und seine Schriften.

Eine neue, leicht zu erwerbende Ausgabe von G. E. Lessings Werken wird ohne Zweifel dem Wunsche Vieler entgegenkommen, und für noch Mehrere vielleicht wird die Gelegenheit und Aufforderung, mit einem der verdientesten und trefflichsten deutschen Schriftsteller sich genauer bekannt zu machen, nicht verloren seyn. Gewiß ist Lessing in Deutschland, im Verhältniß zu seiner Bedeutung und zu seinem Ruhme, zu wenig gekannt; und auf dieß aufmerksam zu machen, mehr, als eine genügende Charakterisirung und Beurtheilung des ausgezeichneten Mannes zu geben, ist der Zweck der folgenden, keine weitere Ansprüche machenden Blätter.

Wenn Deutschland in politischer Bedeutung und Gestaltung, in Wissenschaft, in Kunst und Poesie noch eine große und schöne Zukunft vor sich hat — eine Hoffnung und Ahnung, welche in den jüngsten Zeiten wieder zuversichtlicher und lauter ausgesprochen wurde, als seit lange, und welche für sich selbst schon gewissermaßen einige Bürgschaft der Erfüllung in sich trägt; wenn manches Auge sich anstrengt, mancher Geist die etwa ihm inwohnende oder vorausgesetzte Prophetengabe aufbietet, um die Gestaltung dieser Zukunft zu errathen und dem Genius Deutschlands seine Bahnen vorzuzeichnen: so ist es wohl nicht unpassend, wenn zur Begründung jener Hoffnungen, zur Ergänzung jener Ahnungen auch zurückgewiesen wird auf die Vergangenheit, auf den Boden, in welchem die Gegenwart und die Zukunft wurzelt, wenn der strebende Blick einen geschichtlichen Halt und eine sichere Richtung bekommt. Zwar waltet in allen geschichtlichen Gebieten vielvermögend die Freiheit, die sich der Berechnung zu entziehen scheint; aber neben oder vielmehr in ihr herrscht auch eine gewisse Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, deren Beobachtung manches errathen und erklären läßt, und welche mit der wachsenden Entfernung in Zeit und Raum immer deutlicher hervortritt. Und gestehen wir es uns immer! wir Deutschen,

die wir wegen unſerer Gründlichkeit ſo oft belobt werden und eben ſo oft uns ſelbſt beloben, ſtehen als Volk in der Kenntniß unſrer Vergangenheit, in der Kunde unſrer politiſchen und Literaturgeſchichte hinter andern Völkern auf gleicher Stufe der Bildung wohl eher zurück! Sehen wir hier ab von der politiſchen Geſchichte; daß es mit der Kunde der Literaturgeſchichte ſich ſo verhält, wird man ſchwerlich läugnen können. Nun iſt allerdings wahr, was man zur Erklärung und Entſchuldigung vorbringt, daß unſere Literatur, ſo weit ſie allgemein anſprechend und genießbar iſt, ihr Daſeyn und ihre Blüthe nur erſt nach Decennien, nicht wie bei andern Völkern nach Jahrhunderten zählt; aber ſelbſt dieſen kurzen Zeitraum zurück reicht nicht die Kunde und das Intereſſe vieler Deutſchen, welche den Namen von Gebildeten anſprechen. Zu mächtig, ſcheint es beinahe, hat die höchſte, raſch eingetretene Glanz- und Blüthezeit der deutſchen Literatur, die ihren Mittelpunkt in Weimar fand, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Deutſchen von beinahe der geſammten früheren Literatur ab und ausſchließlich auf ſich gezogen, und verſchlungen; Goethe und Schiller — denn auch Wieland und Herder, des erſtern Oberon und des letztern Cid etwa ausgenommen, traten ziemlich zurück — galten Vielen als die vollgenügenden, weil die herrlichſten, Vertreter der deutſchen Literatur; der Adel dieſer glänzenden Namen ſchien jede Frage nach dem Staumbaum von jener überflüſſig zu machen, und je weniger man alles früher Geleiſtete ſchätzte, um ſo wunderbarer und herrlicher erſchien das plötzliche Auftreten dieſer Autochthonen des Genie's. Und wenn dann doch etwas jüngere Zeitgenoſſen jener Dioskuren die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, ja den begeiſterten Beifall Vieler, und gewiß mit Recht, ſich erwarben, wenn die Romantiker einen enthuſiaſtiſchen Kreis von Eingeweihten um ſich verſammelten, wenn Jean Paul zum Gaſtmahl der Morgenröthen und Sonnenuntergänge, der ſüßeſten Rührungen, des beſeligenden Lächelns, der heißen Thränen, der wonneſchweren Seufzer, der phantaſtiſchſten Träume, der ſtolzeſten Gedanken und des keck überſchäumenden Humors eine gemiſchte Tiſchgeſellſchaft verſammelte — wenn viele nachwachſende Talente das Verlangen des Publicums nach Neuem befriedigten und daſſelbe ſogar bis zum krankhaften Gelüſten und Heißhunger ſteigerten, ſo daß ſelbſt Goethe und Schiller, zwar nicht dem Namen nach, wohl aber in der That bei Vielen zurücktreten mußten gegen ephemere Erſcheinungen: ſo trug dieß alles nur noch mehr dazu bei, die ältern Begründer der deutſchen Literatur dem Staub und der Vergeſſenheit anheim fallen zu machen, und nur in einzelnen Reliquien, durch Vermittlung der Bühne oder durch eine beliebte Melodie, lebte noch etwas außer dem reſpectvoll genannten Namen trefflicher deutſcher Schriftſteller und Dichter im Andenken einer größern Maſſe fort. Ohne hier eine erſchöpfende Erklärung jener Vernachläſſigung und Vergeſſenheit deutſcher Claſſiker zu verſuchen, ſoll nur im Vorbeigehen daran erinnert werden, daß in Deutſchland die Namen und Werke der ausgezeichneten älteren Schriftſteller und Dichter weniger als bei andern Völkern verknüpft und vergeſellſchaftet waren und ſind mit den Namen berühmter hiſtoriſcher Perſonen, Fürſten und Staatsmänner, mit bedeutenden politiſchen Ereigniſſen, mit geſchichtlichen Epochen. Den Engländer dagegen erinnert ſein Shakſpeare an die glorreiche Regierung Eliſabeths; ſein Milton an die Revolution, die Republik und Cromwell; ſein Swift und Addiſon an bedeutſame innere Kämpfe und Entwicklungen; der Franzoſe verbindet mit dem Gedanken an Clement Marot den an den glänzenden König Franz I.; Molière und Racine rufen Ludwigs XIV. Bild hervor; Voltaire und Rouſſeau ſind die Verkündiger und Vorbereiter der Revolution; der Italiener wird durch die Namen Dante, Arioſto, Taſſo mit ſehnſüchtigem Verlangen und von der Gegenwart beſchämtem Stolz zurückverſetzt in die Zeiten ſtädtiſcher Unabhängigkeit und prächtiger Hofhaltungen unter kunſtliebenden, gebildeten Fürſten; der Spanier wird durch den Namen Calderon an Spaniens alten Ruhm und Größe gemahnt, und der Dichter des Don Quixote erinnert ihn ſogleich auch an Don Juan, den ſiegreichen Helden von Lepanto. Wie vag und farblos erſcheinen dagegen, wo ſie nicht ganz fehlen, die Beziehungen zwiſchen den Schriftſtellern und Dichtern und den hiſtoriſchen Notabilitäten, den denkwürdigen Ereigniſſen in Deutſchland!

Das Geſagte gilt namentlich auch von Leſſing. Zwar ſpürt man in manchen ſeiner Werke, in den Dramen beſonders, Anklänge der Zeit heraus; in der Minna von Barnhelm iſt der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen Folgen berührt; in der Emilia Galotti athmet die Auflehnung des neuen Zeitgeiſtes gegen Tyrannei und Höflingsweſen; in der Dramaturgie ſpricht ſich die Sehnſucht nach nationaler Einheit Deutſchlands in der Klage über den Mangel eines Nationalcharakters aus; auch übte der ſiebenjährige Krieg ſelbſt einigen Einfluß auf das Schickſal Leſſings, und er lebte mehrere Jahre in deſſen nächſter Nähe, ja im Gelärme der Waffen; aber er hatte lange Zeit nicht einmal eine Heimath; weder ein Friedrich II. noch Joſeph II. kümmerte ſich um ihn, und er ſelbſt las keine Zeitungen! Aber wenn Leſſing nirgends an die politiſche Geſchichte ſeines Vaterlands ſich anlehnt, ſie kaum berührt, ſo behauptet er dafür eine um ſo ſelbſtſtändigere Stellung in der Geſchichte der deutſchen Literatur, der deutſchen Geiſtesentwicklung überhaupt, und verdient in dieſem Betracht ſeinen Landsleuten näher gerückt, gründlicher bekannt und geehrt zu werden.

Mehr als eilf Jahrzehnte ſind es, ſeit Leſſing geboren wurde, mehr als ſechs, ſeit er, allzufrühe, aus der Arena ſchied, die ihm manchen Lorbeer gewährte, aber doch faſt noch mehr Unluſt und Verdruß ſchuf. In der That iſt ſeine Thätigkeit vorzugsweiſe unter dem Geſichtspunkt eines Kampfes zu betrachten, und wenn er auch rüſtig baute und unverdroſſen pflanzte, durfte er doch nie das kriegeriſche Schwert aus den Händen legen, ja es trieb ihn ſelbſt die Luſt zum herausfordernden Angriff. Seine Lebensaufgabe war: überall dem Vorurtheil entgegenzutreten, die Autorität von Götzen zu ſtürzen, den falſchen Schein zu zerſtreuen, und trefflich war er zu dieſem Beruf begabt und ausgerüſtet. Eine umfaſſende, gründliche Gelehrſamkeit ſetzte ihn in Stand, Gegnern, die auf ihr Wiſſen und auf Autoritäten pochten, mindeſtens mit gleichen, meiſt mit überlegenen Waffen entgegenzutreten, ihre Autoritäten mit andern, triftigern zu überbieten, und vermöge ſeines Scharfſinns oft das, was ſie als Waffe gegen ihn benützen wollten, gegen ſie ſelbſt zurückzuwenden. So gut aber Leſſing ſich auf Autoritäten verſtand, ſo wenig war er der Mann, ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen und die Stimme ſeiner eigenen Einſicht, ſeiner Vernunft, ſeines Wahrheitsgefühls und Geſchmacks ihnen gefangen zu geben; er war nicht gemeint, je auf das Recht zu verzichten, unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen, die in dem kräftigen, die Wahrheit ſuchenden, gebildeten Geiſt ſelbſt entſpringt. Und endlich beſaß

er die Unabhängigkeit, Energie und Furchtlosigkeit des Charakters, die ihn über persönliche Rücksichten, über weltliche Vortheile und Nachtheile, über Unannehmlichkeiten und Anfeindungen wegsehen ließ. Machten ihn diese Eigenschaften zu einem gewaltigen Kämpfer, so schützte ihn der Reichthum seines Geistes, welcher ihn zu eignem Schaffen und Gestalten trieb, vor dem Vorwurf, daß er ein bloß verneinender Geist sey; und mit der Kritik und dem Tadel des Schlechten, des Mittelmäßigen, ging bei ihm Hand in Hand das Schaffen des Anregenden, des Musterhaften, das Aussprechen und die Entwicklung der Wahrheit in schönster, gediegenster Gestalt.

Bekanntlich hat Lessing sich selbst den Titel eines Genie's, womit zu seiner Zeit schon großer Mißbrauch getrieben wurde, verbeten; im höchsten Sinn sollte man vielleicht jenes Wort nur auf diejenigen Geister anwenden, die, abgesehen von allen Bedingungen der Zeit, etwas an sich Großes, Vollendetes, Befriedigendes leisten, die sich, so viel dieß der menschlichen Natur vergönnt ist, über die Gegensätze erheben in das Element und den Aether der freien Schönheit; und in diesem Sinn käme dieser Ehrenname selbst einem Lessing nicht zu, wie hoch man auch sonst seine Verdienste stellen mag. Der schwere, heiße, staubende Kampf der Befreiung der deutschen Literatur und Geistesbildung, in welchem Lessing einer der vornehmsten Helden war, mußte vorangehen, ehe die schönen Wettspiele der Freiheit das Auge entzücken und den Geist befriedigen konnten. Die zwanzig Jahre, während welcher Lessing Goethe'n vorgearbeitet hatte — welche Vortheile gewährten sie dem letztern! Dankbar erkannte auch Goethe Lessings große Verdienste um die deutsche Literatur — man denke an sein Urtheil über „Minna von Barnhelm!" obgleich Lessing über das Erstlingswerk Goethe's, den Werther, sich nicht ganz günstig ausgesprochen und vielleicht überhaupt den jungen Genius nicht ganz erkannte, wiewohl er zwischen „goethianisch und goethisch" wohl zu unterscheiden mußte. Er schrieb im Jahr 1774, er laufe Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden, und mit Goethe, trotz seinem Genie, auf das er so poche, anzubinden. Die Anlagen des prüfenden, sichtenden, urtheilenden und ordnenden Verstandes im umfassendsten Sinn, und die Bildung und Feinheit des Geschmacks waren bei Lessing so hervorstechend, daß die Productivität, die Phantasie dagegen zurücktritt und auch die Vorzüge seiner freien Schöpfungen zum größern Theil auf Rechnung jener Begabung kommen.

Zur Zeit, wo Lessing auftrat, war in Deutschland die Literatur dem Leben ziemlich entfremdet, und soweit sie nicht zur plumpen Trivialität sich herabließ, durch einen steifen griechisch-französischen Charakter, oder vielmehr Affectation und Hohlheit, zu einem unerquicklichen Schaugericht, statt einer Seelennahrung, geworden. Ein Theil der Schriftsteller machte sich mit dem Pöbel gemein, die andern, mit sparsamen Ausnahmen, waren Pedanten, die auf ihrem französirten Parnassus und Olymp und in ihrem Tempe von Deutschland gar nichts wußten. Die Kluft zwischen der Literatur und dem Leben auszufüllen, war, instinctmäßig oder bewußt, eine der wichtigsten Aufgaben Lessings. Die Bedingungen dazu besaß er auch wirklich in seiner Persönlichkeit. Seine Talente und seine Neigungen befähigten und trieben ihn, eine merkwürdige Doppelrolle zu spielen, welche von seiner ungemeinen Lebens- und Geisteskraft zeugt. Goethe sagt von ihm: „er warf, im Gegensatz von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben." Bei einem Dichter wäre nun dieß nicht befremdend, aber überraschend ist es bei einem Gelehrten, wie Lessing war, dem fast kein Buch, fast keine merkwürdige oder seltene Ausgabe unbekannt war, der von sich sagen konnte, auf der Universitätsbibliothek in Wittenberg, wo er nur kurze Zeit sich aufhielt, sey kein Buch, das er nicht in Händen gehabt, und auf den man in gewissem Sinn das Wort aus seinem „jungen Gelehrten" anwenden darf: „er hat alle Bücher gelesen, nur kein Complimentirbuch!" Von früher Jugend an las er, wie Nicolai erzählt, Bücher aller Art, und vermöge seines Scharfsinns, der bei Allem viel denken konnte, interessirten ihn die verschiedensten Schriften. Wenn er auch noch so viel vergesse, schrieb er in spätern Jahren, so behalte er doch die Bücher, wo er es wieder finden könne. Sein Bücherinstinct ließ ihn als Bibliothekar in Wolfenbüttel alsbald eine wichtige Entdeckung machen — ein Manuscript von Berengarius Turonensis, und manche werthvolle Beiträge folgten später. Und trotz dieser Bücherliebhaberei, vermöge der er selbst sich viele und kostbare Bücher anschaffte, und an welcher sein Freund Mendelssohn kein Wohlgefallen hatte, war Lessing durchaus kein Bücherwurm, kein Pedant; in jungen Jahren hielt er viel auf körperliche Uebungen, Fechten und Reiten; er liebte heitere Gesellschaft, hatte häufigen Verkehr mit dem Theater, reiste gern, zog im Gefolge des Generals Tauenzien im siebenjährigen Krieg nach Breslau, und verräth in seinen Schriften überall den Mann, der das wirkliche Leben so gut als die Bücher kennt und sich mit offenem, scharfem Auge auf der lebendigen Bühne der Welt umgesehen hat. Im lebendigen, bewegten Verkehr mit der Welt, in heiterer Geselligkeit und polemischer Reibung scheint Lessing so zu sagen seine Bücher, seine Gelehrsamkeit verdaut zu haben, und gewiß war sein reicher und kräftiger Geist auch in den Stunden und Tagen der scheinbaren Zerstreuung nicht müßig. Der öftere Wechsel der Arbeit allein erhalte ihn, schrieb er in spätern Jahren; und so scheint auch die Abwechslung zwischen Studium in Büchern und Beobachtung der Welt seinem Geist Bedürfniß gewesen zu seyn. Tage des ununterbrochenen, stillen Studirens waren ihm manchmal Festtage; zu andern Zeiten aber trieb es ihn wieder zur Ungebundenheit und Freiheit; immer unter Büchern begraben seyn dünkte ihn nicht viel besser, als wirklich begraben seyn. Er spinnt sich eine Zeitlang „als ein häßlicher Wurm ein, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können." Büchermenschen sind meist die zahmsten und schüchternsten Geschöpfe, Lessing aber besaß bei lebhaftem Temperament eine Unabhängigkeit des Charakters, welche mitunter an Trotz gränzte und die ihn höchst eifersüchtig auf seine Freiheit machte. Indeß vereinigte sich diese Duplicität des Gelehrten und des Weltmenschen doch nicht zu einer ganz glücklichen Einheit — er selbst wenigstens fühlte sich dabei nicht glücklich, wenn schon sein starker Geist Unmuth und Klagen meist niederkämpfte. Wie seine ruhmwürdigen Leistungen in der Literatur bei all ihrer fruchtbaren, anregenden, überallhin Licht verbreitenden Vielseitigkeit, ja eben in Folge hievon, doch etwas Fragmentarisches, Rhapsodisches haben, weil er rastlos und ungeduldig von einem Gebiete zum andern eilte, überall ein willkommener und wohlthätiger Reiniger, Wecker, Samenausstreuer — und die Einheit seiner Thätigkeit

eigentlich in dem großen Impuls zu suchen ist, welchen er der deutschen Gesammtbildung von verschiedenen Seiten her gab: so wollte sein Schicksal im Leben sich auch nicht zu einer erfreulichen Einheit gestalten; im Bewußtseyn seiner Kraft verschmähte es sein männlicher Geist, seine Freiheit oder auch nur einen Theil davon zu verkaufen für friedliches Behagen und gut belohnten Dienst; um seine würdige Stellung als Gesetzgeber und Richter behaupten zu können, wollte er durch keine Fesseln und Rücksichten sich die Hände binden lassen; und doch konnte ihn dann zu Zeiten die Vergleichung seines Schicksals mit dem Anderer verstimmen, doch konnten ihn die Umstände zwingen, sich seiner Unabhängigkeit theilweise zu entäußern, und Wünschen und Hoffnungen Raum zu geben, die seinem innersten Wesen nicht gemäß waren. Seinem Bruder schrieb er einmal: das Professoriren sey seine Sache nicht, ein anderer Vorschlag (eine Stelle bei der Regie) würde ihm wohl acceptabler seyn, damit er sein Brod nicht als Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte. Und an Eschenburg, als seine Frau, die er spät geheirathet, todtkrank lag: „Ich wollte es auch einmal so haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ Und als der Freund auf seinen „tragischen Brief“ antwortete, schrieb er ihm: er schäme sich, wenn sein Brief das Geringste von Verzweiflung verrathe. Nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn sey sein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrücke. Kurz, das Ideal des freien, unabhängigen, zuversichtlich in der Welt sich bewegenden Gelehrten — (den auch von den Buchhändlern zu emancipiren Lessing einen kecken Versuch machte), — mußte für die damalige Zeit wenigstens unerreichbar seyn, wenn selbst ein so unerschöpflich reicher und kräftiger Geist wie Lessing dem Bestreben es zu realisiren erlag. Seine Stellung als Bibliothekar, die ihm in vieler Beziehung so gemäß war, drückte ihn doch immer wieder, und die Anerkennung, der Beifall, die er bei dem gebildetsten Theil des Publikums fortwährend, auch mit seinen wissenschaftlichen Schriften fand, gewährten ihm doch keine so sichere und behagliche Stellung, wie er sie glaubte mit Recht ansprechen zu dürfen; der Reformator und Gesetzgeber des Geschmacks der Nation sah sich nicht so belohnt wie mancher Andere, der dem hergebrachten Geschmack oder Ungeschmack schmeichelte oder fröhnte.

Lessings Lebensgang ist kurz folgender:

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren den 22. Jan. 1729 in Camenz in der Oberlausitz in Sachsen, wo sein Vater erster Pfarrer war, und als solcher im Jahre 1770 starb. Lessing war der älteste Sohn einer zahlreichen Familie, deren Erziehung und Versorgung den mittellosen Eltern schwer auflag, und da er noch am frühesten selbstständig wurde, erwartete man von ihm eine kräftige Unterstützung seiner Brüder, wozu er auch von Herzen bereit, aber nur nicht immer in der Lage war, so viel zu thun, als er selbst und seine Eltern wünschten. Dem Geist der damaligen Zeiten gemäß, war das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern etwas förmlich und steif, wodurch Mißstimmungen erleichtert, Ausgleichungen erschwert wurden. Er schrieb: Hochzuehrender Herr Vater! Hochzuehrende Frau Mutter! und unterzeichnete: Dero gehorsamster Sohn. (In seiner Dramaturgie sagt Lessing sehr schön und witzig: der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Citronensaft!) So sehr er darauf hielt, der kindlichen Pflicht immer zu genügen, wollte er doch deßhalb die Freiheit seiner Ueberzeugungen und seines Handelns nicht opfern und kam deßhalb in manche Collisionen mit seinen Eltern, wußte sie aber doch immer wieder zu begütigen und zu beruhigen. Der Tod seines hochbejahrten Vaters betrübte ihn sehr; statt überflüssiger und nur entkräftender Klagen jedoch erbot er sich gegen Mutter und Schwester zu werkthätigen Beweisen seiner Anhänglichkeit, und erklärte seinen Willen, alle Schulden, die da seyn müßten, ganz auf sich zu nehmen. „Du warst ein so guter Mann, und zugleich so ein hitziger Mann!“ schrieb er einmal in lebendiger Vergegenwärtigung des verstorbenen Vaters, den er kurz vor seinem Tode noch zu sich nach Wolfenbüttel einlud, um ihn in seiner Bibliothek herumzuführen, da er wisse, was für ein großer Liebhaber und Kenner von allen Arten von Büchern der Vater sey. Im Jahr 1777 starb auch die betagte Mutter. Unter seinen Brüdern stand ihm nur Carl Gotthelf näher, mit welchem er einen ziemlich lebhaften Briefwechsel führte.

Zuerst von seinem Vater, einem eben so gelehrten wie frommen Mann unterrichtet, kam G. E. Lessing bald auf die Fürstenschule in Meißen, wo ein guter Grund zu seiner gelehrten Bildung gelegt wurde, und wo sein energischer Geist dem Unterricht ungeduldig voraneilte. Als vierzehnjähriger Knabe schrieb er eine Glückwünschungsrede zum Neujahr 1743 für seinen Vater: Von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern, worin man schon seine Eigenthümlichkeit im Keime angedeutet erkennt; seine Behauptung ist: wie ein Jahr dem andern, mathematisch betrachtet, vollkommen gleich sey, so auch, im Ganzen, physisch und moralisch betrachtet. Er tritt damit der Sage von der goldenen Zeit, so wie der Klage über die Verschlimmerung der Welt, der Fabel und dem Vorurtheil, mit einer an einem Knaben bewundernswerthen Schärfe und Dialektik entgegen. Er beruft sich für seinen Satz auf das einstimmige Zeugniß von Vernunft, Schrift und Erfahrung, und weiß den bedenklichen Consequenzen, die sich aus Behauptungen ergeben könnten, wie die: die heutigen Einwohner der Welt befinden sich in eben den Hauptumständen, wie ihre ersten Väter vor fünftausend Jahren, sie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Hindernisse und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laster, zur Glückseligkeit und Verderben, welche jene ersten Besitzer der Erde hatten — er weiß den Consequenzen durch die Unterscheidung zwischen den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche selten geschehen, und den ordentlichen Wirkungen der Natur, auszuweichen. Mit siebzehn Jahren ging er auf die Universität Leipzig, wo er nach seines Vaters Willen Theologie studiren sollte. Aber hiemit stimmte seine Neigung nicht überein, die ihn zu andern Studien und Beschäftigungen hinzog. Diese und sein Umgang mit Schauspielern und mit wirklichen und angeblichen Freigeistern und lustigen Cameraden machte ihm bei seinen Eltern viel Verdruß und stürzte ihn, bei seinen schmalen Einkünften, aus Stipendien, in Schulden. Von Berlin aus schrieb er zu Anfang des Jahrs 1749, mithin zwanzig Jahre alt, einen merkwürdigen Brief, worin er zwar manche Fehler eingesteht, aber sein Thun und Treiben im Ganzen ins günstigste Licht zu stellen sucht. Bei seiner strengen Wahrheitsliebe verdienen seine Angaben allen Glauben, nur mag er hin und wieder, was Impuls des Augenblicks, der mächtigen Neigung, des Instinkts war, als wohlbedachtes Handeln geschildert,

rebungen und Thätigkeiten, die nun einmal seiner atur gemäß und Bedürfniß waren, einen überlegten lan untergelegt haben — eine gewiß sehr entschuld- vöhnliche Art der Selbsttäuschung, zumal da ab- instinctartiges Handeln sich oft kaum unterscheiden am, so schreibt er, jung von Schulen, in der ge- eugung, daß sein ganzes Glück in Büchern bestehe, einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen Er lebte Anfangs eingezogener als in Meißen, stets rn, nur mit sich selbst beschäftigt. Bald aber gingen n auf, er lernte einsehen, die Bücher würden ihn , aber nimmermehr zu einem Menschen machen. aus seiner Stube unter seines Gleichen, und ent- Schrecken, welche schlechte Figur er mache. Eine üchternheit, ein verwilderter und ungebauter Kör- zliche Unwissenheit in Sitten und Umgang — das einer eignen Beurtheilung seine Eigenschaften. Die Scham hierüber war der feste Entschluß, sich hierin is zu bessern. Er lernte tanzen, fechten, voltigiren, Erfolg hierin ermunterte ihn, nachdem sein Körper vorden, Gesellschaft zu suchen, um nun auch leben Er legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang bei ich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer eben so nützlich sind. Die Comödien kamen ihm and, und leisteten ihm, so unglaublich es scheinen Dienste. Er lernte daraus eine artige und gezwun- obe und natürliche Aufführung unterscheiden, lernte lsche Tugenden kennen, und die Laster eben so sehr Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. ste Nutzen aber war, daß er sich selbst kennen lernte, seit der Zeit gewiß über Niemanden mehr gespottet als über sich selbst. Da habe ihn die Thorheit über- Comödien zu machen, welche aufgeführt und gelobt tzt sann er Tag und Nacht, in einer Sache eine igen, in der sich noch kein Deutscher allzusehr her- Der Befehl nach Hause zu kommen, und ein ver- ufenthalt in Camenz, wo er ein Vierteljahr weder fleißig zubrachte, unterbrach diese Thätigkeit. Be- Umgang wurde getadelt, seine Schulden aber be- reiste wieder nach Leipzig, mit dem Vorsatz, neben sich ernstlich auf Schulsachen zu legen. Seine weit- anntschaft, und die Lebensart, die seine Bekannte ohnt waren, stürzten ihn aufs Neue in Schulden, h, daß sich dieß in Leipzig nicht ändern würde, be- ch Berlin zu gehen. Er reiste ab mit einem Ver- s Wittenberg, wo er nur ein paar Tage sich umsehen r der wurde krank, und beschloß nach seiner Gene- Winter in Wittenberg zu bleiben, um das in Leipzig ersparen. Aber die Krankheit und andere Umstände als ein Quartal Stipendien verschlungen, und so ihm wieder der Vorsatz nach Berlin zu gehen und erkommen zu suchen. Dieß hätte er längst gefunden, wenn er sich nur, was die Kleidung anbelangt, hätte Ansehen machen können. Schon ein Jahr vorher seine Eltern eine neue Kleidung versprochen, die b, weil sie glaubten, er sey nur wegen des ihnen nd verdächtigen Mylius nach Berlin gegangen. Er einen Eltern zeigen zu wollen, daß er nicht an ihn gebunden sey. Bleibe es bei der Weigerung seiner Eltern, so verlasse er sogleich Berlin, und gehe nach Wien, Hamburg oder Hannover. Ueberall finde er sehr gute Freunde und Bekannte, und werde wohl irgendwo zu brauchen seyn. — —

Ein bald darauf geschriebener Brief an seinen Vater hat noch viele Vorwürfe und Verdächtigungen zu bekämpfen, aber die Nachrichten über seine Aussichten, seine Verbindungen und Correspondenzen mit angesehenen Leuten u. s. w. scheinen den Vater einigermaßen besänftigt zu haben, und die späteren Briefe bezeugen eben so die etwas günstigere Stimmung des alten, wie die bessere Stellung des jungen Lessing, wenn schon die Vorwürfe und Besorgnisse von Jenem nicht aufhören, die, wie der Sohn vermuthet, besonders von der Mutter genährt wurden.

Die Comödie und das Drama überhaupt war es, was Lessing in Leipzig so sehr beschäftigte und anzog, und großentheils auch seinen Umgang bestimmte. Er studirte die Comödiendichter der Alten und der Neuen; er entwarf und schrieb selbst Comödien, welche von der damals in Leipzig sich aufhaltenden Neuberschen Gesellschaft aufgeführt wurden, er verkehrte mit der Prinzipalin und den Schauspielern, so wie mit Schauspieldichtern. So war gleich Anfangs seine Neigung und Thätigkeit demjenigen Gebiet zugewendet, wo er ohne Zweifel produktiv wie kritisch am meisten gewirkt hat. In seine Studienjahre, bis zum Jahr 1750, fallen die Lustspiele: der junge Gelehrte, der Freigeist, der Misogyn (Weiberfeind), die Juden, und einige unbedeutendere. Schon in Jahren, schreibt er, wo er die Menschen nur aus Büchern kannte, beschäftigten ihn die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn ihm nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren seine Welt, in der er die einzigen glücklichen Jahre verlebte. Großentheils ist auch die Wahl seiner Vorwürfe charakteristisch und so zu sagen typisch für seine späteren Ansichten, Strebungen und Gesinnungen. „Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die ihm damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen — war es ein Wunder, daß er seine ersten satyrischen Waffen dagegen richtete? Es war damals seine Lust zum Theater so groß, daß sich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Comödie verwandelte." Die Verspottung eines jungen, albernen Pedanten in dem „jungen Gelehrten" zeigt, welche Art von Gelehrsamkeit Lessing, der gewiß, wenn irgend Einer, auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen konnte, lächerlich und erbärmlich fand. Eine ausdrückliche Erklärung seiner Ansicht über Gelehrsamkeit findet man in folgenden Sätzen von ihm: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt seyn, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wornach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener." — Der Freigeist in dem so benannten Stücke spielt zwar eine schlechte Rolle und wird von einem frommen und rechtschaffenen Theologen beschämt; aber der Zweifel mochte doch damals schon in Lessing (der übrigens nie für einen Freigeist gelten wollte) sich regen; ein Weiberfeind könnte Lessing, trotz der Vorliebe, womit er eine Sara, Minna von Barnhelm, Emilia und Recha poetisch ausgesteuert, in gewissem Sinne heißen, sofern in sein unabhängiges, unstetes Leben eine Frau

eigentlich nicht recht hineinpaßte, und seine späte Heirath fast eine Inconsequenz war; und die Juden können als ein Vorspiel zu seinem Nathan dem Weisen gelten, sofern er schon damals Gerechtigkeit und Toleranz gegen diese Unterdrückte, und überhaupt gegen Jedermann verlangte. Bei dem dramatischen Trieb, der ihn damals und später zur Bearbeitung des Naheliegenden, dessen was ihn oder die Zeit beschäftigte, hinleitete, hätte man vielleicht auch eine dramatische Bearbeitung des Vorurtheils gegen das Schauspiel selbst von ihm erwarten können, die unter seiner Feder gewiß komisch und witzig genug hätte werden müssen. Neben dem Schauspiel beschäftigte er sich auch sonst mit schriftstellerischen und poetischen Versuchen, und rechtfertigte seine Anakreontischen Nachahmungen, zum Theil schon in Meißen entstanden, mit dem Wunsch, sich in allen Arten der Poesie zu versuchen, um zu erfahren, welche Sphäre ihm eigentlich zukomme. In Berlin, wo er mehrere Jahre blieb, „weil er an keinem andern großen Orte leben konnte", mit Unterbrechung durch einen halbjährigen Aufenthalt in Wittenberg, an welcher Universität er promovirte, setzte er seine dramatischen Studien jeder Art eifrig fort, legte sich auf neue Sprachen, übersetzte und edirte Mancherlei, und nahm an verschiedenen Zeitschriften als Kritiker und Dichter Theil. Nach einander ließ er seine Lustspiele, seine Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, seine Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen, seine vermischten Schriften und die theatralische Bibliothek erscheinen. Gemeinschaftlich mit Moses Mendelssohn schrieb er: Pope ein Metaphysiker, und meinte von seinem Freund: derselbe werde ein zweiter Spinoza werden, wozu ihm nichts fehlen werde, als die Irrthümer dieses Philosophen. Des Theaters wegen ging er im Jahr 1755 von Berlin, wo er namentlich auch mit Nicolai bekannter geworden, nach Leipzig, von wo er 1756 eine Reise nach England antreten wollte. Durch den Ausbruch des Kriegs wurde er in Holland zur Umkehr genöthigt, und lebte nun einige Zeit in Leipzig „in Müßiggang und Langeweile," d. h. ohne eine bedeutendere Arbeit. Miß Sara Sampson war 1755 erschienen, Philotas 1759. In diesem Jahre gab er auch Logau's Sinngedichte mit Vorrede und Wörterbuch, und seine Abhandlungen über die Fabel heraus. Auch die theatralische Bibliothek setzte er fort. In Gemeinschaft mit seinen Berliner Freunden, Moses, Nicolai u. A. schrieb er von 1759 an die in der deutschen Literatur Epoche machenden: Briefe die neueste Literatur betreffend. Zu den ersten Bänden trug Lessing das Meiste, zu den späteren weniger, vom siebenten Theil an nur noch drei Briefe bei. 1760 erschien seine Uebersetzung Diderots. Von Berlin, wohin sich Lessing 1758 wieder begeben hatte, wo er den Kopf voll Schauspielen hatte und seinen Doctor Faust spielen lassen wollte, entschloß er sich plötzlich, als Secretär des Generals von Tauenzien mit diesem nach Breslau zu gehen. Noch im April schrieb er seinem Vater, so lange er noch von seiner Arbeit leben, und ziemlich gemächlich leben könne, habe er nicht die geringste Lust, der Sklave eines Amts zu werden. Trage man ihm eines an, so wolle er es annehmen; aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu sey er, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu kommode und nachläßig; und gegen Ende des Jahrs reiste er ab, ohne seinen nächsten Freunden von seinem Vorhaben etwas entdeckt, ohne seine Wohnung aufgesagt zu haben. Die Briefe, die er an seine Freunde nach Berlin schrieb, übertreiben vielleicht seine eigene Reue und seinen Unmuth, aus Artigkeit gegen die so unvermuthet verlassenen Freunde, aber schwerlich ist Alles Schein und Scherz, wenn er schreibt, er wundre sich selbst über seinen Entschluß und sage zu sich: „Narr! wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu seyn? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findest, die du dort verlassen; daß du wenig Zeit haben wirst, zu studiren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warst du nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt seyn müßten? Daß es bald wieder einmal Zeit sey, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? Daß man nicht bloß den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht seyn müsse? Geduld! dieser ist geschwinder gefüllt. Und alsdann; alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder bei deinen Freunden und studirst wieder. O wenn dieses alsdann schon morgen wäre!" Und an Moses: „Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Lichte zu sehen. Die Reue wird ohnehin nicht außenbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue bereits bin, weiß ich eigentlich selbst nicht." Er bittet Mendelssohn, ihn doch an seinen Beschäftigungen theilnehmen zu lassen, weil dieß das einzige Mittel seyn werde, wenn er nicht ganz in Nichtswürdigkeiten versinken solle, und ruft sogar aus: „Ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr erkennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern." Mit der Zeit gewöhnte sich Lessing etwas besser an. Sein Einkommen muß ziemlich bedeutend gewesen seyn, denn er war jetzt im Stande, seine Brüder kräftig zu unterstützen und schaffte sich eine bedeutende Bibliothek an. Seltsam traf es sich, daß er gerade jetzt, wo er im amtlichen und militärischen Gewühle und im Lager lebte, zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt wurde, 1760, eine Ehre, gegen die er ziemlich gleichgültig blieb. Ob er aus Lust und Bedürfniß nach Zerstreuung oder in der Hoffnung, vielleicht auf diesem Wege seinen Beutel zu füllen, spielte und hoch spielte, muß dahingestellt bleiben. Im Scherz schreibt er einmal, die gesunden Leute, die Döbbelin und Lessinge werden Spieler und Säufer, und: er habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen, denn das Pharao für sich sey so gedankenlos, daß man sich doch mit etwas dabei beschäftigen müsse. So setzte er auch später noch in die Lotterie und verschmähte hier einen kleinen Anstrich von Aberglauben nicht. Da er aber kein Wirth war und auch keiner seyn mochte, besserten sich seine Vermögensumstände nicht sehr, und als seine Eltern ihn schon etablirt und in einer Carriere glaubten, beeilte er sich, diesen Wahn zu zerstören, indem er ihnen schrieb, er sey wohl seine längste Zeit in Breslau gewesen; sie würden ihm doch nicht zutrauen, er habe sein Studiren an den Nagel gehängt und wolle sich bloß elenden Beschäftigungen de pane lucrando widmen. „Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruhet, und mir

:m Wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bi-
:k angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben
Ob ich sonst einige hundert Thaler übrig behalten werde,
ch selbst nicht." Wirklich legte er auch zu Anfang des Jahrs
sein Amt nieder und ging nach Berlin, mit dem Entschluß,
ller Bedienung, die nicht vollkommen nach seinem Sinne
u abstrahiren. Wer gesund sey, und arbeiten wolle, habe
Welt nichts zu fürchten. Die Frucht seiner halben Muße,
r er dennoch „in einen Train zu arbeiten kam, wie noch
," war die Minna von Barnhelm, und schon 1766 erschien
er von großen Studien zeugende Laokoon, den er bei der
jendung an Gleim einen Mischmasch von Pedanterie und
n nennt. Im Jahr 1767 folgte er einer Aufforderung,
Hamburg zu kommen; er verließ nicht ungern Berlin, —
hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?" —
Antrag zwar, förmlicher Theaterdichter für die dortige
e zu werden, lehnte er ab, traf aber mit den Entrepreneurs
lrt Abkommen, das ihm, wie er meinte, auf einige Jahre
:higes und angenehmes Leben versprach, wobei er sich der
: erinnert:

Quod non dant proceres, dabit histrio.

ollte seine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte
gewartet (darunter nennt er später den Faust), daselbst
den und aufführen lassen. Solche Umstände waren noth-
g, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei ihm
zünden. — Zugleich faßte er den Plan, in Gemeinschaft
inem Herrn Bode in Hamburg eine Druckerey anzulegen.
geschah auch; er steckte all sein Geld darein, verkaufte den
:n Theil seiner Bibliothek und machte noch dazu Schulden,
as Unternehmen täuschte seine Hoffnungen gänzlich. Mit
Theater ging es *für ihn* nicht viel besser; seine berühmte
taturgie hörte schon 1769 wieder auf. In Hamburg schrieb
ch die antiquarischen Briefe gegen Klotz. Hoffnungen, die
Wien setzte, wurden nicht erfüllt und seine Lage war so
agt als nur je. Er faßte den Plan nach Rom zu gehen,
wieg aber noch, was er dort wolle; gewiß lasse sich's lusti-
ıb erbaulicher in Rom hungern und betteln, als in Deutsch-
— Sein Plan war, dort lateinisch für alle Gelehrte zu
en. Diesem Plan entsagte er jedoch, als ihm der Erb-
von Braunschweig die Stelle eines Bibliothekars an der
mten Wolfenbüttler Bibliothek anbot. Es war die höchste
schreibt er selbst, daß er, nachdem er immer tiefer in
den gerathen, durch diese Versorgung wieder eine gewisse
ihme erhielt. Die Stelle wurde eigentlich für ihn leer ge-
und war einträglich genug, um, ohne Schulden, gemäch-
ben zu können, d. h. der Gehalt war 600 Thaler, neben
Wohnung und Holz! Die Bibliothek selbst aber übertraf
eine Erwartungen. Auch machte er gleich Anfangs unter
ortigen Manuscripten einen bedeutenden Fund: eine Schrift
ls Ketzer verdammten Berengarius Turonensis, deren
ng von den Katholiken ganz geläugnet worden war. Von
i Funde gab Lessing vorläufig Nachricht durch eine kleine
ft. 1772 dichtete er seine Emilia Galotti. Aus den Schätzen
ibliothek gab er 1773—81 die Beiträge zur Geschichte und
tur heraus. 1775 machte er in Begleitung eines Prinzen
Braunschweig eine Reise nach Italien, „ohne viel Vergnü-
nd Nutzen." In einer Bücherkiste ging vermuthlich das
ıscript seines Faust mit verloren. Er reiste allein über
Wien zurück, wo er das „große Geschmeiß" vermied und vollends von allen Projekten auf diese Stadt abstrahirte. In Dresden wurden ihm Anträge oder doch Versprechungen gemacht, auf die er wenigstens fußen konnte, um in Braunschweig einige Zugeständnisse zu erhalten, ohne die er schlechterdings nicht länger in Wolfenbüttel bleiben wollte, so sehr er sonst dort zu bleiben wünschte. Er hatte nämlich schon in Hamburg eine Madame König, eine nicht mehr ganz junge Wittwe, kennen lernen, an welche er sehr viele Briefe voll der innigsten Anhänglichkeit, der vertrauensvollsten Freundschaft und Herzlichkeit und der munterſten Laune und Aufrichtigkeit geschrieben hat. Von der Verbesserung und Sicherstellung seiner äußern Lage hing es ab, ob und wann er sich mit ihr verbinden konnte. Endlich erhielt er die gewünschte Verbesserung und den nicht gewünschten Titel eines Hofraths obenein; zugleich kamen von Mannheim erfreuliche Zusagen, die jedoch später zu Wasser wurden. 1776 führte er seine geliebte Madame König in sein neu eingerichtetes Haus. Gedichte von seinem Bruder oder sonst Jemand auf diese Gelegenheit verbat er sich, versicherte aber, daß er sie immer für die einzige Frau gehalten, mit der er sich getraut zu leben. Seine Zufriedenheit und sein Glück sollten nur kurz dauern; schon zu Anfang des Jahrs 1778 starb seine Frau, in Folge ihrer Entbindung. Das Kind war schon nach vierundzwanzig Stunden gestorben. Lessing äußerte sich darüber mit schmerzlicher Bitterkeit und tiefer Trauer: „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können zu machen; und bin ganz leicht." — Und an seinen Bruder schreibt er: „Wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!" — Und am Tage nach ihrer Beerdigung: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gerne wollt ich es thun! Aber das geht nicht ... Ein guter Vorrath vom Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." — Wirklich faßte er sich mit so männlicher Kraft, daß man seinen Schriften aus der nächsten Zeit nicht das Mindeste von Niedergeschlagenheit anfühlt. Es war die Zeit des heftigsten Streits mit dem Hauptpastor Götze in Hamburg aus Veranlassung der Wolfenbüttler Fragmente (von Reimarus). Lessings Hauptschriften gegen Götze fallen in das Jahr 1778. Er fuhr darin unermüdet, mit unerschöpflicher Laune und Schärfe fort; er hatte Materie zu ganzen Folianten, und Neigung und Lust, solche bogenweise zu schreiben. Er freut sich, daß sein Bruder das haut comique einer Polemik goutire, die ihm alle andern theatralischen Arbeiten schaal und wässerig mache. Als erstes Treffen seiner Hauptarmee betrachtete er seine neue Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres und Scharfsinnigeres glaubte er in dieser Gattung nicht geschrieben zu haben. Die Erziehung des Menschengeschlechts, schreibt er, sey von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypotheſen und Systeme mache, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen. Aber er schreibt auch, man werde es kaum glauben, daß er die muthwilligſten Stellen in seinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Das Ministerium

in Braunschweig verbot endlich das neueste Fragment und die Antigötzischen Schriften; Lessing war aber fest entschlossen, die Sache aufs Aeußerste zu treiben und im Nothfall seinen Abschied zu nehmen. Vor dem Corpus Evangelicum und dem Reichshofrath glaubte er sicher zu seyn, und der Herzog und der Erbprinz kümmerten sich nicht um die Sache. Lessing ließ jetzt in Berlin drucken. Auf einmal aber kam ihm ein „närrischer Einfall." Er hatte vor Jahren ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt einige Aehnlichkeit mit seinen jetzigen Streitigkeiten hatte. Er erfand eine interessante Episode dazu, und dachte damit den Theologen einen ärgern Possen zu spielen als mit zehn Fragmenten. Er müsse versuchen, ob man ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört wolle predigen lassen. So entstand der Nathan. Lessing meinte, er würde vielleicht erst in hundert Jahren oder nie in Deutschland aufgeführt werden können, war aber hierin kein Prophet. Dieser „Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden half," war Lessings letzte poetische Arbeit. Sonst erschien von ihm noch: die Erziehung des Menschengeschlechts, und Ernst und Falk. Er war viel leidend, besonders auch an den Augen, und häufig verstimmt und zur Arbeit unfähig. Doch raffte sich sein kräftiger Geist immer wieder von Zeit zu Zeit auf, bis er 15. Februar 1781 in Braunschweig starb.

In dieser Skizze sind schon die wichtigsten Schriften und Arbeiten Lessings genannt und angedeutet, aber wir haben sie nun auch zu gruppiren, etwas näher zu charakterisiren, und von ihrem Einfluß und ihren Wirkungen einige Rechenschaft zu geben. Voran stellen wir Lessings Leistungen im Gebiete der Poesie, seine Dichtungen und seine Theorie. Als schaffender Dichter versuchte er sich hauptsächlich in der dramatischen Gattung, am frühesten und mit dem größten Drang im Lustspiel, später im bürgerlichen Trauerspiel und im Drama; außerdem in Liedern, in Oden, Epigrammen, in Erzählungen und Fabeln. Der vorwiegende und vorwaltende Verstand Lessings verläugnet sich in seinen dichterischen Schöpfungen nirgends. Das Lustspiel ist an sich schon weit mehr Sache des erfindenden Verstandes als der frei schaffenden Phantasie, und wie die Intrigue, so erheischt auch die Entwickelung und die Ausführung im Einzelnen vorzugsweise Feinheit, Schärfe, Witz und Dialektik im umfassendsten Sinne. Glückliche Erfindung und Verwickelung, gewandte Durchführung der Charaktere, scharfe Beobachtung und feine Psychologie, befriedigende Lösung, natürlicher und lebhafter Dialog, besonders aber eine kraftvolle Kürze, eine treffende Schärfe der Sprache zeichnen schon diese jugendlichen Productionen aus, wenn gleich die Vorwürfe wenig anziehend, die Charaktere nicht individuell genug, sondern mehr abstracte Typen sind, und die griechischen Namen, zum Theil gar nach französischer Art geschrieben, uns jetzt seltsam vorkommen. Wie gut er auch über die Mittel der Rührung zu gebieten wußte, zeigte Lessing in seiner Miß Sara Sampson, die, wie schon der Titel zeigt, sich mehr dem englischen Drama annähert, und neben den Vorzügen der früheren Stücke auch ein bedeutendes Talent fürs Pathetische beurkundet. Auch sind hier die Charaktere weit individueller gezeichnet — was ohnehin das Trauerspiel mehr als das Lustspiel erfordert. In der trefflichen Minna von Barnhelm wandte sich Lessing ganz dem deutschen Leben, der nächsten Wirklichkeit zu, und dieser kühnen Benützung der naheliegenden Elemente vielleicht eben so sehr wie seinen künstlerischen Vorzügen verdankte das „Soldatenglück" den ungemeinen Beifall, den es in Deutschland fand. In der Emilia Galotti machte Lessing einen kühnen und glücklichen Versuch, eine alte Fabel zu modernisiren; dieß Stück zeichnet sich aus durch die Mannigfaltigkeit und die scharfe Zeichnung der Charaktere, besonders aber durch die geniale Schilderung der Charaktere des schwachen Prinzen und des boshaft feinen Höflings Marinelli. Auch die Gräfin Orsina ist als ein bedeutender Fortschritt gegen die Marwood in Sara Sampson anzusehen. Im Nathan endlich, von dessen philosophischer Tendenz wir hier noch absehen, zeigte Lessing, der seine frühern Dramen in Prosa geschrieben, daß er auch den Vers zu behandeln verstehe, und wußte einen scheinbar unfruchtbaren und magern Stoff durch die gewandteste Benützung vieler Motive und durch Erfindung von neuen zu einer ungemeinen Fülle zu entwickeln und herauszuarbeiten. Allerdings aber erhebt sich auch im Nathan die Sprache nicht zum Hochpoetischen, wie denn Lessing überhaupt weit mehr Künstler als Dichter war. Unter seinen Fabeln und Epigrammen finden sich recht viele hübsche Sachen; gute, treffende, witzige Gedanken und Einfälle, in schlagender und einfacher Kürze, in reiner Sprache ausgedrückt und verkörpert; aber seinen Liedern, wenn schon correct, fließend, munter, fehlt Feuer, Tiefe und Phantasie, und in seinen Oden, freilich aus frühern Jahren, findet man gar manchen Schwulst; von Friedrich dem Großen singt er: der Himmel werde nach seiner Zierde geizen; er findet Apoll und Mars in ihm vereint. Er schildert seine poetische Stimmung mit den Worten: „Hier steh' ich, sinne nach, und glüh' und stampf' und tobe!" Welch ein Contrast gegen die ihm eigentlich gemäße, kühle Dichtungsweise! Lessing selbst erkannte seinen Beruf recht gut und beurtheilte sich als Dichter mit großer Bescheidenheit; er ordnet sich einem Ramler,[1] einem Uz,[2] willig unter, und ruft Gleim, dem Besinger des Königs von Preußen zu: „Singe ihn im Dampfe der Schlacht! ich will indeß mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren." In der That zog ihn zu verschiedenen Zeiten die Fabel besonders an; er versuchte sich schaffend darin und schrieb sehr lehrreich, erschöpfend und anziehend darüber; „es gefiel ihm auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und der Moral." Dieß ist ein wichtiges charakteristisches Wort; es bezeichnet den Gesichtspunct, unter welchem Lessing die Poesie überhaupt betrachtete. Während die neuere Aesthetik sich bemüht, philosophische, objective Gesetze des Schönen aufzustellen, und nach diesem Maaßstab die poetischen Erzeugnisse zu beurtheilen, hielt Lessing sich noch mehr an das Subjective; die Poesie wendet sich an die Empfindung, und ihre Stärke oder Schwäche bestimmt sich nach dem Maaß ihrer Fähigkeit, die Empfindung anzuregen; die durch eine poetische Schöpfung erregten Empfindungen müssen harmonisch seyn — dieß ist die innere Einheit einer Dichtung; und endlich, da die Erregung der Empfindungen, der Leidenschaften einen Einfluß auf den Menschen als moralisches Wesen üben muß, bestimmt sich das Urtheil über eine Poesie darnach, ob die dadurch erregten Empfindungen sittlich bildend und bessernd sind, oder nicht. Mit dieser Ansicht schloß sich Lessing

[1] „Was Ramler macht, hat doch den Stempel der Vollendung."

[2] Uz ist ihm der deutsche Horaz, doch ohne dessen Schmutz. Von diesem „Schmutz" wird aber Horaz von Lessing selbst in seiner „Rettung des Horaz" zu reinigen gesucht.

ſtoteles an, welcher das Weſen der Tragödie in die Rei-
der Leidenſchaften durch Furcht und Mitleid ſetzte, und
Sätze Leſſing für ſo unfehlbar hielt wie Euklids Elemente.
Leſſings wichtigſte Leiſtungen, diejenigen, durch welche
meiſten im Andenken der Nation lebt, ſich aufs Theater
ı, ſeine Dramen und ſeine Dramaturgie, verweilen wir
etwas länger. Wie er überhaupt den Gelehrten und den
en, die Poeſie und das Leben, die Welt, nicht getrennt
wollte, ſo war auch ſeine Neigung und ſein Talent auf
e Gattung der Poeſie gerichtet, welche den lebendigſten
ck macht, welche, ſtatt im einſamen Gemach genoſſen zu
, die auch von der Seite der Sinne gefaßten Zuſchauer
rer in eine lebhafte Handlung, in ein Bild der Welt
rſetzt, — auf die dramatiſche. Weniger um das Lob der
ker, als um den Beifall, um die bildende Unterhaltung
regung des Volkes war es ihm zu thun; ein würdiges
ıltheater galt ihm als Organ zur Anſprache und zur He-
r Nation. Mißmuthig und getäuſcht wandte ſich zwar
zu wiederholtenmalen vom Theater ab, und es mag
ſtellt bleiben, ob die Idee, ein deutſches Nationaltheater
ıden, unter den damaligen Zeitverhältniſſen realiſirt
konnte, oder ob ſie es jetzt kann; ſo viel iſt gewiß, daß
bei ſeinem Tode das deutſche Theater gegen die Stufe,
er es als Jüngling gefunden, bedeutend, und hauptſäch-
ch ſein Verdienſt fortgeſchritten, die Leiſtungen wie die
rungen um ein Großes geſteigert ſah; überall bekam das
weſen einen neuen Schwung, namentlich in Wien,
eim, Berlin, Weimar. Auch hat es gewiß einen tiefern
, daß die großen Dichter nach ihm, Goethe, Schiller,
r Augenmerk ſo ſehr auf die Bühne richteten. Leſſings
ı ſind und bleiben Muſterſtücke, wenn es auch keine
im höchſten Sinne ſind, und eben ſo belehrend und eines
Studiums würdig für den dramatiſchen Dichter, wie für
kenden, tiefer eindringenden Schauſpieler dankbar, ob-
wierig. Um aber das Drama zu einer gewiſſen Höhe
lirde emporzuführen, mußte Leſſing, als dramatiſcher
, den bisherigen falſchen Geſchmack verdrängen, und
im Einfachen anfangen. Den Stoff, oder die Idee, zu
n ſeiner früheſten Luſtſpiele entnahm er den ihm, und
r Zeit, naheliegenden Intereſſen; den Freigeiſt ſchrieb
icht aus Rückſicht auf ſeinen Vater; die glückliche Wahl
ffes der Minna von Barnhelm, die Benützung der mi-
m und politiſchen Intereſſen, iſt ſchon vielfach gerühmt
; die Veranlaſſung zu Nathan wurde oben erzählt; er
ht ſo puriſtiſch, daß er nicht auch durch den Stoff, ſon-
ein durch die Form hätte wirken wollen; aber er war
cht ſo pedantiſch in ſeiner Vorliebe für das Nationale,
verſchmäht hätte, ſeine Miß Sara Sampſon nach Eng-
eine Emilia Galotti nach Italien, ſeinen Nathan nach
ıa zu verlegen, weil ihm fremde Lokalitäten und Natio-
ıktere gerade beſſer paßten. Um den falſchen Bombaſt
kalte Pathos zu verdrängen, welche auf den deutſchen
herrſchten, ſchrieb er alle ſeine Dramen in Proſa, und
dem Nathan auch den Schmuck der poetiſchen Form.
ngs Art lag es, mehr von ſeinem natürlich feinen und
gebildeten Geſchmack und von den aus einer Fülle von
heit und Beiſpielen durch Nachdenken und Vergleichen
nen Sätzen, als von allgemeinen Syſtemen auszugehen
und ſich leiten zu laſſen, und ſo entſtand ihm auch ſeine Theorie
über Poeſie und Drama, ſo weit man ihm eine ſolche zuſchrei-
ben darf, erſt allmählig, im Verlauf ſeiner Produktion und
Kritik. Und daher ſteht er gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen
entgegengeſetzten Anſichten, ſcheint bald dieſer, bald jener anzu-
gehören, in der That aber geht ſein Beſtreben dahin, ſie zu ver-
ſöhnen und zu vermitteln. Er bekämpfte die franzöſiſchen drei
Einheiten, und wies doch auf Ariſtoteles hin; er pries die Alten
und daneben Shakſpeare. Die Erklärung hievon liegt darin,
daß er die in der Natur der Poeſie und beſonders des Dramas
und ſeiner verſchiedenen Gattungen liegenden Geſetze und Re-
geln erkannt und befolgt, aber keine abſtrakte und mißverſtan-
dene Regeln aufgeſtellt wiſſen wollte; daß er die Natur und die
Wahrheit höher ſtellte als die Convenienz, den Effekt und das
Vorurtheil („Nichts iſt groß, was nicht wahr iſt;") aber dabei
erkannte, daß das Genie nicht geſetzlos ausſchweifen dürfe, daß
der Schönheit und der Kunſt das Maaß nothwendig und weſent-
lich ſey. „Vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn
wir es für möglich erkennen ſollen," und: „dem Genie iſt es
erlaubt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe
weiß."

Der Geſichtspunct, unter welchem Leſſing die dramatiſche
Poeſie auffaßte, iſt einerſeits noch beſtimmt durch den Geiſt ſei-
ner Zeit, der nüchtern und rigoriſtiſch, gegen die Poeſie über-
haupt und gegen das Drama und Theater insbeſondere mißtrauiſch war, und Verderbniß der Sitten und Grundſätze von
dieſer Seite fürchtete; andrerſeits aber ahnte er auch und be-
hauptete die Selbſtſtändigkeit und Autonomie der dramatiſchen
Poeſie. Bei richtiger Auffaſſung aber müſſen beide Betrachtungs-
weiſen dieſelben Reſultate geben, d. h. wenn die pſychologiſch-
moraliſche Beurtheilung nicht engherzigen Vorurtheilen huldigt
und ſich an der Darſtellung des Unſittlichen als an einer Unſitt-
lichkeit ſtößt, und die reinäſthetiſche Beurtheilung nicht an extra-
vaganten Genialitäten als ſolchen, ohne Rückſicht auf Natur
und Wahrheit, ſich ergötzt. Aber wenn Leſſing ſich vielfach an
den herkömmlichen, gewohnten Geſichtspunct, jedoch mit Frei-
heit und Einſicht, anſchloß, ſo wußte er doch immer, wo durch
denſelben die Kunſt und Poeſie beeinträchtigt und gehemmt werden
ſollten, die ungebührlichen Schranken zurückzuweiſen. Er ſpricht
von dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten, von dem
Werth des Theaters für jeden rechtſchaffenen Mann; er denkt,
man werde das Theater doch wenigſtens als die nützlichſte Zeit-
verkürzung gelten laſſen; er freut ſich, daß moraliſche Maximen
bei dem Hamburger Publicum Beifall fänden, aber zugleich rügt
er, daß gerade die beifällig aufgenommenen Sentenzen ſchielend
und anſtößig geweſen, die Sätze:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht,"

und:

„Wer ſchlimm von Andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht."

und fügt bei: „Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein
Athen bleiben, wo auch beim Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein,
ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Dichter und
Schauſpieler Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmt zu
werden. Zwar müſſen die Geſinnungen dem Charakter der Per-
ſonen entſprechen, aber auch die poetiſche Wahrheit muß ſich der
abſoluten wieder nähern. Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Ur-
theile über die Prieſter ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich

auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" Er findet die Bestimmung der Komödie darin, durch Lachen zu bessern, aber er verwahrt sich gegen Beschränkungen, die man daraus ableiten könnte. Man hatte von Seiten der Moralität Einwendungen dagegen erhoben, einen Zerstreuten zum Vorwurf der Comödie zu machen. Zerstreut seyn, sagte man, sey eine Krankheit, und kein Laster. Die Comödie aber dürfe sich nur mit Fehlern abgeben, die sich verbessern lassen. Lessing bestreitet beiläufig die erste, ernsthafter aber die zweite Behauptung. Nirgends stehe geschrieben, daß man nur über moralische und verbesserliche Fehler lachen solle. Jede Ungereimtheit, jeder Contrast von Mangel und Realität sey lächerlich. Aber lachen und verlachen sey sehr weit auseinander. Der wahre allgemeine Nutzen der Comödie liege im Lachen selbst; in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntlungen leicht und geschwind zu bemerken. Es ist ihr genug, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen, ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei, und die ganze Moral habe kein kräftigeres, wirksameres, als das Lächerliche. Und öfters sieht Lessing von einem zunächst moralischen Zwecke des Drama's ganz ab: das Drama macht auf eine einzelne bestimmte, aus einer Fabel fließende Lehre keinen Anspruch; es geht entweder auf die Leidenschaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen seiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend sind, oder auf das Vergnügen, welches eben so neu gedachte als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Mitleiden und Rührung ist die einzige Absicht der tragischen Bühne. Am zusammenhängendsten hat er seine Theorie in einem Briefe an Mendelssohn entwickelt. Dem Grundsatz: das Trauerspiel soll bessern, setzt er den andern entgegen: die Tragödie soll Leidenschaften erregen. Durch Erzeugung der Leidenschaften könne das Trauerspiel bessern. Er nimmt an, daß das Trauerspiel im Zuschauer keine andere Leidenschaft errege als das Mitleiden. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopöe, der bedauerte des Trauerspiels. Aber bei dem Bedauern bleibt es nicht, weil der Held selbst sich über sein Unglück erhebt. Schrecken in der Tragödie ist nur die plötzliche Ueberraschung des Mitleids; Bewunderung nur das entbehrlich gewordene Mitleiden. Die Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid. Die Bestimmung der Tragödie ist: sie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes thut, thut auch dieses. Das Mitleiden bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beitragen dürfen, bessert den Mann von Verstand sowohl als den Dummkopf. Bei dem aristotelischen Satze: daß die Tragödie durch die Erregung von Furcht und Mitleiden die Reinigung dieser Leidenschaften in den Zuschauern bewirken solle, indem sie die Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten verwandle und die beiden Extreme des Mitleids und der Furcht vermeiden lehre, bleibt Lessing so streng, daß er diejenigen Tragödien, welche nicht auf diese Leidenschaften (jetzt würde man eher sagen Affekte) wirken, wenn sie auch sonst rühren und erschüttern mögen, wegen des unnützen Aufwands von Kräften zu Wirkungen, die auch durch eine andere Gattung von *Poesie zu erreichen* wären, verwirft; — und hievon ausgehend beweist er, daß namentlich auch die Franzosen in Wahrheit kein tragisches Theater haben.

In ähnlicher Weise betrachtet er die Comödie. Sie soll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen, und eben dadurch der wohlgezogenste und gesittetste Mensch werden. So ist die Nützlichkeit der Comödie gerettet. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern. Beider (der Tragödie und Comödie) Nutzen ist von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen, und es ist großer Vortheil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere seyn kann. Lessing ist, wie er dieß schreibt, so von seinen Grillen eingenommen, daß er, wenn er eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranschicken würde. Er würde sogar beides mit einander vergleichen, würde zeigen, daß das Weinen eben so aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Mischung der Lust und Unlust entstehe; er würde weisen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wie man auf der einen Seite Lust zur Freude, auf der andern Unlust zur Traurigkeit in beständiger Vermischung anwachsen läßt, u. s. w. Welche bedeutende Rolle er in der Aesthetik der Empfindung anweist, spricht er sehr naiv und kräftig in einem Brief an Nicolai aus: „Wer, Geyer, heißt Ihrem Verstand sich ein System nach seiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Diese hat, Ihnen unbewußt, das richtigste System, das man nur haben kann, denn sie hat meines." Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn weiß Lessing die verschiedenen Empfindungen zu erklären, zu vergleichen, auf einander zurückzuführen, die auf den ersten Anschein ihm widersprechenden Phänomene zu seinen Gunsten zu benützen, seine Behauptungen durch Beispiele aus der Fülle seiner großen Belesenheit und seines gigantischen Gedächtnisses zu belegen. Dabei vernachlässigte er natürlich die objectiv bestimmbaren Regeln und Gesetze keineswegs; er schlug die sinnliche und technische Vollkommenheit überaus hoch an, wenn schon er die herkömmlichen, von den Franzosen sklavisch verehrten drei Einheiten praktisch und theoretisch als unnütze Fesseln verwarf.

Ein unsterbliches Verdienst hat er sich dadurch um Deutschland erworben, daß er, der überhaupt einen ausgebreiteten Horizont mit seiner Gelehrsamkeit und seinem überall auf Abstraction der Gesetze und auf heilsame Anwendung derselben ausgehenden Scharfsinn beherrschte, einer der ersten war, welche auf die Größe und das Genie Shakspeare's hinwiesen, obgleich er, seine eignen poetischen Kräfte sehr bescheiden beurtheilend, den brittischen Dichter nachzuahmen oder mit ihm zu wetteifern keineswegs versuchte. Möge hier ein schönes Wort aus der Dramaturgie seine Stelle finden, wo er aus Veranlassung von Weiße's „Richard der Dritte" auf das gleichnamige Stück des Britten einen Blick wirft. Weiße verwahrte sich, daß er kein Plagium begangen, und setzt hinzu: „aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakspeare ein Plagium zu begehen." Darauf bemerkt Lessing: „Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von Homer gesagt hat, es lasse

n Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, ßt ſich vollkommen auch von Shakſpeare ſagen. Auf die ſie von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedrückt, wel- eich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakſpeare's! Und er fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ! Shakſpeare will ſtudirt, nicht geplündert ſeyn. Haben enie, ſo muß uns Shakſpeare das ſeyn, was dem Land- naler die Camera obſcura iſt; er ſehe fleißig hinein, um ien, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche irt, aber er borgt nichts daraus. . . . Aus einzelnen Ge- beim Shakſpeare würden (in einer Tragödie franzöſiſchen nacks, wie die Weiße's) ganze Scenen und aus einzelnen n ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den l aus dem Kleid eines Rieſen für einen Zwerg recht nützen) muß man ihm nicht wieder einen Aermel, ſondern einen Rock daraus machen."

kann nicht weiter ausgeführt werden, welcher Reichthum etrachtungen und Bemerkungen über dramatiſche Poeſie Kritik, welche treffende Urtheile über einzelne Stücke und Spiel einzelner Schauſpieler (unter dieſen der berühmte !), welche belehrende Vergleichungen, welche Menge frucht- Gedanken und geſchmackvoller Kenntniſſe jeder Art in den Jahrgängen der Dramaturgie niedergelegt ſind; nur aus ißmuthigen Schluß ſtehe noch einiges hier. Er berichtet, nige gute Leute in Hamburg einen Verſuch haben machen , ob ſich für das deutſche Theater nicht etwas mehr thun als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals en könne; man ſey darauf verfallen, ob er bei dieſem Un- men nicht nützlich ſeyn könnte? Er habe dazu Luſt gehabt; age ſey alſo nur noch geweſen: ob er es könne? und wie im beſten könne? „Ich bin weder Schauſpieler noch Dich- Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man o freigebig folgern. Die älteſten ſind in den Jahren hin- eben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für hält. Was in den neuern Erträgliches iſt, davon bin ich hr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu dan- be. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, hen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß alles durch werk und Röhren aus mir heraufpreſſen. Ich würde ſo ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein zu ſtärken. Die Kritik ſoll das Genie erſticken! und ich helte mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr ömmt. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl ich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht äufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer etwas zu Stande bringe, was beſſer iſt, als es einer von n Talenten ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo eit (von ſeiner Emilia Galotti ſchreibt er einmal: er mache eben Tage ſieben Zeilen, erweitere unaufhörlich ſeinen und ſtreiche immer wieder aus), ich muß von andern Ge- n ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununter- n ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig , ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich je- mals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durch- laufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann als ich." So ſey man darauf verfallen, ſeine Kritik ſelbſt nützen zu wollen, ſo ſey die Idee zu dieſem Blatt entſprun- gen und ſie habe ihm gefallen. „Sie ſollte jeden Schritt begleiten, den die Kunſt ſowohl des Dichters als des Schauſpielers hier thun würde." Der letztern Hälfte ſey er ſehr bald über- drüſſig geworden: „Wir haben Schauſpieler, aber keine Schau- ſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren, ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden." . . . „Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? . . Wenn das Publicum fragt, was iſt denn geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts! ſich ſelbſt ant- wortet; ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch et- was Schlimmeres als nichts; es hat dem Werk nicht einmal ſei- nen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deut- ſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchworenen Nachahmer alles Aus- ländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jen- ſeits dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich;" u. ſ. w. Er habe darum bei den Schritten verweilen müſ- ſen, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters aus den Irr- pfaden heraus rückwärts thun mußte, um dann erſt auf ihr Ziel loszugehen. Er glaube die dramatiſche Dichtkunſt ſo gründ- lich als Einer ſtudirt zu haben, insbeſondere den Ariſtoteles, und getraue ſich zu beweiſen, daß jene von der Richtſchnur dieſes Philoſophen ſich keinen Schritt entfernen könne, ohne ſich ebenſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Er habe dem Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne jenen Regeln entſprächen. Das Ge- fühl der Deutſchen ſey durch einige engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer geweckt worden; aber nun ſey der Wahn einge- riſſen, der Zweck der Tragödie laſſe ſich auch ohne jene Regeln erreichen, das Genie anerkenne und bedürfe gar keine Regeln. Dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen habe er ſich zur Aufgabe gemacht. — Wir wollen von der Dramaturgie nur noch anmerken, daß ſie in Deutſchland das größte Aufſehen machte, und auch ſogleich — nach löblicher Sitte! — nach- gedruckt wurde Gegen Leſſings eignes Urtheil über ſich als dramatiſchen Dichter müſſen wir ihn jedoch einigermaßen in Schutz nehmen, weil es allzu ſtreng iſt; er ſchreibt dem freien, ſchaffenden Genius in ſich zu wenig und der Kritik zu viel zu, oder er gebraucht letzteres Wort in einem ſehr weiten, ſonſt nicht gewöhnlichen Sinn. Die Luſt und die Leichtigkeit des Schaffens geſteht er ſich ſelbſt, in frühern Jahren wenig- ſtens, zu, und auch ſpäter hatte ſie ihn nicht verlaſſen, mochte ſie ſich auch vermindert haben; die ſich ihm darbietenden und aufdrängenden Conceptionen waren freilich mehr Gebilde und Erfindungen eines lebhaften, beobachtenden, verbindenden und dialektiſchen Verſtandes, als Schöpfungen einer ſchwelgenden und überſtrömenden Phantaſie; ſie konnten durch Kritik, durch Anwendung der Regeln eines gebildeten Geſchmacks ſehr viel

gewinnen; ausgebreitetes Wissen, reiche Erfahrung und Beobachtung, ernstes Nachdenken ersetzten manchmal die Begeisterung, die prophetische Inspiration; aber das Leben in seinen Dramen und in den einzelnen Charakteren entsprang doch immer einer nicht kleinen Schöpferkraft; seine Personen wurden dem Dichter doch so weit lebendig, daß er ihre Worte so zu sagen aus ihrer Seele und nicht aus seinem Wissen und seinen Beobachtungen zusammen liest; und der krystallhelle anmuthige Bach seines so frisch und kräftig, so heiter abwechselnd und vielfach anregend hinfließenden Dialogs führt auch gar manche ächte poetische Goldkörner. Wenn das alles Erzeugniß des Verstandes (oder der Kritik) seyn soll, so muß mancher, der sich Phantasie zutraut, vor jenem Verstand sich beschämt zurückziehen. Und daß Lessing, wenn ihn ein angemessener Vorwurf anregte, wohl auch den Ton der höhern Poesie zu treffen vermochte, erkennt man aus der Scene, welche allein von seinem nach einer Nachricht großentheils oder ganz ausgearbeiteten, aber leider verloren gegangenen Doctor Faust erhalten ist, und die auf einer bedeutenden philosophisch-poetischen Höhe steht. Lessing gab sie in den Literaturbriefen als die Arbeit eines Freundes, und fügt hinzu: „Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!“

Den Uebergang von Lessings Leistungen auf dem Gebiet der Poesie zu seinen gelehrten und antiquarischen Arbeiten macht sein Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Winckelmann hatte dem Studium der Kunst, der Antike, einen ganz neuen Schwung gegeben, und Lessing fühlte sich veranlaßt, aus dem Schatz seiner Gelehrsamkeit so wie seines scharfen und klaren Denkens auch einen Beitrag zur Festsetzung der Gesetze und Gränzen der verschiedenen Künste (die Malerei bedeutet überhaupt die bildenden Künste, und Poesie diejenigen, deren Nachahmung fortschreitend ist) und zu Berichtigung mancher Vorurtheile zu geben. Nicolai berichtet, der erste Keim von Lessings Idee hierüber zu philosophiren liege in Briefen, die er mit Mendelssohn gewechselt. Nicht durch Kunstwerke, sondern durch scharfsinnige Philosophie sey sein Laokoon veranlaßt worden; er habe damals noch nicht viel Malereien und andere Kunstwerke gesehen, habe sich wenig um das bekümmert, was die Maler wirklich gethan, sondern mehr auf dasjenige gesehen, was sie nach seinem Begriff von der Malerei thun sollten. Mag nun aber auch der Laokoon den bloß praktischen Künstler wenig befriedigen und fördern, wie Nicolai behauptet, so sind doch darin eine Menge treffender und feiner Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit und die in der Natur der Sache liegenden Gesetze der bildenden und der successiven Künste, aus einem tiefen Nachdenken geschöpft und begründet durch eine Fülle treffend gewählter Beispiele, niedergelegt; das Buch hat so viele Kritiker und theilweise oder ganze Gegner hervorgerufen, es hat durch seinen hinreißenden Styl ein so großes Publicum gefunden; und die aufgestellten Behauptungen sind, weil sie nicht auf das System und die Formeln einer Schulphilosophie sich gründen, sondern die ungesuchten Ergebnisse eines eben so unbefangenen als tiefen und scharfsinnigen Denkers und ausgezeichneten Gelehrten sind, so wenig dem Schicksal des Veraltens ausgesetzt, daß man den Laokoon zu den Schriften zählen muß, welche den größten und nachhaltigsten Einfluß auf Aesthetik und Geschmack in Deutschland ausgeübt.[1] Wirklich ist auch vieles davon ins allgemeine Bewußtseyn übergegangen. Lessing ging von der blendenden Antithese des Simonides aus: daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sey. Aus diesem Satz, dessen nothwendige Einschränkung die Alten nicht verkannt, haben nun die neuern Kunstrichter die crudesten Dinge geschlossen. Sie zwingen bald die Poesie in die engern Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Ja diese Afterkritik habe zum Theil die Virtuosen selbst angesteckt. Sie habe in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt. Diesem falschen Geschmack und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten sey die vornehmste Absicht des Laokoon, der zufälligerweise mehr nach der Folge seiner Lectüre als durch methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen, mehr unordentliche Collectanea zu einem Buch enthalte, als ein Buch sey. Ein ungemein fruchtbar behandelter, mit eben so viel überzeugendem Scharfsinn als imponirender Gelehrsamkeit bewiesener Hauptsatz des Laokoon ist: Die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, wie der Raum das Gebiet des Malers, oder was dasselbe sagt: Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie. Dieser aus den besten und größten Mustern eben so wie aus der Natur der Sache abgeleitete Satz wird dann zur Correktion des falschen, entarteten Geschmacks angewendet. Ein anderer wichtiger Satz ist der: Schönheit ist der höchste Endzweck der bildenden Kunst, mithin nicht bloße Nachahmung der Natur, sondern schöne, idealisirende Nachahmung der Natur; der Dichter hat einen weitern und freiern Spielraum, theils weil das bloß Erzählte die Sinne nicht so afficirt, wie das Angeschaute (dieß gilt zunächst für das Epos, welches Lessing, als die reinere Gattung, über das Drama „die lebendige Malerei des Schauspielers“ stellte), theils weil er, eine Reihe von Zeitmomenten durchlaufend, durch den endlichen Gesammteindruck die einzelnen unschönen und häßlichen Züge auslöschen, ja durch den Contrast zur Hervorhebung des Schönen benützen kann. Der Laokoon blieb unvollendet — aber freilich welch ein Fragment! — und der Verfasser sagt in einem der letzten Abschnitte, er wage nun, nachdem Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums erschienen, keinen Schritt weiter, ohne dieß Werk gelesen zu haben, und bemerkt: bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln könne zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt finde. Lessing selbst kann man diesen Vorwurf nicht machen, denn so philosophisch er zu Werke geht, stützt er sich doch beinahe durchgehends auf Beispiele und thut sich etwas darauf zu Gute, daß diese „nach der Quelle schmecken.“ An den Laokoon, sofern er sich mit alter Kunst beschäftigt, schließen sich an die antiquarischen Briefe, zu welchen er zunächst durch eine Kritik von Klotz über den Laokoon veranlaßt wurde; zuerst ward nur eine Rechtfertigung, und eine Zurückweisung des Gegners beabsichtigt, aber „die Folge schien den Inhalt selbst wichtiger zu machen, als es bloße Zänkereien über mißverstandene Meinungen dem Publicum zu seyn pflegen.“ In denselben ist freilich von vielem die Rede, was nur den Archäologen vom Fach interessiren kann; von geschnittenen Steinen, von

[1] Goethe datirt davon gleichsam eine neue Epoche seines ästhetischen Bewußtseyns. Taschen-Ausgabe XXV. 162.

ängſt verlorenen Gemälden, von der richtigen Deutung
her Ausdrücke u. ſ. w.; aber daneben enthalten die Briefe
ne Fülle von allgemein intereſſanten hiſtoriſchen Notizen,
thetiſchen Bemerkungen und geiſtvollen kleinen Abhand-
, ſo daß auch Laien dieſe gelehrten Briefe mit Begierde
nd noch mit Genuß und Nutzen leſen können. Der Styl
s, über den noch unten zu reden iſt, zeigte ſich hier be-
in ſeiner Treffſlichkeit. Die köſtliche kleine Abhandlung:
die Alten den Tod gebildet (nämlich nicht als ein
, ſondern als einen Zwillingsbruder des Schlafes, als
ſchönen Knaben oder Jüngling), wird jeder Gebildetere
nſtem Sinn mit ſtets geſpanntem Intereſſe und hoher
digung leſen. Man findet darin eine kurze, aber ſehr
Apologie der mit Geiſt betriebenen Archäologie, gegenüber
eiſtloſen gelehrten Wühlen. Nachdem er, ſcheinbar zum
eil ſeines Gegners, mehrere alte Abbildungen von Ske-
aufgezählt, fährt er fort: „Welch elendes Studium iſt das
um des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche
niſſe ankömmt, wenn der der Gelehrteſte darin iſt, der
Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den
n herzuzählen weiß! Aber mich dünkt, daß es eine wür-
Seite hat dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alter-
krämer, ein anderes der Alterthumskundige; jener hat die
en, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt
it ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken.
ner noch ſagt: „So war das," weiß dieſer ſchon, ob es
ſeyn können." Wie Leſſing es verſtand, einer anſcheinend
elehrten Frage Anwendung auf das Leben und das Prak-
u geben, zeigt der ſchöne Schluß der genannten Abhand-
„Da unſere Religion uns auch verſichert, daß der Tod
ommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne,
ich nicht ein, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das
liche Gerippe wiederum aufzugeben und ſich wiederum in
eſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt
nem Engel des Todes, und welcher Künſtler ſollte nicht
einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißs
ıdene Religion kann uns von dem Schönen entfernen;
iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene
Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurück-
." Wie ausgezeichnet günſtig dieß Gebiet für Leſſings
hümlichkeit war, leuchtet ein; ſeine Gelehrſamkeit führte
Scharfſinn eine Fülle von Stoff zu, und ſein Scharfſinn
tete hinwieder ſeine Gelehrſamkeit; Leſſing war nicht nur
elehrteſte unter den ſchönen oder „witzigen" Geiſtern und
eſchmackvollſte unter den Gelehrten, ſondern er nahm in
elehrſamkeit und Geſchmacksbildung an ſich eine der erſten
n ein. So wußte er das Studium des Alterthums zu
ı, zu würzen, zu adeln; und wenn er ſich auch vorzugs-
nur auf die Kunſt und Poeſie der Alten richtete, hat er
ittelbar und unmittelbar mächtig den verdienſtvollen Män-
orgearbeitet, welche nach ihm das politiſche und geſchicht-
eben der Alten, ihre Religion und Mythologie und Phi-
ie in lebendiger Geſammtanſchauung dem Bewußtſeyn zu
enwärtigen mit Erfolg bemüht geweſen ſind. Es iſt be-
m, daß Leſſing, einer der wichtigſten Begründer unſerer
Literatur, dichtete:

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab;
Er ſuchet blumenreichre Stege
Und findet ſeines Ruhmes Grab!

Das Gebiet der Philoſophie, der Speculation im ſtrengern Sinn, der Metaphyſik hat Leſſing nicht cultivirt, ſo ſehr er hiſtoriſch damit bekannt war[1] und ſo ſcharfſinnig er die pſychologiſchen und äſthetiſchen Begriffe zu analyſiren und zu deduciren wußte. Das reine ſpeculative Denken aus vorausgeſetzten Begriffen war ſeine Sache nicht; als Uebung des reinen Denkens galt ihm die Mathematik — in ſeinen reifern Jahren aber beſchäftigte er ſich lieber mit einem Denken, deſſen Inhalt und Gegenſtand gegeben war — gab es doch auf den poſitiveren Gebieten ſo viel zu ſtreiten und zu forſchen! Was Leſſing von der Speculation ferner hielt, war nicht Trägheit, nicht Mangel an Trieb, die Wahrheit zu erforſchen, ſondern, möchten wir ſagen, der horror vacui. Denn er ſchreibt: „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!" Gemeinſchaftlich mit Mendelsſohn hatte er zwar den Aufſatz verfaßt: Pope ein Metaphyſiker! worin, der Berliner Akademie zum Spott, welche eine Vergleichung von Pope's Syſtem mit dem des Leibnitz verlangt hatte, gezeigt wird, daß Pope ein Dichter und kein Philoſoph ſey, daß er kein ſtrenges conſequentes Syſtem habe; aber der philoſophiſche Inhalt mochte wohl mehr von „Herrn Moſes" herrühren, an welchen Leſſing nachher ſchrieb: „Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Beleſprit ausdehnt; wenn ſein Freund, der Beleſprit, ſich nur ein wenig in einen Methaphyſiker concentriren könnte oder wollte!" Und ſpäter finden ſich von Leſſing nur wenige, wohl meiſt durch Disputiren und durch Briefwechſel mit Freunden hervorgerufene kurze Erörterungen metaphyſiſcher Materien, wo ſich aber die Schärfe ſeines Geiſtes nie verläugnet, wie z. B.: Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott; und: über das Verhältniß des Leibnitz zu Spinoza. Bekannt iſt, welches Aufſehen, welche Bewegung in der philoſophiſchen Welt die Enthüllung von Leſſings Spinozismus durch F. H. Jacobi hervorgebracht hat, wie namentlich Mendelsſohn, Leſſings alter Freund, der ihn doch gut zu kennen glaubte, durch dieſe Nachricht überraſcht, ja betrübt wurde; wie man Rath pflog, ob man die Thatſache dem Publicum kund thun oder unterdrücken müſſe. Jacobi erzählt, er habe Leſſing 1780, im Jahr vor ſeinem Tode, in Wolfenbüttel beſucht, im Glauben, an ihm einen vollkommenen Theiſten zu finden, ſey aber beim erſten Geſpräch bald durch deſſen unumwundenes Geſtändniß überraſcht worden, daß er, wenn er ſich nach einem Philoſophen nennen ſolle, er ſich zu Spinoza bekennen müſſe. Es gebe keine andere Philoſophie als die Spinoza's. Ἓν καὶ πᾶν ſey ſein Wahlſpruch; er begehre keinen freien Willen. Hierbei ſey Leſſing in mehreren Unterredungen geblieben. Mendelsſohn ſträubte ſich auf jede Weiſe gegen die Annahme von Leſſings Spinozismus; und in der That, ſo gut ſich begreift, daß der kühne und conſequente Sinn des Mannes ſich zu allen Folgerungen eines unerſchrockenen Syſtems verſtehen mochte, ſo gewiß es iſt, daß er den Spinoza gründlich kannte, ſo darf man doch

[1] Beſonders beſchäftigte er ſich mit Leibnitz, und wollte deſſen Leben beſchreiben.

behaupten, daß des beschaulichen Spinoza's Fatalismus dem energisch handelnden Lessing, der das Wort aussprach: „der Mensch muß nie müssen!" nicht gemäß war, und so gewiß ist es, daß er in seinen Schriften durchaus auf theistischem Standpunkt steht. Möglich allerdings, daß er in den letzten Zeiten seines Lebens diesen verlassen, daß er mit den Theologen, denen er in so Vielem entgegengetreten, auch nicht mehr diesen Boden gemeinsam haben mochte: aber denkbar ist auch, daß er bei seiner bekannten dialektischen Streitlust ein System, das sich ihm von gewissen Seiten empfahl, gerade gegen einen tüchtigen Gegner mit einer Entschiedenheit verfocht, die nicht seine beständige Ueberzeugung war. Dafür könnten die Scherze sprechen, deren Jacobi erwähnt. Wie dem sey, — ohne jene posthumen durch Jacobi verbreiteten Aufschlüsse, würde Lessing, nach seinen Schriften, als Theist gelten müssen. Hauptsächlich kann man sich hiefür auf sein Christenthum der Vernunft berufen, wo er die Hauptdogmen des Christenthums, freilich in etwas anderem Sinn, philosophisch zu beduciren sucht, und selbst mit der Trinität einen scharfsinnigen und geistreichen Versuch macht; hier sagt er: „das würde kein Gott seyn, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte;" und wieder: „Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheiten bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann; beide sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten." Freilich hat man auch schon in seinem Versuch einer Deduction der Dreieinigkeit den Beweis gefunden, daß er sich die Gottheit unpersönlich gedacht habe. Eben so setzt er in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" einen nach moralischen Zwecken handelnden Gott voraus. Nun argumentirt Lessing allerdings häufig im theologischen und religiösen Gebiet auf den Grund von Hypothesen, die er selbst nicht zugiebt, und leiht seine scharfsinnigen Gründe und Beweise Systemen, die nicht die seinigen sind — aber die obigen Sätze sind oder waren doch zu einer gewissen Zeit zuverlässig seine eigene philosophische Ansicht. Mit Spinoza, welcher alle Individualitäten zu Modificationen, zu vorübergehenden theilweisen Offenbarungen der einen Substanz macht, tritt Lessing (mehr an Leibnitz sich anschließend) sogar in einen merkwürdigen Contrast durch sein Festhalten an der Individualität, worin er so weit geht, daß er halb und halb der Idee der Metempsychose das Wort redet: „Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? .... Weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Wirklich wird Lessing noch jetzt wegen seiner tiefsinnigen Auffassung christlicher Dogmen selbst von strengeren Theologen gerühmt, gegenüber der flachen Aufklärung, während andere den Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente als einen Ungläubigen betrachten, und noch andere ihn eben darum als Vorläufer der freien Wissenschaft feiern. Diese Verschiedenheit des Urtheils herrschte schon zu Lessings Lebzeiten; Nicolai schrieb ihm: „Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden." War Lessing sich selbst unklar? veränderte sich seine Ueberzeugung? oder war er doppelzüngig? Wir suchen dieß in der Kürze zu erklären. Die Erkenntniß der Wahrheit, das Forschen nach ihr, galt Lessing alles; der brennendste Wahrheitsdurst, die reinste Wahrheitsliebe *ist ein Grundzug seines* Charakters, und das stolze Bewußtseyn hievon tritt überall hervor. Ein so tiefer und rastloser Geist mußte sich auch mit den Problemen der Religion, des Christenthums vielfach beschäftigen, und wenn er auch von frühen Jahren an sich über das Aeußerliche der Religion wegsetzte, sprach er sich doch immer mit Achtung, Ernst und Würde über jene Gegenstände aus; er tadelte früher scharf einen Wieland, der „die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wissen wolle," und warnt vor dessen Anpreisung des Shaftesbury: „Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte, Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange." So wenig nun der strenge Lehrbegriff der Kirche Lessings kühnem und freiem Geiste genügte, so wenig befriedigte ihn auch die damalige Weise, das Christenthum dem gemeinen Verstande annehmlich und mundrecht zu machen, er spottete über seine Zeit: „wo man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, daß man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden könne." Er hatte darüber gelächelt, daß die Theologen nach seiner Ankündigung des Berengar ihn so belobten und große Stücke auf ihn hielten, und sich selbst einen baldigen Wechsel dieser Gesinnungen prophezeit. 1773 schrieb er seine Schrift: Leibnitz von den ewigen Strafen, wo er sich für die Ewigkeit entscheidet; freilich muß man hier wie sonst oft seiner Aeußerung eingedenk seyn, daß er manches γυμναστικῶς nicht δογματικῶς behaupte. Sein Bruder meinte, er habe damit den Orthodoxen die Cour machen wollen, werde aber seinen Zweck verfehlen. Lessing schrieb ihm darüber: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr als du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan." Und etwas später an denselben: „Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Subeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. . . Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen. Mit der Orthodoxie war man, Gott sey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, sieh etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sey. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin

meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen." Seine eigene Ansicht vom Christenthum schloß sich nicht ab; bei seinem lebhaften Scharfsinn ließ er sich nicht von einseitigen Darstellungen und Demonstrationen gewinnen; „er liebte," schreibt Nicolai, „das Disputiren und haßte den Parteigeist, weil er selbst keiner Partei anhieng. Manche haben ihn mißverstanden, weil sie Sätze, die er des Gedankenwechsels wegen aufwarf, für seine Meinung hielten. Im siebenjährigen Krieg vertheidigte er in Leipzig immer die Preußen, und in Berlin die Sachsen." Aber diese Liebe zum Disputiren ließ ihn auch mit sich selbst nicht recht einig werden; merkwürdig ist sein Geständniß: „Je bündiger mir der eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten."

Durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente (eines Ungenannten; erst später wurde Reimarus als Verfasser bekannt,) wurde Lessing in den letzten Jahren seines Lebens erst in heftige theologische Fehden verwickelt. Seine Freunde hatten ihm die Veröffentlichung abgerathen, aber er ließ sich nicht zurückhalten. Nach Nicolai's Behauptung hätten die Orthodoxen Lessing ganz mißverstanden, daß sie ihn als Gegner betrachteten, und Lessing selbst berichtet, daß ihm viele rechtgläubige Theologen von Anfang an für die Herausgabe Dank gewußt. Indessen der Hauptpastor Götze in Hamburg, früher ein Freund Lessings, aber aus andern, geringfügigen Gründen erbittert gegen ihn, griff die Fragmente, oder vielmehr den Herausgeber, aufs heftigste, ungezogenste und unbesonnenste an, und gab Lessing dadurch Veranlassung zu jenen meisterhaften Streitschriften, worin er die Gewandtheit seines Geistes und die Schärfe seiner Feder glänzender als je bewährte und den Liebhabern literarischer Polemik so wie den Lachern ein seltenes Schauspiel und einen hohen Genuß verschaffte. So kühn, so freudig, so siegesgewiß jedoch der Ton Lessings in diesen dialektischen Meisterstücken ist, eine so verdrüßliche und trübe Seite hatte denn doch diese Fehde für ihn; nicht nur daß man ihm das weitere Schreiben in dieser Sache verwehren wollte — auch sein Gemüth wurde durch die erfahrenen Anfeindungen angegriffen, und obgleich er versicherte, daß es ihn keinen Augenblick gereut, die Fragmente herausgegeben zu haben, beklagte er sich doch schmerzlich, daß man ihn, „einen Laien, bei den Haaren in diesen Streit hineingezogen," und daß er „durch die Verdrehungen eines hämischen und unwissenden Zeloten um alle Ansprüche auf den Namen eines Christen habe gebracht werden sollen." Die wichtigsten jener Fragmente handelten von der: „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können;" davon, „daß die Bücher des alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren," und von der „Auferstehungsgeschichte," worin Widersprüche gefunden werden. Lessing bemerkte, jeder aufgeklärte Christ, jeder, der seiner Religion fest vertraue, müsse die Veröffentlichung willkommen heißen, weil sie Gelegenheit zu gründlicher Beantwortung von scharfsinnigen Einwürfen darbiete. Er lobt die Gründlichkeit, die Gelehrsamkeit, die Wahrheitsliebe und Mäßigung des Verfassers, will aber seine Behauptungen keineswegs vertreten. Sollte aber auch der Verfasser Recht behalten, so sey nicht das Christenthum gefährdet, sondern nur die Bibel: „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihm keine innere Wahrheit geben, wenn es keine hat." Dieß wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil der Fragmente — im schlimmsten Fall, wenn die Theologen nicht befriedigend darauf zu antworten wüßten. Ernste Prüfung thue noth; man habe dort jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gotteslängner herabgewürdigt. Noch sey auf keiner Seite der Mann erschienen, der die Religion so bestreite, und der sie so vertheidige, wie es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordere. Jedem einzelnen Fragment setzte er einige Gedanken bei, um dem ersten panischen Schrecken zu steuern, das kleinmüthige Leser befallen könnte, und weil er den Ton der Verhöhnung verabscheue, den man ihm sonst zuschreiben könnte.

Im weitern Verlaufe des Streites macht Lessing den Theologen den Vorwurf, daß sie nicht bei der Strenge des mindestens consequenten orthodoxen Systems stehen geblieben, und behauptet, daß dasselbe sich wohl hätte hartnäckiger vertheidigen lassen, was er mit Scharfsinn darthut; unter dem orthodoxen System aber versteht er die Symbole der vier ersten Jahrhunderte. Daß es nicht *sein* System sey, giebt er freilich deutlich genug zu verstehen. Ernster gemeint, als die Beschuldigung, zum Katholicismus sich hinzuneigen, sofern er, den obenangeführten Sätzen gemäß, gegen die Bibliolatrie (Vergötterung der Bibel) kämpfe, war die Anklage „mittelbarer und unmittelbarer feindseliger Angriffe auf die christliche Religion," von Götze erhoben.

Indem nun Lessing die persönlichen, gehässigen Verdächtigungen, die Mißverständnisse, die Verdrehungen und falschen Consequenzen seines Gegners mit glänzendem Witz und unerbittlichem Spott zurückwies, erörterte er ausführlicher die schon angegebenen Sätze; er stellte eine Hypothese auf über die Entstehung der Evangelien, und suchte zu zeigen, wie Widersprüche und Irrthümer selbst mit dem Begriff der Inspiration verträglich seyen; er verlangt statt des Buchstabens den Geist, statt des von Jedem wieder anders festgesetzten und geforderten Glaubens die Liebe; er unterscheidet die Religion Christi und die christliche Religion. Vermöge seiner Besonnenheit, seiner Dialektik und Gelehrsamkeit war er allen seinen heftigen, polternden, schimpfenden und verdächtigenden Gegnern überlegen; nur das, was er wirklich gesagt und geschrieben, vertrat er; ihm angedichtete Suppositionen und Folgerungen schleuderte er mit scharfer Klinge zurück; inquisitorischen Fragen entzog er sich und blieb und hielt seine Gegner streng bei der von ihm bezeichneten Linie; seine Ansichten von Religion und Christenthum waren früher ernst und gemäßigt; er schrieb mit Eckel von Berlin im Jahr 1769: „Man habe dort nur die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man wolle; und dieser Freiheit sich zu bedienen müsse der rechtliche Mann sich nun bald schämen;" er wurde von seinem Bruder wegen der Emilia Galotti getadelt, weil sie zu fromm sey, „ihre Frömmigkeit mache sie ihm etwas verächtlich — ihre Aeußerungen verrathen einen gar zu kleinen Verstand, zu wenig Selbstdenken!" Kurz Lessing war nicht *der Gegner* des Christenthums, zu dem ihn Freunde und Feinde machen wollten. Aber wohl mochte

sich des vielfach und unbillig Angegriffenen hin und wieder eine gewisse Gereiztheit bemächtigen, welche die Personen der Gegner nicht ganz von ihrer Sache und von der Sache und dem Gegenstand des Streites schied, und Lessings anfängliches, unter damaligen Umständen wohl entschuldbares Zurückhalten mit seiner eigenen Ueberzeugung, deren Aussprechen von ihm zu fordern freilich Niemand das Recht hatte, mochte ihn Manchen als unaufrichtiger oder feindseliger erscheinen lassen, als er wirklich war. Denn ganz aufrichtig kann man es kaum finden, wenn er im Anti-Götze schrieb: „Ich habe bis auf den Zeitpunct, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welcher ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe. Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten... nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er;“ [1] und wenn er über seinen Nathan später schrieb: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen. Aber hier ist nicht der Ort sie zu rechtfertigen.“ Selbst eine Lessing'sche Dialektik würde schwerlich hinreichen, diese beiden Aeußerungen ganz in Einklang zu bringen, denn wenn er von jeher Nathans Gesinnungen gegen jede positive Religion hegte, wie konnte er früher die christliche Religion mit besonderer Gunst vertheidigen? Das Eigentliche von Lessings Ansichten über natürliche und positive Religion und Christenthum findet man wohl in dem Testament Johannis, und in den kleinen Aufsätzen, die sein Nachlaß enthielt. In jenem stellt Lessing den Satz auf, daß die von Johannes in seinem hohen Alter immer wiederholte Ermahnung: Kinder liebt Euch! der Inbegriff der christlichen Religion, und die Erfüllung dieser Aufgabe das wahre Christenthum sey, im Gegensatz gegen die weit mühelosere Annahme der christlichen Glaubenslehren. Aus den zwei Fragmenten: die Religion Christi, und: Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion heben wir folgende Sätze aus: die Religion Christi, diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte, — und die christliche Religion, die Christum für mehr als einen Menschen hält, und ihn selbst zum Gegenstand ihrer Verehrung macht, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jene ist mit den klarsten und deutlichsten Worten in den Evangelisten enthalten; diese so ungewiß und vieldeutig, daß schwerlich je zwei Menschen mit einer Stelle den nämlichen Gedanken verbunden haben..... Zur natürlichen Religion, deren Inbegriff ist: einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, und auf diese bei allen Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist jeder Mensch aufgelegt und verbunden, nach dem Maaß seiner Kräfte. Da aber dieß Maaß verschieden, und daher eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden seyn würde, hat man den Nachtheilen dieser Verschiedenheit im socialen Zustand der Menschen vorbauen zu müssen geglaubt, und daher conventionellen Dingen und Begriffen diejenige Wichtigkeit und Autorität beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selber hatten; d. h. man machte aus der natürlichen Religion eine positive, und diese erhielt ihre Sanction durch das Ansehen ihres Stifters, der das Conventionelle derselben von Gott zu haben behauptet. Die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modificirt wird, ist ihre innere Wahrheit, und diese innere Wahrheit ist bei einer so groß als bei der andern. Alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Die beste positive Religion ist die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält. —

Besser hätte er wohl gethan, seine eigene ganze Ueberzeugung früher schon unumwunden auszusprechen, doch mag sich Manches zu seiner Entschuldigung sagen lassen, wenn man die Zeitumstände in Betracht zieht. Merkwürdig, und rühmlich für Lessing ist es, daß er nach diesem hitzigen Streit kräftig genug in jeder Hinsicht war, sich als Dichter so zu sagen über den Kampf zu stellen, oder, wenn man lieber will, den Streit poetisch fortzusetzen und zu schließen — in seinem Drama: Nathan der Weise. Die Heftigkeit des Polemikers ist hier von der Milde des Dichters gedämpft, und Lessing bedient sich mit anerkennungswerther Mäßigung des Vorrechts, den Streit auf ein Gebiet versetzen zu können, wohin ihm seine Gegner nicht folgen konnten. Die künstlerischen Vorzüge dieses Drama's wurden schon oben anerkannt; hier nur noch Weniges über seine Tendenz. Diese ist eine philosophische: zu zeigen, wie die Vorrede sich ausdrückt, daß es längst unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt, und doch gute Leute gewesen, und dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblicke. — Dagegen aber läßt sich einwenden: der Streit der Religionen dreht sich nicht um die Frage, ob die Bekenner jeder Religion moralisch gut handeln können, sondern eher um die Alternative parceque oder quoique, welche durch den Nathan nicht gelöst wird. Die Hauptsache für Lessings Zweck sind also die speciell auf die Religion bezüglichen Reden, die Argumentation gegen die Wunder, das berühmte Mährchen von den drei Ringen — die aber mit dem Drama selbst ziemlich locker zusammenhängen. Das Wort: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermuthlich ging verloren,“ ist in einigem Widerspruch mit den Ideen der „Erziehung des Menschengeschlechts;“ das Christenthum ist, während Judenthum und Mohammedanismus die ausgezeichnetsten Vertreter finden, durch den Patriarchen in historisch zwar nicht unwahrem, aber neben den andern beiden Religionen in nachtheiligem Lichte dargestellt, und endlich war Saladin, der sich allerdings häufig menschlich, gerecht, seinem Worte treu und aus Staatsklugheit und Humanität tolerant zeigte, doch keineswegs der vorurtheilsfreie Mann, zu dem ihn Lessing macht; dieser beruft sich auf „Winke der Geschichtschreiber,“ aber gründliche Geschichtsforscher haben gezeigt, daß Saladin zwar aus Klugheit und Humanität sich treu, gerecht und mild gegen Andersglaubende zeigte, aber mit Fanatismus an seiner Religion hing. Dieß beweist freilich nichts gegen Lessings Tendenz, wohl aber, daß sein

[1] Götze.

Sukkurs eben so wie sein Nathan eine Fiction ist. Wenn indeß dieß berühmte Drama theoretisch auch nicht eben überzeugen kann, so hat es doch ohne Zweifel praktisch wohlthätig gewirkt, und was es zur Beförderung des religiösen Indifferentismus beigetragen haben mag, wurde gewiß überwogen durch seine heilsame Wirkung auf Beförderung der praktischen Toleranz.

Als eine weitere Frucht und Nachwirkung des theologischen Streits lassen sich die anziehenden „Gespräche für Freimaurer" betrachten, in welchen als der wahre und höchste, nicht von allen Freimaurern erkannte, und auch von Andern möglicherweise verfolgte Zweck dieses vielbesprochenen Ordens, der bezeichnet wird: die nothwendigen und in ihrer Art auch wohlthätigen Unterschiede der Stände, der Berufe, der Nationalitäten, des Besitzes, der Religionen durch wahre Humanität einigermaßen auszugleichen, und das gemeinsame Bewußtseyn der Menschheit lebendig zu erhalten. Diese Gespräche sind in einem äußerst wohlthuenden Tone milder Beschaulichkeit, ohne alle Polemik und Bitterkeit, aber dabei mit großer Lebendigkeit und Schärfe geschrieben. In ihnen findet man auch einige politische Reflexionen, die bei Lessing sonst seltener sind. Dem vorherrschend philanthropischen Geist seiner Zeit (d. h. der Denker oder Philosophen!) gemäß, betrachtet Lessing den Staat als Mittel, nicht als Zweck, zur Beglückung der Menschen, „das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!" ... „Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland ꝛc. — als die Glückseligkeit jedes wirklichen, einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!" Wenn diese Ansicht einseitig und beschränkt ist, schließt sie doch den Mißbrauch eher aus, als die entgegengesetzte Einseitigkeit. Daß Lessing politische Mängel empfand, sieht man aus einem Brief, worin er sich über den Mangel an Freiheit in Berlin, verglichen mit Wien, beklagt: „Lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist." Obgleich Lessing in seiner Emilia Galotti das Schicksal der Virginia, ohne die politischen Elemente, zum Vorwurf einer bürgerlichen, modernen Tragödie machte, enthält dennoch das Stück so viele bittere und scharfe Züge, eine so feine Darstellung der Art, wie Höflinge den Leidenschaften ihrer Herren schmeicheln und ihnen die Bahn der Willkür und des Verbrechens mit Rosen bestreuen, daß man Lessings Intuition und seine Freimüthigkeit gleichermaßen bewundern muß.

Lessings kritische Thätigkeit war eben so furchtbar als fruchtbar; wohin er seine kritischen Pfeile versandte, da streute er auch fast immer duftende Blumen und guten Samen aus. Sie war ebenso umfassend, als im einzelnen Falle tief eindringend; er beurtheilte philosophische, theologische, geschichtliche, philologische Werke eben so wie schöngeistige jeder Art, freilich nicht alles mit gleicher Gründlichkeit — bald faßte er mehr die Form, bald mehr den Inhalt ins Auge; manchmal berührte er nur eine einzelne Seite, deckte nur ein paar Blößen oder Plagiate auf, oder schleuderte einen treffenden Witz, einen vernichtenden Spott; aber immer waren seine Urtheile bestimmt und treffend, nie vag und schielend, immer erkannte man darin den nach Gelehrsamkeit und Einsicht competenten Richter. Eben so sicher und treffend spricht er von ganzen Fächern der Literatur, wie von den minutiösesten Details, als da sind Constructionen, Lesearten u. dgl. So urtheilt er von der Geschichte: daß es um dieses Feld in dem ganzen Umfang der deutschen Literatur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet sey es zwar genug, aber wie? Und die Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber haben, ist ihm die: Unsre schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsre Gelehrte selten schöne Geister. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoff eine Gestalt zu ertheilen. Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsre künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen. — Hier sey die Bemerkung eingeschaltet, daß Lessing glaubte: der Name eines wahren Geschichtschreibers komme nur demjenigen zu, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibe. Mit unerschrockener Rücksichtslosigkeit zog er ebenso die Berliner Academie, Gottsched und Klotz, Cramer, Wieland und Klopstock, wie den obscursten Subler vor sein Tribunal. Da wir uns hierüber kurz fassen müssen, erinnern wir nur an Lessings Urtheil über zwei große Zeitgenossen: über Rousseau und Goethe. Ueber den erstern schrieb er 1755: „Er ist überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansieht, sondern geraden Weges auf die Wahrheit zugeht, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen speculativischen Betrachtungen Antheil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz andern Ton, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben." Offenbar erkannte Lessing, der Gelehrte, in Rousseau, dem Feind der Gelehrsamkeit, dennoch die tiefere Geistesverwandtschaft, die sich auf die beiden gemeinsame feurige Liebe zur Wahrheit gründete, und auf das Streben beider nach Freiheit, obwohl Rousseau mehr Gluth besaß, als der vorwiegend verständige Lessing, und unmittelbarer, als dieser, auf das Praktische losging. — Charakteristisch ist sodann sein (in einem Brief enthaltenes) Urtheil über Goethe's Werther. Der nüchterne Freund Lessings, Nicolai, hatte dem Werke Goethe's seine „Freuden Werthers" entgegengesetzt, und schrieb darüber an Lessing: „Sie sind durch einige von einer schalen Philosophie erzeugte Grundsätze veranlaßt worden, welche in den Leiden Werthers durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romanencharakter aufgestutzt sind." Lessing hat den Roman „mit Vergnügen" gelesen, aber er steht im Ganzen auf demselben Standpunct, wenn er einem Freund schreibt: „Wenn ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische

nehmen, und glauben, daß der gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht!... Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß; und je cynischer, je besser!" Man wird auch dieß Urtheil, wie die Ansicht Lessings vom Staat, einseitig und beschränkt nennen dürfen; aber man wird auch zugeben, daß es in vielen Hinsichten weniger bedenklich ist, die Aesthetik etwas ängstlich an die Moral zu binden, als die Moral aus der Aesthetik zu deduciren. Die Enthusiasten für Kunst und Schönheit werden freilich über Lessing spöttisch lächeln, wenn dieser gar keinen Zweifel darüber hatte, daß es etwas weit Größeres wäre: der Schöpfer des allerungestaltetsten Menschen als der allervollkommensten Statue zu seyn!

Noch einige Bemerkungen über Lessings Sprache und Styl. Die anerkannte Trefflichkeit seiner Sprache war ebenso Frucht des Fleißes und der Einsicht als glückliche Naturgabe. Er studirte gründlich die deutsche Sprache in ihrem Wesen und ihren geschichtlichen Denkmalen, er beschäftigte sich mit einem deutschen Wörterbuch, er sammelte treffende Ausdrücke und Wörter in ältern Schriftstellern, er rückte es einem Wieland hart vor, daß er in der Schweiz die deutsche Sprache verlerne und eine Menge unnöthiger Fremdwörter in seinen Schriften einführe. Anziehend ist, was er selbst im Anti-Götze über seinen Styl sagt — den ihm Götze getadelt hatte: „Vergeben Sie mir immer eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. — Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? — Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Styl desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz. — Ich gebe meinen Styl aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl (das Verweilen bei Metaphern u. s. w.), diesen Fehler mögen meine dramatischen Arbeiten mitverstärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil... die mehrsten Uebergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht... Aber das ist mein Styl und nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Styl ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen; die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, auf was man will." Diese Worte bezeichnen kürzer und treffender, als wir es vermöchten, die Eigenthümlichkeit von Lessings Sprache; neben seinem Gedankenreichthum und der Meisterschaft der Freiheit, womit er seinen Gegenstand beherrscht, beruht sie hauptsächlich auf dem dialogischen oder dialektischen Element derselben, auf dem lebendigen, scheinbar kunstlosen Fortschritt; alle Schriften Lessings haben mehr oder minder ein spannendes, ein fast dramatisches Interesse, während bei uns Deutschen sonst der Lehr- und Katheberton, eine Folge unserer Erziehung und unseres Lebens, so sehr vorherrscht. Mittelst dieser trefflichen, hinreißenden Prosa ist Lessing von der einen Seite der erweckende Genius der neuen deutschen Literatur geworden, während von der andern Klopstock den pathetischen Ton erhabener, schwungvoller Poesie anstimmte; solche Vorläufer mußten wohl den Weg bahnen, ehe die vollendete Pracht der Schiller'schen Poesie, ehe die bezaubernde Milde und Reife von Goethe's Vers und Prosa die Nation entzückten.